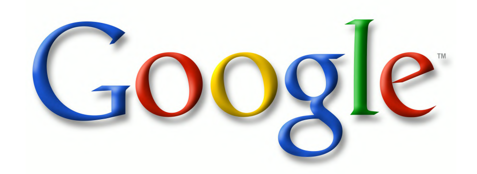
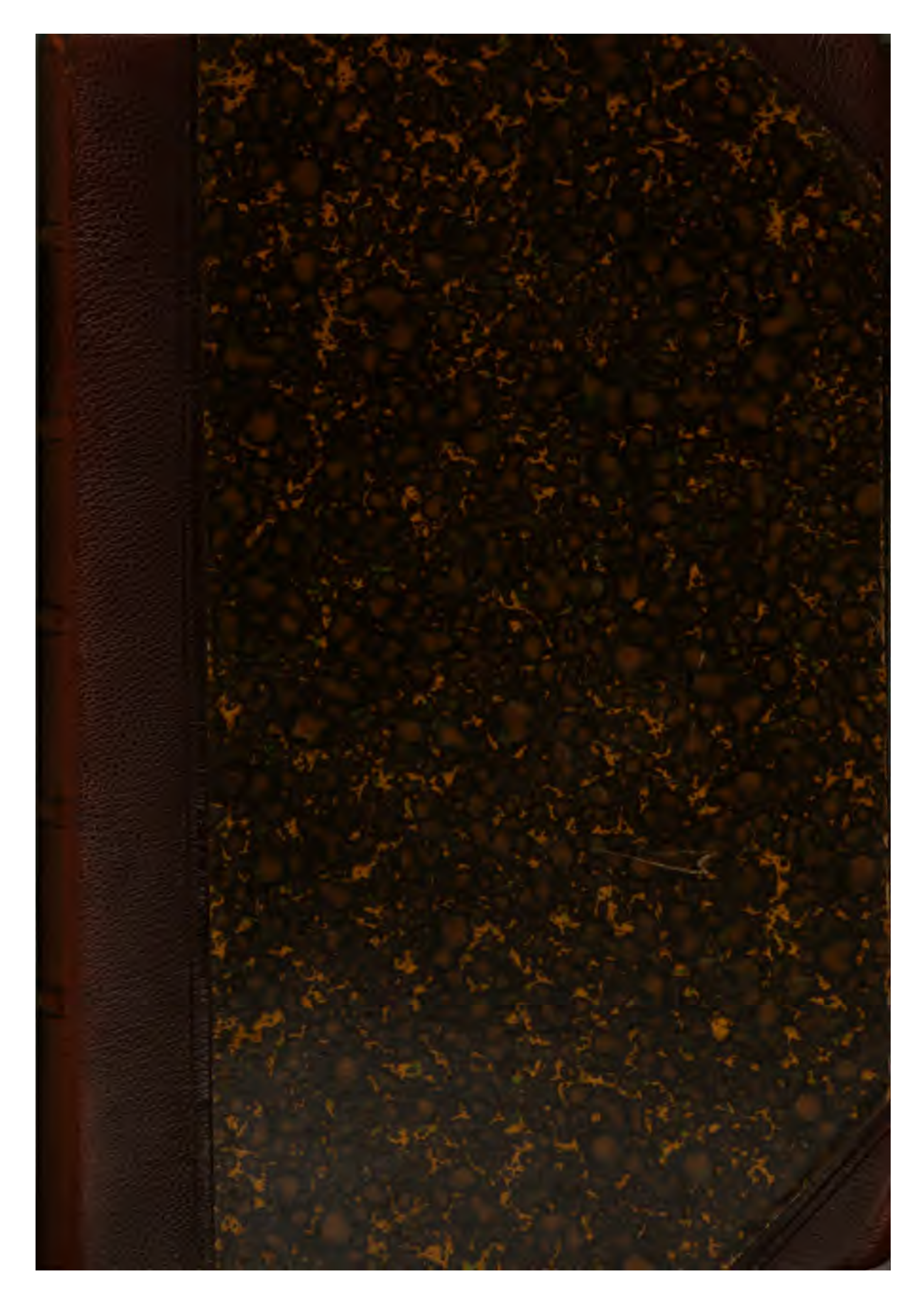
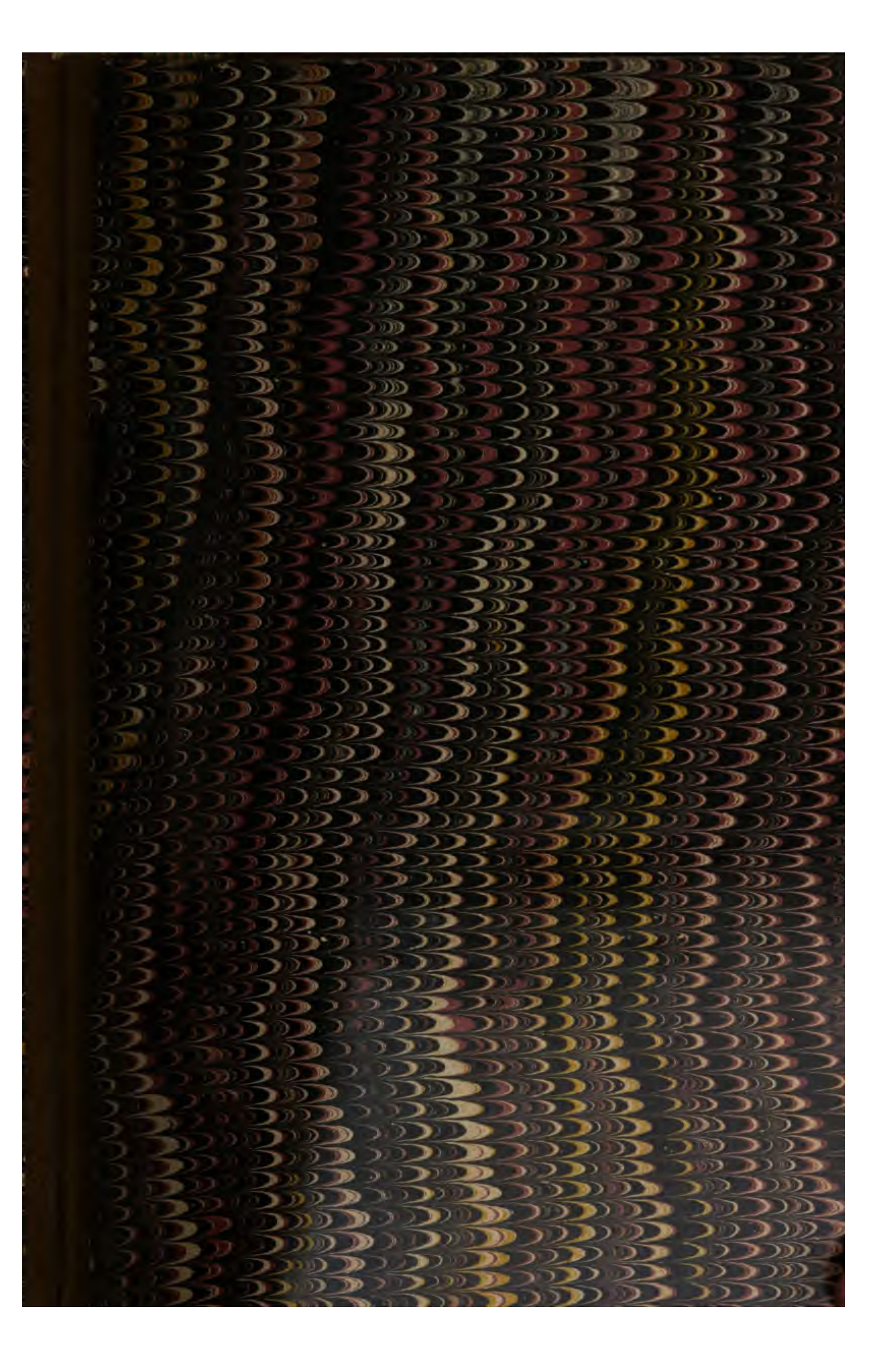





TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA



KLEINERE SCHRIFTEN

VON

WILHELM WACKERNAGEL.

ZWEITER BAND.

ABHANDLUNGEN
ZUR DEUTSCHEN LITTERATURGESCHICHTE.

LEIPZIG
VERLAG VON S. HIRZEL.
1873.

KLEINERE SCHRIFTEN

VON

WILHELM WACKERNAGEL.

ZWEITER BAND.

ABHANDLUNGEN

ZUR DEUTSCHEN LITTERATURGESCHICHTE.

LEIPZIG

VERLAG VON S. HIRZEL.

1873.

ABHANDLUNGEN

ZUR

DEUTSCHEN LITTERATUR-GESCHICHTE

VON

WILHELM WACKERNAGEL.

LEIPZIG
VERLAG VON S. HIRZEL.
1873.


TAYLOR INSTITUTION
ERSITY
2 4 OCT 1975
OF OXFORD

Vorwort.

Unter den Abhandlungen dieses Bandes, die ebenso wie die des ersten nach den Handexemplaren des Verfassers, mit Einschaltung zahlreicher Nachträge, zum Druck gerichtet sind, befinden sich zwei vorher noch ungedruckte, neben no. 2 die längere Arbeit über die Thiersage (no. 5), die sich in manchen Punkten als ausführlichere Neubearbeitung des unmittelbar vorhergehenden Aufsatzes darstellt, ohne dessen Inhalt voll aufzunehmen. Sie ist der erste Theil eines Collegienheftes über Reinke de Vos, durch die Bemühung des Herrn Dr. L. Sieber hier für den Druck ausgeschrieben.

Ein demnächst erscheinender dritter und letzter Band wird die Abhandlungen zur deutschen Sprachkunde enthalten.

Basel den 9. October 1873.

M. Heyne.

ABHANDLUNGEN

ZUR

DEUTSCHEN LITTREATURGESCHICHTE.

Geschichte des deutschen Hexameters und Pentameters bis auf Klopstock.

(Berlin, in der Finckeschen Buchhandlung 1831. XXIX u. 68 Seiten 8°.)

An

Karl Witte,

Professor der Rechte in Breslau.

Ob ich damit, theurer Freund, einer besondern Liebhaberey von Dir entgegenkomme, wenn ich Dir grade dieses Büchlein widme, weiss ich nicht. Vielleicht hätte ich lieber warten sollen, bis ich Dir eine vollständige Schrift über die leoninischen Verse (wovon doch zuletzt diese Blätter nur einen Abschnitt bilden werden) zueignen konnte. Aber es ist ein Bedürfniss meines Herzens, und ich nehme die Gelegenheit wahr, Dir vor Vielen zu sagen, wie lieb und werth Du mir bist, wie ich mit Freude und Schmerz zugleich an die Zeit zurückdenke, die ich mit Dir verlebt habe, an die Abende wo wir zu gemeinschaftlicher Betrachtung von Kunstwerken, zu gegenseitiger Mittheilung unserer Poesien zusammenkamen, wo ich mich von Dir über die altitaliänische Litteratur belehren liess. Glaube mir, ich vergesse das nie, und davon will ich Dir hiemit ein Merkmal und Pfand geben. Ich bitte Gott, dass er es Dir wohl gehn lasse; mir wünsche ich, dass ich Dich bald wiedersehen möge.

Berlin, im December 1830.

W. W.

Vorrede.

Mein Bemühen bei Abfassung dieses Büchleins ist darauf gerichtet gewesen, als einen Beitrag zur Geschichte unserer Poesie eine möglichst vollständige Uebersicht aller Versuche zu liefern, die man vor *Klopstock* angestellt hat, auch in deutscher Sprache Hexameter und Pentameter zu verfertigen. Welche Versuche in drey Perioden zerfallen: in der ersten sucht man die Regeln der antiken Prosodie zu befolgen, und thut damit der deutschen Sprache eben keine Gewalt an; in der zweyten hat man noch dieselbe Absicht, aber handelt damit dem Geiste der Sprache zuwider; in der dritten endlich wird der Hexameter emancipiert, man ist weniger antik um deutscher seyn zu können, und setzt an die Stelle der Quantität den Accent. Diese Periode dauert noch. Die Metriker übersehen es, dass der grosse Unterschied zwischen antiker und moderner Verskunst nunmehr auch für die nachgeahmten antiken Maasse gilt, und bleiben in einem fortwährenden unbehutsamen Verwechseln ganz verschiedener Begriffe; sie sollten von Hexametern und Pentametern wie von andern deutschen dactylischen Versen sprechen, vom Dactylus aber als von einem Fusse, der aus einer accentuierten und zwey unaccentuierten Sylben bestehe. Einzelne Dichter nehmen die mühselige Arbeit *Konrad Gesner's* wiederum auf, und machen Verse in denen sie die Position beachten, ohne zu bedenken dass ihnen der nothwendige Gegensatz corripierter Wurzelsylben abgeht, und dass sie bei dem gänzlichen Mangel an accentuierten Kürzen und unaccentuierten Längen doch immer wieder auf die gewöhnliche Verskunst zurückkommen, der Accent und Länge einerley ist. Zuweilen, wo Noth am Mann ist, helfen sie sich und machen kurz, was alle Welt lang spricht. Die Verse *Friedr. Heinr. Bothe's* habe ich unten Anm. 32. erwähnt; ähnliche Probestücke von *Leop. Schefer* sind mir erst jetzo aus seinen kleinen lyrischen Werken (zweyte Aufl. Frankf. a. M. 1828.) bekannt geworden. Welche Formen, welche Sätze, ja selbst welcher Versbau! es fehlen Cäsuren, es fehlt aller Wohlklang, nur damit es

lauter untadelhafte Kürzen seyen. Aber das hat zuletzt der Dichter verschuldet, und wir wollen es nicht dem Metriker zur Last legen. Jedoch neben den willkürlichen Regeln wie viele noch willkürlichere Ausnahmen! Wie viele Worte nach Laune und Gelegenheit bald lang, bald kurz gebraucht! — Wir wollen uns Raum für bessere Beispiele sparen.

Es geht einmal nicht; so schön es wäre, wenn wir echt antike Verse machen könnten, wir vermögen es nicht: geben wir's auf! Nicht bloss die verschiedene Art zu messen ist es, was uns in den Weg tritt, wenn wir es den Alten gleich thun wollen: wir müssen auch ihre freye, unsre gebundene Wortfügung in Anschlag bringen. Ihre Hexameter und Pentameter, minder die der Griechen als die der Römer, charakterisiert eine eigenthümliche Anordnung der Worte, die zwar auch sonst ihrer Sprache angemessen und in ihr begründet ist, jedoch diesen Versen besonders nothwendig zugehört; unserer Sprache ist sie in demselben Grade fremd. Ich meine den syntactischen Parallelismus der beiden Hälften, in welche die Cäsur den Hexameter und Pentameter theilt.

Nicht von dem Parallelismus zweyer durch die Cäsur getrennter Sätze, wie er im Pentameter beliebt ist, z. B.

Cynthia prima fuit, Cynthia finis erit: Prop. I, 12, 20.
Maxima praeda tibi, maxima cura mihi: ib. III, 16, 2.
Nec cito desisto, nec temere incipio: ib. 20, 36.
Despiciam dites, despiciamque famem: Tib. I, 1, 78. [I, 4, 82.]
Maereat haec genero, maereat illa viro: ib. III, 2, 14.
Turpe senex miles, turpe senilis amor: Ovid am. I, 9, 4.
Longa decensque fuit, longa decensque manet: ib. III, 3, 8. [her. 13, 166.]
Deputo, sive legat quae dabo, sive tegat: Auson. epigr. XXXIV, 16.
Ligneus ut Daphne, saxeus ut Niobe: ib. LXXXV.
Talis vita tibi, qualia vota mihi: id. edyll. II, 64.

oder mit abweichender Stellung der Worte [Tib. III, 6, 48]:

Hujus ero vivus, mortuus hujus ero: Prop. III, 15, 36.
Di quoque habent oculos, di quoque pectus habent: Ov. am. III, 3, 42.[1]).

---

1) Hiemit lassen sich solche Pentameter zusammenstellen, in denen zwey zu Einem Zeitworte gehörige, durch *et, atque, nec, at* verbundene oder asyndetischer Weise unverbunden gebliebene Substantiva so vertheilt werden, dass das Verbum die zweyte Hälfte des Verses beginnt, die Substantiva beide Hälften beschliessen: eine Structur die *Catull* besonders liebt.

Sed pater ut gnatos diligit et generos: Cat. LXXII, 4.
Qui stellarum ortus comperit atque obitus: ib. LXVI, 2.

rede ich; denn dergleichen vermögen deutsche Dichter auch; sondern von dem Parallelismus in der Stellung der Worte eines und desselben durch die Cäsur getheilten Satzes.

In seinem Commentar zum *Tibull* bemerkt *Broukhuysen* bei Gelegenheit des Pentameters „Bellica cum dubiis rostra dedit ratibus (II, 6, 22.) Folgendes: Animadvertendum est singulare quoddam Tibulli artificium, quod apud alium poetam reperies neminem. In priore hemistichio collocat bina epitheta, quae epitheta dispescuntur una vocula media; in posteriore sunt bina subjecta cum uno verbo regente, itidem medio. Ut l. I. eleg. 10. v. 4:

Sera tamen tacitis poena venit pedibus.

Ibid. eleg. II. v. 14:

Haesura in nostro tela gerit latere.

L. II. eleg. 7. v. 16:

Et mea cum muto fata querar cinere.

Elegia proximo superiore v. 16:

Abdita quae senis fata canit pedibus.

Et v. 40:

Troia qui profugis sacra vehis ratibus. —

Non admodum dispar ratio est, cum in priore tmesi epitheta continuantur, nulla voce media. Ut l. I. eleg. 8. v. 16:

Frigidus intonsos Taurus arat Cilicas.

Atque ibidem v. 36:

Expressa incultis uva dedit pedibus.

L. II. eleg. 4. v. 48:

Annua constructo serta dabit tumulo.

L. II. eleg. 7. v. 14:

Et madefacta meis serta feram lacrimis.

Es ist eine irrige Behauptung, dass dies artificium ein ausschliessliches Eigenthum *Tibull's* sey: man kann es ihm kaum vorzugsweise zugestehn; denn auch die Andern haben genug der Art, z. B.

Grandia te medii tenta vorare viri: Cat. LXXX, 6.
Nulla mihi tristi praemia sint Venere: Prop. I, 14, 16.
Ausaque in accensos Iphias ire rogos: Ov. tr. V, 14, 38.

Häufiger ohne Einschaltung eines Wortes in der ersten Hälfte:

Cum gravis exustos aestus hiulcat agros: Cat. LXVIII, 62.
Rara verecundae furta feremus herae: ib. 136.

Et non pistrino traditur atque asino: ib. XCVII, 10.
Speret nec linguam esse nec auriculam: ib. LXVII, 44.
Ille fores dominae servat, at iste ducis: Ov. am. I, 9, 8. [cf. her. 13, 120.]
Ambos una fides auferet, una dies: Prop. III, 20, 18. [Tib. I, 3, 56. 4, 2.]

Et nullo vacuus tempore defit amor: Prop. I, 1, 34.
Et vetera oblitis jura refer sociis: ib. 6, 20.
Saucia maerenti corpora vectet aqua: ib. IV, 3, 46.
Ut pendens liquida ripa subitur aqua: Ov. A. A. I, 620.
Aptaque verrendis sidera quaeret aquis: Ov. am. I, 9, 14. [heroid. 2, 90.]
Cumque sua teneram conjuge pressit humum: ib. III, 5, 16.[2])
Egregia et nuptae laus erat et viduae: Auson. edyll. II, 48.

Die Absicht dieser Wortstellung leuchtet ein. Es soll in der ersten Vershälfte noch nichts für die Vollendung des Sinnes geschehn: darum werden Substantiva und Verbum für die zweyte behalten, und die an sich nichts aussagenden Adjectiva vorangeschoben; die erste Hälfte beginnt, die zweyte vollendet; die erste schürzt, die zweyte löst. Deswegen sind Beispiele seltener, wo schon in der ersten ein Substantivum gegeben ist, wie folgende:

Carmina mansuetus lenia quaerit amor: Prop. I, 9, 12.
Lumina dejectis turpia sint lacrimis: ib. 18, 16.
Ora philetaea nostra rigavit aqua: ib. IV, 3, 52.
Brachia derepta saucia fecit acu: Ov. am. I, 14, 18.
Heu! mala vexatae quanta tulere comae: ib. 24.
Non anus haemonia perfida lavit aqua: ib. 40.

Obwohl es seinen guten Grund hat und stärkeren Nachdruck bezweckt, wenn z. B. in dem ersten der properzischen und dem zweyten der ovidischen Verse die Worte *lenia* und *quanta* nicht gleich vorangestellt werden. Hier würde strenge Anordnung mehr gegen den Charakter des Pentameters verstossen als diese abweichende.

Aber wie es auch mit den Nominibus gehalten werde, die Symmetrie wird in der Regel behauptet, und wie in der Substruction die Adjectiva (oder das Substantivum und Adjectivum) angeordnet sind, dieselbe Stellung nehmen in der darüber erbauten zweyten Hälfte auch die Substantiva (oder das Adjectivum und Substantivum) ein. Welcher Platz daneben dem Zeitworte angewiesen werde, ist für die Absicht dieser Wortfügung gleichgültiger: es kann die zweyte Hälfte auch beschliessen, es kann sie beginnen, es kann sogar (obwohl das jener Absicht schon

2) Daran schliessen sich Beispiele, wo statt des Verbi finiti ein Participium steht, wie:

Candida dividua colla tegente coma: Ov. am. I, 5, 10.

und ausserdem statt des einen Adjectivi ein Genit. subst.:

Divum ad fallendos numine abusum homines: Cat. LXXVI, 4.

mehr widerstrebt) mitten in die erste eingeschaltet werden, wenn nur die Congruenz der Nomina beobachtet wird. Ich will von jeder Art einige Beispiele geben.

Das Zeitwort am Ende des Verses:

Tristia cum multo pocula felle bibat: Tib. I, 5, 50.
Clausa tuo majus janua fulmen erat: Ov. am. II, 1, 20.
Quaeque prometheo saxa cruore rubent: ib. 16, 40.
Ut meus oblito pulvis amore vacet: Prop. I, 19, 6.
Mollia composita litora fronde tegit: ib. 20, 22.

Seltener mit Voranstellung eines Subst.:

Vela colorati qualia Seres habent: Ov. am. I, 14, 6.
Ad sua natalis tempora noster adest: Ov. tr. III, 13, 2.[3])

Oefter beginnt das Verbum die zweyte Hälfte; Verse der Art liebt Properz vorzugsweise; auch Ovid hat sie häufig genug.

Arida nec pluvio supplicat herba Jovi: Tib. I, 7, 26.
Impia in adversos solvimus ora deos: ib. III, 5, 14.
Fortia nam posita sumpserat arma colo: Ov. A. A. I, 702.
Turbida perversas induit illa comas: ib. III, 246.
Exstinctum longis occidit omne malis: Ov. tr. I, 6, 32.
Et denso mistas perferet imbre nives: Ov. am. I, 9, 16.
Lecta prometheis dividit herba jugis: Prop. I, 12, 10.
Candida felici solvite vela choro: ib. 17, 26.
Nostraque non ullis permanet aura locis: ib. III, 12, 8.
Et solitum armigeri ducite munus equi: ib. IV, 4, 8.
Multiplici illustres vidit honore domos: Auson. edyll. II, 50.

Seltener mit Voranstellung eines Subst.:

Moenia felici condidit alta manu: Ov. am. III, 13, 34.
Aurea de campo vellite signa meo: ib. 15, 16.
Cumque nova mores sunt tibi luce dati: Ov. tr. I, 6, 24.
Nec levis in verbis est medicina meis: Prop. I, 10, 18.[4])

Von der Einschaltung des Zeitwortes zwischen die vorangehenden Adjectiva sind die Beispiele sehr selten [Prop. I, 19, 4. Ovid. her. 13, 50. 112. 122]:

3) Vereinzelte Voranstellung beider Subst.:
Et pharetra ex humero gnosia utroque jacet: Prop. III, 12, 10.

4) Eine neue Variation ist:
Lassa foret crines solvere Roma suos: Prop. III, 15, 46.

Statt des einen Adj. ein Genit. subst.:
Solis et atratis luxerit orbis equis: Prop. IV, 5, 34.

Vereinzelte Voranstellung beider Subst.:
Pignora nec juveni credite vestra novo: Ov. A. A. III, 486.

Pollicita est magico saga ministerio: Tib. I, 2, 42.
Tradita sunt tristis munera ad inferias: Cat. CI, 8.[5])

Gleiche Anordnung der Nomina gilt auch in dem Falle, wo gar kein Verbum innerhalb des Verses vorhanden ist; nur dass hier öfter statt eines Adject. auch ein Subst. vorangestellt wird.

Plebei parvae funeris exsequiae: Prop. III, 13, 24.
Gallicus iliacis miles in aggeribus: ib. 48.
Stamina non ulli dissoluenda deo: Tib. I, 7, 2.
Unda sub aestivum non adeunda canem: ib. III, 5, 2.
Ara per antiquas facta sine arte manus: Ov. am. III, 13, 10. [her. 13, 2.]
Luna moraturis sedula luminibus: Prop. I, 3, 32.
Saviolum dulci dulcius ambrosia: Cat. XCIX, 2.
Saviolum tristi tristius helleboro: ib. 14.
Proxima Misenis aequora nobilibus: Prop. I, 11, 4.[6])
Clarus olympiacis et Lycus in stadiis: Auson. epigr. CXIII, 2.
Sed juvenis juveni quod mihi rapta viro: id. parent. IX, 22.

Es werden also, wenn in einem Pentameter zwey Substantiva, jedes mit einem Adjectivum, vorhanden sind, diese Worte am liebsten so vertheilt, dass den beiden Adjectiven die Substantiva in entsprechender Stellung nachfolgen, oder auch so dass ein Substantivum und ein Adjectivum vorangehn, und das Adjectivum des Subst. und das Substantivum des Adj. in die zweyte Hälfte des Verses zu stehen kommen; die Adjectiva und Substantiva mögen nun auf jene Weise gepaart oder auf diese in einander verschränkt seyn, die correspondierende Wortstellung wird in beiden Fällen beobachtet. Ausnahmen wie folgende:

Innocuum rigido perforat ense latus: Ov. tr. III, 9, 26.
Saevit et injusta lege relicta Venus: Tib. I, 5, 58.
Accendit geminas lampadas acer Amor: ib. IV, 2, 6.
Melle sub infami corsica misit apis: Ov. am. I, 12, 10.
Et levibus curis magna perire bona: Prop. III, 12, 4.
Auribus et puris scripta probasse mea: ib. 13, 12.
Candidaque ossa super nigra favilla teget: Tib. III, 2, 10.
Et magnas messes terra benigna daret: ib. 3, 6.
Strataque tentavi sicca pavente manu: Auson. epigr. CXXXV, 8.

---

5) Eine merkenswerthe Abart gibt ein Vers Tibull's, wo dem Verbum in der ersten sein Object in der zweyten Hälfte gegenübersteht:
Fortis arat valido rusticus arva bove: II, 2, 14.
Ziemlich einzeln steht Properzens Vers mit voraufgehendem Verbo:
Sint modo fata tuis mollia carminibus: I, 7, 4.

6) Vereinzelte Voranstellung beider Subst.:
Pars desiderii maxima paene mei: Ov. tr. III, 6, 20.
Urbica censoris nobilitata toro: Auson. parent. XXX, 2.

Facundo civis major ab ingenio: id. parent. VIII, 6.
Conjugis ereptae mors memoranda mihi: ib. IX, 4.

sind so vereinzelt und selten, dass sie nicht können in Anschlag kommen; aber zwey von den bisher besprochenen abweichende Methoden, deren eine den Parallelismus gänzlich aufgibt (obwohl noch immer ein Schein davon bleibt), die andere ihn nur zur Hälfte bewahrt, dürfen wir nicht unerwähnt lassen. Nach der einen gehn die Adjectiva voran, und die Substantiva folgen in der Stellung, dass sich an das zweyte Adjectivum gleich sein Subst. anschliesst, z. B.

Exiguam viridi fronde operire domum: Tib. II, 1, 40.
Et tenuis coa veste movere sinus: Prop. I, 2, 2.
Et stolidum pleno vellere carpe pecus: ib. III, 16, 8.
Aequoreasque suo sidere turbat aquas: Ov. tr. I, 4, 2.
Cum leve deserta sub trabe nectit opus: Ov. am. I, 14, 8.
Et sua sopitis hostibus arma movent: ib. 9, 26.
Casurum nullo tempore nomen habent: ib. 15; 20.
Ustus ab assiduo frigore Pontus habet: Ov. tr. III, 2, 8. [her. 13, 66. 80.]

Die andere Methode ist zweyen Dichtern besonders geläufig, *Tibull* und *Ovid*. Das Verbum beginnt den Vers, ein Adjectivum oder Substantivum beschliesst die erste, das entsprechende Substantivum oder Adjectivum die zweyte Hälfte, und zwischen beide wird das andere Substantivum mit seinem Adjectivum eingeschoben.

Destitit ire novas Cynthia nostra vias: Prop. I, 8, 30.
Adsuescent latio partha tropaea Jovi: ib. IV, 4, 6.
Portabat niveis currus eburnus equis: Tib. I, 7, 8.
Sternat et adversos Marte favente duces: ib. 10, 30.
Neu timeat celeres tardior agna lupos: ib. II, 1, 20.
Excutiunt clausae fortia verba fores: ib. 6, 12.
Narrant in multas compita secta vias: Ov. am. III, 1, 18.
Implebit leges spiritus iste meas: ib. 30.
Obruit infelix nulla procella caput: Ov. tr. III, 2, 26.
Deponat lacrimis pocula mista suis: ib. V, 3, 50. [her. 13, 60. 110. 148.]
Nuntiet hoc cineri nostra favilla tuo: Auson. parent. IX, 30.
Quod gereret totum femina sola domum: ib. XIX, 8.
Irritant volsas laevia membra lupas: id. epigr. CXXX, 1.[7])

Wie hier der Parallelismus nur auf den beiden Worten beruht, welche die erste und die zweyte Hälfte des Verses beschliessen, so auch in den natürlich noch weit häufigeren Fällen,

7) Dieselbe Stellung der Nomina auch bei fehlendem Verbum:
Hei mihi! non illo munera digna loco: Ov. am. I, 14, 54.
Saepe laboranti fida reperta mihi: ib. 11, 6.

wo kein so reiches Material von Substantiven und Adjectiven, wo nur ein Substantivum und ein Adjectivum vorhanden sind: auch diese werden in der Regel so weit von einander getrennt, dass sie an jene beiden ausgezeichneten Stellen des Pentameters zu stehen kommen.

Contigerant imum, qua patet usque, latus: Ov. am. I, 14, 4.
Quas vellet capiti Bacchus inesse suo: ib. 32.
Pingitur humenti sustinuisse manu: ib. 34.
Quid speculum maesta ponis, inepta, manu: ib. 36.
Protegit ingenuas picta rubore genas: ib. 52.
Postmodo nativa conspiciere coma: ib. 56.

Und unzählige andere Beispiele. —

Dieselben Erscheinungen, die wir hier am Pentameter wahrgenommen haben, zeigen sich im Ganzen auch beim Hexameter. Doch hat in diesem Verse, der statt Einer festen Cäsur mannigfache mehrere zulässt und den keine Cäsur in zwei gleiche Hälften zerlegt, die symmetrische Vertheilung der Worte nicht zu jenem stereotypen Charakter, zu jener fast gesetzmässigen Durchgängigkeit gelangen können. Zudem bietet der Hexameter seinem ganzen Wesen nach seltener die Gelegenheit und das Material zu solchem Parallelismus dar: er ist entweder, wo andere Hexameter folgen, ein in sich selbst nicht organisiertes Stück eines grösseren fortlaufenden Satzes, oder wo sich ihm ein Pentameter anschliesst, ist dies der Ort, an dem der Sinn des Distichons erst eigentlich zur Vollendung gelangt und sich der Hexameter so zu sagen sammelt und besinnt: erst hier ist für jene genauen Verkettungen, jene scharfen Entgegensetzungen die rechte Stelle. Nichts desto weniger müssen wir die Parallelisierung der Worte vor und nach der Cäsur auch im Hexameter als das vorherrschende Princip anerkennen.

Wir reden zuerst von Versen mit der gewöhnlicheren τομὴ πενθημιμερής. Wo zwey Paare von Substantiven und Adjectiven vorhanden sind, werden sie in der Regel auf eine Weise gesondert und verschränkt, welche der oben behandelten Structur des Pentameters entspricht, so dass Adjectivum und Adjectivum vor, Substantivum, Verbum, und Substantivum hinter die Cäsur zu stehen kommen,[8]) z. B.

---

8) Ganz reine Beispiele von obiger Stellung des Zeitwortes sind selten.

Saetosam laevi frontem turpaverat oris: Hor. sat. I, 5, 61.
Et miserum toto juvenem versare cubili: Prop. I, 14, 21.
Hunc tua per fortes virtus submovit amicos: Ov. tr. I, 6, 15.
Ille gravem duro terram qui vertit aratro: Hor. sat. I, 1, 28.
Illa verecundis lux est praebenda puellis: Ov. am. I, 5, 7.
Tale et terrenis specimen spectatur in oris: Auson. edyll. I, 24.
Squameus herbosas capito interlucet harenas: ib. X, 85.

Oder das Verbum geht den Substantiven voran [Virg. aen. I, 172]:

Gnosia cecropiae tetigissent litora puppes: Cat. LXIV, 172.
Lutea sed niveum involvat membrana libellum: Tib. III, 1, 9.
Aut ut multa mei renovarent jugera tauri: ib. 3, 5.
Quanta ego praeterita conlegi gaudia nocte: Prop. III, 14, 9. [I, 19, 10.]
Quam multa adposita narramus verba lucerna: ib. 15, 3.
Humidaque impressa siccabat lumina lana: ib. IV, 6, 17.
Nec tua nocturna frangetur janua rixa: Ov. A. A. III, 71.
Ut sua per nostram redimat perjuria poenam: Ov. am. III, 3, 21.
Nostra per immensas ibunt praeconia gentes: Ov. tr. IV, 9, 19.
Festaque odoratis innectunt tempora sertis: ib. V, 3, 3.
Punica turgentes redimibat zona papillas: Auson. epigr. XCIV, 1.
Annua nunc moestis ferimus tibi justa querelis: id. parent. XXX, 11.
Nulla mihi veteris perierunt gaudia vitae: id. epitaph. XXXVI, 5.
Lata per extentum procurrunt moenia collum: id. clar. urb. IV, 5.
Non ulla exhaustae sentit dispendia plebis: ib. XII, 8.
Sancta salutiferi redeunt sollemnia Christi,
Et devota pii celebrant jejunia mystae: id. edyll. I, 1, 2.
Pigra immortali vegetaret membra lavacro: ib. 21.
(Semivir uxorem duxiste, Zoïte, moecham: id. epigr. XC, 1.)[9])

Oder es tritt, neben beiderley Stellung des Zeitwortes, ein Subst. in die vordere Hälfte [Virg. aen. I, 147]:

Vos animam saevae fessam subducite morti: Ov. tr. I, 4, 27.
Moenia cum grajo neptunia pressit aratro: Prop. IV, 9, 41.
Phidiacus signo se Juppiter ornat eburno: ib. 15.
Hinc mea virginitas facibus tibi luxit adultis: Auson. epigr. CXXXV, 3.
Nunc etiam manes placidos pia cura retractat: id. parent. XIX, 13.

und:

Sic tua processus habeat fortuna perennes: Ov. tr. IV, 5, 25. [her. 13, 165.]
Area gramineo suberat viridissima prato: Ov. am. III, 5, 5.
Carmina sublimis tunc sunt peritura Lucreti: ib. I, 15, 23.
Litora nativis collucent picta lapillis: Prop. I, 2, 13.

---

9) Statt des einen Adj. ein Genit. pron.:

Cujus inaurati celebrarunt limina currus: Prop. I, 16, 3.
Illius puro destillent tempora nardo: Tib. II, 2, 7.

Statt des Verbi finiti ein Partic.:

Omnia conductis coemens obsonia nummis: Hor. sat. I, 2, 9. [Tib. IV, 1, 141.]
Longinqua omnigenae vectans commercia terrae: Auson. clar. urb. IV, 7.
Et nulla humani spectans vestigia cultus: id. edyll. X, 6.

Osculaque in gelidis pones suprema labellis: ib. III, 13, 29.
Coctilibus muris quam circuit ambitus ingens: Auson. clar. urb. XII, 2.[10])

So auch, wenn innerhalb des Verses gar kein Verbum vorkommt:

Agricola assiduo primum satiatus aratro: Tib. II, 1, 51.
Agricola et minio suffusus, Bacche, rubenti: ib. 55.
At facie tenerae laudata saepe puellae: Ov. am. II, 1, 33.
Et regio herculei celebris sub honore lavacri,
Cunctaque marmoreis ornata peristyla signis: Auson. clar. urb. V, 7. 8.
Itala ad illyricos objecta colonia montes: ib. VII, 3.
Fusa per immensum quondam provincia regnum: ib. XIII, 2.
Consite gramineas amnis viridissime ripas: id. edyll. X, 36.

Wenn nicht so viele Nomina vorhanden sind, sondern nur ein Substantivum mit einem Adjectivum, so nehmen wenigstens diese beiden Worte, eben wie im Pentameter, eine parallele Stellung ein: das eine bekommt vor der Cäsur, das andere am Schluss des Verses seinen Platz, und zwischen ihnen das Verbum.

Sic tibi, cum fluctus subterlabere sicanos,
Doris amara suam non intermisceat undam! [11])
Incipe, sollicitos Galli dicamus amores: Virg. ecl. X, 4—6.
Quae te, nostrorum cum sis in parte malorum: Ov. tr. V, 14, 9.
Quid male dispositos quereris periisse capillos: Ov. am. I, 14, 35.
Non bene consuetis a te spectaris ocellis: ib. 37.
Non te cantatae laeserunt pellicis herbae: ib. 39.
Nunc tibi captivos mittet Germania crines: ib. 45.
Sustinet antiquos gremio spectare capillos: ib. 53.[12])

---

10) Vereinzelte Beispiele von anderer Stellung des Zeitwortes:
Huic furtiva tuo libertas munere detur: Ov. am. II, 2, 15.
Sed gerat ille suo morem furiosus amori: ib. 13.
wo, wie in dem oben Anm. 5 angeführten Pentameter, dem Verbum sein Object gegenübersteht.

11) Wenigstens zwey der vier Nomina dieses Verses sind parallelisiert; wir haben vorher eine ähnliche Structur des Pentameters gesehn. Eben solche Verse sind noch:
Non ego velifera humidum mare findo carina: Prop. IV, 9, 35.
Qualem clivosae madidis in vallibus Idae: Ov. am. I, 14, 11.
Cernite, fulgentes ut eat sacer agnus ad aras: Tib. II, 1, 15.
Saepe ego mentitis tremui nova femina somnis: Auson. epigr. CXXXV, 5. ebenso Auson. parent. IX, 13. XII, 11. XXIX, 3. clar. urb. II, 10. VII, 6. VIII, 3, XIII, 5. XIV, 11. edyll. X, 54. 55. 72—74. 152 fgg. u. a.
Oder ohne Verbum:
Non quo fraudatis immundus Natta lucernis: Hor. sat. I, 6, 124.
Huc prius angustis ejecta cadavera cellis: ib. 8, 8. [Prop. I, 19, 7.]
Circus, et inclusi moles cuneata theatri: Auson. clar. urb. V, 5.
Felix quae tanti spectatrix laeta triumphi: ib. VII, 8, und noch ib. XIV, 7. XIV, 9. 16. edyll. X, 25.

12) Statt des Adj. ein Genit. subst.:

Wer möchte die Beispiele zählen! [13])

Ziemlich eben so häufig gehören das nächste Wort nach der Hauptcäsur und das letzte des Verses zusammen; mitten inne steht ihr Verbum. Ob man in solchen Versen nach Analogie der zuletzt erwähnten Hexameter hinter dem ersten der beiden Worte noch eine Nebencäsur annehmen darf? Wo die letzte Sylbe jenes Wortes in die Arsis fällt, gewiss. So z. B. in folgenden:

Dicebas quondam, solum te nosse Catullum: Cat. LXXII, 1.
Auguror, uxoris fidos optabis amicos: Tib. II, 2, 11.
Martis romani festae venere kalendae: ib. III, 1, 1.
Nec freta pressurus tumidos caussabitur Euros: Ov. am. I, 9, 13.
Flete meos casus: tristes rediere tabellae: ib. 12, 1.
Id quoque si scisses, salvo fruerere sodali: Ov. tr. III, 6, 13.
Haec res et jungit, junctos et servat amicos: Hor. sat. I, 3, 54.[14])

Quid mihi desidiae non cessas fingere crimen: Prop. I, 12, 1.
Inter Callimachi sat erit placuisse libellos: ib. IV, 9, 43.
Factus homo, Antoni, non ut magis alter, amicus: Hor. sat. I, 5, 33.

13) Wie hier Substantivum und Adjectivum oder Substantivum und abhängiger Genitivus, eben so werden auch zwey zusammengehörige oder einander entgegengesetzte Substantiva oder Pronomina in parallele Stellung gebracht:

Nos alio mentes, alio divisimus aures: Cat. LXII, 15.
Carmine formosae, pretio capiuntur avarae: Tib. III, 1, 7.
Non tibi jam somnos, non illa relinquet ocellos: Prop. I, 5, 11.
Alter remus aquas, alter tibi radat arenas: ib. IV, 3, 23.
Tu mihi sola domus, tu, Cynthia, sola parentes: ib. I, 11, 23.
Haec urant pueros, haec urant scripta puellas: ib. IV, 9, 45.
Gallus et hesperiis et Gallus notus eois: Ov. am. I, 15, 29.
Haec tibi sint mecum, mihi sint communia tecum: ib. II, 5, 31.
Latratus catulorum, hinnitus fingis equorum: Auson. epigr. LXXVI, 1.
Qui laetum ingenium, mores qui diligit aequos: id. parent. XXIV, 1 und noch XV, 7. XXX, 1. edyll. I, 18.

Diese hexametrischen Antithesen unterscheiden sich von den oben besprochenen pentametrischen wesentlich dadurch, dass der Begriff, dessen zwiefache Beziehung ausgesprochen wird, immer erst im zweyten Satze, in der zweyten Vershälfte sein Wort findet, ein Verbum, ein Substantivum, ein Adjectivum, und die erste für sich noch nichts bedeutet.

Hexameter wie:

Totus et argento contextus, totus et auro: Tib. I, 2, 69.
Pars te Furippum vocitat, pars vero Furippum: Auson. epigr. CXV, 1.
Vertice nunc summo properant, nunc dejuge dorso: id. edyll. X, 164.

stimmen zu jener Art Pentameter, deren Anm. 1. erwähnt; minder folgender catullischer:

Tertia pars patri data, pars data tertia matri: LXII, 63.

14) Beide Cäsuren in Uebereinstimmung mit dem Versschluss:

Quid inter
Est in matrona, ancilla peccesve togata: Hor. sat. I, 2, 63.

Perfacile id faciam: mores mutabo et amores: Auson. epigr. XCI, 3.
Tuque Pudentillam verbis affare supremis: id. parent. XIX, 1.

Aber wie, wenn jene Sylbe in die Thesis zu stehen kommt?

Idem non frustra ventosas addidit alas: Prop. III, 12, 5.
Errat qui finem vesani quaerit amoris: ib. 15, 29.
Qui teneros caules alieni fregerit horti: Hor. sat. I, 3, 116.
Avertunt somnos. Absentem cantat amicam: ib. 5, 15.
Quid mihi, livor edax, ignavos objicis annos: Ov. am. I, 15, 1. [her. 13, 107.]
Seu tepet, indicium securas perdis ad aures: ib. II, 2, 53.
Dum jacet et lente revocatas ruminat herbas: ib. III, 5, 17.
Incipient speras conducti vendere moechi: Auson. epigr. XC, 7.
An possent omnes venturo vincere agone: ib. XCIII, 3.
Punisti Ausonio Rutupinum marte latronem: id. clar. urb. VII, 8.
Quid memorem pario contectum marmore frontem: ib. XIV, 20 und noch edyll. I, 9. III, 1. 15. X, 65. 84.[15])

Diese Anordnung trifft also auch Doppelpaare von Substantiven und Adjectiven, so dass wenigstens ein Paar symmetrisch vertheilt wird.

Variationen vielfacher Art führt die τομὴ ἐφθημιμερὴς mit sich. Natürlich. Da ihr zumeist noch eine starke Cäsur im zweyten Fusse zur Seite steht, so zerfällt nun der Hexameter in drey Theile. Dies lässt eine vierfache Vertheilung der Wortpaare zu, entweder an alle drey Hauptstellen des Verses, oder an die beiden Cäsuren, oder an die zweyte und den Schluss des Verses, oder endlich an die erste und den Schluss. Wo zwey Wortpaare vorhanden sind, wird öfter auch das zweyte noch in die Symmetrie hineingezogen, wie gleich einige Beispiele lehren werden.

Der erste Fall, Parallelismus dreyer Worte, ereignet sich nur selten. Beispiele sind:

Nec quod avus tibi maternus fuit atque paternus: Hor. sat. I, 6, 3.
Dives agris, dives positis in fenore nummis: ib. 2, 13.
Texturas rerum tenueis tenueisque figuras: Lucr. IV, 159.
Ipse suas sectatur oves, at filius agnos: Tib. I, 10, 41.
Ambo pii, vultu similes, joca seria mixti: Auson. parent. VII, 11.
Tranquillos aviae cineres praestate quieti: ib. V, 11.
Ite pares, tandem memores, quod numine divûm

Andere Stellung des Zeitwortes:
Adspicis indicibus nexas per colla catenas: Ov. am. II, 2, 41.
Cum tua praevideas oculis male lippus inunctis: Hor. sat. I, 3, 25.

15) Andere Stellung des Zeitwortes:
Sustineamque coma metuentem frigora myrtum: Ov. am. I, 15, 37.
Unica nec desit jucundis gratia verbis: Prop. I, 2, 29.
Atque ibi rara feres inculto tura sacello: ib. III, 19, 13.

Angustas mutastis opes et nomina. tu quum: id. clar. urb. II, 11—12.
Orta salo, suscepta solo, patre edita coelo: id. epigr. XXXIII, 2.
Et tacitos sine labe lacus, sine murmure rivos: id. edyll. VI, 7.
Aut brevibus defensa vadis aut fluminis ulvis: ib. X, 139.

Bei weitem häufiger sind die andern. Congruenz der beiden Cäsuren:

Haud ullas portabis opes Acherontis ad undas: Prop. IV, 5, 13.
Sanguineas edat ille dapes atque ore cruento: Tib. I, 5, 49.
Aut acres venabor apros; non me ulla vetabunt: Virg. ecl. X, 55. [Ovid. met. VI, 201. her. 13, 141.]
Ante meos saepe est oculos ornata, nec unquam: Ov. am. I, 14, 17.
Non oculi tacuere tui conscriptaque vino: ib. II, 5, 17.
Nequitiam vinosa tuam convivia narrant: ib. III, 1, 17.
Saetosi caput hoc apri tibi, Delia, parvus: Virg. ecl. VII, 28.
Namque opibus congesta tuis hic glarea dura: Tib. I, 7, 59.
Intentos tamen usque oculos errore fatigant: Aus. edyll. X, 75.
Gauranum sic alma jugum vindemia vestit: ib. 157.
Nodosis decepta plagis examina verrit: ib. 244.
Dives aquis, dives Nymphis, largitor utrique: ib. 431.

Zweite Cäsur und Versschluss gehören zusammen:

Conveniunt tenues scapulis analectrides altis: Ov. A. A. III, 273.
Di faciant, ut saepe tua sit epistola dextra -
Scripta. Ov. tr. IV, 7, 9.
Quid digitos opus est graphio lassare tenendo: Ov. am. I, 11, 23.
Quid geminas, Erycina, meos sine fine dolores: ib. II, 10, 11.
Malle pati tenerisque meos incidere amores: Virg. ecl. X, 52.
Adde merum vinoque novos compesce dolores: Tib. I, 2, 1.
Sulpicia est tibi culta tuis, Mars magne, kalendis: ib. IV, 2, 1.
Cerne ducem, modo qui fremitu complevit inani: Prop. III, 16, 37.
Eumenides, quibus anguino redimita capillo: Cat. LXIV, 193.
Dividit ut bona diversis, fugienda petendis: Hor. sat. I, 3, 115.
Murena praebente domum, Capitone culinam: ib. 5, 38 [und noch Ovid. trist. IV, 1, 73. Pers. sat. III, 10. Tib. II, 5, 105. 6, 9. Lucan. I, 165. Auson. epigr. I, 4. XXXVI, 1. clar. urb. II, 3. IX, 3. XIV, 25. edyll. X, 397.]

Erste Cäsur endlich und Versschluss:

Adspice quos summittit humus formosa colores: Prop. I, 2, 9.
Perjuras tunc ille solet punire puellas: ib. III, 16, 53.
Quam longos habuit nondum perjura capillos: Ov. am. III, 3, 3.
Si veterum digne veneror cum scripta virorum: Ov. tr. V, 3, 55.
Depulsos a lacte domi quae clauderet agnos: Virg. ecl. VII, 15.
O niveam, quae te poterit mihi reddere, lucem: Tib. III, 3, 25.
Ponendis in mille modos perfecta capillis: Ov. am. II, 8, 1.
Indomito nec dira ferens stipendia tauro: Cat. LXIV, 173.
Nec pueris jucunda manet nec cara puellis: ib. LXII, 47.
Nec faciem nec te pigeat laudare capillos: Ov. A. A. I, 621.

Quos humeros, quales vidi tetigique lacertos: Ov. am. I, 5, 19.
Aemilia hos, vix nota mihi soror, accipe quaestus: Auson. parent. XXIX, 1.
Ambiguam modo lingua facit, modo forma puellam: id. edyll. VII, 11.
Salve amnis laudate agris, laudate colonis: ib. X, 23.

Man sieht, wie dieser Parallelismus Reim auf Reim in die Hexameter und Pentameter flicht; dass die Freude an diesem zur Verbindung wie zum Gegensatz gleich geschickten Widerklang gewiss die fleissige Uebung jenes Parallelismus befördert hat, ist nicht in Abrede zu stellen; darum haben ihn die griechischen Dichter, deren Sprache durch die grössere Mannigfaltigkeit der Endungen minder reich an Reimen ist, nicht mit so entschiedener Vorliebe angewendet als die römischen. Die Regeln, welche Lachmann (ad Prop. I, 5, 20. ed. 1816. pg. 22—25) für den Reim im Pentameter aufgestellt hat [die aber wenigstens für Ausonius keine Gültigkeit haben], und die ihnen genau entsprechenden, denen der Reim im Hexameter unterliegt, finden in jenem Parallelismus ihren Grund und ihre Bestätigung; zugleich beruht darauf der Unterschied zwischen diesen antiken Reimen und den daraus hervorgegangenen leoninischen des Mittelalters: wenn dort die Reimwörter auf irgend eine Weise zusammengehören müssen, so geschieht das hier bloss zufällig.[16]) —

16) Eine von Lachmann (ad Propert. I, 18, 5. pg. 72. 73) gegebene Regel [vgl. Götting. gel. Anz. 1831 S. 1196] gilt für den Reim beider, der antiken wie der leoninischen Hexameter: dass nämlich von den beiden reimenden Sylben die erste im vorderen Worte die Thesis, im hinteren die Arsis, die zweyte im vorderen die Arsis, im hinteren die Thesis haben muss, z. B.

Quae te, nóstrorúm cum sis in parte malórum: Ov. tr. V, 14, 9.

Natürlich, da das vordere Wort immer dicht vor der Cäsur steht und die Cäsur hier immer eine männliche ist, indem zwischen einer τομὴ κατὰ τρίτον τροχαῖον und dem Versschlusse niemals Verbindung durch Parallelismus und zwischen jener Cäsur nach dem vierten Spondeus, die wir oben als fraglich aufgestellt haben, und dem Versschlusse niemals Verbindung durch den Reim stattfindet. Der Ausnahmen sind höchst wenige und bedenkliche; in Virgil's Verse:

Limus ut hic durescit, et haec ut cera liquescit: ecl. VIII, 80. [Aen. III, 549.]

glaube ich Benutzung eines volksmässigen Reimspruches zu erkennen. — Sonst erinnert jenes Gesetz noch daran, wie die alten Dichter auch bei Wiederholung eines und desselben Wortes gern und in der Regel den Versaccent wechseln lassen, z. B.

Cónsuescét numerare pecus, consuéscet amantis: Tib. I, 5, 25.

Vgl. Lachmann ad Propert. II, 3, 43. pag. 111—114. [Freíheit ruft die Vernunft, Freiheít die wilde Begierde: Schiller. Du bist todt lébendíg, ich

Es ist nicht zu verkennen, wie innig und fest verbunden Metrik und Syntax sich in diesem Parallelismus zeigen, wie durch diese Wortstellungen der Vers eigentlich erst Körper und Form gewinnt, wie durch diese glückliche Anwendung im Verse die freiere Syntax synthetischer Sprachen erst recht als ein beneidenswerther Vorzug documentiert wird. Unsere Sprache, die von Jahrhundert zu Jahrhundert analytischer geworden ist, war selbst in den ältesten Zeiten, selbst damals, als ihre Prosodie der antiken noch in allen Stücken glich, nicht synthetisch genug, um auch diesen Reiz der antiken Verskunst nur mit einigem Gelingen nachahmen zu können. Wie viel weniger vermögen wir es. Und so kommen wir denn auch in dieser Beziehung wiederum auf den Vorwurf zurück, dass wir bei unsern Nachahmungen antiker Maasse mehr nachzuahmen glauben, als wir wirklich thun, auf den Wunsch, dass man diese Nachahmungen mehr aus dem Gesichtspuncte der deutschen Metrik betrachten möchte. Man beachte, dass noch kein anderes Metrum mit Glück nachgebildet worden ist, als wozu die deutsche Sprache in ihrer Art schon selbst die Anlage hatte. Welches deutsche Ohr versteht in einer Uebersetzung die schwierigen Versgebäude tragischer und komischer Chöre zu geniessen? Sie sind ihm und bleiben ihm fremd. Aber hätten wir der antiken Muster nothwendig bedurft, um iambische und trochäische, anapästische und dactylische Verse, um Trimeter und Tetrameter und Hexameter u. s. w. schreiben zu lernen?[17]) Ich läugne nicht, dass uns ohne jene Originale

---

bin lebéndig todt: Opitz, poet. Wäld. Buch III. 1629 S. 182. — Bemerke: crassaque conveniant liquidís et líquida crassis: Lucr. IV, 1253, wo das Zusammenfallen von Wort- und Versaccent die Verlängerung der Sylbe mit sich führt, vgl. Homers Ἄρες Ἀρές Il. V. 31. 485. Theocrits τὰ μὴ καλὰ κάλὰ πέφανται (Theokr. VI, 19), λευκὸν χαρὸν ἔχοισαν ἴσόν κάτω, ἴσον ἄνωθεν (ib. VIII, 19); et primo similis volucrí, mox vera volúcris: Ovid. metam. XIII, 607. Díves aquis, divés nymphis, largitor utrique: Auson. edyll. X, 431. Ros unús, color únus, et únum mane duorum: ib. XIV, 17. Hy̆lā̆ Hý̆la Virg. Ecl. VI, 44. Terent. Eunuch. prol. 27. Plaut. trinumm. V, 2, 50 (áperĭte — aperī́te). Ovid. am. III, 4, 3. Metam. I, 327. Martial. XI, 13. — Wechsel der Quantität bei Wiederholung gleichlautender Sylben:

Et modo qua *grăciles grāmen* carpsere capellae: Ovid. met. I, 299.
Frigora dant rami, tyrios *hŭmus hūmida* flores: ib. V, 390.
Tendit, et Orphea nequidquam *vōce vŏcatur*: ib. X, 3.
Ficta reliquerunt, ali*quō quŏ*que tempore virgo: ib. XIII, 734.]

17) Wie sehr wir unsere Hexameter und Pentameter als deutsche dactylische Verse verstehn, zeigt der eine Umstand, dass uns eingemischte Tro-

gewiss manche verskünstlerische Schönheit und Feinheit entgangen wäre, die uns mit ihnen zu eigen geworden ist. Seite 20 habe ich, nicht als der erste, auf die dactylischen Verse Ulrichs von Liechtenstein aufmerksam gemacht; hier will ich zum Schluss der Vorrede eines seiner Lieder mittheilen 18), dessen Zeilen sich auch in der Zahl der Füsse dem Hexameter nähern; dürfte man die dritte mit der vierten Zeile verbinden, so gäbe es einen vollständigen Sechsfüssler. Das Lied klingt durchweg so sehr an die leoninischen Verse jener Zeit an, dass man sich erinnern muss, welch ein ungelehrter Laye Ulrich war, um nicht zu glauben, er habe nachahmen wollen.

Ein tanzwise.

Wol mich der sinne, die mir ie gerieten die lêre,
Daz ich si minne von herzen ie langer ie mêre,
Daz ich ir êre
Reht als ein wunder sô sunder, sô sêre
Minn unde meine, si reine, si sælic, si hêre.

Sælden ich wære vil rîch und an vreuden der fruote,
Wolde mîn swære bedenken wol diu hôchgemuote,
Diu wol behuote
Vor valschen dingen. Mit singen ich muote,
Daz si mîn hüete mit güete, si liebe, si guote.

Mîn hende ich valde mit triwen algernde ûf ir füeze,
Daz si als Ysalde Tristamen getrœsten mich müeze
Und alsô grüeze,
Daz ir gebære mîn swære mir büeze,
Daz si mich scheide von leide, si liebe, si süeze.

---

chäen wenig Anstoss erregen, und Spondeen anstatt der Dactylen uns nur dann gemäss klingen, wenn ihr Accent dem trochäischen ähnelt, so dass wir sie hier wie sonst für Trochäen nehmen können. Dagegen finden solche Spondeen Widerspruch und Widerstand, die in der Arsis einen Tiefton, in der Thesis einen Hochton haben. Man hört lieber:

Zeigt kein Wirthshaus mir irgend ein grünender Kranz?

als:

Zeigt mir kein Wirthshaús irgend ein grünender Kranz?

18) Frauendienst (Müncher Hdschr. 89c.d.) v. Tieck S. 183. 184., Bodmerische Sammlung I, 22a. b. und II, 28a., verglichen mit der Heidelberger Pg. HS. CCCLVII. fol. 23. r. [Lachmanns Ausg. S. 394, 16 ff.]

Mîn senedez denken, dâ bî mîne sinne algemeine
Gar âne wenken besorgent besunder daz eine,
Wie ich ir bescheine,
Daz ich nu lange mit sange si meine
In stætem muote, si guote, si liebe, si reine.

Ich wünsche, ich dinge des einen, daz vor grâwem hâre
Mir dâ gelinge baz danne ir genâde gebâre.
Trost mîner jâre,
Daz ist ir schouwe, si vrouwe ze wâre:
Mich sol ir lachen vrô machen, si schœne, si clâre.

Wilh. Wackernagel.

Geschichte
des deutschen Hexameters und Pentameters
bis auf Klopstock.

Ehe *Konrad Gesner* im J. 1555 die ersten deutschen Hendecasyllaben verfertigte, waren sämmtliche Versuche, antike Versmaasse in deutscher Sprache nachzuahmen, auf Hexameter und Pentameter beschränkt: natürlich, da sich auch die lateinische Poesie in früheren Zeiten zumeist dieser Formen bediente, und der beliebte leoninische Reim derselben gerade ihre Uebertragung in's Deutsche nahe legte. Zwar hat man auch den Rhythmus adonischer Verse des *Boethius* (de consolatione philosophiae) in einer schon um das J. 1000 verfassten deutschen Uebersetzung nachgeahmt finden wollen[1]); indessen ist dies auf keine Weise glaublich zu machen: es ist Prosa, wohlklingende Prosa. Eben so wenig ist auf das *metrum sapphicum* zu geben, welches *Denis* in einer dem funfzehnten Jahrhundert angehörigen Uebersetzung eines lateinischen Hymnus entdeckt hat[2]), schon deswegen, weil diese Uebersetzung nicht viel mehr als eine Inter-

1) Zuerst Füglistaller in Idunna und Hermode 1816. S. 10. 11, nach ihm Jac. Grimm Gramm. I, 16. Anm., von der Hagen anecdd. med. aevi II, 7. und Koberstein in seinem Grundriss z. Gesch. d. deutsch. Nat. Litteratur S. 23. Anm. 1.

2) Codd. theologg. bibl. vindob. vol. I, p. III, col. 3097. 3098. wo er von einer Psalme und Hymnen in deutscher Uebersetzung enthaltenden Wiener Pg. HS. des XV. Jahrh. handelt: „Initium hymni de sancto Michahele „Christe sanctorum decus angelorum“ paene metrum sapphicum adsecutum est:

Christe der heilgen und auch zier der engeln,
Weiser menschleiches geschlachtes und merer,
Gib uns, güetiger, daz wir in das ewig
Himmelreich steigen etc.“

linearversion ist, und bei einer solchen keine verskünstlerische Absicht vorausgesetzt werden kann; klingt es ungefähr so wie eine sapphische Strophe, so ist das blosser Zufall. Es sind immer nur jene handlicheren Maasse, an die man sich damals gewagt hat, und auch hiervon reichen die Beispiele nicht über das vierzehnte Jahrhundert zurück, beginnen also mit einer Zeit, wo das Bemühen der deutschen Poeten, durch Künsteley in der Form zu ersetzen, was an dichterischem Geiste gebrach, im besten Schwunge war, wo *Heinrich Frauenlob* sein langes Gedicht von der heiligen Jungfrau schon in gleichen verzwickten Maassen deutsch und lateinisch gereimt hatte[3]). Die Reihe der Beispiele in noch ältere Zeiten, noch in's dreizehnte Jahrhundert fortführen zu können, müssen wir bei dem damaligen Stande der deutschen Litteratur aufgeben. Eigen, dass nicht einmal unbewusst, ohne gelehrte Absicht der Nachahmung ein deutscher Dichter jener Periode auf Hexameter gerathen ist (wir meinen nach Accenten, nicht nach Quantitäten gemessene), da sich doch mehr als ein Lyriker nicht ohne Geschick und Glück in dactylischen Versen versucht hat (schon im 12. Jahrh.; von *Ulrich von Liechtenstein* erzählen es seit Buchners kurzem Wegweiser zur deutschen Dichtkunst, Jena 1663, fast alle unsere Litteraturgeschichten): derselbe Zufall, der viele dem Sonett ähnliche Strophenformen, aber nie ein eigentliches Sonett erfinden liess. Zwar wollten Docen und A. W. v. Schlegel in den Fragmenten des alten, eschenbachischen Titurel's „einige vollständige Hexameter“ vorhanden wissen[4]); uns ist darin nur eine Zeile aufge-

3) Beide Texte sammt den Musiknoten dazu in der Wiener HS.; die übrigen enthalten bloss den deutschen.

4) Docen, Einleitung zu den Fragmenten des Titurel's S. 12: „Ein eigenthümliches Interesse gewinnen ausserdem diese Fragmente dadurch, dass das Versmaass neben einem nicht zu überhörenden Wohlklang den ältesten Beweis darbietet, dass unserer Sprache eine ursprüngliche Anlage zur Nachbildung der Metra des Alterthums inwohne, deren Bedingung in dem Bau des Hexameters zu liegen scheint; man wird in dem Bruchstück einige vollständige Hexameter beobachten.“ Was Schlegel in den Heidelberg. Jahrbb. d. Litt. 1811. S. 1081 kürzer wiederholt. — Die ebenfalls von Docen in einem Prosadenkmale des XIII. Jahrh., einem ethischen Tractat vielleicht von Bruder Berthold von Regensburg, aufgefundenen und in v. Hormayr's Archiv 1822 S. 200 mitgetheilten Hexameter können, da sie bloss auf einer zufälligen Stellung der Worte in ungebundener Rede beruhen, hier eben so wenig in Anschlag kommen als jene in Luther's

stossen, die sich so betrachten liesse, Str. 97 [Lachm. 103; schon Str. 80, 2]:

— ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡

hât dich mîn müemel betwungen, owol dich der lieplîchen melde;

aber dem Bau der Titurelstrophe gemäss will sie mit folgenden Hebungen gelesen seyn:

hất dích mîn mǘemel betwúngen, owól dich dér lieplíchen mélde.

Es sind demnach die ältesten deutschen Hexameter fast ein Jahrhundert jünger als die ältesten böhmischen[5]) und wiederum fast ein Jahrhundert älter als die ältesten italiänischen[6]); die

---

Bibelübersetzung, deren man zuletzt volle achtundzwanzig zusammengebracht hat (Menzel im Neuen Bresl. Erzähler 1812 S. 140. 141). Man hat längst eingesehen, wie unnütz die Mühe einiger älteren Philologen gewesen ist, aus griechischer und lateinischer Prosa allerhand Verse, Hexameter und Senare und Choliamben und Hendecasyllaben u. s. w. heraus zu lesen (die grösste hat sich Casp. Barth gegeben: s. seiner commentar. adversarior. lib. IV. cap. 18. VIII, 21. XI, 16. XVI, 14. XXXII, 4. 17. LII, 9).

5) Bohemarius, ein lateinisch-böhmisches Vocabularium in 886 Hexametern, wahrscheinlich vom J. 1259; eine HS. v. J. 1309 in der Bibliothek der Prager Domkirche: s. Schaffarik Gesch. d. slaw. Spr. u. Litt. S. 314. Den Anfang desselben theilt Jungmann mit, historie literatury české S. 30:

Est ortus wychod, sed occasum fore zapad,
Aurora zorze, tibi sit impressio zarzye.

Ausserdem gibt es noch in reinböhmischen, mit Latein unvermischten Hexametern einen Cisiojanus v. J. 1376, und einen böhmischen Pentameter v. J. 1396: s. Jungmann a. a. O. S. 40. Sonst gilt (und so gibt auch Schaffarik a. a. O. S. 385 an) Laurentius Benedicti (Nudožerjn) geb. 1555, gest. 1615, Professor an der Prager Universität, ein gründlicher Kenner der böhmischen Sprache und grammatischer Schriftsteller über dieselbe, für den Ersten welcher griechische und lateinische metra nach den Regeln der quantitierenden Prosodie in seiner Muttersprache gebraucht habe: er schrieb in antiken Formen Kirchenlieder.

6) Es ist der als Schriftsteller über die Baukunst und die Mahlerey bekannte Florentiner *Leo Baptista Alberti* (geb. 1398, gest. 1472) zugleich der Erste, welcher italiänische Hexameter und Pentameter versucht hat: eine Ehre, die man sonst auch dem *Claudio Tolomei* zuschreibt, der erst im folgenden Jahrhundert lebte. Vasari hat als Probe den Anfang einer Epistel Alberti's aufbewahrt:

Questa per estrema miserabil epistola mando
A te, che sprezzi rusticamente noi.

s. Eschenburg in Lessing's Collectaneen Bd. I. (sämmtliche Schriften Th. XV. 1793) S. 61. 62. [„Ma non però lasceremo indietro quella sorta di

böhmischen aber sind überhaupt die ältesten in einer neueren Sprache, und erst zunächst ihnen die deutschen.

---

poesia, che pose in uso Monsig. Claudio Tolomei circa il 1539 appellata poesia nuova, colla quale s'imitavano tutti i versi de'Latini e specialmente l'esametro, il pentametro e il saffico: mentre, sebbene tostamente, come poco men che ridicola rerdè quel gran plauso e seguito, che guadagnato aveva col nascere, nè passò a noi che il metro saffico composto di versi simili all' usuale e consueto endecasillabo toscano, nondimeno per la sua bizzarria e per la chiarezza dell' autore merita d'essere anch' essa riguardata, e però porrem quì non solo l'esempio del metro saffico, ma anche dell' esametro e del pentametro. Questo savà un' epigramma di Fabbio Benvoglienti Sanese coetaneo del mento vato Tolomei.

Mentre da dolci favi fura del mel dolce Cupido,
Volto al ladro un' ape, punge la bella mano.
Subito percuote per acerbo dolore la terra
E doglioso ad acro corre alla madre sua.
Mostrale piangendo, come crudelmente feriva
Quella ape, quanto empia e picciola fiera sia.
Venere dolce ride, dice Venere: guardati, Amore;
Picciolo quanto sei, quanta ferita fai.

E quello un' oda di Gio. Batista di Costanzo Napolitano, che fiorè circa il 1585 ingegno nobilissimo e degno nipote dal famoso Angelo, fatta in lode di Donna Giovanna Castriota.

Horchè riscalda il Sole ambe le corna
De l'Ariete e Zephiro ritorna,
E il mondo adorna di sè bei colori
D'erbe e di fiori," etc. (noch 10 Strophen).

Gio. Mario Crescimbeni, l'istoria della volgar poesia vol. I. Ven. 1731, 8°., pag. 71. 72.

Choriambische Verse aus Bernardino Campellis Gierusalemme cattiva, ibid. pag. 110. Alcæische Strophe aus Chiabreras poesie liriche, ibid. pag. 111. — Ueber Leonbattista Alberti und Claudio Tolomei vergl. Fernow ital. Sprachl. II, 837—840, wo Proben von Hexametern und von elegischem Maass, eine sapphische, eine alcæische, eine choriambische, eine asclepiadische und eine iambische Ode, die letzteren zum Theil vollständig, mitgetheilt sind.

Von den Spaniern meldet Don Luis Jos. Velazquez in seiner Gesch. d. span. Dichtk. (übers. von Joh. Andr. Dieze, Götting. 1769. 8°.) S. 283: „Andre hingegen schrieben castilianische Verse mit eben der Harmonie und eben demselben Silbenmaasse wie die lateinischen Hexameter und Pentameter. Man weiss nicht, wer der Urheber hievon gewesen ist; Don Estevan Manuel de Villegas (um 1600) ist der welcher sie am schönsten gemacht hat." Das vierte Buch des zweiten Theils seiner *eroticas* enthält unter der Aufschrift *las latinas* Gedichte in antiken Silbenmaassen; gleich zuerst ein Schäfergedicht in Hexametern, so anfangend:

Gehen wir jetzt die sämmtlichen Versuche durch, vom frühesten an bis auf *Klopstocks* Messias: mit ihm, der eigentlich erst der fremden Form das deutsche Bürgerrecht erwarb, machen wir billig den Schluss.

Die ältesten deutschen Hexameter, leoninische, Uebersetzung leoninischer lateinischer, finden wir in einer um 1340 zu Würzburg geschriebenen, jetzt in der Müncher Central-Bibliothek befindlichen Pg. HS. Der Versuch ist aber so wenig gelungen, dass man überhaupt gar nicht an eine solche Absicht glauben möchte, wenn nicht die Vergleichung der späteren Beispiele darauf hinleitete; auch wären die Verse für gewöhnliche deutsche Reimzeilen zu formlos. Das Original lautet:

Absit honor trinus: langwentis sessio, primus
Actus (l. Jactus) lusorum, et precessus seniorum.

Die deutsche Uebersetzung:

Ez sin dri ere, der ein ieglich man wol empere:
Alt (l. Alter) man ge für; sitze siech; heb an, du verlür.

Lycidas i Corydon, Corydon el amante de Philis
pastor el uno de cabras, el otro de blancas ovejas,
ambos ados tiernos, moços ambos, Arcades ambos,
viendo que los rayos del sol, fatigaban el orbe,
i que bibrando fuego feroz la canicula ladra
al puro cristal u. s. w.

Villegas hat auch sapphische Oden gemacht und den Anacreon im Maass des Originals übersetzt. — Ebenda S. 281: „In den zwei Trauerspielen Nise castimosa und Nise laureada vom Hieronymo Bermudez (gegen 1600) findet man verschiedene damals in der castilischen Poesie neue Versarten, als die phalæcische, sapphische, adonische und andere mehr, welchen Umstand er am Anfange seines Werkes sorgfältig seinen Lesern erzählt."

Französische Hexameter. Die ältesten nach Hoffmann (Recension dieses Buches in der Hallischen allgem. Litt. Zeitung 1833 sp. 522) in Étrénes de poezie fransoeze an vers mezurés par Jan Antoéne de Baïf, a Paris 1574. 4°. (Mag. Pitt. 2, 190.)

Englische Hexameter, von Phil. Sidney (unter Elisabeth) in seiner Arcadia; auch sapphische Oden. 1737 ein anderer ungenannter Engelländer: 5. Lessing in den Briefen d. neueste Litt. betr. Th. II, S. 299—301.

Niederländische Hexameter: nach Hoffmann a. a. O. die ältesten von Konr. Goddäus v. 1656: s. van Kampen, Beknopte Geschiedenis der letteren in de Nederl. D. II, bladz. 649—654.

Schwedische Hexameter: nach Hoffmann a. a. O. die ältesten in Barth. Feinds Deutschen Gedichten Th. I. (Stade 1708, 8°.) S. 538—554: „Hercules auf dem Scheidewege. Des Seel. Herrn Georgii Stiern-Hielm."]

Schon besser klingt folgender von Docen[7]) zuerst bekannt gemachter Vers, ebenfalls aus einer Müncher HS.:

Unchrautleichen gesanch.pan. prueder. predig und antlaz.

Aus seiner Unverständlichkeit kann man schliessen, dass auch er aus dem Lateinischen übersetzt sei. Die Zeit seiner Abfassung fällt mindestens in das Jahr 1358. Docen bemerkt: „Die Handschrift, worin jene Zeile sich erhalten hat, stammt glaublich aus dem Kloster Emmeram in Regensburg; sie nennt in der Reihe der Aebte Albert von Schneidmülen (1324—1358) als lebend, und gehört zu den ältesten in Deutschland auf Papier geschriebenen Büchern von grösserem Umfange[7b])."

Was nun folgt, ist gar unverständlich: vier Verse in der von den Magdeburger Schöffen verfassten und an die Stadt Görlitz übersandten Glosse zum Sachsenspiegel, drey Hexameter und ein beschliessender Pentameter, wieder leoninisch. Sie stehen in der berühmten Görlitzer Pg. HS. vom J. 1387 am Ende der Glosse zu B. III. Art. XXVII. gg 87. nach der alten eigenthümlichen Bezifferung [Liegnitzer HS. des Sachsensp. v. 1386. fol. 342v. Hom. 28. Geyder in Aufsess Anz. 1833. sp. 241 fg.]: dorum so habit dise uersus czueime urkunde.

Merkit nu rechte welche sachin schelin an dem echte.
Uor wes. kor. nicht frey lob mageschaft schande muz absin.
Czwey loube not orde uatterschaft suche mit kor wort.
Wer swoger ist odir kalt dy sint uon echte gespalt.

Die Enträthselung der zweyten und dritten Zeile stellen wir einem Scharfsinnigeren anheim. Ein lateinisches Original muss zum Grunde liegen; nur zum Theil übereinstimmend sind die versus memoriales, welche die gedruckte Glosse zu B. I. Art. III. des Sachsenspiegels anführt:

Error, conditio, votum, cognatio, crimen,
Cultus disparitas, vis, ordo, ligamen, honestas,
Si sis affinis, si forte coire nequivis:
Haec socianda vetant connubia, juncta retractant.

Eine im Mittelalter oft geübte Spielerey war es, lateinische Verse mit Versen in einer andern Sprache abwechseln zu lassen.

---

7) Morgenblatt 1818. S. 536.

7b) [Cod. Basil. B. IX, 20. (ehemals der Carthäuser zu Basel) XIV. Jh. 4°. Perg., Leben der Altväter enthaltend, hat am Ende die Unterschrift:

Qui scripsit scripta manus eius sit benedicta.
Der dif hat gfchriben felig der müze beliben.

Der Schreiber erlaubt sich sonst keine dergleichen Syncope.]

So finden wir bei *Muratori*[8]) ein lateinisch-griechisches Gedicht in gereimten iambischen Dimetern, und unter *Dante's* Canzonen eine, in der Lateinisch, Italiänisch und Provenzalisch abwechseln[9]). Auch in der deutschen Litteratur ist dergleichen nicht selten: wir erinnern nur an das dem zehnten Jahrh. angehörige Lied von den beiden Heinrichen[10]), an das im J. 1259 verfasste satirische Gedicht: *„Gens sine capite mac keinen rât geschaffen"*[11]), an die von Docen aus einer Müncher Pg. HS. des XIII. Jahrh. bekannt gemachten Lieder und Liederfragmente meist unzüchtigen Inhalts[12]). Ueberall sind hier die lateinischen Verse nach Art der

---

8) Antiquitat. italic. t. III. diss. XL. [Ausonius lat.-griech. Epigr. 28. 32. 49. Auch die Spanier hatten solche aus verschiedenen Sprachen im castilischen Maasse zusammengesetzte Gedichte: so schrieben Lope de Vega und Luis de Gorgera Sonette in vier Sprachen, castil., ital., portug. und latein.: vgl. Velazquez von Dieze S. 285 fg.]

9) Dante Alighieri's lyrische Gedichte v. K. L. Kannegiesser S. 220 bis 223. [Crescimbeni, l'istoria della volgar poesia I, 6, 5, (Ven. 1731, S. 363 fg.): Della poesia toscana con mescolanza d'altre lingue.]

10) Nach meiner Wiederherstellung gedruckt in Hoffmann's Fundgruben f. Gesch. deutscher Spr. u. Litt. I, 340. 341.

11) Nach einer Pg. HS. die Casp. Barth in der Carthause oder einem andern Kloster bei Strassburg fand (*„in Carthusia sive alio coenobio prope Argentinam"*) gedruckt in dessen adversar. lib. XXXIV. cap. XVII. Es wird dieselbe HS. seyn, die Graff auf der Centralbibl. zu Strassburg angetroffen hat: s. Diutisca I, 323.

12) Drey vollständige Lieder Miscell. Th. II. S. 203. 205. 206. und S. 207. 208., Fragmente S. 200. 205. Lat. Lieder mit deutschem Refrain S. 191. 192 fg. [Gothisch-lateinisch: Haupts Zeitschr. 1, 379. Angelsächs. und latein.: Grein 1, 232 fg. vgl. ferner Ruodl. 13, 14 fg. 16, 12 fg. 67 fg. Carm. Bur. 246. Liederb. d. Hätzlerin S. 98 fg. Vulpius Vorzeit I, 152 fg. Adelungs Nachr. 2, 239. Reinke de Vos v. Lübben S. I. Lat.-deutsche Lieder: Haupt bei Aufsess 1, 291. Wernhers lat.-deutsche Briefe: Minnes. Frühling 223. 224. Cantilena de asino presbyteratum ambiente: „Si essem tam beatus, dat ik ein prêster worde" etc.: Denis, catal. vol. I, pag. 3339. Bettelstudentenlied: Hoffmanns Monátschr. v. u. f. Schlesien II, 552. 553 (XVI—XVII. Jahrh.). — Lat. Gedicht mit franz. Refrain: Wolf Lais 433. Diez Sprachdenkm. 88. Leb. u. Werke d. Troub. 290. Gedicht in halbfranzösischen und halblateinischen Alexandrinern mit eingemischten lat. Hexametern und Pentametern bei Barbazan und Méon, fabliaux et contes IV, 485—488; Anfang:

Je maine bone vie semper quum possum.
Si taverniers m'apele; je di „ecce assum".
A despendre le mien semper paratus sum,

deutschen behandelt; es lag nahe, das Spiel einmal umzukehren und die deutschen unter das lateinische Gesetz zu bringen. Es geschieht in einer zu Doberan befindlichen Grabschrift vom J. 1388, die aus acht halb deutschen, halb lateinischen Hexametern besteht, deren Reim nach einer seltneren leoninischen Form die deutschen Hälften mit den deutschen, die lateinischen mit den lateinischen bindet.

Hier Peter Wiese tumba requiescit in ista.
God geve öm spiese caelestem. quique legis, sta,
Bid vor sien seele precibus brevibus genitorem.
Hier doget vele (?) sibi perpetuum det honorem.
He hefft getüget alias tres (l. res) perpetuales,
Daran uns gnüget, res atque dedit speciales.
Drum schal he bliven hic nostra sub prece vere,
Und wilt ön skriven David in solio residere[13]).

Wir lassen auf diese Grabschrift gleich eine zweyte folgen, auch in niederdeutscher Mundart, weder mit Lateinischem vermischt, noch möglicher Weise daraus übersetzt. Es ist die in der St. Silvester- und Georgenkirche zu Wernigerode befindliche des Grafen *Heinrich* vom J. 1429.

Na bort M. schreven, veer C., twe X., daby negen,
Starff Henrich greve, der van Stalberch leve neve.
Van Wernirode starff Henrich leste erve dode.
Do was de hire sünte Erasmi vire.
Up fridach wende na vesper was ydt sin ende.
Der selen sine si got gnadig ane pine[14]).

„M. vêr C. twê X. dâ bî nêgen," d. h. MCCCCXXIX: so spielen die Versmacher jener Zeit öfter mit den Zahlzeichen und Abbreviaturen. Man vergleiche die Grabschrift Herzog Heinrich's IV. in der Kreuzkirche zu Breslau:

Cant je pens en mon cuer et meditatus sum:
Ergo dives habet nummos, sed non habet ipsum.

Soll der Vers: „Vade procul d'ici, pauper, tu n'as que faire ici" pag. 487 ein Hexameter sein? oder ist das erste *d'ici* zu streichen? — Am Schlusse der Neuenburger Hdschr. altfranzös. Gedichte die lateinisch-franz.-niederländischen Verse:

Ego amo vos bouen allen die leuen
quant il voux plara suldy my trost geuen:

altfranz. Lieder u. Leiche S. 194.]

13) Gedruckt in Kinderling's Gesch. der niedersächs. Spr. S. 156. 157. [Lat.-deutsche Hexameter in der Hamburger Handschr. des Sachsensp.: Wilda im Rhein. Mus. für Jurispr. 7, 304 fg.]

14) Gedruckt bei Meibom. rerum germanic. t. III. p. 30.

Hen. quartus. Mille. tria. C. minus. X. obit ille
Egregijs annis. sle. Cra. san. dux. nocte johannis.

d. i. Henricus quartus, MCCXC. obit ille egregiis annis Slesiae, Cracoviae, Sandomiriae dux nocte Johannis. Der Fürstabt *Martin Gerbert* theilt aus einem alten missale folgende Verse mit:

M. C. ter ducto, simul L. sextoque reducto
Anno incarnati Christi, mundo quoque nati,
October diras domini monstraverat iras u. s. w.[15]).

Besonders gern werden *versus memoriales* aus Abbreviaturen zusammengesetzt[15b]). So jene über die sieben freyen Künste:

Trivium.

Gramm. (atica) loquitur. Dia. (lectica) verba docet. Rhet. (orica) verba colorat.

---

15) Iter alemann. pg. 288. [Grabschrift zu Leubus:
No Kale dans Maius Dux Vra Leg Brig Boleslaus
Zelator veri largus promtus misereri
Fit cum defunctis M C tribus L duo junctis (23. Apr. 1352):
Justi, Vorzeit 1827, S. 199. — Ehemalige Inschrift am Dom zu Köln:
Anno milleno bis C. quater X. dabis octo —
Anno milleno ter C vigenaque junge:
Sulpiz Boisserée in d. Jahrb. des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande 12, 129;
(ein) M vier C. vier X. ein i.
do wart gedicht dis bücheli.
ein M. vier C. vier X. da by
dartzuo so setz ich noch ein I.: Heinr. v. Laufenberg, Aufsess Anz. I, 41 fg.
Inschrift zu Siena (in Terzinen):
Se vuo sapere il tempo, il verso il conta:
Un M. quattro C. un V. tre I.
Quando Christo ebbe umana carne assunta,
D'ottobre quando il papa si partì: Crescimbeni l. l. I, 159.
Inschrift am Norderthurm der Marienkirche zu Lübeck:
Turris principia sunt M. tria C. duo bina (1304).
im Süderthurm:
Turri principia dant M. tria C. duo quina (1310)
Tuncque capella pia fuit hec tibi structa Maria: Jac. v. Melle, gründl. Nachricht von Lübeck, 1787 (3. Aufl. von Joh. Herm. Schnobel besorgt) 8°. S. 157.]

15b) Surgit ab R Gerbertus ad R, fit papa potens R (Remis, Ravennam, Romae): Mones Anz. 2, 188, 13. Jahrh.; Septem dona spiritus sancti:
Sap. intel. cor. for. ti. pi. sci. collige dona;
aus dem Poenitentiarius. vgl. Geffckens Bildercatechismus Beilagen Sp. 194.

Quadrivium.

Mus.(ica) canit. Ar.(ithmetica) numerat. Geo.(metria) ponderat. Ast.(ronomia) colit astra[16]);

jener über die vier Elemente und Temperamente:

Terra melanch.(olia), aqua phleg.(ma), aer sanguis, cholera ignis[17]);

folgende über die Monate, wo gut Ader lassen und Wein trinken:

Jan. fe. ap. maji. sep. oc. no. atque december:
His minue venam, lunam dum videris aptam[18])

und:

Ar.(ies) li.(bra) de vena. bene fundunt vina sagitta.(rius)
Can.(cer) ca.(pricornus). pis.(ces) vir.(go) media cetera dico mala[19]).

Ganz und gar aber aus Hexametern der Art bestehn die alten unter dem Namen *Cisio-Janus* bekannten Festkalender; so beginnt einer aus dem XIV. Jahrhundert[20]):

Cisio Janus Epi sibi vendicat Oc Feli Mar An
Prisca Fab Ag Vincen Pau Pol Car nobile lumen

d. i. Circumcisio, Januarius, Epiphania — Octava (Epiphaniae), Felicis, Marcelli, Antonii — Fabiani, Agnetis, Vincentii, (Conversio) Pauli, Polycarpi, Caroli —.

Wir kehren von dieser Abschweifung, die uns zur bessern Verständniss der Wernigeroder Grabschrift nöthig schien, zum deutschen Hexameter zurück. Das nächste Beispiel, auf welches wir treffen, geht seinem ursprünglichen Alter nach über jene Grabschrift noch hinaus, ja möchte vielleicht noch an's Ende des vierzehnten Jahrhunderts zu setzen seyn. Es sind Haushaltungsregeln, die vom Anfange des funfzehnten bis in's sechzehnte Jahrhundert hinein sich bald hier, bald da zeigen, in immer veränderter Gestalt, in bald kleinerer, bald grösserer Anzahl der Verse. Aus dem Lateinischen sind sie gewiss nicht übersetzt: die lateinischen Wörter sind zuweilen zu arg behandelt.

---

16) Ild. v. Arx Gesch. d. Cant. St. Gallen I, 260.

17) Schola salernitana v. 260. ed. Ackermann.

18) Pp. HS. der K. u. U. Bibl. zu Breslau IV. Q. 37. (Anf. XV. Jahrh.) fol. 130. v. wo der erste Vers fehlerhaft so lautet: Jun. fe. ap. may. no. sep. atque december.

19) In der eben angeführten HS. fol. 131. v.

20) Abgedruckt mit guten Erläuterungen von J. W. F. (Jac. Wilh. Feuerlein) im 19. Stück d. Hannov. Gelehrten Anzeigen v. 1751. [Cisio-Janus: vergl. N. litt. Anz. 1806, sp. 109—111. 1807, Sp. 59—62. Grotefend in Erschens und Grubers Encyclop. Abth. I. Th. XVII, S. 295—300. Aufsess Anz. 1833, sp. 127.]

Wir sind genöthigt die verschiedenen Recensionen in chronologischer Folge hinter einander aufzuführen.

Niederrheinisch in einer HS. der Stadt-Bibliothek zu Maestricht aus dem Anfange des XV. Jahrhunderts [21]).

Sege korn Aegidii, haveren, gersten Benedicti,
Plante kol Urbani, werp weet, rovesaet Kiliani,
Erwite Georgy, lyn sege Jacobique minoris,
Drech sperwer Sixti, vank vinken Bartholomaei,
Drynk wyn Martini, loep schoduuel nativitatis.

Schlesisch in einer Breslauer Pp. HS. aus dem ersten Viertel des XV. Jahrhunderts [22]).

Zehe korn Egidij, habir, gerste Benedicti,
Zehe hanf Urbani, leyn viti, rueben Kyliani,
Drag sperber Sixti, fach wachtel Barhtolomei,
Grab ruben Adipe, zeüt craut Vidi domo sedentem.

Hochdeutsch in einer Stuttgarter Pp. HS. vom Jahre 1520 [23]); jedoch sollen sich dieselben Verse bereits eben so in einer HS. vom Jahre 1440 vorfinden [24]).

Sew korn Egidij, habern (, gersten) Benedicti,
Und flachs Urbani, ruben, wicken Kiliani,
Erwis Gregorij, linsen Jacobi minoris,
Sew zwybeln Ambrosij, all felt grunen Tiburtij,
Sayw kraut Urbani, und grab ruben Sancti Galli,
Mach wurst Martini, kauf kess Vincula Petri,

21) Gedruckt in Mones Quellen u. Forschungen I, 126.

22) HS. der K. u. U. Bibl. I. Q. 466. fol. 40. r.

23) Gedruckt in Ferd. Weckherlin's Beiträgen z. Gesch. altt. Spr. und Dichtk. S. 66. Keller, alte gute Schwänke S. 62.

24) Nach einer Recension des eben angeführten Buches in der Leipz. Litt. Zeit. 1812. Sp. 1635. — Die Verse in der Handschr. von 1440 lauten folgendergestalt (Mittheilung Jacob Grimms):

sehe korn egidij, habern gersten benedicti
see hanff vrbani wicken linssen kyliani
setz pflantzen viti haw das krawt colomani
trag sperber sixti vach wachteln bartholomei
kleib stüben kalixti haitz wol natalia cristi
kauff holcz si velis wiltus haben michaelis
grab ruben adape sews kraüt vidi domini
heb an martini trinck wein per circulum anni
ysz lemproten blasij und hering oculi mei.

Vergl. die Verse aus der Seitenstetter Pap.-Handschr. no. 61, XV. Jahrh.

isz gens Martini, wurst in festo Nicolai u. s. w.

bei Keller, alte gute Schwänke S. 80. altd. Leseb. 1206. aus einem Tegernseeer Kochbüchlein: Anzeiger des Germ. Mus. 1865, 439.

Drag Sperwer Sixti, vach wachtel Bartholomei,
Kauff holtz Johannis, wiltu es haben Michaelis,
Klaib stuben Sixti, wiltu warm han Natalis Christi,
Iss gens Martini, drinck wein per circulum anni.

Noch einmal hochdeutsch bei Joh. Agricola in der hochdeutschen Erklärung der Sprichwörter[25]). Er sagt zum DCLIV. Sprichwort (Ein ieglich Ding will sein Zeit haben)[26]): Es ist ein alter Reim, der bestättiget diss Wort, der heisset also:

Sä Korn Aegidii, Habern, Gersten Benedicti,
Sä Flachs Urbani, Wicken, Ruben Kiliani,
Sä Hanf Urbani, Viti Kraut, Erbes Gregori,
Linsen Jacobique Philippi (so), grab Ruben Vincula Petri,
Schneide Kraut Simonis et Judae, (so)
Trag Sperber Sixti, fahe Wachteln Bartholomaei,
Kleib Stuben Calixti, heiss warm Natalis Christi,
Iss Lammsbraten Blasii, gut Häring Oculi mei,
Heb an Martini, trink Wein per circulum anni[26b]).

Aus diesen Hexametern nun stammen des abenteuerlichen Simplicissimi alte Sprüche vom Feldbau[27]), so wie die vor einiger Zeit in den schlesischen Provinzialblättern[28]) abgedruckte „alt-

25) Die erste Ausg. dieses Buches, die in niederd. Spr. 1528 zu Magdeburg erschien (Drehundert Gemener Sprickwörde — dorch D. Johannem Agricolam van Isleue. 8), enthält das bezügliche Sprichwort noch gar nicht.

26) Nach der Ausg. Hagenaw 1534. 8. Die Verse sind da zum Theil gar nicht, zum Theil falsch abgesetzt.

26b) Vergl. auch J. Fischarts Dichtungen, herausg. v. Heinrich Kurz, Bd. III, S. 477 fg. — Im Cod. Vratisl. I. 4°. 451. XV. Jahrh.:

Agnes nem, paulum bychte, petir is fladen mettich,
Vincencz gang, schaw sot, phingstmetich secze dy phlanczen,
Gang berg off, lys ber, sehe ruben juncfraw maria,
Sneyt Margrith, leg an, bint petir, vach vogil hannos,
Trag most her stenczlaw, frunt wenczlaw brote dy qwitten,
Czeuch stobe yn elze, kom klimko brenge den winter,
breng xpm mayt reyne, ys stroczil thomas am ende:

mitgetheilt von Hoffmann von Fallersleben, auch durch eben denselben gedruckt in Aufsess Anz. 1 (1832) Sp. 280 fg. — Tegernseeer Bücherverzeichniss v. 1500 fgg. Schmeller im Serapeum 1841, 283:

Charpfen is in copfis, hecht in schwantzis, grundel gar fris.
Nim pärm in mulis, präxen in mediis, renkchen in universis,
Rutten in lebris, salm in fedris, al in mittel drummis,
Is röttl in prattis, schleyn in sulcis, asch und vörchen in totis,
In schäris et caudis mande geharnischt visch i. e. krepsen.

27) Des Abenteuerl. Simpl. Ewig-währender Calender, Nürnb. s. a. (1670.) 4. S. 4.

28) Schl. Prov. Bl. 1829. Ergänzungs-Bogen S. 129. 130.

schlesische Haushaltungsregel, aus einem 300jährigen Buche ausgeschrieben 1786" (jene wie diese in kurzen Reimzeilen) dem grössten Theile nach her. Eben so ist auch die alte Regul der Bauren-Practica, „wie das Säen und anders zu unterschiedener Zeit vorzunehmen[29]," weiter nichts als eine prosaische Auflösung alter Hexameter; Einiges ist noch ganz deutlich Vers geblieben.

Vielleicht in dieselbe Zeit mit diesen Haushaltungsregeln, auf jeden Fall aber noch in die erste Hälfte des funfzehnten Jahrh. gehört ein in gleicher Art mit dem oben (Anm. 5) erwähnten Bohemarius abgefasstes lateinisch-deutsches Vocabular [von Jac. Twinger, prespyter Argentinensis][29b]). Wegen der deutschen Wörter, die es enthält, muss es hier aufgeführt werden. Abscheuliche Verse, welche die einzige uns davon bekannte HS.[30]) in noch abscheulicherer Schreibung wiedergibt. Wir ändern, indem wir Anfang und Schluss mittheilen, darin nichts, um weder zu viel noch zu wenig zu thun. Es beginnt mit Wörtern der Rechtssprache:

Multi scriptores in hoc errare solebant:
Est feudus lengut, est depactacio gedinge.
Ungelt angaria,) ost hec precacio bete,
Inlegir obstagium, census czins, redditus ingelt,
Almasium seu mercipotus lynkowff tibi signat,
Arra sit molschacz, exaccio geschos, theolonium czol,
In solidum mit gesampter hant, urphara orphende,

---

29) S. 126 der Bauren-Practica oder Wetter-Büchlein, St. Annaberg 1698. 8.

29b) [Cod. Vratisl. I. 4°. 100. v. J. 1414 (mitgetheilt v. Hoffmann v. Fallersleben):

Est tribulus distel, -lum stosil, -la quoque flegil.]

30) Pp. HS. der K. u. U. Bibl. zu Breslau IV. F. 86. Mitte des XV. Jahrh. fol. 11d. bis 13a. [Handschr. zu Stuttgart, Mone Anz. 6, 210. vgl. 337. 435. 8, 99.] Die Verse sind nicht abgesetzt. — Goldast citiert in den rer. alamann. script., er sagt nicht und wir wissen nicht aus welcher Quelle, vier Verse dieses Vocabulars unter dem Namen *Venceslaus Brack in Terminis Juristarum:* Arrestare frenen (l. frônen), dic impheodare belehnen 1, 138. ed. Senckenberg. Est Phoedus Lehengut, est depactio digniess ibid. Jus feodi Lehnrecht, Burgrschaft civilitas exstat ibid. Gleitet conducit, ducatus sitque geleite pag. 139. [W. Brack schrieb seinen vocab. rerum 1478 und lebte zu Constanz. Vgl. Hoffmann in der Hall. Litt. Zeitung 1833, 521—524. Aufsess Anzeiger 1833, Sp. 110.]

Redagium vuzczol, sit redagium waynczol,
Osedens sunt geysel, diffidare wedirsagin[30b]).

Und schliesst mit den Namen der Vögel und Ausdrücken der Jägerey:

Pawus vel pabo phaw, cignus tibi swan est,
Nisus eyn Sperber, accipiter habicht tibi signat,
Nocticorax nachtrabe, bubo huwe, miluus weye,
Corvus rabe, cornix croe, monedula tole,
Merula sit drosel, nachtegal signat phylomena,
Sparulus sit hazilhun, Alauda lirche, spicus specht,
Quiscula wachtil, Turkiltawbe sit turtur,
Capphan sit capo, asilus wespen tibi signat,
Alviare benstogk, examen Swarm tibi signat,
Venator yeger, zagena wate tibi signat,
Disciplina druche, sed muscipula mawsvalle.
Et sic est finis horum metrorum sive versiculorum.

Zwischen diesen und den nächsten deutschen Hexametern ist ein volles Jahrhundert Zwischenraum*); Sprache und Litteratur hatten sich unterdessen neu gestaltet; das Studium der griechischen und römischen Autoren war allgemein verbreitet, war ein gründlicheres, tiefer eindringendes, die deutsche Poesie meist eine dürftige handwerksmässige Verrichtung geworden, nichts innerlich, nichts äusserlich: frisch drauf und dran, die Summe der Sylben an den Fingern abgezählt, hinten ein Reimlein, gut oder übel, und der Vers war fertig[31]). Als hätte

30b) „Diese Hexameter kommen in einer Handschr. des Michaelisklosters zu Lüneburg wenigstens um 50—70 Jahre früher vor; sie stehn in dem Rechnungsbuche des Joh. von Bücken, begonnen 1372 und fortgeführt bis zum J. 1401, abgedruckt in Joh. Ludw. Lev. Gebhardi dissertatio secularis de re litteraria coenobii S. Michaelis in urbe Luneburga (Luneburgi 1755. 4°.) pag. 78:

Est pheodus lengut, est depactatio dinggelt,
Est arra brutschat, census tins, redditus ingelt etc.

Die Handschr. wird übrigens nicht, wie Gebhardus bemerkt, in der Rathsbibliothek, sondern nach Martini im Archive des Klosters aufbewahrt.“ Hoffmann von Fallersleben.

*) [Münchner Handschr. Anfang des 16. Jahrh.:

Da munera summis: es wirt wol schlecht, das da krump ist.
Munera si non das, es wirt wol krump das da schlecht was:

Mone, Anz. 8, 547. Rhein. Mus. f. Jurispr. 7, 304 fg.;

Pfaff, supplex ora; Fürst protege, Baurque labora:

Rhein. Antiq. 128.]

31) Man darf die damalige deutsche Verskunst nicht damit rechtfertigen wollen, dass die romanischen Völker es heute noch nicht anders

unsere Dichtkunst nie ein dreizehntes Jahrhundert erlebt, so geringe Acht hatte man auf die Grundgesetze der deutschen Metrik, bis endlich Opitz erschien, um die alte Ordnung angemessen verändert wieder herzustellen, indem er die neue Art Sylben zu zählen mit der früheren Geltung der etymologischen Hebungen geschickt verband. Wir haben in allen bisherigen Versuchen deutscher Hexameter und Pentameter ein Streben gesehn, sie nach den Regeln der antiken Prosodie zu bilden; nirgend ist es ganz gelungen, aber es wäre möglich gewesen, da unsere Sprache in jener Zeit noch kurze Vocale in den Stammsylben kannte, wenn gleich die langvocaligen und mehrsylbigen Flexionsendungen bereits ausgegangen waren, welche die althochdeutsche Mundart in noch weit höherem Grade fähig gemacht hätten, sich die alterthümliche Verskunst vollständig anzueignen. Dem sechzehnten Jahrh. war Correption jener Art fremd geworden, jede Stammsylbe war nunmehr lang, mithin hatte auch die Production durch Position ihre Bedeutung verloren: wer jetzt, wo Accent und Länge zusammenfielen, Hexameter machen wollte, durfte die Füsse nur nach accentuierten und nicht accentuierten Sylben zählen. Aber bei dem Zustande, in welchem sich die poetische Technik befand, mochte der Willkühr Alles erlaubt scheinen, und so können wir es dem weltgelehrten *Konrad Gesner* nicht verargen, dass er (im J. 1555) darauf verfiel, deutsche Hexameter und Hendecasyllaben nicht, im Sinne einer Verskunst, die er nicht kannte, nach Hebungen und Senkungen, sondern wie die antiken Muster quantitativ, selbst mit Geltung consonantischer Position zu bauen[32]). Er hält sich für den Erfinder dieser Kunst; mit welchem Rechte, wissen wir. Selbst dass seinen Versen der Reim fehlt, ist nichts neues; denn auch das letzt angeführte Vocabular und jener einzelne gegen 1259 geschriebene Hexameter sind ohne Reim. Wir wollen hier nicht nur die

---

machen. Sie mögen es thun, ihren Sprachen ist es angemessen: man erwäge nur den Mangel an stummen Sylben in der spanischen und italiänischen, und wie gleichmässig die Franzosen auch in der Prosa alle Sylben eines Wortes accentuieren. Und andrerseits, gibt es nicht selbst in diesen Alexandrinern, diesen Endecasillabi bestimmte Stellen, an denen trotz der sonstigen Gleichgültigkeit der eigentliche Accent der Worte beachtet wird?

32) Friedr. Heinr. Bothe hat noch in diesem Jahrhundert Gedichte, einen ganzen Band voll, so gemessen (Antik gemessene Gedichte, eine echt deutsche Erfindung, 1812). Nun, man wälzt öfter leere Fässer.

Probestücke selbst, sondern auch die wenigen Worte, welche er über seine Bemühung sagt, mittheilen[33]): Metra et homoeoteleuta multi scribunt ut plerique omnes puto populi, Latinis, Graecis et Hebraeis exceptis: carmina, in quibus syllabarum quantitas observetur, nemo. Nos aliquando conati sumus, sed parum feliciter[34]), hisce versibus hexametris:

Es macht alleinig der glaub die gleubige sälig
Und darzu fruchtbar zur lieb'[35]), und gütige herzen
Allwäg inn menschen schafft er. kein musse by imm ist
Und kein nachlassen nienen. er würket in allen
Rechtgschaffnen gmüten alls guts und übige früntschaft.
Doch schrybt er nüt simm selber zu, sunder er eignet
Dem Herren Gott und siner gnad alle die eere,
Durch Jesum Christum, Gott und mensch, unseren Herren.

In omnibus hisce versibus pedes omnes spondaei sunt, quinto excepto dactylo[36]). neque fieri facile aut commode posse opinor, ut alibi etiam nisi forte primo loco dactylus collocetur. Admittenda et licentia quaedam foret praeter vulgarem loquendi usum, non minus sed amplius forte quam Graecis et Latinis. Nostrae quidem linguae asperitatem consonantium etiam in eadem dictione multitudo auget, quae nullo saepe vocalium interventu emollitur.

Oratio Domini versibus Hexametris a nobis expressa.

O Vatter unser, der du dyn eewige wonung
Erhöchst inn Himmlen, dyn namen werde geheilget.

---

33) Mithridates, de differentiis linguarum etc. Zürich 1555. 8. Bl. 36. v. 37. r.

34) Allerdings sind auch z. B. in nienen er, gmüten alls, Vatter unser, bösen erlöss die Längen der tonlosen Sylben durch nichts motiviert; der vierte Vers des hexametrischen Vaterunser hat keine Cäsur u.s.f.

35) Nachher in den Hendecasyllaben unser': die ältesten Beispiele für den Gebrauch des Apostrophs im Deutschen.

36) Lessing, aufmerksam gemacht, dass schon vor Fischart, den er für den Erfinder des deutschen Hexameters ausgegeben, Konr. Gesner solche verfertigt habe, schreibt in den Litteraturbriefen (sämmtl. Schr. Th. XXVI. 1794. S. 79): „Hierauf antworte ich, dass ich mich nicht überwinden kann, sechsfüssige Verse, die ausser dem einzigen fünften Fusse aus lauter Spondäen bestehn, für wahre Hexameter zu halten. Ein einziger solcher Vers ist zwar zur Noth ein Hexameter; aber lauter solche Verse sind keine.“ Ob gut oder schlecht, darauf kann's hier doch wahrlich nicht ankommen. Dies Uebermaass von Spondeen ist die nothwendige Folge des nicht zu vermeidenden Uebermaasses von Positionslängen.

Zu kumm uns dyn rych. Dyn will der thue beschähen
Uff erd als in himmelen. Unsere tägliche narung
Heer gibe uns hüt. Und verzych uns unsere schulde,
Wie wir verzychend iedem der bleidigen uns thut.
Für uns in kein versuchnuss yn hilff one dynen:
Sunder vomm bösen erlöss uns, gnädiger Heer Gott.

Eadem hendecasyllabis reddita, qui versus linguae Germanicae aptiores videntur.

Heer Gott Vatter in himmlen eewig einig,
Dyn nam werde geheiliget, geêret.
Dyn rych komme genädiklich, begär ich.
Dyn will thue beschähen uff der erden,
Wie inn himmelen undren heilgen englen.
Unser' tägliche narig† uns gib hütte.
Verzych unsere schulden uns, wie auch wir
Verzyhnd schuldneren unseren by uns hie.
Versuchnuss sye wyt von uns, o Heere.
Löss uns gnädiger Heer von allem übel.

† Pro narung propter carmen

1561 wiederholt Gesner an einem andern Orte[37]) jene Aeusserungen über die Neuheit seiner Erfindung und über ihre Schwierigkeit und fügt, indem er sich auf die Beispiele im Mithridates bezieht, zur Probe noch folgende Hendecasyllaben hinzu:

O Gott, himmlischer herre, vatter aller
Creaturen in himmlen und der erden,
Dein barmhertzige gnade unde güte
Deinen dieneren und geschöpfften öffne

und diese iambischen Dimeter:

O vatter und genädiger
  Herr Gott in himmlen höhe,
Erbarm dich über menschliche
  Uns angeborne blöde
Durch deinen einen eewigen
  Sun, unsern herren Jesum,
Und schaff in uns ein neüw gemüt
  In krafft dess heilgen geistes.

Es ist gut dass wir uns von Gesner's mit trockner Mühseligkeit erarbeiteten versibus hexametris und hendecasyllabis zu *Johann Fischart*[38]) und seinen fröhlicheren sechstrabenden

37) Vorrede zu *Maaler's (Pictorii)* dictionarium germanicolatinum novum (Zürich 1561. 8.), in einem Anhange „De carminibus et syllabarum quantitate in lingua germanica."

38) In „eine Wildniss, einen Haupttheil des Gartens, wo sich ein

und fünfzelterigen Reimen wenden können. Sie stehen in seiner Geschichtklitterung (Geschichtschrift), wovon 1575 die erste Ausgabe erschien[39]), im anderen Capitel „Von eyner Alten Mistwälcken Pantagruelischen Vorsagung, inn eyner denckbegräbnuss oder Grabverzeichnuss erspehet, darauss jr die Oraculisch Tripodisch Poetisch ergeysterung ersehet.“ Man hat sie, seitdem Lessing 1759 in den Litteraturbriefen[40]) zuerst darauf hingewiesen, lange Zeit für die ältesten deutschen Verse in heroischem und elegischem Maasse gehalten. Gut sind sie gerade auch nicht, im Gegentheil sehr schlecht: lange Sylben müssen kurz, kurze lang werden, damit nur Alles recht hupfweis in Dactylen tänzele. In der Elegie sind die leoninischen Reime nach einer ganz besondern neuen Manier gestellt. Wir lassen den wunderlichen Heiligen am besten selbst sagen, was er bei seinem Versuche sich gedacht habe[41]):

Blumenbeet, welches wie ein verschönertes Wiesenstück aussahe, an einer alten Eiche zu halten schien, um die kleines Gesträuch rings herum stand, als wenn's in die Schule ginge und lernen wollte auch so gross zu werden. Es war Alles wie Wiese und Wald, was man sehen konnte, und doch war's nicht Wiese und Wald. Die Blumen anders, und wenn sie gleich nicht in Reih und Gliedern standen, waren sie doch in einer entzückenden unordentlichen Ordnung. Bäume hinderten das Auge nicht den Wald zu sehen, und es fiel von oben ein reines Wasser wie ein starker Regen und schlenkerte durch's Blumenstück und aus ihm heraus wie ein Betrunkener.“ v. Hippel's Lebensläufe nach aufsteig. Linie Th. I. 1828. S. 245.

39) 1575: s. Flögel, Gesch. d. kom. Litt. III, 336. Recension d. deutsch. Gramm. v. J. Grimm S. 33. Zwar berichten Koch (Compend. I, 161), Koberstein (Grundriss S. 123. Anm. 9), Halling (Fischart's glückhaftes Schiff S. 46), v. Meusebach (Recens. von Hallings glückh. Schiff in der Hall. Allg. Litt. Zeitung 1829 sp. 440) u. A. von einer weit älteren Ausgabe vom J. 1552 (die nicht einmal die älteste seyn könnte wegen der Worte des Titels: „Auch zu disem Truck wider auff den Amposs gebracht“), ja K. G. Anton versicherte sie selbst zu besitzen (deutsch. Museum 1778. S. 534) und beschrieb sein Exemplar auf's ausführlichste im Allg. litt. Anzeiger 1800. Sp. 1141—1143; aber die Unmöglichkeit einer so frühen Ausgabe lehrt schon ein flüchtiger Ueberblick der Litterärgeschichte Fischart's: der ganze Irrthum beruht lediglich darauf, dass man eine 8 in Gestalt eines S für eine 5, 1582 für 1552 angesehen, wie Jac. Grimm bereits 1812 in der Leipz. Litt. Zeit. Sp. 1290 bemerkt hat.

40) Sämmtliche Schriften Th. XXVI. 1794. S. 73 fgg. [Lachmanns Ausg. 6, 45.]

41) Ausgabe 1582. C 7. r. bis D 1. r.

Aber innsonderheyt sind zu ehren der Uralten, für sich selbs bestendigen Teutischen sprach die nachgesetzte sechssprüngige Verkers oder (wie es unser offtberürte Scarteck, darauss diss kürtzlich gezogen, nennet) Wisartische, Mansehrische und Herhohe Reimen und Silbenpostirliche Wörterläuff und Wörterleufige Silbenpostirung wol für eyn Venedischen Schatz auffzuheben, dieweil darauss die Künstlichkeyt der Teutschen sprach in allerhand Kermina bescheinet, und wie sie nun nach anstellung des Hexametri oder Sechsmesiger Silbenstimmung und Silbenmesigem Sechsschlag weder den Griechen noch Latinen (die dass Muss alleyn essen wolten) forthin weichen. Wann sie schon nicht die Apostitzlerisch zustimmung, Prosodi oder Stimmmessigung also Aberglaubig wie bei jhnen halten, so ist es erst billich; dan wie sie jr sprach nit von andern haben, also wollen sie auch nicht nach andern traben: eyn jede sprach hat jr sondere angeartete thönung und soll auch pleiben bei derselben angewöhnung.

Kan mich derhalben auss Poetischem Wetterauischem Taubenflug, weil sie mir steigen und mich on das Apollo inn der lincken seit kützelt und das recht or vellicirt, jetz nit enthalten, dass ich nit auch also par mit Sechstrabenden und Fünfftzelterigen Reimen heraussfahr, und grüss euch also hoppenhupffenbar. Aber bei leib dass mirs keiner less, der nicht auff Cisiojanisch an fingern klettern, scamniren und scandiren kan: dann Ascendens scandit, distinguens carmina scandit; jedoch tröst ich mich M. Ortwini der spricht von der Altiqua Poetria und Metrischer Compilation: Si non bene sonant, attamen curriliter tonant. Ita Herr Domine, ist es nicht war, so ist es doch lieblich zu hören. Ergo auff und darvon, lasst den Zelter gohn!

Nun tapffere Teutschen, Adelich von gmüt und geplüte,
    Nur Euerer herrlichkeit Ist dises hie zubereyt.
Mein zuversicht jderzeit ist, hilfft mir Götliche güte,
    Zu preisen in ewigkeit Euere Grosmütigkeyt.
Ir seit von Redlichkeyt, von grosser streitwarer hande
    Berümt durch alle Lant Immerdar on widerstand:
So wer es Euch allesamt fürwar ain mechtige schande,
    Würt nicht das Vaterland In künstlichkeit auch bekant.
Darumb dieselbige sonderlich zu förderen eben,
    So hab ich mich unverzagt Auff jetziges gern gewagt,
Und hoff, solch Reimesart werd euch ergetzlichkeit geben,
    Sintemal eyn jeder fragt Nach Neuerung die er sagt.

O Harffeweis Orpheus, jetzumal kompt widerumb hoche
Dein artige Reimeweiss Zu jrigem ersten preiss:
Dan du eyn Tracier von geburt und Teutischer sprache
Der erst solch unterweist Frembt Völkeren allermeyst.
Diselbige lange zeit haben mit unserer kunste
Alleyn sehr stoltziglich Gepranget unpilliglich:
Jetzumal nun bass bericht, wollen wir den fälschlichen dunste
In nemmen fom angesicht, Uns nemen zum Erbgedicht.

Darauff folgen nun die Manserische oder Wisartische Sechshupfige Reimen-Wörterdäntzelung und Silbensteltzung; aber es ist nur der anfang darvon, das ander ist verzuckt worden; da denckt jr jm nach, wie es zugangen sei.

A. w. ch. k. t. ä. e. ö. f. g. h. i. l. m. n. o. p. pf. r. s. sch. st. u. z. ai. ei. eu. au.

Far sitiglich, sitiglich, halt eyn mein wütiges gmüte,
Las dich vor sicheren di kluge himlische güte,
Das du nit frefelich ongefär färst auff hohe sande
Und schaffest onbedacht dem Wisart ewige schande;
Dan stellen zu hitziglich nach Ehr und Ewigem Preise,
Die stellet eyn offtermal zu sehr inn spötliche weise.
Sintemal wir Reimenweis unterstan eyn ungepflegts dinge,
Das auch die Teutsche sprach süsiglich wie Griechische springe,
Darumb weil ich befind ungemäss die sach meinen sinnen,
Werd ich benötiget höhere hilff mir zu gewinnen;
Dann drumb sind sonderlich auffgebaut die Himlische feste,
Das allda jederzeit hilff suchen Irdische Gäste.
O Müsame Muse, Tugetsam und Mutsame Frauen,
Di täglich schauen, dass si di künstlichait bauen,
Die kein Müh nimmerme scheuen zu förderen dise,
Sonderen die Mülichait rechenen für Müsiggang süse,
Wann jr diselwige nach wunsch nur fruchtwarlich endet:
Drumb bitt ich jniglich, dass jr mir férdernuss sendet
Durch euere mächtigkait, damit jr gmüter erregen,
Dass sie ergaisteret nutzliches was öffenen mögen,
Zu unserem jetzigen grossen forhabenden wercke,
Fon manlicher Tugent und meh dann Menschlicher stärcke
Des Streitwaren Hackenback etc.
DESVNT Di nicht da sind*).

Aber diese Hexameter und Pentameter sind nicht die einzigen, die Fischart gedichtet hat, wiewohl bis jetzt noch keine mehr bei ihm nachgewiesen sind. Wir finden deren noch an

*) Garg. Z 4 vw. 1582: Gargantua und die seinen um sich lehrreich zu ergötzen „machten neue Wissartische Reimen von gemengten trei hüpffen und zwen schritten.“

anderen Stellen derselben Geschichtklitterung, unter die Prosa gemischt und wie Prosa gedruckt, im VIII. Capitel [J 4 vw.— L 8 vw.] „Das Truncken Gespräch“ und im XXIV. [T 1 rw.— 5 rw.] „Von des Gargantua studieren.“ So in jenem (L 7. r.) das Distichon:

Ewiger Keller, behüt unser Kel vor ewiger kälte
Und unser augen vor übernächtlichem schlaff.

Ausserdem eine Menge theilweise übersetzter und durch lustige Barbarismen entstellter Verse aus lateinischen Dichtern, z. B. ille ego qui quondam Kannen vinumque cano (Virgil: ille ego qui quondam — — arma virumque cano); wie er aus Horazens „nunc est bibendum“ u. s. w. (odd. I, 37.) dies macht: nun ist bibendum, nun pede libero zu träppelen tellus und zu läppelen häl us[42]). Aber es ist meist zu derb, als dass wir

42) Ist auch hier aufzuführen der eben da vorkommende Vers „en jacet in treckis qui modo palger erat“? im Original etwa „hic jacet in terra qui modo pulcher erat“? Wir finden auch bei *Hans Christoph Fuchs* in der Vorrede zu seinem Ameisen- und Muckenkrieg, einer Uebersetzung der Moschea des Folengo (Ausg. Strassb. 1612. 8.) „Hic jacet in Dreckis, qui modo Reutter erat.“ [Verstreute ähnliche Hexameter im Gargantua: *non est venator jeder durch cornua flator:* A 5 rw. *Er hielt was die Gelerten lehren, Dum conuiuaris, hüt dich, ne multa loquaris, noch vil moraris:* D 6 rw. *Caseus und Schunckusz, die machen optime trinckusz:* E 6 vw. *Cazeus und caepe, die kommen ad prandia saepe: — Caseus und panis, sind köstliche Fercula Sanis:* E 8 vw. *Der lebe in æternum, der gibt potare Valernum; wir nicht gibt villum, all Teuffelsblag torqueat illum:* F 4 rw. *Ede, bibe, lude, nach toden nulla wolustas:* K 8 rw. *Tityre du platzars, reck den schwantz sub tegmine küschwanz, ille ego* etc. L 6 vw. *Claudite nun rüff us Pueri, sat prata biberunt:* L 8 vw. *Im faulen veste, nimand tractatur honeste, kleydung ist der Man, wer sie hat zulegen an. Wiewol in vestimentis nicht ist sapientia mentis:* N 2 vw. *Dann in Curte tunica saltat Saxo quasi pica:* N 8 vw. *Das Bäurelin und die Greta sind dispare valde diaeta. sintemal der schlaffet, cum Greta parocho schaffet:* T 3 vw. *nicht hindere Bruntzen, nicht noetige hefftiglich assum. Mit Eselen fartzis streite, sic non eges arzis:* T 4 vw. *Nicht isz beim Scheiszhusz, so nicht wilt weiselen seichusz:* ib. *Ruben helffen stomagum, wissen zu förderen Wintum, förderen urinam, schedigen auch zano ruinam:* ib. *Nach Biren gib Potum, nach Potum eile cacotum. so satur es, totum mit Brocken evome potum, und wider kom certa Gleser zuleren referta:* ib. *Und im Dantz werff sie herumb wie ein Küschwantz: dasz posteriora illis börtzelen wie heszlichen villis. Alsdan so offt dich liebet, dich schmützelen Küssele iubet. Disz nisi procures nit hertzeken Meidelis ures. Spöttiglich exibis, nimmermeh zulöffelen redibis:* T 4 rw.]

Alles vollständig hersetzen dürften. In eben derselben Manier finden wir Cap. XXIV. (T 4. r.) eine Reihe medicinischer Denksprüche aus der *schola salernitana* verarbeitet: z. B.

Viel ding auss winden veniunt, so ventre verschwinden;

im regimen sanitatis v. 18:

Quatuor ex vento veniunt in ventre retento.

Ferner:

Pringet humores Bacherach vinum meliores;

reg. sanit. v. 47:

Gignit et humores melius vinum meliores.
Nach Fischen nuss ess, nach Fleysch die stinckende Kess fress;

v. 115:

Post pisces nux sit, post carnes caseus adsit.
Ruben helffen stomagum, wissen zu förderen Wintum,
Förderen urinam, schedigen auch zano ruinam;

v. 142:

Rapa juvat stomachum, novit producere ventum,
Provocat urinam, faciet quoque dente ruinam.
Dan vinum saure klinglitum machet in aure;

v. 234:

Ebrietas, frigus tinnitum causat in aure.

Und so fort. — Wir sehen, es zeigt sich bei Fischart überall ein Bestreben, durch erzwungene Betonung tonloser Sylben dem Verse einen antiken Klang zu verschaffen; deshalb ist denn auch die Position nicht unbenutzt geblieben; aber so wenig diese stets beachtet ist, lassen sich überhaupt Regeln finden, welche Fischart mit Consequenz durchgeführt habe. So viel ist klar, dass er sich Gesner's Verse nicht zum Muster genommen hat, wenn sie ihm auch bekannt waren: denn fast in demselben Grade, als Gesner'n die Dactylen mangeln, geht Fischart den Spondeen aus dem Wege.

Vielleicht älter als Fischart's Hexameter und Pentameter sind die des M. *Joh. Clajus*[43]). Zwar ist das Buch, worin sie

43) Geb. zu Herzberg 1533, gest. als Prediger zu Bendeleben in Thüringen 1592 den 11. April (s. Reichard, Hist. d. d. Sprachkunst S. 52. 53. Adelung zum Jöcher II. Band Sp. 343—345). Er war, wie er in der Vorrede zu seiner Grammatik angibt, auf der Schule zu Grimma, auf der Universität zu Leipzig, dann Schulmeister in seiner Vaterstadt, neun Jahre Lehrer der Musik, Poesie und griech. Sprache zu Goldberg, später Rector der Schule zu Nordhausen und endlich Pastor zu Bendeleben (bei Erfurt), als welcher er seine Grammatik herausgab. Nicht zu verwechseln mit dem

enthalten, *Claji grammatica germanicae linguae,* drey Jahre später erschienen als die erste Ausgabe der Geschichtschrift, nämlich im J. 1578[44]); aber da hatte der Verfasser schon über zwey Jahrzehende dazu und daran gearbeitet, wie er selbst in der Widmungsvorrede erzählt[45]). Wie seine ganze grammatische Methode weiter nichts ist als eine übertragene lateinische, so verfolgt er auch in der Nachahmung antiker Versmaasse getreulich den von Gesner eröffneten Weg[46]) und schlägt deutsche Verse über den Leisten einer undeutschen Metrik. Nur hat er vor seinem Vorgänger eine geschicktere Behandlung, eine gewisse Zierlichkeit voraus und weicht auch darin von ihm ab, dass er es nicht verschmäht, den Reim anzuwenden. Ausser zweyen *exemplis carminis heroici* und zweyen *carminis elegiaci* hat er noch Probestücke *carminis iambici dimetri*, *hendecasyllabi, sapphici;* vorausgeschickt ist eine kleine Reihe prosodischer Regeln, die theils von den Griechen und Römern, theils aus der Natur der deutschen Sprache entnommen seyen[47]). Hier sind die Hexameter und Pentameter (pg. 277—279):

---

besonders an dramatischen Gedichten fruchtbaren Johann Klaj, der im folgenden Jahrhundert zu Nürnberg lebte.

44) Grammatica germanicae linguae M. *Johannis Claij* Hirtzbergensis ex bibliis Lutheri germanicis et aliis ejus libris collecta, Lips. Joh. Rhamba 1578. 8. 8 Bl. Vorst. 279. gez. SS. Dies ist die älteste einer zahlreichen Reihe von Ausgaben, welche sich bis in's XVIII. Jahrh. erstreckt: zu dem Verzeichnisse derselben in *Elias Casp. Reichard's* Versuch einer Historie d. deutschen Sprachkunst (1747.) S. 49. fg. bemerken wir, dass die Eislebische von 1604. die vierte Ausgabe und in 12., die Jenische von 1651. 12. die achte, dass die zehnte Ausg. von 1698. 12. zu Frankfurt a. M. und im J. 1720. zu Nürnberg und Prag eine eilfte Ausgabe in 12. erschienen ist.

45) Quas quidem (praeceptiunculas) ab annis viginti et amplius cogitatione complexi et diu multumque praemeditati nunc primum in lucem edimus juxta illud παροιμιαζόμενον „sat cito, si sat bene," nihil curantes vel quid alii ante nos scripserint, vel quid plerique de nostro labore sint judicaturi: αὐτὸ γὰρ δείξει τὸ ἔργον.

46) Er sagt eben so wenig, dass er seine Kunst von *Gesner* gelernt habe, als er behauptet erster Erfinder zu seyn; er spricht nur ganz unbestimmt (pg. 272. ed. 1.) „de ratione carminum nova;" *Gesner's* Ruhm lässt uns das Erstere annehmen.

47) Alle Position mache lang, bei muta cum liquida jedoch werde ein vorhergehender kurzer Vocal nur anceps; Vocal vor Vocal sey kurz mit Ausnahme weniger circumflectierter; H dürfe nicht als Consonant, sondern

Exemplum carminis Heroici.

Aenigma.

Ein Vogel hoch schwebet, der nicht als andere lebet,
Nach keim Thier strebet, sich in allen Winden erhebet,
Und wenn die wüten, muss er denn fleissiger hüten,
Wächst in Feurs Glüten, darf nicht als andere brüten.
Er zeugt nicht Jungen, der nie sein Tage gesungen,
Wird doch gedrungen, dass oft mit Schalle geklungen.
Er braucht kein Essen, wird von keim Thiere gefressen,
Kannst ihn nicht messen, weil er dir ferne gesessen*).

Aliud.

Bitte den Herrn Herren, der wird dich gnädig erhören
Und wird dir geben nach dem das[48]) ewige Leben.

Exemplum carminis Elegiaci.

Gott sei mein Beistand, barmherziger ewiger Heiland,
Denn ich bin dein Knecht, mache mich Herre gerecht.

Aliud.

Wer Gott vertrauet, fein hat derselbe gebauet.
Sein Haus nicht zergeht, Dach Fach on Ende besteht.

Namentlich dem Einfluss der weit und breit und lange Jahre hindurch viel geltenden Clajischen Grammatik werden wir es zuschreiben müssen, dass fast in sämmtlichen bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts verfertigten Hexametern und Pentametern das Recht der Position grillenhaft behauptet wird: freylich das beste Mittel, zahlreiche Nachfolge und allgemeine Anerkennung zu verhindern.

Auch der fröhliche *Taubmann* (geb. 1565, gest. 1613) hat einmal einen Hexameter gemacht, in dem nur anderthalb Füsse lateinisch, die übrigen aber deutsch sind. Bei welcher Gelegenheit, erzählen die Taubmanniana folgender Maassen: Den Herrn *Taubmann* redete ein Schüler auf seinem Namenstag carminice also an:

Omnipotens Taubmann, raucum tibi dedico carmen.

---

nur als Aspiration betrachtet werden; M erleide keine Elision; auch bei Schlussvocalen finde nicht Elision, sondern Apocope statt u. s. f.

*) [Der Wetterhahn. Vgl. Rathbuch cj. r. Reusneri aenigmatographia pag. 274.]

48) Hier fehlt *Clajus* selbst gegen seine zehnte Regel pg. 275: Pronomina et articuli discernuntur accentibus: in quibus enim est circumflexus producuntur, in quibus vero acutus corripiuntur, ut der demonstrativum circumflectitur et producitur, der articulus acuitur et corripitur.

Und meinete ihm noch so einen grossen Gefallen dadurch zu erzeigen; aber *Taubmann* ärgerte sich dergestalt über die Anrede, dass er dem neuen lateinischen Pritschmeister mit folgenden Worten die Thüre wies:

Omnipotens Hundsfott, was machst du mir da für Larmen?[49])

Den Beschluss der Beispiele des sechzehnten Jahrhunderts macht ein von einem Schlesier verfasstes Distichon. Es steht von gleichzeitiger Hand auf dem Titel einer kleinen Druckschrift vom J. 1597[50]), deren Mittheilung ich dem Herrn Professor *Hoffmann* zu Breslau verdanke, und heisst so:

Dise hat der Weidner dem Sebisch carmina schencket,
Das er perpetuo corde gedincke syner.
Sunt hi germanici numeri: superaddo latinos
Bilizerus; habe sic tibi μνημόσυνον.

Wir sehen hier und sahen in mehreren der oben angeführten Fischartischen Hexameter die Vermengung der lateinischen und der Muttersprache in etwas anderer Weise und noch auf einen höheren Grad der Verwirrung getrieben als in jenen früherhin besprochenen Gedichten, wo lateinische und nichtlateinische Verse abwechseln: hier wird in einem und demselben Verse Fremd und Einheimisch durch einander geworfen. Auch von dieser Spassmacherey gibt es noch manches Beispiel, und sie verdienen der deutschen Worte wegen bei unserer Betrachtung nicht unberücksichtigt zu bleiben. Hier eines aus dem funfzehnten Jahrhundert:

Est pretium mihi krang, cum nihil dabitur nisi habedang[51]).

Bekannt und schon oft gedruckt und von ziemlichem Alter sind die ebenfalls leoninischen Spottverse auf Westfalen und die Mark Brandenburg [Mone Anz. 7, 508. Schupp 1, 740]:

Hospitium vile, grof Brod, dünn Beir, lange Mile
Sunt in Westphalia: si non vis credere, loop da;

---

49) Taubmanniana oder des sinnreichen Poetens *Friederich Taubmann's* nachdenkliches Leben etc. Frankfurt u. Leipz. 1703. 12. S. 206.

50) Ad virum clarissimum *Joh. Funccium* genialis diei festa feliciter celebrantem gratulatio, Lynicii 1597. 2 Bl. in 4to.

51) Pp. HS. der K. u. U. Bibl. zu Breslau IV. F. 80. fol. 54. v. am Ende einer Reihe lateinischer Predigten, überschrieben „Sermones breves de tempore." [Cod. Vind. 2860. Pap. von 1405. Leben Leopolds des Heiligen von Johannes dem Schreiber am Ende:

Est mihi precium kranck
Quia nichil datur mihi nisi hadanch.

Mittheilung von Hoffmann von Fallersleben. Vgl. Wiener Sitzungsberichte LIV, 294.]

und:

Pisces, languores, Schorf, febres atque dolores,
Strohdach, Knapp-casei sunt hic in Marchia multi.
Et si videres nostras glaucas mulieres,
Nobiscum fleres, si quid pietatis haberes,
Neque venires ad nos, quia sumus in insula Pathmos.
Et caveas tibi, quia Grützwurst est etiam ibi[52]).

Auf wenige Worte, auf Interjectionen beschränkt sich die Einmischung in den Hexametern, welche *Philander von Sittewald (Joh. Mich. Moscherosch)* in seinen Gesichten[53]) anführt:

Nocte studens graditur ludens testudine bom bom,
Personat huic alter cithara seretrum teretrum trum,
Tunc reliqui clamant tollentes brachia juch juch,
Pellio tunc grunnit, mox huic submurmurat huy katz,
Post sequitur miseros ictis vulneribus: o weh!

Es ist bekannt, dass solche Sprachmengerey die Veranlassung und Grundlage zur macaronischen Poesie gegeben hat[53b]): es ist eben nur ein Schritt weiter gethan in der muthwilligen Barbarey. Das Wesen derselben besteht darin, dass Wörter der Nationalsprache durch angehängte lateinische Endungen so umgewandelt werden, dass sie lateinischer Declination und Conjugation fähig sind. Auf die Erfindung der macaronischen Poesie kann Deutschland keinen Anspruch machen: sie ist ihm von Italien aus zugeführt worden, wo sie namentlich *Don Teofilo de' Folenghi,* auch *Folengo,* ein Benedictinermönch, gest. 1544 (er pflegt sich *Merlinus Coccajus* zu nennen) und *Caesar Ursinus*

---

52) *Joh. Friedrich Rottmann*'s Lustiger Poete 1718. S. 168. 173. u. a.

53) Bd. I. S. 427. der Ausg. Strassb. 1650. 8. (S. 344. der Ausg. Frankfurt 1644.)

53b) [Macaronische Wortbildungen (latein. mit griech. Endungen) bei Ausonius, epist. XII (45 Verse). Die Verse sind theils aus rein griechischen und lateinischen Worten gemischt, theils bestehen sie aus solchen graecisierten, z. B.

v. 6. Σαντονικοῖς campoῖσιν ὅπη χρύος ἄσπετον ἔστιν,
Erramus gelido-τρομεροὶ, rigidique poetae etc.
v. 28. Ἔν τε foρῷ causαῖς τε καὶ ingratαῖσι καθέδραις.
v. 42. Κιρνᾷν, αἴκε θέλοις, νέκταρ vinoῖο bonoῖο.

Geschenktem Gaulo non debes inspicere maulo: Schupp 1, 91. — *Stanislaus Minck von Weinshauw*, Dreyfache Kunst-Schnur (Frankfurt und Leipzig 1692. 4°.) S. 100 (nach Mittheilung von Hoffmann von Fallersleben):

Macaronischer Denkspruch.

Nil mihi Kunst ohn Gunst, nil welt mihi proderit ohn gelt,
Nec Kunst, Gunst, Welt, Gelt proderit absque Deo.]

(im Anfang des XVII. Jahrh.) in Aufnahme gebracht hatten; auch aus Frankreich her wurden die Deutschen mit ihr bekannt durch *Antonius de Arena,* einen Zeitgenossen *Folengo's.* Eines der grösseren in Deutschland verfassten macaronischen Gedichte, *Fuchs'*ens Ameisen- und Muckenkrieg, ist denn auch Bearbeitung eines Folenghischen Originals (s. Anm. 42.) [ist nicht macaronisch; das einzige Macaronische darin sind zwei Pentameter in der Vorrede; Genthe S. 126], wogegen die berühmte *Floia*[54]):

Angla floosque canam[55]) qui wassunt pulvere swarto u. s. w.

dem niedern Deutschland eigenthümlich zugehört. Besonders thätig in dieser Art zu dichten erwies sich das siebzehnte Jahrhundert. Als besonders gelungen können wir einige vor uns liegende Hochzeitscarmina rühmen, deren erstes[56]) so beginnt:

Lobibus Ehstandum quis non erheberet hôchis
Himmlorum sternis gläntzentium ad usque Gewölbos?

und schliesst:

De tischo surgite pfeiffri,
Blasite trompetas et kessli schlagite pauckas.

Anfang des zweyten[57]):

Hactenus Ehstandi maneant quae fata verächtros,
Beispielo docui vetlae unkeuschique Geselli.

Schluss:

Et sic beispielo könnatis erhärtere vestro
Vos ipsi, quod in Ehstando non sint nisi freudae.
Idque Scholae wünschit Petri Dresdensis Alumnus.

Anfang des dritten[58]):

Quid Welhamerum Leuti te nomine dicunt?
Quod Brautwehlerus deberes heissere.

---

54) Die erste Ausgabe der Floia, die *Lessing* kannte (Collect. II, 102.) ist von 1593 in 4to und betitelt: Floia, cortum versicale, de flois schwartibus, illis deiriculis, quae omnes fere Minschos, Nonnas, Weibras, Jungfras etc. behuppere, et spitzibus suis schnaflis steckere et bitere solent; autore Gripholdo Knickknackio ex Floilandia.

55) „Arma virumque cano" Virg. Aen.

56) Rhapsodia Versu Heroico-Macaronio ad Braut-Suppam in Nuptiis Butschkio-Denickianis praesentata a Scholae Dresdensis Petri Alumno. s. l. et a. 4. 6. Bl. (Schade fercula macaron. I, 56.)

57) Rhapsodia andra Versu Heroico-Macar. ad Braut-Suppam in Hochzeita Stollio-Jungiana praesentata a Scholae Petri Dresdensis Alumno. s. l. et a. 4. 14. Bl. (Schade II, 2.)

58) *Rottmann's* Lustiger Poete S. 169—173. (Schade II p. 26.)

Schluss:

O utinam hunc Tagum videam, quo glaubo futurum,
Ut post Fürhangum lateat foecunda marita
Sex gantzis Wochis et juxta schlaffiat infans
In kleinis Wiegis, Vatris Muttrisque voluptas!

Zuweilen wird das deutsche Element der macaronischen Poesie dadurch noch potenziert, dass neben den lateinisch gemachten Worten ganz unverändert gebliebene deutsche eingeschaltet werden. Auch davon haben wir oben Fischartische Beispiele gelesen; in folgenden aus der *Delineatio summorum capitum lustitudinis studenticae*[59]) ausgehobenen Versen ist des eigentlich macaronischen so wenig, dass fast nur von Mischung rein lateinischer und rein deutscher Worte die Rede seyn kann, wie denn überhaupt dieses Gedicht kein rechtes Document der macaronischen Poesie abgibt.

Ista propinari Munser tibi proxime du must
Atque bescheiden thun. Run dari da dari da!

und:

Primus ego voces irritamenta vagantum
Edam: vos reliqui state, silete. Bru heis.
Fallor, et est forsan qui contra clamitat ullus.
St! Sa bru heis. „Sa bru heis." Ha falala. „Ha falala."
Est bene. praecurram, vos post carecta latete.
Hic lepus e dumis exagitandus erit.
Hey bru heis. „Bru heis." Skelm. „Skelm." Dieb. „Dieb." Perenheuter,
Hey Perenheuter hi hey. „Hey Perenheuter hi hey."
Quid bone ais? sum Skelm? „Sis Skelm." Sum Dieb? „Et sis Dieb."
Quid, Perenheuter ero? „Ja, Perenheuter eris."
Si fure es melior, si Skelmo sique pirorum
Servatore, gradum siste pedemque refer,
Staque fugax, sta, sta! Dass dich der Henckeren hole!
Fort herfür Schelm, Dieb! fort Perenheuter heran!

Ja an einer andern Stelle sind dieser Elegie ein Paar, wenn man will, vollkommen deutsche Verse eingefügt:

Er setzt das Glässlein an sein Mund, run dari nella,
Run dari da dari da, run dari da dari da!
Sein Sachen all hat er auch recht aus, dari run dari nella,
Run dari da dari da, run dari da dari da!

So viel schien uns nöthig von der macaronischen Poesie zu bemerken. Wir wenden uns wieder zum rein deutschen Hexameter.

---

59) Nach einem Drucke o. O. von 1627. 4., nicht dem ältesten. Sie steht auch in *Genthe*'s Geschichte d. macaron. Poesie (1829.) S. 323—332., einem Buche, das besser ungedruckt geblieben wäre.

Das vierte Jahrhundert desselben beginnt mit einem Versuche von weit grösserem Umfange als alle vorhergegangenen (das lateinisch-deutsche Vocabularium ausgenommen) und von grösserem als alle die ihm nachgefolgt sind bis in die vierziger Jahre des XVIII. Jahrhunderts. Es ist dies eine reimlose Bearbeitung des CIV. Psalms, das Werk eines sonst in der Litteraturgeschichte nicht wieder vorkommenden Mannes, *Emmeram Eisenbeck* (zu Regensburg geb. 1572, gest. 9. April 1618), gedruckt im J. 1617[60]). Wie es *Gesner*'n ergangen, durch Beachtung der Position gelangt auch dieser Gelehrte dahin, dass, mit Ausnahme einiger weniger, alle seine heroischen Verse aus nichts als Spondeen bestehn bis auf den Dactylus in der vorletzten Stelle, und er, um die Füsse zu Stande zu bringen, oft genöthigt ist, durch Syncopen und Apocopen der Sprache die grösste Gewalt anzuthun. Sonst hat er sich dem Eindruck seines Originals genugsam hingegeben, um nicht unpoetisch zu seyn. Er hebt so an:

Ich will lobsingen Gott, meinem gütigen Herren
Und meinem Schöpfer; mein' Seel' soll herrliche Thaten
Von Gott erzählen, der die ganz' Erde gegründet
Und sie ganz kräftig thut- nähr'n und mächtig erhalten.

Weiterhin heisst es:

Umb dich sind Wasserbogen wie schöne Gewölber
Der grossen Tempeln und wie ganz köstliche Palläst';
Du sitzt in Wolken (weil du der grösste Triumph-Herr)
Als im Siegwagen, drinn du ganz zierlich hereinfährst;
All' Wind' dich tragen, die sind dein' g'wärtige Diener;
Und noch viel schneller laufen die lieblichen Engel
In Windesgestalt, alsbald sie klare Befelch hab'n:
Auch sind dein' Botten Blitz, Donner, feurige Flammen:
Dein' G'schäft' ausz'richten sind sie ganz eiferig all'sampt.

Schluss:

Auf! mein' Seel', sey frisch, dein'm Gott dicht' schöne Gesänger,
Der längst g'west, jetzt ist, und seyn wird, Alles im Allen!
Alleluja!

---

60) Der Hundert und vierdte Psalm Davidis inn Teutsche Hexameter oder Heroicum carmen versetzt — durch *Emeran Eisenbeck*, beeder Rechten Doctor etc. Regensburg 1617. 4. (das carmen füllt acht Seiten). Nachricht von diesem seltenen Büchlein und Auszüge daraus gab die Bibl. d. schön. Wissensch. u. fr. Künste Bd. VI. St. I. (1760.) S. 186—192. [Vollständig gedruckt in *Gottsched*'s Neuestem aus d. anmuthigen Gelehrsamkeit S. 17—28. 184 Hexameter.]

Es wäre wunderlich, wenn *Eisenbeck* weder von *Gesner's*, noch von *Fischart's*, noch von *Clajus* Bemühungen etwas gewusst hätte, und doch ist er in der Vorrede der Meinung, dass er quasi Columbus ille novae terrae als dieser neuen Weis primus inventor anzusehen sey. *Gesner* Erfinder, *Fischart* Erfinder, *Eisenbeck* Erfinder: nun wohl, er ist noch nicht der letzte, der sich eingebildet hat der erste zu seyn.

Ungefähr zehn Jahre nach ihm verfasste *Andreas Bachmann* zwei gereimte Distichen[61]; auch ihm macht, wie man sieht, die überkommene Pedanterey viel Noth.

Rhythmica disticha germanica ad latinam scansionem acommodata.

Itzt kömpt geschlichen die Wärm', weil Kälte gewichen.
 Der Sommer das Feld fröhlich anitzo bestellt,
Phoebus hat itzt zu Ehren dir woll'n die Freude gewähren,
 Weil dich mit der Kron' heute Minerva belohn'.

Ueber einen andern gleichzeitigen Versuch wollen wir mit den Worten *Morhof's*[62]) berichten: *Burchardus Berlichius*, der ein Buch de jure novercarum geschrieben Anno 1628, hat die versus leoninos im Teutschen nachahmen wollen, indem er die Pflicht der Stiefmütter in solchen Versen begriffen, welche aus dessen Buche part. I. art. 5. sect. 8. der Kurzweile halben ich hieher setzen will:

Ein fromm Stiefmutter thut die verstorbene Mutter
Fast wieder erwecken; sie thut gleichförmige Werke,
Liebt ihren Ehgatten, dem sie nach Wunsche gerathen,
Macht ihm viel Freuden, die macht sie lang ohne Leiden,
In Zorn desgleichen sie thut ihm mit Gnade weichen,
Hilft ihr'n Stiefkindern, und mag sie nichts daran hindern,
Dieselb' sie liebet, sie nie kein Schande verübet u. s. f. —
Die Töchter ingleichen sie zieht, als wären ihr eigen,
In Zucht und Tugend. So gibt's daher artige Jugend.
In Summ was billig, das thut dieselbige willig
Und trifft das Mittel.

---

61) *Andr. Rivii* al. *Bachmann's* carminium tumultuario, quia in turbis Lipsiensium militaribus, conscriptorum et plerumque antea sparsim editorum specimen, Lips. s. a. queer 8. (einige Stücke sind von 1625 und 1627.) pg. 264. Zuerst nachgewiesen von *Docen* in seinen Miscell. I, 85.

62) *Dan. George Morhofens* Unterricht v. d. Teutschen Spr. u. Poesie, 2. Ausg. Lübeck u. Frankf. 1702. 8. S. 484. 485.

Wiederum ein Jahrzehend darauf, im Jahre 1639 — *Ernst Schwabe von der Heide* hatte schon 1616 den formellen Theil der Poesie in das rechte Gleis zurückzuführen begonnen [63]), *Opitz* hatte die Umwälzung triumphirend durchgesetzt und war in aller Leute Munde — im J. 1639 konnte M. *Adamus Bythnerus,* poeta laureatus, Pfarrer zu Weichselmünde, noch auf eine verskünstlerische Narrheit verfallen, die nicht klein war. Dem General-Feldzeugmeister *Ernst Georg von Sparr* war 1638 zu Breslau seine Tochter Gottliebe gestorben und daselbst in der St. Elisabeth-Kirche beigesetzt worden. Den Angehörigen „zu Sonderbahrem Hertzens-trost" liess im folgenden Jahr *Georg Daniel Coschwitz,* ein Liegnitzer, Sparrischer Hofprediger, seinen Leichensermon mit einigen Zugaben drucken [64]), und unter diesen nun befindet sich von *Ad. Bythner* eine rhythmometrica ad latinorum poetarum imitationem elegia: Verse von einer so absonderlichen und unerhörten Künstlichkeit, dass der Verfasser sehr nöthig hatte, denselben eigene Erörterungen der darin beobachteten metrischen Grundsätze vorauszuschicken. Mirum posset, te judice, videri — schreibt er an *Coschwitz* — tam sero in nostra nobilissima lingua hoc ποιήσεως jucundissimum artificium esse deprehensum. Ut tamen, rev. et amicissime Dn. FR. Coschvizi, contra sciolorum morsum meam quoque famam et periculum defensare (omnibus ad palatum et salivam scribere, scribendo universis placere est impossibile), molossos ut pepulisti, vespas et cimices expulsare et pellere acriter et alacriter valeres, hisce me legibus et certis regulis fuisse astrictum experieris et memineris, salvo tamen aliorum judicio.

1. In disyllabicis omnis consonans inter duas vocales posita fit anceps. e. g. Leben, wagen, reden, tragen.

2. Trisyllabica ex accentu facile observantur: berathen, bracherin, erjagen.

NB. 3. Quae dependentiam a latinis aut graecis habere videntur, eorum naturam sequuntur. e. g. Samen q. semen, Vater pater, Mutter mater, haben habeo, ewig aevum: ävig, Jugend juventus, Lilien, Nebel nebula, Schule σχολή.

---

63) Vgl. *Hoffmann's* Monatsschr. von u. für Schlesien 1829. S. 4.

64) Gloriosa justorum requies d. i. Die Herrl. und Seelige Kinderruhe der Gerechten Gottes — Danzig 1639. 4. unpag. $10^1/_2$ Bog. Von Herrn Prof. *Hoffmann* gütigst aus seiner Bibliothek mitgetheilt.

4. ä, ö, ü perpetuo producantur, etiamsi vocalis aut diphthongus sequatur: belägern, Thränen, Höle, Höe.

Sich billich darumb Freunde bemühet haben.

Interdum tamen etiam ad imitationem corripiantur.

Ver praeit aestatem etc.

5. ie, ee producta: sie, die, See, seelig, lieben. Si priorem abjeceris, correpta sunto: liben, selig.

Ach selig und seelig welcher wie Lazarus entschläft.

6. be, ge, re brevia perpetuo. e. g. besonnen, beladen, Geleite, gegeben, Register, Rebecca.

Gott ist barmhertzig, von grosser Gütte, geduldig.
Dass Isaac schertzet mit seinem Weibe Rebecca[65]).

Quod si positio sequetur aut una aut duplex, communia fiunt. e. g. gespeiset, geträncket, bestritten, geschrieben; quamvis be, ge, re correpta mallem; sed quisque bonorum suo abundet ingenio et genio.

Im, contractio pro in dem, more Graecorum perpetuo longum, nec eliditur.

Sed manum de tabula. Plura non addam. Hic me Plato quiescere jubet, ne prosodiam finxisse videar[66]).

Er hält sich also für den Erfinder; solche Regeln, wie z. B. die erste, hat freylich keiner vor ihm (und keiner nach ihm) sich aus den Fingern gesogen. Aber nun die Elegie selbst! „Ergo auff und darvon, lasst den Zelter gohn!“

In diser Höle ruhett und ist Gottliebe geleget,
Drumb VATER UND MUTTER schmertzliche Seufftzer heget.
Bitter, sehr bitter! wann ess am Hertze gebrechen
Thutt Eltern, wann sie klägliche Worte sprechen.

---

65) Ist einer von den in der Lutherischen Bibel aufgefundenen Hexametern: s. Anm. 4.

66) Unter den Druckfehlern wird jedoch noch folgendes bemerkt:
Hos canones reliquis, te quaeso, prioribus adde:
1. Littera s corripitur, littera ss vel ſs producitur.
Deſs armen wird nicht vergessen werden in höchsten Nöthen. Ps. 9, 19.
2. Item: am, im, zum producantur, neque elidantur, quia videntur esse contracta. Am pro an dem:
Am ersten Sontage nach Ostern.
Zum q. zu dem. e. g.
Zum höchsten Helffer soltu dich wenden in Unglück.
Im q. in dem. e. g.
Im Anfang schuff Gott daſs schöne gestirnete Rundehl.

Es war zu spüren zeitlich dein' adliche Tugendt,
Dier fein zum Spiegel, muttige wilde Jugendt.
Nun bistu uns durch den bleichen Todt plötzlichen entzückt,
Lebloss in's Himmels blaue Gestirne gerückt.
Dein Valet und Hintritt bringet schmertz-hertzliche Tränen,
Nach dier sich, Gottlieb, fromme Gefreundte sehnen.
Ach! vergeblich aber. Der Todt u. s. f.

Weiterhin:

Gottlieb war Gott lieb; ihr Freunde, das übrige bestelt;
HERR SPARR, spart Seufftzer: Gottlibe Gotte gefelt.

Solcher Distichen sind im Ganzen 34. Die letzten lauten:

Soll ich, ô Herr, frewdig sterben, so behütte mich eben,
Dass ich dir kan Sinn, Hertze, Gemütte geben,
Schawen in Ewigkeit dein Antlitz: stündlichen alzeit
Zu sterben täglich mich mache, CHRISTE, bereit.
Im Glauben sterben zu dem Himmelreiche befodert,
Ob schon dess Cörpers Steublin in Asche modert.
Dort werden wier mit dem rechten Nectare gespeist;
Gott dar in Himmelsburg Freude, Genade beweist.
Mein Leben ist JESUS, JESUS das blutige Vordienst,
JESUS mein Trost und im Tode beste Gewienst*).

Nach denselben Regeln als *Bythner* seine Elegie machte ein Verwandter, vielleicht der Sohn des Herausgebers dieser Sammlung, *Jonas Daniel Coschwitz,* noch eine gereimte Trauerode im sapphischen Maass, „Sappho der edlen Poeterin ihr Leyergedichte, im Hochdeutsch gesungen nach der Griechen Art und Lateiner Ordnung in genawer Abmessung der Zahlen.“ So weit als sein Muster konnte er die Queerköpfigkeit nicht treiben: er fand keine Gelegenheit, durch einen eigenen Kniff klingende und stumpfe Reime mit einander zu binden, gelēget mit hĕget, Tränen mit sĕhnen, befōdert mit mōdert**). Die erste und letzte der eilf Strophen dieses Leyergedichtes mögen hier stehn.

*) [Distichen aus Chr. Demantii Luscinia poetica (s. l. et anno, die Vorrede Meiszen 1644): s. *v. Soltau* in Mones Anzeiger 1835 Sp. 506.]

**) Solche Verse reimen in jener leoninischen Art, von welcher *Eberhardus* im dritten tractatus seines Labyrinthus (1212) „de versificatione“ spricht (Polyc. Leyseri hist. poet. et poem. med. aevi pag. 832):

Sunt et caudata, simili quae fine tenentur,
carmina, quae tali sunt modulanda modo:
„Non lignis flammae nec rebus cor *satiâri*
percupidum poterit in ratione *pari.*
Quid prosit, non quid deceat, cupidus sibi *quaerit;*
sic in eo vitae regula justa *perit.*“

Musen, ihr Musen, stehet und erachtet,
Jupiters Töchter, klaget und betrachtet,
Alle neun Schwestern, machet ohne Länge
Grabe-gesänge. —

Seelig o den Gott libet und von hinnen·
Zeucht! diser wird nicht sehen also können
Immer auf Erden rauhe Kriegs-gewitter
Und rauhe Splitter.

Die fleissige Uebung der sapphischen Ode ist einer von den kennzeichnenden Zügen des Dichtergeschlechts jener Zeit; nur hatte man sonst nicht die Bythnerische, sondern die **deutsche Verskunst** dabei im Auge[67]). Diese nach mehr als hundert

---

Sunt medio quae conveniunt et fine vicissim
carmina, quae tali sunt modulanda modo:
„Si tibi grata seges est morum, gratus *habêris,*
si virtutis eges, despiciendus *eris.*
Criminibus mersos toto conamine *vîtes;*
a vitiis tersos cordis amore *cites.*“
Sunt et caudatis pariter conjuncta leonis
carmina, quae tali sunt modulanda modo:
„Virtutem *sequere,* virtutis praemia *quaere,*
omnia vana *tere* lucis amore *merae.*
Virtus laudis *emit* pretium, bona res mala *dêmit*:
hanc dum lingua *fremit,* pessima saepe *premit.*“

Von letzterer Art ein Gedicht hat die Perg.-Hdschr. der Zürcher Wasserkirchbibl. C. $\frac{58}{275}$. 12. Jahrh. pag. 4a. bis 5a. Anfang:

Pergama flere uolo. fata danaum data ſolo.
Solo capta dolo. capta redacta ſolo.
Exiciale sona. q̄ prima teneſ elicona.
Et metra me dona. promere poſſe bona.
It pariſ abſque pare. qverit uidet. audet amare.
Audēptare. furta. pericla. mare.
Querit et accedit. clam tollit. clamque recedit.
Nauta solo cedit. fugit fuga p̄do redit (sic) etc.

67) In *Justi Georgii Schottelii* Teutscher Vers- oder Reim Kunst. Frankf. 1656. 8. (die erste Ausgabe erschien 1644.) werden S. 169—181. unter der Rubrik: „Von anderen ganz neuen in teutscher Sprache aufgebrachten und noch ferner aufzubringenden Reimarten“ zwar Proben vom genus phaleuc. und sapphicum gegeben, aber keine vom Hexameter. [In seiner Ausführl. Arbeit von der teutschen Haubtsprache Braunschw. 1663. 4. S. 843 gibt Schottelius das Räthsel vom Wetterhahn (oben S. 42) und S. 844 folgende Distichen:

Der Glantz der Sonnen geht hoch über andere Sterne,
Dass gegen ihren Schein, dunckele Liechte sie seyn.

Jahren der Irrung zuerst auch auf den Hexameter und Pentameter übertragen zu haben, ist das Verdienst *Sigism. v. Birken's* (geb. 1626, gest. 1681): ein so grosses Verdienst, dass man darüber die Unvollkommenheiten seines Versuches gern vergisst. Wir haben es bereits oben ausgesprochen, dass uns die einzig mögliche Art, antike Versmaasse in neuhochdeutscher Sprache nachzubilden, diejenige zu seyn scheint, wo an die Stelle der antiken Längen accentuierte Sylben, an die Stelle der kurzen unaccentuierte treten, da die buchstäbliche Anwendung der antiken Gesetze wegen unsers Mangels an kurzvocaligen Stammsylben und langvocaligen Flexionssylben schwierig, und wegen

---

So gläntzt für andren Fürst Ludwigs Krone so ferne,
Bey dem Gott ist wehrt, und der Apollo geehrt.]

Woraus man, glaube ich, eher auf einen gescheiten Widerwillen *Schottel's* gegen die bisherigen Versuche in letzterer Versart als auf Unkenntniss derselben schliessen darf. [Versuche in der Sapphischen Odenform; gereimt: Zacharias Richter 1583: *Hoffmann* Monatsschr. v. u. f. Schlesien 1, 25. *Joh. Heermann* „Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen.“ *Mich. Hunold* (1621—1672): *Rambach* III, 217. *Georg Neumark,* poetisch-musikal. Lustwäldchen Hamb. 1652 S. 78 u. S. 157. Reimlos: Lied eines Ungenannten (man nimmt an Nic. Selneckers), Leipz. Gesangbuch v. 1586, *Rambach's* Anthol. II, 162 fg.:

Lobet den Herrn: Denn er ist sehr freundlich.
Es ist sehr köstlich, unsern Gott zu loben,
Sein Lob ist schöne und lieblich zu hören.
Lobet den Herren!

So noch fünf reimlose Strophen.

Georg Neumark (1621—1681) hat die alcäische Ode reimweis angewendet, z. B.

Die Tugend ists, das himmlische Seelengut,
Das meinen Sinn, Gedanken und ganzen Muth
Durchstrahlet hat. Sie ist mein Leben;
Dieser Geliebten bleib ich ergeben.

Sie ists, die mich so kräftiglich unterhält,
Wenn gleich die Welt mit schrecklichem Krachen fällt;
Will wider mich ein Unfall streiten,
Stehet sie ritterlich mir zur Seiten u. s. w.

ebenso *Andr. Gryphius* († 1664), Werke 1698, Th. 2, S. 142:

Es ist vergebens Lälia, dass man acht
Der Augen Glanz, der trefflichen Stirnen Pracht;

Der Purpur Mund, der Schnee der Wangen
Sei mächtig dieses Herz zu fangen u. s. w.

im Ganzen 11 Strophen.]

unsers Ueberflusses an Positionen und stummen Endungen unnatürlich ist. Freylich geht bei jener Uebertragung aus der Quantität in den Accent dasjenige verloren, was die antiken Verse hauptsächlich charakterisiert und das bedeutendste Motiv ihres Wohlklanges ist, der Streit zwischen Accent und Quantität, zwischen dem Accente kurzer und der Länge unaccentuierter Sylben. Nur das Widerspiel des Accentes in der Thesis und der Accentlosigkeit in der Arsis sind wir einigermaassen fähig nachzubilden, indem wir den Hochton in die Thesis, den Tiefton in die Arsis bringen. So verhält sich die deutsche Copie zum antiken Original; so muss sie sich verhalten, wenn sie deutsch seyn soll. Wir dürfen, um den Schaden zu verschmerzen, nur nicht vergessen, dass wir auch ohne griechische und lateinische Muster dactylische und anapästische und andere Verse der Art haben würden. — *Birken* also übersetzt in seiner Rede-, Bind- und Dichtkunst[68]) ein Gedicht des *Festus Avienus* [nach Scaligers erster Ausgabe der lat. Anthologie pag. 179; des *Basilius* nach Scaligers zweiter pag. 174, der des Pithoeus lib. I. pag. 25 und der P. Burmanns (Anthol. veter. latinor. epigr. et poematum, Amstelod. 1759. 1773) tom. I. pag. 539. 540.]:

Nec Veneris nec tu vini capiaris amore;
Uno namque modo vina Venusque nocent etc.

in deutsche Distichen; dieses kann, sagt er, mit sechstrittigen Mängtrittzeilen also geteutschet und auf solche Weise mit andern dergleichen lateinischen Carminibus verfahren werden.

Wein und Weiber.

Lasse, ja lass dich nicht den Wein und die Weiber bethören:
Denn die Weiber und Wein schaden auf einerley Weis.
Weiber und Wein die können Leib und Kräfte versehren,
Weiber und der Wein stellen die Füsse auf Eis.
Blinde Liebe die macht geheime Sachen entdecken,
Trunkbethörter Mund Herzensgrund öfter verräth.
Kann Cupido bluttriefend- und wüthendes Kriegen erwecken,
Bacchus unruhige Pursch rauft sich und sauft in die Wett.

So noch vier Disticha.

Aber für's erste fand des Erwachsenen Versuch noch keine Nachfolge und blieb unbeachtet. Wenigstens kennt ihn sogar

68) Teutsche Rede-, Bind- und DichtKunst durch ein Mitglied der höchstlöbl. Fruchtbringenden Gesellsch., den Erwachsenen. Nürnberg 1679. 12. S. 30—32.

Daniel George Morhof nicht oder nimmt doch keine Rücksicht auf ihn, wenn er die neuaufgekommenen latinisierenden Carmina, deren Kunst dem Genius der deutschen Sprache zuwiderlaufe und ihm Gewalt anthue, verwerflich findet: so konnte er nur auf die übrigen Poeten vor und neben *Birken* schelten[69]. „Es haben sich zwar," sagt *Morhof*[70], „Einige bemühet, dergleichen metrum in dem Teutschen aufzubringen; aber es will sich durchaus bei unsern Ohren nicht schicken." Nachdem er noch bemerkt, wie *Plempius* in seiner Orthographia Belgica eine solche Art zu poetisieren auch in der niederländischen Sprache gesuchet habe[71], führt er einige Beispiele in deutscher an, den bereits oben berührten in der Bibel ohngefähr vorfallenden Hexameter „und Isaac scherzet mit seinem Weibe Rebecca" (s. Anm. 65), die auch schon mitgetheilten leoninischen des *Burchardus Berlichius* aus seinem Buche de jure novercarum, und endlich (S. 483) folgendes seiner Reimlosigkeit wegen zu beachtendes Epigramm eines den er nicht nennt auf *Opitz:*

Unser Opitz, Teutschland, dir jüngst die Sprache verehret,
Welche mit höchstem Fleiss suchte der edle Poet.
Ei, so dank demselben für die treffliche Mühe,
Dass auch den Teutschen sind die Getichte bekannt.

Und beschliesst seine Betrachtung mit den Worten: „Wir lassen zwar einem Jeden diesfalls seine überflüssigen Gedanken; ich halte aber, dass es eine vergebliche Arbeit sey, eine Sprache wider ihre Eigenschaft in solches Gebäude zu zwingen" (S. 486.) — „ist also das beste, dass man bei der üblichen Poesie im Teutschen bleibe und diese Kunst so viel als immer möglich ist ausübe" (S. 487).

Morhof spricht als fürchte er, man werde noch die übliche deutsche Form gegen die jetzt minder übliche undeutsche hingeben: unnöthige Furcht: letztere machte den Poeten zu grosse

---

69) Dass *Morhof* an solche eigentlich verdeutschte Hexameter und Pentameter, wie die von *Birken* sind, nicht gedacht habe, sondern nur an jene die deutsche Sprache latinisierenden, zeigen seine Beispiele, die alle der letzteren Art angehören.

70) Unterricht von der Teutschen Sprache u. Poesie, 2. Ausg. Lübeck u. Frankf. 1702. 8. S. 481. Die erste Ausg. erschien zu Kiel 1682.

71) S. 482. Er gibt Beispiele daraus, auch das Vaterunser in niederländischen Hexametern und eben solche aus *Const. Huygens* Gedichten, Alles sehr fehlerhaft gedruckt.

Noth, diese deutschen Verse liefen nicht so von selbst in's Garn wie wohl die lateinischen, mit jeder Sylbe wuchsen die Schwierigkeiten und dieselben Gefahren wiederholten sich bei jeder Zeile; so lange man von den eingewohnten antikischen Irrthümern nicht abgieng, blieb ein Hexameter immer eine Curiosität, und sein Verfertiger ein seltener Mann.

Von den Gleichzeitigen, die *Morhof* zunächst im Auge hat, wissen wir nur noch den Mag. *Isaac Pölmann* zu nennen, einen Vogtländer, den Verfasser des 1671 zu Berlin erschienenen Neuen hochdeutschen Donats; er war 1652 Subrector am Berlinischen Gymnasium, 1689 Prediger zu Schöneberg bei Berlin, wonach er sich gern *P. de pulchro monte* nannte. Seine Zeit erwies sich meisterlich in verrückten Etymologien; aber Wenige waren darin so stark als er. Wie *Reichard* sagt, in seinem Kopfe muss es zuweilen gespükt haben. Dasjenige Werk, woran er mit der meisten Liebe und der grössten Verdrehtheit gearbeitet hat (es kam darauf an zu beweisen, dass die Aegypter auch Vogtländer gewesen seyen), ist seine *Dissertatiuncula de vocabulo Aegyptus* [72]). Wie sie bunt gemischt ist aus Latein und Deutsch, Prosa und Versen, so ist es ihm denn auch einigemal beigekommen, sie mit deutschen Hexametern und Distichen zu verzieren. Aegyptus, behauptet er, habe ursprünglich Aegypus geheissen, und dieses sey s. v. a. äigen Hupe i. e. cohors peculiaris; hierauf jauchzt er:

Hem vox composita est manifeste oculisque patenter:
  Fasst's ihr Händ' und schaut, offene Augen, hieher!
Hier ist ein alter Sperling ohne Mühe gefangen!
  Linguae hodie spretae gloria saxonicae est.

Manasse sey s. v. a. Männchen oder Söhnchen der Asse oder Asnath, puer Ascanius:

Nempe mihi videor blandissima verbula patris,
Matris avique, aviae quoque coram audire, videre:
Unser schönst Söniken, dat leevest Männiken Assen!
Mön leevest Püpken, mön Schätzken, Herte-Man-Assen!

Die alte ägyptische oder askische Sprache sey die vogtländische gewesen:

Werth wär's zu lachen, wenn Pölmann könnte beweisen,
  Dass auch Voigtländer Könige wären gewest,

72) Cöln (a. d. Spree) s. a. 4. Einen Auszug daraus gibt *El. Casp. Reichard* in seinem Versuch einer Historie der deutschen Sprachkunst S. 249 fgg., auf welchem Auszug unsere Mittheilungen beruhen.

Nämlich in Egypten. Petrum hat die Sprache verrathen:
Egypten verräth die grobe Sprache genug.
Sie redten vormals Plattdeutsch; itzt Worte gefallen
Voigtländisch: Hochdeutsch, evohe, bleibe zu Haus!

Auffallend ist es, wie funfzehn Jahre nach *Sigism. v. Birken* und zehne nach *Morhof* einer der besseren Männer seiner Zeit, *Christian Weise* (geb. 1642, gest. 1708), ein Gedicht im elegischen Maasse ganz so macht, wie Jener es zuerst vorgebildet, ohne dass er dabei von dem Urtheil des Einen und dem Beispiel des Andern ein Wort fallen liesse, und bemerkenswerth, welche Meinung er selbst über die Bestrebungen dieser Art abgibt [73]. Er wirft die Frage auf: „ob man auch die bekannten genera, welche man bei den lateinischen Poeten anzutreffen pfleget, im Deutschen imitiren könnte?" und antwortet sich: „es wäre zu wünschen, die guten Leute, welche sich damit bemühet haben, hätten sich um was anders bekümmert. Denn die Sprache, welche sich mit einer einzigen Zeile behelfen kann, darf mit einer andern nicht verglichen werden, welche sich allezeit des Reimes wegen mit der andern Zeile vergleichen soll.

Doch wenn jemand der Sprache zu Ehren was versuchen wollte, so scheinet mir alles über die Maassen leichte, dass ich mich oftmals wundere, warum ein Mensch davon als von einer schweren Sache hat reden können. Wo ich hinsehe, da wird der Isaac mit seinem Weibe Rebecca allegirt, da ich doch in der Bibel wol bessere Zeilen antreffen wollte, welche den Hexameter präsentirten. Wie dem allen, ich hoffe, die Scansion dieser Elegie wird nach den lateinischen pedibus nicht alleine recht, sondern auch lieblich und imitabel herauskommen.

Lebet in lieblicher Ruh als liebende Kinder beisammen,
Lasset der Eltern Wunsch unter den Küssen bestehn.
Kraft und Fruchtbarkeit vermehre die lustigen Flammen,
Dass wir lange Zeit gleichsam die Hochzeit begehn.
Was ein menschlich Herz von innen und aussen betrübet,
Werde durch Gottes Gewalt künftig und jetzo verjagt.
Was ihr redet und thut, das werde von beiden beliebet,
Bis der Tod zugleich beiden das Leben versagt [74]. —

---

73) *Christian Weisens* Curiöse Gedanken v. deutschen Versen, Leipz. 1693. 8. S. 436—438.

74) Folgen noch in gleicher Weise gefertigte Proben vom genus sapphicum, choriambicum und alcaicum.

Ich habe nur gespielet, damit die unzeitigen Liebhaber der lateinischen Pedanterey sehen mögen, wie solche Mirakel gar leicht gethan würden, wenn man sich mehr einer fremden Sclaverey als einer anständigen Freyheit bedienen wollte. Ich kann wol sagen, indem ich dieses schreibe, sind dies die ersten Verse von der Gattung, und ob sie mir wol so unglückselig nicht gerathen sind, werden sie vielleicht auch die letzten seyn."

Dagegen liess sich vielerley einwenden. Die Bemerkung über den durch den Reim bedingten Gegensatz der antiken und der modernen Poesie ist fein und wahr; aber sollte sie hier Anwendung finden, so mussten nicht fast alle früheren Versuche und musste auch *Weisens* eigene Probe nicht gereimt seyn. Und sprachen die Leute von der Schwierigkeit ihrer Verskunststücke, so hatten sie Recht, denn sie befolgten die Regeln der Quantität, und nur weil sie dieses thaten, durfte man sie Pedanten schelten: wie konnte ihnen *Weise* mit einer nach Accenten gemessenen Elegie darthun wollen, dass sie leichte Arbeit hätten, und wie bei Gelegenheit so wenig lateinischer Verse von lateinischer Pedanterey sprechen? Waren diese aber so leicht (und gewiss, sie sind es), so war es auch bedenklich, viel von fremder Sclaverey zu reden. Auf keinen Fall ist es *Weisen* klar geworden, ein wie wesentlicher Unterschied der befolgten metrischen Grundsätze zwischen den früheren Versuchen und dem seinigen bestehe, der nur ein erneuerter Birkenscher ist.

Beides neben einander gieng in das neue Jahrhundert über, die Ausübung richtigerer, mehr mit der Eigenthümlichkeit der deutschen Sprache übereinstimmender Grundsätze (der Gesnerische Schaden ist nunmehr verwunden), und die auf Missverstand beruhende Opposition dagegen. Gleich 1704 hören wir den Professor *Magnus Daniel Omeis*[75]) dasselbe sagen, was *Weise* gesagt hatte, nur nicht mit derselben Laune. „Die lateinische Hexametros stellen folgende Zeilen für:

Und Isaac scherzet mit seinem Weibe Rebecca.
Unsere Soldaten sind meistens lose Gesellen.

Das lateinische Elegiacum Genus hat Herr *von Birken* nachgemacht in seiner Prosodie p. 31. 32; aber gar gezwungen.

75) Gründliche Anweisung z. Teutschen accuraten Reim- und Dicht-Kunst, 2. Ausg. Nürnberg 1712. 8. S. 83—85. Die erste Ausg. erschien Altorf 1704.

Diese laufen etwas besser, aus einem Wunsch an zwey Neuverlobte:

Was ein menschlich Herz u. s. f.[76])

Und diese latinisirende Vers-Sucht ist so neue nicht. Es schrieb schon etwa vor anderthalbhundert Jahren *Conradus Gesnerus* in Praefat. ad *Josuae Maalers* Dictionarium u. s. f. Nun fragt sichs aber, was von diesen Lateiner-Arten zu halten? Antwort: Die Sapphische und Phaläcische Art (zumalen wann der letzte Tritt wegkommet) etwan ausgenommen, so achte ich die übrige vor unnöthige Schul-Grillen. Und lauten die Teutsche Hexametri und Pentametri an sich selbst nicht wol, weil die Verse allzulang sind, und die Pedes zu oft abwechseln. Vielmehr kann man sich im Teutschen, anstatt des Generis Heroici, der Helden-Art [d. i. des Alexandriners], und anstatt des Elegiaci, der Wechsel-Art von männlich- und weiblichen bedienen, dergleichen Herr *Hoffmann* hat in seinen Helden-Briefen." Da haben wir's!

Ein Paar Distichen vom J. 1708 hat *Docen*[77]) nachgewiesen.

Lachet, ihr Liebchen fein lustig, und schlafet fein lange beisammen,
Küsset und labet euch wohl, denket an keine Gefahr,
Streitet im Lieben, und mehret durch Herzen die lieblichen Flammen,
Bringet was junges hervor, bleibet ein fröhliches Paar.

Im J. 1713 verfertigte *Karl Gustav Heraeus*, ein geborener Schwede[78]), eine gereimte Elegie zur Geburtstagsfeyer Kaiser Karl VI.[79]). Sie ist in Strophen von je zwey Distichen abgetheilt, und betitelt: „Versuch einer neuen teutschen Reimart bey

---

76) Die beiden letzten Distichen der oben mitgetheilten Elegie von *Christian Weise*. Aus *Omeis* führt sie so wie den *biblischen* Hexameter von Isaac und Rebecca (1. Mos. 26, 8) wieder an *Gottsched* in der critischen Dichtkunst 3. Ausg. 1742. S. 394. 4. Ausg. 1751. S. 394. 395. und in der deutschen Sprachkunst 3. Ausg. 1752. S. 631.

77) Miscell. II, 301. aus dem Wohl-informirten Poeten, Leipz. 1708. S. 103.

78) Geb. zu Stockholm 1671, ward Katholik und starb 1730 zu Wien als kaiserl. Rath und Antiquitäten-Inspector: s. Allgem. litterar. Anzeiger 1800. Sp. 169'. 1801. Sp. 1382. 1383.

79) Zuerst einzeln gedruckt: s. *Koch's* Compendium d. deutschen Litt. Gesch. II, 197. 198; sodann wiederholt in der ersten Ausg. seiner Gedichte: Vermischte Nebenarbeiten Herrn *C. G. Heraei*, Wien 1715. 4.: s. Allg. litt. Anz. 1800. Sp. 1693. 1694. Eine zweyte Ausg. erschien zu Nürnb. 1721. 8.: ibid. 1801. Sp. 1380; eine dritte ebenda 1728. 8.: ibid. 1800. Sp. 372.

Seiner Röm. Kayserl. u. Cathol. Majestät Caroli des VIten etc. etc. welt-erfreulichem Geburtstag Anno MDCCXIII." Also auch er gibt sich, und noch jetzt, für den Erfinder aus; in der That ist er auch lange genug dafür gehalten worden [80]. Wir geben die erste und letzte Strophe seines Gedichtes.

Mächtigstes Haupt der Welt, von Gott die Völker zu richten
 Ausersehener Fürst, unüberwindlichster Held!
Gönne der eifrigen Pflicht dieses ungewohnete Dichten
 Bei nicht gewohnetem Stand streitender Adler im Feld. —

Lebe beglückt, o grosser Carl, von Helden entsprossen,
 An dem wir sehen dass Glück, Freyheit und Friede nun lieg'!
Dir versprechen, wo Gott nicht die Welt zu strafen beschlossen,
 Recht der Waffen, Gebet, Himmel und Menschen den Sieg.

Christian Friedrich Hunold, genannt *Menantes* [81]), wiederholte in einer Schrift, die erst nach seinem Tode erschien [82]), derber und ungeschickter den von *Weise* angestimmten Spott und gab vom Seinigen zwey Distichen zur Probe. Hier sind seine Worte: „Nun ist zu den Versen schwerlich etwas mehr übrig, als dass man sich informiren lasse, ob man auch deutsche Verse nach lateinischen Leisten oder Generibus machen könne?

Denn es haben sich etliche hoch- und tiefsinnige Tichter darinnen geübet, und sich mehr darauf eingebildet als Peter Squentz mit seiner Invention von Pyramus und Thisbe.

Doch wie dieses eine Bagatelle und an sich selber spottleichte ist, so würde unsere Frau Mutter-Sprache versichert schrecklich höhnisch aussehen, wenn wir sie mit dergleichen Bärenhäutereyen nothzüchtigen wollten: z. E.

Glücke verschwindt und giebt uns ein verächtlich Gesichte:
 Wundert euch zwar nicht drumb: Unbestand bleibet sein Spiel.

Das war ein Haupt-Distichon. Denn was fehlet dem Hexametro? Und was hat der Pentameter vor Mangel? Die Pedes sind

---

80) S. *Koch's* Compend. II, 198.

81) Dr. juris, geb. zu Wandersleben bei Arnstadt 1680, gest. zu Halle 1720. Sein abenteuerliches Leben schildern die Geheimen Nachrichten und Briefe v. Herrn *Menantes* Leben und Schriften, Cöln 1731. 8. Ein Auszug daraus in den Leipziger Beiträgen z. crit. Hist. d. deutschen Spr. I, 539—544.

82) Die Allerneueste Art zur Reinen und Galanten Poesie, Hamburg 1722. S. 68. 69. [Sie erschien schon 1707 und war auch schon viele Jahre vorher abgefasst: denn ihr eigentlicher Autor ist *Erdm. Neumeister:* s. die Geheimen Nachrichten etc. S. 100. 101.]

richtig. Und so wird's erst passen, wenn das Nachfolgende darauf gereimet wird:

Doch man strebe nur stets nach einem guten Gerüchte:
Ehren- und Tugend-Gewinnst achtet das Glücke nicht viel.

Dergleichen kann man ganze Mistwagen voll machen."

Ehe wir uns zu dem letzten bedeutenden Namen unter den Vorgängern *Klopstock*'s wenden, müssen wir noch eines hexametrischen Scherzes von *George Christian Gebauer* Erwähnung thun. *Isaac Vossius* hatte nämlich[83]), um die Weitläuftigkeit der neueren Sprachen zu charakterisieren, unter anderm auch gesagt: Quod si quis vernacula reddere velit „vidimus lucum terrarum pulcherrimum ingressique consedimus," vide quantis opus sit ambagibus: „nos habemus visum unum lucum illum plus bellum de tota illa terra; ubi essentes intrati nos nos sumus assisi." Obgleich es *Vossius* augenscheinlich nur auf das Französische gemünzt hatte, so glaubte *Gebauer* dennoch auch die deutsche Sprache dagegen vertheidigen zu müssen, und übersetzte nun, um zu zeigen dass man in ihr, wenn man wollte, auch kurz seyn könnte, spottweise einen ähnlichen lateinischen Satz, videbant lucum terrarum pulcherrimum ingressique considebant, in einen deutschen Hexameter von nicht mehr Worten:

Wald sahen Erdes annehmlichsten und eingangene sassen[84]).

Jener letzte bedeutende Name ist *Johann Christoph Gottsched*, ein Mann von grossem wissenschaftlichem Ernst, durch Fleiss und Gründlichkeit glücklich in seinen Forschungen, voll redlichen Eifers für die Ehre der deutschen Nationallitteratur: Tugenden, deren zu achten zwey litterarische Generationen gern vergessen haben, um desto bequemer seiner Fehler spotten zu können[85]).

Gottsched's Verdienst um den deutschen Hexameter ist gross.

---

83) In seiner anonymen Schrift de poematum cantu et viribus rhythmi, Oxonii 1673. 8. pg. 49.

84) Anthologicar. dissertatt. liber, Lips. 1733. 8. pg. 276. in der dissert. pro rhythmis.

85) Und doch möchten sich auch diese Fehler meist noch als Richtigkeiten erweisen: denn worin anders fand man sie als namentlich in seiner Opposition gegen *Klopstock*? Jetzt aber hat die Kritik allen von *Gottsched* gegen *Klopstock* ausgesprochenen Tadel wiederum aufgenommen, nur in der Sprache unserer Zeit und so leidenschaftlos, wie es den Nachkommen geziemt.

Man betrachte die aus dem siebzehnten Jahrhundert und aus dem Anfange des achtzehnten auf ihn gekommenen Vorbilder: nicht Einen Hexameter bieten sie dar, den man fehlerfrey, geschweige denn einen, den man musterhaft nennen könnte; ihre Verfertiger giengen nur auf Dactylen aus, eines wohlangelegten Wechsels von Dactylen und Spondeen waren sie nicht Meister, und wo ihnen einmal Spondeen (oder an ihrer Stelle Trochäen) unter die Dactylen geriethen, war es minder Absicht als Unbeholfenheit. Es mangelte ihnen durchaus an theoretischer Einsicht. Nicht so *Gottscheden*. Mit seinen Hexametern übertrifft er bei weitem nicht nur seine Vorgänger, sondern auch seine nächsten Nachfolger; unter *Klopstock* steht er nur in der Anzahl seiner Verse, und wir zweifeln, dass Letzterer in einer gleich kleinen Reihe so viel gute aufweisen könne. Wenn Einer verdient, der Vater des deutschen Hexameters genannt zu werden, so ist es *Gottsched* [86]).

Seine heroischen und elegischen Verse mögen unser Urtheil bewähren.

Die Reime — heisst es in seiner Dichtkunst [87]) — haben uns in den andern Arten genug zu schaffen gemacht: in dieser neuen müssten wir das Herz fassen, endlich einmal ungereimte Verse zu machen. Wir wollen eine Probe sehen.

Rom und Athen war sonst ganz reich an Meistern und Künsten;
Doch was half sie die Zahl philosophischer Lehrer und Schüler,
Die man bei ihnen gesehn? O was vor ein thörichtes Wesen,
Was vor ein albernes Zeug ward täglich in Tempeln getrieben!
Pallas erschrak, und Jupiter selbst, der Vater der Götter,
Hatte nur Abscheu davor. Schwärmt, schwärmt nur, ihr rasenden Pfaffen!
Opfer und Räuchwerk ist nichts, wenn tausend Laster euch drücken.
Prüfet euch selbst, forscht Sitten und Herz, ja Sinn und Gedanken:
Dienet ihr Gott oder euch? Seht, wie das Gewissen euch ängstet.
Reinigt den Geist, sucht Weisheit und Zucht, lernt alles erdulden,
Dämpft erst tapfer und frisch die eignen Begierden und Lüste:
Dann zeigt andern den Weg und lehrt sie tugendhaft wandeln,
Nüchtern, gerecht, grossmüthig und milde sein Leben erfüllen:

86) Wir wenden auf ihn an, was *C. F. Cramer* (Klopstock, er u. über ihn IV, 11.) von *Klopstock* gesagt hat: „Er war der Vater des Hexameters unter uns, der dazumal noch viel Widerspruch fand; er war der Erste von den Neuern, welcher nicht bloss in der Ausübung, sondern mit theoretischem Nachdenken auch tiefer in die Geheimnisse der Verskunst untergetaucht."

87) Versuch einer crit. Dichtk. 1. Ausg. 17 0. S. 311. 312. 2. Ausg. 1737. S. 355. 356. 3. Ausg. 1742. S. 395. 4. Ausg. 1751. S. 397. 398.

Dann wird die Ehre der Weisheit bestehn, dann wird man bekennen,
Dass ihr durch Klugheit und Witz vor Barbarn den Vorzug gewonnen.

Weiterhin bringt er den Anfang der Iliade in folgende deutsche Hexameter[88]:

Singe mir, Göttin, ein Lied vom Zorne des Helden Achilles,
Welcher dem griechischen Heere verderblich und schädlich geworden
Und so viel Geister der Helden in's Reich des Pluto gestürzet,
Aber sie selbst den Hunden und Vögeln zu Speise gegeben.
So geschah Jupiters Rath, seit Agamemnon der König
Sich mit Achillen entzweyt. Ach was für erzürnete Götter
Haben dies Paar zum Zwiespalt gereizt, zum Streite getrieben?
Jupiter und Latonens Sohn, der war auf den König
Heftig erzürnt und hatte die Pest im Lager erwecket,
Welche die Völker betraf.

Diese Proben wurden im J. 1742 noch um zwey vermehrt, eine Bearbeitung des Vaterunser und eine des sechsten Psalms in elegischen Versen.

Hör' uns, Vater und Herr, der du den Himmel bewohnest,
Dass dein Name bei uns über alles geheiliget werde;
Dass dein herrliches Reich bei uns auf Erden erscheine,
Und dein Wille von uns eben so als im Himmel geschehe.
Gib auch das tägliche Brot und vergib uns die sündlichen Schulden,
Wende Versuchungen ab, und rett' uns aus Gnaden vom Uebel:
Denn dein ist das Reich, ja göttliche Macht und Herrlichkeit. Amen[89].

Es ist eigen, er hatte schon bessere Verse gemacht; auch der Psalm ist besser.

Strafe mich nicht, o Herr, in deinem erschrecklichen Zorne!
    Züchtige mich doch nicht, Vater, aus Eifer und Grimm!
Sey mir gnädig, o Herr, denn ich bin schwach und erschrocken;
    Heile mich, himmlischer Arzt, meine Gebeine sind schwach.
Herzlich erschrocken ist mir die kümmerlich ächzende Seele:
    Ach wie so lange, mein Gott, ach wie so lange bist du?
Wende dich, Herr, und rette mir bald die Seele, das Leben:
    Hilf mir, so wahr du ein Gott voller Erbarmungen bist.
Denkt man im Tode wohl dein? wer dankt dir im Schlunde der Hölle?
    O so erbarme dich doch, wiel mich die Erde noch trägt!
Ich bin müde von Gram, und schwemme mein Bette bei Nachte,
    Wenn mein thränender Guss Lager und Decke benetzt.
Meine Gestalt verfällt vor Trauren und Kummer und Zagen,
    Denn von täglicher Angst rückt auch das Alter heran.

---

88) Dichtk. 2. Ausg. 1737. S. 359. 360. 3. Ausg. 1742. S. 403. In der 1. Ausg. steht diese Probe noch nicht, und in der 4. nicht mehr: mit Recht, sie ist missrathen gegen die übrigen.

89) Dichtk. 3. Ausg. 1742. S. 394. 4. Ausg. 1751. S. 395.

Weichet von hier, ihr Frevler, entweicht! Gott höret mein Weinen,
Ja der Herr höret mein Flehn, höret mein ängstlich Gebet.
Schämt euch ihr Feinde dabei, erschreckt und kehrt euch zurücke!
Werdet zu Schanden und flieht, weichet nur plötzlich von mir[90])!

Das Beispiel des angesehenen Mannes erwarb der Versart Freunde; wir erblicken in ihnen die besten Dichter jener Zeit [schon 1739 versuchte *Kleist* eine Elegie, Werke I, 12—15]; dennoch blieben sie an Kunst hinter *Gottscheden* zurück.

Gleich 1742 verfasste *Joh. Pet. Uz* eine Ode auf den Frühling in Strophen von vier Zeilen, die abwechselnd Hexameter und kürzere anapästische Verse sind; aber die Hexameter haben, wie der letzte in *Gottsched's* Vaterunser, durchgängig vor dem ersten Fusse noch eine Vorschlagsylbe. Hier ist noch einmal die Position beachtet, jedoch nur in beschränkter Beziehung, nur auf negative Weise: der Dichter hütet sich vor solchen Dactylen, wie z. B. das Wort silbernem einer seyn würde; aber noch weniger macht er Spondeen wie etwa diese: mit silbernem Schmuck; denn er wagt es nur dann stumme Sylben durch Position zu verlängern, wenn sie in die Thesis fallen. Zur Probe die erste der funfzehn Strophen:

Ich will vom Weine berauscht die Lust der Erde besingen,
Ihr Schönen, eure gefährliche Lust,
Den Frühling welcher anitzt, durch Florens Hände bekränzet,
Siegprangend eure Gefilde beherrscht.

Es liegt in der Natur der Sache, dass *Uz* durch die Beispiele in *Gottsched's* Dichtkunst auf diese Form war geleitet worden; anders gebärdete sich *Joh. Wilhelm Ludwig Gleim*, welcher im J. 1749 die erste Ausgabe von *Uzens* lyrischen Gedichten besorgte. Er beschliesst die Vorrede mit folgenden Worten: „Die zweyte Ode, der Frühling, welche nach den eigenen Regeln der lateinischen Poesie abgefasst ist, hat sich, seitdem sie anderwärts bekannt gemacht worden, durch ihren Wohlklang dergestalt empfohlen, dass es Verschiedenen gefallen hat, sich desselben Sylbenmaasses zu bedienen; nur ist es nicht wie hier mit genauer Beobachtung der reinen Dactylen geschehen, als woran die deutsche Sprache wegen der häufigen Mitlauter vielleicht einen allzugrossen Mangel hat. Indessen kann, so viel man weiss, der Verfasser in Absicht auf diesen Versuch mit dem Horaz sagen:

90) Dichtk. 3. Ausg. 1742. S. 395. 4. Ausg. 1751. S. 396.

ego non alio dictum prius ore
Vulgavi fidicen."

Dies „so viel man weiss" sieht etwas verdächtig aus. *Uz* hat es späterhin, in der Ausgabe seiner sämmtlichen poetischen Werke von 1767, bei dieser Erklärung getrost bewenden lassen.

Sie bezieht sich zunächst auf *Nic. Dietr. Giseke,* der 1745 und 1746 im Metrum des Uzischen Gedichtes mehrere Oden des Horatius und einen Psalm bearbeitete[91]).

In demselben Jahre, wo *Uzens* lyrische Gedichte gesammelt wurden, erschien der Frühling von *Ewald Christian von Kleist;* er war aber schon 1747 ausgearbeitet. Ebenfalls Hexameter mit einer Vorschlagsylbe.

Uz war der erste gewesen, welcher den Hexameter in der lyrischen Poesie versuchte; *Friedrich Gottlieb Klopstock* fasste den grossen herrlich belohnten Gedanken, ihn zu seiner ursprünglichen Bedeutung zurückzuführen, indem er ihn zum Träger des Epos machte. Früher hatte er schon einen Theil des Messias in Prosa entworfen; 1746 begann er, angeregt durch *Gottsched's* Versuche, die metrische Ausarbeitung; 1748 wurden die drey ersten Gesänge gedruckt[92]). Wir sagen: angeregt durch *Gottsched's* Versuche, obgleich *Cramer*[93]) nur berichtet, dass *Klopstock* die älteren von *Gesner* und *Heraeus* gekannt habe. War denn *Gottsched* nicht einmal werth und fähig, zum ersten wahren

---

91) Gedruckt in derselben Zeitschrift, in welcher *Uz* 1742 zuerst seinen Frühling bekannt gemacht hatte, den Bremischen Neuen Beiträgen z. Vergnügen d. Verstandes u. Witzes Bd. II. 1745. St. IV:

Des Weines taumelnden Gott, o Nachwelt, glaube dem Dichter,
Hab' ich auf horchenden Felsen gesehn u. s. w. (Hor. odd. II, 19.)

und Bd. III. 1746. St. I:

Geschöpfe, was freuet ihr euch? was jauchzt ihr, fröhliche Himmel?
Ihr jauchzt? Besingt ihr den Vater der Welt? (Ps. 148.)

ebenda St. II:

Was fliehst du, Chloe, vor mir gleich einem flüchtigen Rehe,
Das unwegsame Gebirge durchstreift? (Hor. odd. I, 23.)

und St. III:

Freund, Freund, die Jahre fliehn hin vom strengen Schicksal beflügelt,
Und keine Tugend verzögert die Flucht. (Hor. odd. II, 14.)
O du krystallener Quell, der über glänzende Kiesel
Sich in Blandusiens Auen ergiesst. (Hor. odd. III, 13.)

92) In den Bremischen Beiträgen Bd. IV. St. IV. u. V.

93) Klopstock, er u. über ihn I, 138.

Gebrauch des von ihm nur probierten Maasses aufzufordern? Wer, wie *Klopstock,* die deutsche Sprache und Metrik zu seinem Studium gemacht hatte, musste *Gottsched's* Dichtkunst, aber die Verse von *Gesner* und *Heraeus* brauchte er nicht zu kennen. *Klopstock* selbst nennt in dem Aufsatze über die Nachahmung des griechischen Sylbenmaasses im Deutschen[94]), ohne der früheren Versuche nur auf's entfernteste, leiseste zu gedenken, seine Hexameter immer das neue Sylbenmaass. Ist es denn nicht Ruhms genug, der Erste gewesen zu seyn, der den Hexameter in der That anwendete? und der erste Dichter der ihn anwendete gewesen zu seyn[95])?

Aber vollendet schienen *Klopstock's* Hexameter *Gottscheden* so wenig als uns; das verdiente Lob, alle jene Versuche veranlasst zu haben, liess er sich nicht nehmen. „Meinen Aufmunterungen zu Folge" schrieb er[96]) „habe ich es zwar erlebt, dass man uns im Deutschen verschiedene grössere Gedichte unter dem Namen epischer in solchen Hexametern an's Licht gestellt, ja auch kleinere Versuche, z. E. auf den Frühling, in Druck gegeben. Allein nach dem Wohlklange zu urtheilen, den diese Proben uns von deutschen Hexametern hören lassen, sollte ich es beinahe bereuen, dass ich diese Art von Versen unsern Landsleuten von neuem angepriesen habe. Dieselben klingen so gar hart und rauh, als vielleicht vor Homers Zeiten die griechischen oder vor Ennius die lateinischen Hexameter geklungen haben mögen. Da also die deutschen Hexameter invitis Musis verfertigt worden, und weder guter Prosa noch einer gebundenen Rede ähnlich sehen, so fragt es sich, woran es liege, dass sie nicht angenehmer klingen? Ich antworte: dass in den meisten Schulen junge Leute nicht angeführt werden, die lateinischen Verse recht nach der Scansion zu lesen und das reizende Sylbenmaass recht zu empfinden, welches die Alten so entzückt hat." Anderswo[97]) mit grösserer Erbitterung: „Es wäre nur zu wünschen, dass einige neuere Versuche dieser Art nicht noch durch

---

94) Sie begleitete die im J. 1755 erschienene Ausgabe des Messias.

95) Nicht dass *Uz* und *Kleist* keine Dichter wären; aber wir mögen ihre Verse ungern zu den eigentlichen Hexametern rechnen.

96) Dichtkunst 4. Ausg. 1751. S. 398.

97) Grundlegung einer deutschen Sprachkunst 3. Ausg. 1752. S. 632. 633.

einen gar zu schwülstigen Inhalt und entsetzliche undeutsche Ausdrückungen dieser Versart grossen Abbruch gethan hätten. Ein Jeder wird mich verstehen, dass ich von den neuen biblischen Epopeen rede, die durch ihre Verwegenheit in Erdichtungen sowohl als durch Frechheit wider alle Regeln der Sprache zu sündigen, als endlich durch die Unwissenheit in den Regeln der Hexameter und grosse Vernachlässigung des gehörigen Tonmaasses der Sylben und alles Wohlklanges überhaupt, den Namen der wurmsamischen Verse bekommen haben[97b]."

Gottsched gieng in seiner eigensinnigen Widersetzlichkeit zuletzt noch so weit, dass er sich wieder zu gereimten Hexametern bekehrte, die er (wir haben es oben gelesen) Anfangs ausdrücklich verworfen hatte. Er lehrte im J. 1756[98]): „Wer noch deutsche Hexameter machen will, der bemühe sich entweder sie so schön und wohlklingend zu machen als die lateinischen, bei denen man den Reim nicht vermisset, oder man gebe ihnen wenigstens Reime, dass sie doch auf eine Art in's Ohr fallen. Wenn also Jemand die *Aeneis* in Hexametern verdeutschen wollte und so anhübe:

Waffen besing' ich und den, der von trojanischen Küsten
Wälschlands Gränzen bezog, wo Latiens Ufer sich brüsten,
Welcher viel Unfall erfuhr, als nebst der Götter Verhängniss
Junons wüthender Groll den Helden in manchem Bedrängniss
Theils auf der See, theils wieder zu Lande gezwungen zu schweben,
Eh sie noch Alba gebaut und Wälschland Götter gegeben,
Bis das Latinergeschlecht, der Rath der Albaner entsprungen,
Ja dir auch selber, o Rom, die erhabenen Zinnen gelungen —

so würde es eben so unrecht nicht klingen, obgleich ein Jeder, der es versuchen will, finden wird, dass es kein Kinderspiel sey, und sich nicht so aus dem Aermel schütteln lasse wie die bisherigen ungereimten Hexameter, damit man halb schlafend ganze Bände vollschmieren kann[99])."

97b) [Vgl. Herrn *Joh. Chr. Gottsched*'s Gutachten von der heroischen Versart unsrer neuen biblischen Epopeen: Das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit 1752, S. 205—220.]

98) Vorübungen d. latein. u. deutschen Dichtkunst S. 127. 128.

99) [Ode Schillers in gereimten Hexametern u. archiloch. Versen 1788: Thalia 1790, Novemberheft. Werke von Kurz I, S. 173.]

Wir haben die Gränze unserer historischen Darstellung erreicht. Es fällt einer kritischen Metrik anheim, *Klopstock*'s Verdienst um die Nachahmung der antiken Versmaasse, sowohl der lyrischen als des Hexameters, genügend zu würdigen; *Joh. Heinr. Voss*'ens, *Aug. Wilh. v. Schlegel*'s, *Friedr. Aug. Wolf*'s und des Grafen *Aug. v. Platen* Leistungen müssten zur Vergleichung gezogen werden.

Geschichte des deutschen Dramas bis zum Anfange des siebzehnten Jahrhunderts.

Zwei Vorträge, 1845 gehalten.

I.

Im Drama werden vergangene oder doch vergangen gedachte Ereignisse und zugleich die Empfindungen, welche sie begleitet haben, vergegenwärtigt; die Vergegenwärtigung aber geschieht durch sinnlich nachahmende Vorführung des Thuns und Leidens der handelnden Personen und durch dialogische Wechselwirkung derselben: durch die sinnliche Nachahmung werden besonders die Ereignisse, durch den Dialog besonders die Empfindungen wieder ins Leben gerufen.

Es vereinigen sich mithin im Drama zwei Elemente, ein episches und ein lyrisches. Es stellt Vergangenes dar: insofern ist es episch; aber es stellt diess Vergangene dar als gegenwärtig: insofern ist es lyrisch: denn die Lyrik ist die Poesie des gegenwärtigen Augenblickes. Es giebt Thatsachen: insofern ist es episch; aber es giebt auch die Empfindungen welche davon theils die Ursache, theils die Wirkung sind: insofern ist es wieder lyrisch: denn die Lyrik ist wesentlich die Poesie der Empfindung, der Gemüthsbewegung. Mit Einem Worte, das Drama ist epische Poesie, aufgegangen in lyrische.

Aus dieser organischen Beschaffenheit des Dramas geht zweierlei hervor.

Einmal dass in ihm die äusserste, die höchste Stufe der Poesie zu erkennen sei, zugleich deren Blüte und deren Frucht, der Gipfel ihrer Vollendung.

Denn von den Kräften des menschlichen Geistes welche der Dichtkunst dienen, der Einbildungskraft und dem Gemüthe, wirkt im Epos und in der Lyrik nur je eine, vereinzelt und einseitig, in der Lyrik nur das Gemüth, im Epos nur die Einbildungskraft. Im Drama, wo beide sich verschmelzen, gleichsam vermählen, wo eins vom andern getragen, eins vom andern gestaltet und belebt wird, verdoppelt sich auf beiden Seiten die Energie der Wirkung, und die Schönheit des Kunstwerkes ist eine höhere, vollere, mehr in sich abgeschlossene. Und so ist das Drama auf gleiche Weise die Krone der Poesie, wie die Krone der Prosa die Beredsamkeit ist. Darum leitet auch der Philosoph, der zuerst den Gesetzen der Dichtkunst nachgeforscht hat, Aristoteles, all diese Gesetze aus dem Drama ab als dem vollkommensten Inbegriff derselben.

Und zweitens, sollen sich bei einem Volke Epik und Lyrik in jener Art vereinigen können, so müssen beide schon vorhanden, beide schon ausgebildet sein, und zwar in solchem Grade ausgebildet, dass der schaffende Geist der Litteratur gleichsam sein Genügen daran hat; soll die Litteratur emporsteigen zu jenem Gipfel der Vollendung auf welchem das Drama steht, so muss sie zuvor die beiden tiefer liegenden Stufen, der Epik und der Lyrik, eine nach der andern bereits überschritten und lange genug auf jeder verweilt haben um einen Drang nach Weiterem, Höherem, noch Schönerem zu empfinden; soll die Kunst im Stande sein die schwierige Aufgabe zu lösen die in jener reichsten und vollkommensten aller Schöpfungen vor ihr liegt, so muss sie zuvor ihre Kraft an Leichterem und Einfacherem geübt, an der Darstellung bloss von Thaten gestählt, an der Darstellung bloss von Empfindungen mild geschmeidigt haben: kurz, das Drama ist darum das Lieblingskind der Poesie, weil es ihr jüngstes Kind ist, jünger als Epik und Lyrik. Mit dem Epos als dem Einfachsten beginnt alle nationale Dichtung ihren Weg, sie setzt ihn fort mit der schon feineren Lyrik, sie schliesst und vollendet ihn mit dem Drama.

Das liesse sich schon, wie die Gelehrten sagen, *a priori* festsetzen: es steht aber auch historisch nachweisbar fest. Ueberall wo eine Litteratur vor uns liegt, die ganz und vollständig, die aus sich und in sich selbst, die wahrhaft organisch sich entwickelt hat, hat auch ihre Entwickelung die so eben gezeichnete Bahn

durchlaufen. So bei den Indern, deren Epik fast um ein Jahrtausend älter ist als die Blüte ihres Dramas; so bei den Griechen, wo in freilich schnellerem Gange Aeschylus auch erst nach Homer und Sappho gekommen; so bei den Völkern der nachrömischen Welt; so denn auch und vornehmlich bei den Deutschen. Die drei grossen Perioden in die sich unsre Litteraturgeschichte theilt lassen sich füglich und mit kürzester Bezeichnung die epische, die lyrische, die dramatische nennen: die Dramendichtung ist auch bei uns Werk und Aufgabe erst der dritten, der letzten, der Periode, an deren Ausgang wir gestellt sind.

Und hiemit, verehrteste Anwesende, haben wir das Gebiet betreten in welchem ich heut, da ich Namens der Histor. Gesellschaft sprechen soll, heut und noch an einem späteren Abend Sie ersuchen möchte für eine Stunde zu verweilen. Ich will die Aufmerksamkeit, um die ich Sie bitte, auf die Anfänge unsres, des deutschen Dramas zu richten suchen, von den ersten Spuren desselben an bis auf Hans Sachs, der so zu sagen das Ende jenes Anfanges, und die Englischen Comödianten, die der Anfang der Vollendung sind.

Lange Jahrhunderte, ja länger denn ein Jahrtausend hindurch hatte sich die Poesie der Deutschen mit der Epik begnügt, hatte sich diese an Stoffen und Formen aller Art, an den einfachsten, dann an kunstreich verwickelten, an einheimischen, dann auch an fremden geübt, und endlich erschöpft; neben der höchsten Blüte der epischen Kunstdichtung war sodann mit Ende des 12. Jahrh. die Blüte der Lyrik aufgegangen, und auch sie nach dem kurzen Glanz und Duft der üppigsten Entfaltung schon vor Ablauf des 13ten wieder dahingewelkt. In diesen zwei Formen also vermochte das Mittelalter nichts Neues, nichts Schöneres mehr; sie waren abgethan: sollte die Kunst ihr Leben fortführen und noch fernerhin bewähren, so konnte sie das nur in den Grenzen und Gesetzen einer neuen Form, die eine Fortsetzung jener beiden zugleich, eine Vereinigung derselben war: sie musste mit der Kraft des Fortschrittes, die noch in ihr lag, fortschreiten zum Drama. Und das geschah, mit dem 14. Jh., da sich das Mittelalter schon mit schneller Wendung aller Dinge seinem Abschluss entgegenneigte, so dass ihm nur der Anfang, die eigentliche Ausführung des neuen Werkes aber der neuen Zeit als ihr Erbtheil, als ihr Charakter zufiel.

Dieser Fortschritt der Poesie hatte schon im Ganzen seine historische Nothwendigkeit: er war auch noch durch mancherlei Einzelheiten hinreichend vorbereitet um nicht erfolglos gethan zu werden, war auf mehr als einem Wege noch besonders angebahnt, sowohl von innen her, innerhalb des deutschen Lebens und der deutschen Litteratur selbst, als von aussen durch die Einwirkung der undeutschen Litteratur.

Die bezeichnende Redeform des Dramas ist der Dialog. Und grade im Dialog hatte sich die deutsche Dichtung schon früher, schon seit Jahrhunderten mannigfach versucht, und mehr als das, auch Fertigkeit darin erlangt. Schon die ältesten Erzeugnisse der Epik, die streng einfachen Heldenlieder, deren uns von den Deutschen bereits aus dem 8. Jahrh., von den Germanen des Nordens aus noch älteren Zeiten (ältere Edda) schriftlich erhalten sind, schon diese liebten eine dialogische Fassung, liebten es die erzählten Thatsachen mit einem Zwiegespräch zu begleiten, ja beinah ganz einzukleiden in Zwiegespräche. Auch ein vom frühesten Mittelalter bei allen Völkern beliebter und oft behandelter Stoff gestaltete sich in seinen wesentlichen Theilen dialogisch: Salomon und Marcolf, der weise König und ein Bauer, halb Tölpel, halb Schelm; im Gespräch beider werden die weisen Sprüche des Königs spöttisch, oft unsauber parodiert. Es existirt lateinisch, französisch und deutsch. Die gleiche Fassung hatten dann auch die Räthselreden und -lieder, ein uraltes und charakteristisches Eigenthum aller germanischen Dichtung, Lieder in denen eine fortlaufende Reihe von Räthseln und dem ähnlichen Fragen gestellt und gelöst ward [1]). Eben dieselbe dialogische Form kehrte zuletzt noch wieder in der Lyrik des 12. und des 13. Jh.: die ältesten Minnegesänge sind ganz häufig ein Zwiegespräch etwa zwischen der Dame und ihrem Geliebten oder zwischen der Dame und einem Boten der ihren Verkehr mit diesem vermittelt; und im 13. Jh. eignete man sich, zunächst aus der französischen Lyrik, die Form der Tenzone an, d. h. des Streitgedichtes, des poetischen Wettstreites zweier Dichter über Fragen namentlich aus der Liebeskunst; wie z. B. einmal die Frage erörtert ward ob Frau oder Weib die bessre Benennung

1) Traugemundslied (nach einer Aufzeichnung des 14. Jahrh., Inhalt und Ursprung aber viel älter), Lesebuch I⁴, S. 965. vgl. Haupts Zeitschrift für d. Alterth. 3, 25.

des andern Geschlechtes sei[1]): der Dichter, der sich für das erstre entschieden hatte, Heinr. v. Meissen, ward seitdem Frauenlob genannt. Vorzüglich in solchen Wettgesängen, wo zwei Personen, also zwei verschiedene Charaktere sich gegenüberstanden, musste das Gespräch so individuell lebendig werden, dass es dem Leben einer eigentlich dramatischen Handlung nahe trat, dass von der Tenzone zum Drama fast nur der eine Schritt noch zu thun blieb, die Vertauschung des Dichters, der in erster Person selber sprach, gegen eine dritte, die er sprechen liess. Dieser Schritt ward eingeleitet und vermittelt durch Wettgespräche historisch-romanhafter Personen oder personificierter Dinge und Abstracta, der zwei Johannes, Keies und Gawans[2]), der Liebe und der Schöne[3]).

Wirklich hat auch der Vorgang der Tenzone in Verbindung mit jenen Räthselspielen bereits um das J. 1300 eine Dichtung herbeigeführt die wir eine dramatische nennen müssen, die das offenbar sein will, der auch zur Form des Dramas nicht sonderlich viel mehr gebricht. Es ist diess der s. g. Krieg von Wartburg[4]). Zum Grunde demselben liegt geschichtliche Ueberlieferung: wie am Anfang des 13. Jh. der Hof des Landgrafen von Thüringen zu Eisenach und auf der Wartburg gleich dem der Herzoge von Oesterreich zu Wien ein Lieblingsaufenthalt der deutschen Dichter gewesen war; wie sich dort, zusammengeführt durch die milde Gunst des Landgrafen Hermann, die namhaftesten Dichter aller Gauen, Wolfram v. Eschenbach, Walther v. d. Vogelweide u. a., in eifrigem Wettstreite bemüht hatten es an Kunst und Ehren einander zuvorzuthun; wie auch um eben diese Zeit ein berühmter Astrolog aus Siebenbürgen, Meister Clinsor, nach Eisenach gekommen, und dort von ihm die Geburt der späteren Landgräfinn, der heil. Elisabeth, war prophezeit worden. So viel und nur so viel gab die Geschichte an die Hand. Daraus aber wussten die Dichter des Wartburgkrieges (denn der Entwurf des ersten Verfassers ist späterhin noch durch mehrere andre Hände gegangen) einen ganzen epischen Verlauf zu gestalten von solchem Zusammenhang und zugleich von solcher

1) v. d. Hagens Minnesinger 2, 344 fgg.
2) Ebenda 2, 153 fgg.
3) Ebenda 1, 337 fg. 4) Ebenda 2, 2 ff.

Fülle und Tiefe idealischen Gehaltes, das die dramatische Form ihm wohl gemäss war, und die späteren Chronikenschreiber ihre Berichte über den Wartburgkrieg unbedenklich aus diesem Drama schöpften. Der Gang der Ereignisse ward nun folgender. Heinrich von Ofterdingen, einer aus jener Dichterschaar zu Eisenach, fordert die Uebrigen zu einem Wettgesange heraus: die Streitfrage ist, welcher von beiden Gönnern der Kunst höheren Preis verdiene, Hermann von Thüringen oder Leopold von Oesterreich; die Busse für den, der verlieren werde, ist keine geringe: er soll schimpflich sterben. Der Streit beginnt; Heinrich, der die Partei Leopolds ergriffen, er allein gegenüber all den andern, gewahrt bald dass er unterliegen solle: er sucht noch Frist zu gewinnen und beruft sich für den letzten Entscheid auf Meister Clinsor: es wird ihm gestattet, den vom fernen Ungarland her zu holen. Clinsor kommt, und tritt wettsingend an Ofterdingens Stelle: nun aber ist es nicht mehr das Fürstenlob um das der Streit sich bewegt, sondern es wird eine Reihe tief bedeutsamer Räthselfragen aufgeworfen, und der Einzige der hiebei dem unheimlich gelehrten Meister entgegenzustehn wagt ist Wolfram von Eschenbach. Dieser aber führt die Sache mit solcher Kunst und Gewalt der Rede, dass Clinsor, damit nicht auch er wieder unterliege, seine bösen Geister um Hilfe angehn muss. Indess auch der Dämon, der nun in die Scene tritt, richtet gegen Wolfram nichts Entscheidendes aus. Und damit bricht, allerdings ohne recht beendigt zu sein, das Ganze ab.

Diess der Inhalt. Sie sehen, Tenzone und Räthsellied als das litterarhistorische Fundament der Dichtung liegen noch deutlich genug zu Tage, die Tenzone in der ersten, das Räthsellied in der zweiten Hälfte. Zum Drama wird der Dialog durch den bewegten Fortschritt der Thatsachen, durch die Aufstellung eines grösseren und wechselnden Personals, und durch die individuelle, oft sehr treffende Charakteristik der einzelnen Zwischenredner. Aber ein vollkommenes Drama ist es nicht. Es mangelt ihm der abrundende Schluss; es mangelt namentlich nach allen Seiten hin eine rechte Einheit, diess Haupterforderniss aller dramatischen Kunst: wie es erwachsen ist auf dem Grunde des Streitgedichtes, wie sein Inhalt selbst ein Wettstreit ist, so löst sich alles in einen unverbundenen, nur wenig vermittelten Zwiespalt auf: gleich der Inhalt klafft in zwei Hälften aus einander, hier die

Tenzone um das Fürstenlob, dort den Räthselstreit unter Clinsor und Wolfram, und die tiefer gehenden geistigen Bezüge, welche besonders die letztere Hälfte zu solcher Bedeutsamkeit beleben, gehen auch auf nichts als Gegensätze hinaus, auf den Gegensatz zwischen Kunst und Wissenschaft, zwischen bürgerlicher und adlicher Dichtkunst, zwischen der Bildung der Laien und der der Geistlichen, zwischen der Weisheit christlicher Einfalt und unheimlicher Büchergelehrsamkeit, zwischen der positiven Kraft des göttlichen Wortes und der betrügerischen, in sich selbst nichtigen Kraft des Bösen: Gegensätze denen fast allen bei dem Mangel eines rechten Schlusses der Dichtung die siegende oder versöhnende Lösung abgeht. Ja bis in die Aeusserlichkeiten der Formgebung hinein erstreckt sich ein zwiespältiges Wesen: in zwei verschiedenen Strophenformen bewegt sich der Dialog (sie tragen nach der Sitte des späteren Mittelalters jede ihren besonderen Namen: die eine heisst mit Beziehung auf das streitige Fürstenlob der Thüringer-Herrenton, die andre mit Beziehung auf Clinsor den Schwarzkünstler der schwarze Ton); und recht zum Zeichen und Beweise dass im Drama Epik und Lyrik zusammentreffen, wird hin und wieder noch ganz eigentlich erzählt, werden mit Vergessenheit dass es ein Drama geben solle einzelne erzählende Worte oder Verse mitten in die Lyrik und den Dialog eingeschaltet[1]). Das machte die wirkliche Aufführung unmöglich; die Verfasser dachten wohl an den Vortrag durch Gesang, aber nicht weiter, nicht an eine scenische Darstellung der Ereignisse[2]). Also in manchem Betracht ein Drama wie aus der neueren Romantik der Octavian von Ludw. Tieck, wo auch die Handlung in zwei grosse Stücke zerfällt, wo auch an die Aufführung weder gedacht noch zu denken ist, wo sich Epik und Lyrik auch wieder suchen und nicht recht finden, wo auch ein Theil und zwar ein bedeutender Theil der Thatsachen nicht dramatisch vergegenwärtigt, sondern mit überraschender Naivität bald vom Schlaf, bald von der Romanze selbst episch erzählt wird.

---

1) Lesebuch 1, 848. Dasselbe Verfahren in dem noch historisch unbewegten Wettgespräch der Liebe und der Schöne. v. d. Hagen 2, 337 fg.

2) Noch stärker und störender mit eingemischter Erzählung versetzt ist die dramatische Form in dem niederländischen Spiel von Lantsloot, Hoffmanns Hor. Belg. 5. Hier wird das Drama eben mehr von der Epik, im Wartburgkriege mehr von der Lyrik aus versucht.

Wie aber Tiecks Octavian trotz diesen Mängeln immer doch ein Drama sein soll, und auch eines ist, ebenso der Krieg auf Wartburg: es bleibt ihm unverändert das hohe Interesse eines ersten Versuches in der neuen Dichtungsart, der Werth und das Verdienst des ersten Schrittes in die Laufbahn nach neuen Kränzen. Wäre man fortgegangen in der Richtung welche dieser erste Schritt gewiesen, sicherlich wäre die hochdeutsche Litteratur zu einem ganz nationalen, ganz selbstwüchsigen Drama gelangt und hätte dafür, so gut als der niederländischen das geglückt ist[1]), schon im 14. Jahrh. die gebührende Grundlage ernsthafter tragischer Dichtung gefunden. Aber es sollte, das beständig wiederkehrende Geschick unsrer Litteratur, noch eine Einwirkung von aussen, von unnationaler Seite her dazukommen, eine Einwirkung die den Entwicklungsgang vielleicht beschleunigte, noch gewisser jedoch überstürzte und von vorn herein verrückte. Sie kam von den Schauspielen der Kirche.

In der römischen Kirche war, wo nicht schon früher, doch wenigstens mit dem 11. Jh., der Gebrauch aufgekommen die höheren Feste, die Feste Christi, etwa auch die seiner Mutter und dieser und jener seiner Heiligen, ausser dem Messdienst und der Predigt noch mit öffentlichen Schaustellungen in dramatischer Form feierlich zu begehen. Es konnte diese Sitte aus mehr als einem Anlass entspringen. Auch die griechisch-römische Vorzeit hatte religiöse und politische Feste mit Schauspielen verherrlicht: dergleichen mochte sich in der Kirche Roms gar wohl fort erhalten: wissen wir doch[2]) dass im 5. Jh. Christo zu Ehren wie einst zu Ehren heidnischer Gottheiten Wagenrennen im Circus sind angestellt worden. Und wirkte auch keine Ueberlieferung solcher Art, so lag doch im Schooss der Kirche mit der übrigen Gelehrsamkeit immer noch etwelches Wissen von der Schauspieldichtung der Römer und äusserte sich Jahrhundert für Jahrhundert in immer neu versuchten Nachahmungen[3]), wie ja eine Nonne des sächsischen Klosters Gandersheim, Namens Hroswitha, um das J. 980 nicht weniger als sechs Dramen verfasste, lateinisch und nach dem Muster des Terenz, aber um dessen Lectüre zu

1) Hoffmanns Hor. Belg. 6.
2) Christo circenses offerimus et mimos: Salvian. de Gubern. Dei 6, 4. 5.
3) Jubinals Vorrede zu den Mystères inédits pg. VII. VIII.

verdrängen[1]), und alle von streng religiösem und tragischem Inhalte; zur Aufführung waren sie nicht bestimmt. Und diese philologische Gelehrsamkeit der Geistlichen nahm grade im 11—12. Jh. einen erneuten Aufschwung. Dazu noch das Theatralische und Dramatische das selbst schon im ganzen Cultus jener Kirche liegt, mit ihren bunten Gewändern und Fahnen, ihren Umzügen durch Gotteshaus und Strasse, ihrem Wechsel von Rede und Gesang und Gegengesang[2]). Genug, zuerst nachweisbar im 11. Jh., zu einer Zeit also wo es in der deutschen Litteratur noch nicht einmal eine Lyrik gab, in und seit dem 11. Jh. hatte die römische Kirche ihre Dramen; den Stoff derselben schöpfte man aus Bibel und Legende; mit ihrer Aufführung wurden vor allen übrigen festlichen Tagen besonders die Leidenswoche und die Osterzeit[3]), späterhin nach Einführung des Frohnleichnamsfestes (1264) auch dies bezeichnet[4]), gewöhnliche Werk- und Wochentage niemals. Da waren denn namentlich das Leiden und die Auferstehung Christi in dramatische Form gebracht; als Gegenbild dazu behandelt das älteste Osterspiel das man aus Deutschland kennt (es ist von Wernher von Tegernsee, einem bairischen Mönch unter Friedrich dem Rothbart gedichtet worden), die Zukunft und den Untergang des Antichrists[5]). In Frankreich nannte man solche Stücke Mysterien; in Deutschland hiessen sie

1) „Sunt etiam alii, sacris inhaerentes paginis, qui, licet alia gentilium spernant, Terentii tamen fingmenta frequentius lectitant, et, dum dulcedine sermonis delectantur, nefandarum notitia rerum maculantur. Unde ego, Clamor validus Gandeshemensis, non recusavi illum imitari dictando, dum alii colunt legendo, quo eodem dictationis genere, quo turpia lascivarum incesta feminarum recitabantur, laudabilis sacrarum castimonia virginum juxta mei facultatem ingenioli celebraretur“: Werke der Hrotsvitha von Barack S. 137 fg.

2) Gerbert de Cantu et mus. sacra 1, 533.

3) Ein geistliches Spiel zu Riga 1204: Neander Kirchengesch. 5, 1, 49 fg.

4) Das Frohnleichnamsfest: Heinr. Schreiber, d. Theater zu Freiburg S. 24 fg.; die drei Heiligentage nach Weihnachten: Gerbert de Cantu et mus. 2, 83; die Weihnacht selbst: Du Cange v. Festum asinorum.

5) Ludus paschalis de adventu et interitu Antichristi, Pezii Thesaur. anecd. 2. Ein ähnliches Werk Konrads von Scheiern (um 1240) worin Pietas Justitia Salvator Arrius Marcion Plato Nestorius Forinianus Nicolaus Ratio Fides die sprechenden Personen sind, weist Engelhardt in dem Erlanger Osterprogramm von 1831 (einer aesthetischen Würdigung von Wernhers ludus) S. 23 nach; eine Probe daraus schon bei Pez a. a. O. 1, XXX.

einfach Spiele, *ludi* [1]). Von denen des 11. und des 12. Jahrhunderts sind nur wenige bis auf uns gekommen [2]); indessen kann man sich, zumal mit Hilfe sonstiger Nachrichten, immerhin eine Vorstellung von der allgemeinen Beschaffenheit derselben machen. Der Dialog pflegte mit Gesang abzuwechseln, Gesang einzelner Personen und ganzer Chöre. Aber diese Reden und Lieder nahmen nur den geringeren Theil der Zeit und der Aufmerksamkeit in Anspruch; sie dienten mehr nur den Fortschritt der Handlung mit kurzen Winken anzudeuten: die Hauptsache war die Schaustellung für das Auge, der verkleidete Aufzug [3]), das Kreuz, das Grab, die Beleuchtung (Osterspiele führte man ihrem Inhalte gemäss in der Nacht vor Ostern auf [4]), kurz die ganze festliche Zurichtung der Kirche. Denn die Kirche selbst war der beliebte Ort der eigentlichen Aufführung; anderswohin verlegte man sie seltener, zunächst noch auf den Kirchhof [5]). Deshalb brauchte man auch seltener Bühnen aufzuschlagen, und geschah das, so begnügte man sich mit erhöhten Holzgerüsten, und umschloss etwa diesen Raum hinten und vorn einfach mit Umhängen; Malerei auf letzteren war kaum schon gebräuchlich: sollte die Scene ein Wald oder Garten sein, so stellte man frisch ein Paar Bäume selber hin [6]). Von gleicher Einfachheit war auch die übrige Zurüstung der Bühne. Um so viel also stand bei all ihrer Rohheit jene Schauspielkunst der unsrigen voraus, dass sie keine Mitwirkung bei todten Brettern und Tüchern suchte.

Als das älteste der in Deutschland verfassten Mysterien ist so eben das Osterspiel vom Antichrist genannt worden; auch eine kurze Angabe seines Inhalts möchte wohl am Orte sein. Eröffnet wird es von wettstreitenden Reden zwischen dem Heidenthum, der Synagoge, d. h. dem Judenthum, und der Kirche, d. h. dem Christenthum. Dann tritt der Kaiser auf, der in Rom gekrönte deutsche König, und verlangt von den andern Königen, deren eine Anzahl ihn umgiebt, Unterwürfigkeit und Zins: denn des

1) Ludus scenicus de nativitate domini: Carm. Bur. 80 fgg. Ludus paschalis sive de passione domini ib. 95 fgg. = Fundgr. 2, 245.

2) Vgl. Jubinal, Mystères 1, X fgg.

3) Du Cange v. Festum asinorum.

4) Hoffmann Fundgr. 2, 242 Anm. 3. 272. Mone, Altt. Schausp. 17.

5) Jubinal 1, XVIII. Fundgr. 2, 242 fg.

6) Vgl. Hoffmanns Hor. Belg. VI, XLVI fg.

römischen Kaisers sei von jeher die ganze Welt. Alle gehorchen, nur der König von Frankreich nicht. Aber der Kaiser mit seinen Deutschen überwindet und zwingt auch ihn zum Vasalleneide. Da tritt der Antichrist in die Welt und bringt die Völker durch Ueberredung oder Geschenke oder Gewalt unter seine Botmässigkeit, dass sie ihm schwören und er ihr Gott wird. Mit den Deutschen versucht er es aus Furcht vor ihrer kriegerischen Kraft zuerst durch Geschenke, und erst als sie diese zurückweisen auch durch Waffen. Gegen sie jedoch unterliegt er, und muss nun zum Betruge durch falsche Wunder greifen. Da gelingt es ihm, und nun erst ist er König und Gott der Welt, und verfolgt die Kirche und tödtet ihre Heiligen und Propheten. Plötzlich aber, wie er eben in grösster Herrlichkeit auf seinem Throne sitzt, trifft und vernichtet ihn ein Blitz vom Himmel her; da verstieben auch die Seinigen, und die Könige und die Völker wenden sich aufs neu zu der wahren Kirche zurück. Sie sehen, der Verfasser hatte weiter gehende Gedanken als bloss die Weissagungen der Legende zu dramatisieren: mit ebenso hofmännischer als dichterischer Gewandtheit weiss er auch eine Verherrlichung seines Volkes, seines Königs mit einzuflechten, ja diese fast in den Vordergrund zu stellen.

Solche Spiele und deren Aufführung gab es in allen Ländern die sich zur römischen Kirche bekannten, in germanischen und romanischen und slawischen; sie standen anfangs in keinerlei Bezug zu irgend einer Nationallitteratur, sondern gehörten lediglich der allgemeinen Kirche, ihrem Cultus, ihrer Poesie, ihrer Gelehrsamkeit an. Allerdings sollten sie zumal das Laienvolk erbauen und unterhalten: dennoch waren sie, im Anfang wenigstens, so sehr die Sache bloss der Geistlichkeit, dass von den Geistlichen selbst, etwa noch mit Hilfe ihrer Schüler und Chorknaben, alles gespielt ward [1]), und alles gesprochen und gesungen ward in der Sprache der Kirche, auf Lateinisch, obschon z. B. jener Wernher von Tegernsee sonst auch deutsch zu dichten verstand, und ein so hoher Nationalstolz ihn beseelte.

So aber konnte es nicht bleiben, aus mehr als einem Grunde nicht. Das Regiment der Kirche nahm endlich den gebührenden

1) Jubinal 1, XVII fg. Du Cange v. Ludus. Festum asinorum. Raumer Hohenst. 6, 516. 588.

Anstoss, nicht grade an den Passions- und Osterspielen selbst, aber an dieser Schauspielerei der Geistlichen, und Pabst und Bischöfe verboten ihnen die Betheiligung [1]); auf der andern Seite erwachte in den Laien das Bedürfniss und die Befähigung dass auch sie die Hand im Spiele hätten: sie waren es überdrüssig, noch länger bloss zuzuschauen und zuzuhören und nicht einmal zu verstehen was sie hörten; zudem war man um das J. 1200 überall schon zu einer eigenen Lyrik, und somit auch einem eigenen Drama schon um einen guten Schritt näher gelangt. Man bequemte also und verständigte sich von beiden Seiten her. Zunächst indem man zwar den Dialog noch lateinisch liess, aber den Gesang, die eingeschaltete Lyrik an die Sprache der Laien abtrat; wie z. B. in den einleitenden Scenen eines Passionsspieles Maria Magdalena die Sünderinn erst noch lateinische Verse singt, dann aber auf Deutsch und ganz im Ton eines volksmässigen Minneliedes anhebt „Krämer, gieb die Farbe mir Die mein Wänglein röthe, Damit ich die jungen Mann Wider Willen mich zu lieben nöthe. Seht mich an, junge Mann! Lasst mich euch gefallen! Minnet, tugendliche Mann, Minnigliche Frauen! Minne macht euch hochgemuth Und lässt euch in hohen Ehren schauen. Seht mich an, junge Mann! Lasst mich euch gefallen" u. s. f. [2]). Ohngefähr denselben Inhalt hatten schon die vorhergehenden lateinischen Worte gehabt: also ein lateinischer Grundtext mit stellenweis eintretender Verdolmetschung [3]).

In Deutschland geschah dergleichen mit dem 13., bei den Provenzalen schon im 12. Jh. [4]): die Lyrik der letzteren war eben um manche Jahre älter als die der Deutschen. In natürlichem Zusammenhange mit dieser Zulassung der Laiensprache stand die Zulassung der Laien selbst auch zur Darstellung [5]): vielleicht dass zu eben dieser Zeit sogar von wandernden Spielleuten, deren Beruf doch ziemlich verachtet war, hin und wieder Mysterien sind aufgeführt worden [6]). Die Geistlichkeit aber entzog

1) Fundgr. 2, 242 fg. 2) Fundgr. 2, 247. vgl. 255.

3) Das gleiche Verhältniss noch in einem Passionsspiele des 14. Jh.: Gervinus, Gesch. d. deutschen Nat. Litt. 2, 369.

4) Mysterium v. d. klugen u. d. thörichten Jungfrauen bei Raynouard 2, 139—143; nach dessen Ansicht aber schon im 11. Jh. verfasst.

5) Fundgr. 2, 242.

6) Docen Misc. 2, 193.

sich darum nicht aller Betheiligung: sie nahm das Verbot der Kirchenordnung nicht grade in buchstäblicher Strenge[1]).

Endlich mit dem 14. Jahrh. kam nach den halben Einräumungen der nothwendige letzte Schritt: die geistlichen Spiele wurden ganz und gar deutsch abgefasst; deutscher Gesang, deutscher Dialog, nur zuweilen noch im ersteren verlorene lateinische Nachklänge[2]), letzterer, der Dialog, mit richtig leitendem Tact in derselben höchst einfachen Versart, die sonst für erzählende und lehrende Gedichte üblich war, und alles in behaglich verweilender Ausführlichkeit, eben wie die andren deutschen Gedichte des 14. und des 15. Jh.: die lateinischen Mysterien der früheren Zeit waren oft nicht viel mehr als eine blosse bündige Zusammenreihung der Reden Christi und der Uebrigen gewesen, wörtlich so wie die heilige Schrift sie überlieferte[3]). Jetzt ward und blieb dieses erbauliche Vergnügen noch häufiger als es zuvor schon war: jedenfalls ist von lateinischen Mysterien und von Nachrichten darüber bei weitem nicht so viel auf uns gekommen, als wir nun bis zum Schlusse des Mittelalters von geistlichen Schauspielen in deutscher und überhaupt je in der Landessprache haben und wissen, namentlich eben aus Deutschland und aus Frankreich, von jeher den zwei Hauptsitzen litterarischer Lebensthätigkeit. Man spielte nun fleissiger, man schrieb die Spiele nun auch fleissiger auf, und begnügte sich wohl auch gelegentlich mit dem blossen Lesen derselben[4]): denn jetzt, wo sie mehr ausgeführt waren, gewährten sie hinreichenden Stoff auch für diese Art der Reproduction. Hier zu Basel ward im J. 1377 einem Juden für immer die Stadt verboten, weil er am stillen Freitag unsrer Frauen Klage so gelesen hatte, dass damit Gott und die Jungfrau und die Christenheit verhöhnt wurden[5]): Unsrer Frauen oder Marien Klage ist der Titel eines der beliebteren Passionsspiele[6]). Sonderlich reich und mannig-

---

1) Vgl. das beschränkte Verbot für die spanische Geistlichkeit bei Jubinal 1, XVIII.

2) Vgl. die Osterspiele in Fichards Frankf. Archiv f. ält. deutsche Litt. u. Gesch. 3 u. in Mones Altteutschen Schauspielen; ebenso das Spiel von der Himmelfahrt Mariae am letztern Orte.

3) Vgl. Fundgr. 2, 245 fgg. Du Cange v. Festum Asinorum.

4) Hor. Belg. 6, XLVII. 5) Ochs 2, 361.

6) Vgl. Litt. Gesch. S. 311, Anm. 59. Fundgr. 2, 280.

faltig war indess die dramatische Litteratur auch jetzt nicht: wie sich der gleiche Stoff fast überall wiederholte, so stellten sich auch auf dem Grunde der Ueberlieferung von den älteren lateinischen Mysterien her gewisse Auffassungsweisen allgemein fest, und die Passions- und Osterspiele giengen durchs ganze Land und liessen nur etwa hier sich mehren, dort sich mindern und nach Gelegenheit sich umgestalten, wie das mit Volksliedern geschah [1]). Ja es kommt vor, dass ein und dasselbe Osterspiel zugleich auf Böhmisch und auf Deutsch vorhanden ist [2]).

Die lateinischen Mysterien waren von den Geistlichen gespielt worden: jetzt, da man sie in den Landessprachen dichtete, führte sie das Laienvolk allein und selber auf. Und nun mit wie grossartigem Aufwande — nicht in Zurüstung der Bühne: die blieb, in Deutschland wenigstens, ziemlich so einfach als zuvor, die Franzosen wandten schon mehr daran [3]); und nicht bloss in bunter abenteuerlicher Auskleidung, sondern hauptsächlich im Personal, in dessen übergrosser Menge: es haben gelegentlich mehrere Hunderte gespielt [4]). Jetzt durfte, jetzt wollte eben jeder dabei sein. Und diese Hunderte blieben immer zusammen auf dem Schauplatz; denn man trat nicht ab, sondern alle standen oder sassen im Kreise herum, und wer zu sprechen oder zu singen hatte trat hervor, und hatte er gesprochen, so trat er nur wieder in den Kreis zurück [5]). Solcher Anzahl und solcher Einrichtung waren die Kirchen meist zu eng: man schlug das Gerüst öfter im Freien auf, vor dem Thor oder auf Marktplätzen [6]), und um den Haufen der Theilnehmer noch mehr zu zeigen und auch die stummen Personen zu bethätigen, liess man einen Theil des Spieles, wo nicht gar Alles, in grossen Umzügen vor sich gehen, in Umzügen nach der Bühne hin und wieder zurück von

---

1) Vgl. z. B. die Uebereinstimmungen der Marienklage Fundgr. 2, 273 fgg. mit dem Osterspiel ebenda 322 fgg., namentlich aber die zweierlei Fassungen eben dieses Osterspieles bei Mone aus dem 14., bei Hoffmann aus dem 15. Jh.

2) Fundgr. 2, 297. 337 fg.

3) Sainte-Beuve, Poésie franç. au seizième siècle 1, 224. 227 fg.

4) An einem Passionsspiele zu Frankfurt im J. 1498 nicht weniger als 265: Fichards Frankf. Arch. 3, 135.

5) Mone 21 fg. 29. 112. Gervinus Gesch. d. poet. Nat. Litt. 2, 371.

6) Flögel, Gesch. d. kom. Litt. 4, 290. Sainte-Beuve 1, 224. Muratori, Scriptt. rer. Ital. 8, 365. Antiq. Ital. 2, 950.

derselben: da hatte man denn recht eigentlich einen Fortschritt der Handlung. Namentlich dieser bewegtere Theil der Aufführung kann uns noch heut zu Tage mannigfach anschaulich werden: denn ich zweifle kaum, wenn auf alten Bildern die Kreuztragung Christi sich in einem lang hin gestreckten und wohlgeordneten Zuge von Kriegern zu Ross und zu Fuss, von wild drohenden Männern, von jammernden Frauen, zwischen zuschauendem und drängendem Volke hindurch sich entwickelt, dass die lebendigen Vorbilder hierzu die Spielumzüge der Leidenswoche und des Frohnleichnamsfestes gewesen seien. Natürlich ward durch solche Wanderungen und auch ohne dieselben schon durch die Menge des Personals und dessen Anhäufung auf der Bühne die ganze Action höchst schwerfällig; sie gieng mit so schleichender Langsamkeit von Statten, dass auch bei mässiger Ausdehnung des Gedichtes selbst oft ein einziger Tag nicht genug war, dass man mehrere nach einander brauchte um die Aufführung zu Ende zu bringen. Ein Drama des 14. Jh., wovon sich in einer viele Fuss langen Pergamentrolle auf der Bibliothek zu Frankfurt noch das lateinische Scenarium mit Angabe der deutschen Stichworte, also das Handbuch gleichsam des Regisseurs erhalten hat, führte am ersten Tage das Leiden Christi bis zum Begräbniss, und begann und endigte am zweiten mit der Höllen- und der Himmelfahrt [1]). Wie nun gar, wenn man den Dramen solche Ausdehnung gab, dass sie den ganzen Lebenslauf Christi von der Geburt an und ausserdem noch, Schritt für Schritt eingeschaltet, alle nur irgend parallelen Ereignisse aus der Geschichte des Alten Testamentes in sich begriffen: das kam aber, bei weiter vorgeschrittener Uebung und Lust des Spielers, gegen Ende des Mittelalters wirklich vor [2]). Noch häufiger als bei uns waren die mehrtägigen Stücke in Frankreich; ja es sollen da einige Mysterien vierzig Tage lang, das heisst wohl die ganze Fastenzeit hindurch gedauert haben [3]). Eben solcher Vorgänge wegen nennen die Spanier heut noch die Acte eines Dramas Tage, *jornadas*. Es ward also die Aufführung eines ganzen Tages als ein einziger Act und nur als Ein Act verstanden. Wirklich

1) Fichards Frankf. Archiv 3, 152. Vgl. Hpt. 3, 478. Mone 76.

2) Gervinus 2, 371.

3) Bouterwek, Gesch. d. Poesie 5, 106. Sainte-Beuve 1, 224. Mone Anz. 4, 348 fg.

gab es auch in den mittelalterlichen Dramen keinen andern Abschnitt der Handlung, als den etwa die einbrechende Nacht mit sich führte. Die Bühne blieb stets unverändert, und unverändert blieb auch das ganze Personal auf ihr stehn: wie wäre da eine Acteintheilung möglich gewesen? Dieser Mangel hatte noch seine weiteren wunderlichen Folgen. Uns vor unserer Bühne fällt es nicht schwer anzunehmen, dass während der kurzen Pause zwischen zwei Acten Stunden oder Tage, ja vielleicht Jahre vergangen seien, jedesmal wie der Dichter es verlangt. Den alten Dichtern fehlte diess Mittel der Zeitbeschleunigung: sie mussten sich ohne dasselbe, ohne irgend welche Illusion behelfen, und ihre Zuschauer fanden sich ebenso willig darein als wir in die jetzt üblichen Täuschungen. Da vergiengen z. B. die drei Tage vom Begräbniss bis zur Auferstehung Christi während die Wächter am Grabe nur einige Lieder sangen; ja in einem französischen Stücke folgt auf die Geburt der Maria unmittelbar deren Darstellung im Tempel, d. h. der Einbildung wird zugemuthet in einem Nu nicht weniger als 13 Jahre zu überspringen [1]. Also die Dramen der Kirche nun in der Sprache des Volkes gedichtet, und auch in geschilderter Weise aufgeführt vom Volke selbst. Die Geistlichkeit trat zurück: sie liess gewähren, sie begünstigte vielleicht, ordnete sogar an und machte die Verse [2], aber ihre persönliche Mitwirkung war nunmehr eine seltene und jedesfalls unerhebliche [3]. Ein Beispiel im Leben einer der interessantesten Personen des 14. Jahrhunderts, so zu sagen einer Personification desselben, im Leben Till Eulenspiegels. Eulenspiegel kam einmal zu einem Pfarrer, und ward von demselben als Küster angenommen. Dieser Pfarrer hatte eine einäugige Haushälterin; Eulenspiegel grollte derselben, weil sie dem Herrn seine schelmischen Streiche angab. Nun sollte man zur Osterzeit die Auferstehung spielen. Und dieweil die Leute nicht gelehrt waren, auch nicht lesen konnten, so nahm der Pfarrer seine Haushälterin und that sie in das heilige Grab statt eines Engels. Da das nun Eulenspiegel sahe, nahm er zu sich drei der einfältigsten Leute die da zu finden waren, dass sie die drei Marien vorstelleten, und der Pfarrer stellte Christum vor, mit einem Panier

1) Sainte-Beuve 1, 229 fg. 2) Ebenda 1, 225.
3) Jubinal 1, XLIII—XLIX.

in seiner Hand. Darauf sagte Eulenspiegel zu den einfältigen Leuten: „Wenn der Engel euch fragt wen ihr suchet, so sollt ihr sagen: des Pfaffen einäugiges Weib.“ Nun kam die Zeit da sie spielen sollten; der Engel fragte sie wen sie suchten, und sie antworteten wie Eulenspiegel sie gelehret hatte: „Wir suchen des Pfaffen einäugiges Weib.“ Da konnte der Pfaffe hören dass sein gespottet war. Und als des Pfaffen Haushälterin das hörte, wollte sie aufstehn aus dem Grab und Eulenspiegel mit der Faust ins Gesicht schlagen: aber sie verfehlte sein, und traf einen von den einfältigen Leuten, der eine der drei Marien vorstellte. Dieser gab ihr wieder eine Maulschelle, und darauf ergriff sie ihn bei den Haaren. Das sahe dessen Weib, und sie kam herbeigelaufen eilig und schlug des Pfaffen Haushälterin. Als das der Pfaffe sah, warf er hin seine Fahne und lief herzu seiner Haushälterin zu helfen. So gab denn eins dem andern tüchtige Stösse und Püffe, und ward ein grosser Lärm in der Kirche. Da nun Eulenspiegel sah dass sie einander alle in der Kirche bei den Ohren hatten, gieng er seiner Wege hinaus, und kam nicht wieder [1]).

Hier also spielte noch der Pfarrer seine Rolle mit: gewöhnlich aber machten die Laien alles selbst, die Bürger, die Bauern, wie Gelegenheit und freie Wahl eine Gesellschaft zusammenführten: Schauspieler von Beruf und die sich bezahlen liessen gab es auch jetzt noch nicht [2]), ebensowenig in Deutschland geregelte und gesetzlich anerkannte Spielverbindungen, wie Frankreich solche in der Brüderschaft der Passion besass [3]). Und da, in Abwesenheit der Geistlichen, welche ordnend und begütigend hätten einschreiten können, musste es wohl noch öfter zu Unziemlichkeiten und bei dem Taumel und Getümmel eines aufgeregten Menschenhaufens selbst zu noch blutigeren Händeln kommen, als jene Rauferei gewesen die Eulenspiegel veranlasst hatte. Auch davon einige Beispiele, die uns zugleich noch einen weiteren Blick in den ganzen Hergang solcher Festlichkeiten des Volkes eröffnen [4]). Johannes Pauli, um das J. 1500 Barfüssermönch zu

1) Flögel, Gesch. d. kom. Litt. 4, 289 fg. Vergl. Lappenbergs Ulenspiegel S. 16 (13. Historie) und v. d. Hagen Minnes. 4, 433, Note 7.

2) Fundgr. 2, 298. 3) Jubinal 1, XXII fgg. Sainte-Beuve 1, 217 fgg.

4) Geistliches Spiel zu Nymwegen: Wolf, Niederl. Sag. 546. zu Antwerpen: 550.

Thann, erzählt in seinem Schimpf und Ernst: „Wie etwann vor Zeiten und noch in viel Städten der Gebrauch ist dass man auf unsers Herren Frohnleichnamstag die Passion spielt, also thät man auch hie. Da war ein Herrgott, wie man ihrer denn in einer solchen Passion etwann drei oder vier muss haben, als einen der das Kreuz trägt und einen im Nachtmal und einen auf dem Palmesel u. s. f. Da war aber, der das Kreuz trug, etwann vor langem im Gerede gewesen, er wäre nicht gerecht, dass er etwann ein wenig hätte darauf gegriffen, und ward doch von Länge der Zeit vergessen. Das wusste aber ein Spottvogel, der in der Schaar der Juden war, und als ihn die Buben die jungen Juden also umzogen mit viel Speiworten als „Winkelprediger; Weltverkehrer; Zauberer; sieh zu wie er geht schleichen, als hätt' er Nadeln in den Füssen stecken;" mit dem so zerrten sie ihn dann hernach mit dem Seil, und lief einer hinzu und sagte: „Wart! ich will ihn machen gehn, und will ihn mit dem Kolben auf den Kopf schlagen;" wie sie sich dann zum hässlichsten konnten stellen: da sagte der vorgenannte, der wusste wie seine Sache stünde: „Thu ihm gemach! wie sollte er gehn? er geht wie ein andrer Dieb." Und da er das so oft trieb, ward der Herrgott zuletzt unwillig und sagte: „Wenn du mich mehr einen Dieb schiltst, also will ich dich ins Antlitz schlagen. Wenn du willst die Passion so spielen, so sei ein andermal der Teufel dein Herrgott!" Also war Judas in diesem Spiele schier frömmer denn der Herrgott selbst [1])." Tragischer lief die Passion einmal zu Bahn ab, einer kleinen Stadt in Pommern. Hierüber Thomas Kantzow, der bedeutendste Chronist des Landes: „Da diese Stadt in gutem Flor gewest, da hat man alle Jahre die Passion daselbst gespielt, und ist derohalben viel Volkes, fremd und inländisch, dahin kommen. Wie man es aber einmal spielen wollen, begab sichs dass derjenige, der Jesus sollte sein, und der, so Longinus sollte sein, Todfeinde waren. Und wie Longinus Jesum sollte mit dem Speer auf die Blase voll Bluts, so nach Art des Spiels bei ihm zugerichtet war, sollte stechen, stach er Jesu das Speer durchweg ins Herz hinein, dass er von Stund an todt blieb, und herabstürzete, und Marien, die unter dem Kreuze stund, auch todt fiel; das denn Johannes, der Jesu und Marien Freund war, sahe

1) Frankf. 1550. No. 514. Bl. 94d.

und von Stund an Longinum wieder erwürgte. Und da man Johannem wollte ergreifen, entfloh er und sprang von einer Mauer und fiel einen Schenkel entzwei; da man ihn denn erhaschete, und als einen Mörder aufs Rad stiess. Und nach dem Tage ward keine Passion mehr zu Banen gespielet. Darum wenn man von einem fröhlichen Dinge das ein jämmerlich Ende hat will sagen, spricht man: „Es gehet zu wie das Spiel zu Banen[1].“

Zum Theil wohl um solchen Uebelfällen möglichst vorzubeugen, hauptsächlich aber indem man die Aufführung der Passion eben als ein Bürgerfest betrachtete, ward sie mitunter auch von ganzer gesammter Bürgerschaft an Hand genommen und in wohlgegliederter Ordnung nach Quartieren und Zünften und Gesellschaften durchgespielt. So in England[2]; so unter den deutschen Städten in Zerbst[3]; so, uns Baslern enger benachbart, zu Freiburg im Breisgau. Hier begieng man alljährlich den Frohnleichnamstag mit einem grossen Umzug und einem Passionsspiele. Zuerst der Umzug gab in der Reihenfolge der dargestellten Personen den ganzen Verlauf der biblischen Geschichte, von Adam an bis zum jüngsten Tage, eingetheilt in zwölf Momente nach den zwölf Zünften der Stadt. Die Maler stellten den Sündenfall, die Bäcker Mariä Verkündigung vor, die Schneider den Besuch der heil. drei Könige, die Schuster den Kindermord und die Flucht nach Aegypten, die Zimmerleute den Oelberg, die Küfer Christi Krönung und Geiselung, die Metzger und der Schulmeister die Kreuztragung, die Tucher den Auferstandenen nebst den Aposteln, die Kramer St. Georg und St. Christoph, die Gerber den Tod, die Schmiede den Engel mit den Seligen, die Rebleute den Teufel mit den Verdammten. Inhalt und Ordnung des nachfolgenden Spieles waren durch diesen Umzug als durch einen stummen Prolog schon vorangedeutet: es kehrten da, indem gleichfalls eine Zunft nach der anderen auftrat, dieselben zwölf Momente wieder, nur in dialogische Form und zusammen in engere Verknüpfung gebracht, und alles, namentlich aber, da es ja ein Passionsspiel war, die Leiden des Herrn, zu einer grösseren Mannigfaltigkeit von Situationen ausgeführt. Der Ort

1) Kantzows Pomerania 2, 463.
2) Mariott, Miracle-plays p. XVII—XXIII.
3) Haupts Zeitschr. f. Deutsches Alterth. 2, 276 fgg.

der Vorstellung war ein auf dem Münsterplatz aufgeschlagenes Gerüst [1]).

Aber nicht bloss eine Bürgerlust waren die geistlichen Spiele: auch an den Hofhaltungen der Fürsten, als der Redeton der erzählenden Dichter, das Saitenspiel der Minnesänger nicht mehr da erklang, fand die neue Kunst sich eine Stätte. So gerade auch an dem Thüringischen Hof, demselben wo einst all die grössten Lyriker des deutschen Mittelalters um den Preis nach der dichterischen Hyperbel jenes Dramas vom Wartburgkriege auf Leben und Tod gesungen hatten. Die Geschichte Thüringens berichtet von solch einer Aufführung im J. 1322, nicht als wäre diese etwas auffallendes gewesen, sondern wegen der traurigen Folgen welche sie nach sich zog. Man spielte im Thiergarten von Eisenach vierzehn Tage nach Ostern (also zu ungewohnter Zeit, so dass auch die Predigermönche dafür besonderen Ablass gaben) die klugen und die thörichten Jungfrauen: derselbe Stoff den das älteste Mysterium der Provence behandelt; die Aufführenden waren hier noch die Geistlichen mit ihren Schülern. Als nun die klugen Jungfrauen den thörichten kein Oel geben wollten, und diese vom Bräutigam ausgeschlossen wurden, fiengen sie bitterlich an zu weinen und riefen die Heiligen um Fürbitte an — man beachte die Naivität womit die Parabel umgedichtet ist. Aber so wenig die Heiligen als selbst Maria richteten bei Gott etwas aus, und das Urtheil der Verdammniss ward über die thörichten Jungfrauen gefällt. Als dieses der Landgraf sah und hörte, fiel er in einen Zweifel und ward sehr zornig und sprach: „Was ist denn der Christen Glaube, wenn sich Gott nicht über uns erbarmet um der Fürbitte Mariä und aller Heiligen willen?“ In diesem Unmuth blieb er fünf Tage, und die Gelehrten konnten ihn nur schwer zu dem Sinne bringen, dass er das Evangelium verstünde. Hernach ward er vom Schlage gerührt, dass er lahm und stumm ward, und blieb in diesem elenden Zustande zwei Jahr und ohngefähr sieben Monate bettlägrig, und starb also, 55 Jahr alt [2]). Es war das Landgraf Friedrich

1) Heinr. Schreiber, d. Theater zu Freiburg. [Vgl. E. Martin, Freiburger Passionsspiele des 16. Jahrh., in der Zeitschrift der histor. Gesellschaft zu Freiburg, 3. Band, 1. Heft, 1872. — H.]

2) Chronik von St. Peter zu Erfurt, Mencken Scriptt. rer. Germ. 3, 326. vgl. Flögel, Gesch. d. kom. Litt. 4, 287 fg. Das Spiel wieder auf-

mit der gebissenen Wange, der gegen den eigenen Vater der Erbfolge wegen Krieg geführt hatte.

Blicken wir zurück: im 12. Jahrh. lateinische Mysterien, im 13. lateinische mit deutschen Einschaltungen, im 14. und von da an bis zum Schlusse des Mittelalters ganz deutsche. Es geschah mithin die vollständige Einverleibung des geistlichen Dramas in den Bereich der Nationallitteratur erst dann, als diese reif war für das Drama, als auch das Gedicht vom Wartburgskriege die Reife bewährt hatte. Aber die rechte fernere Entwickelung der ganzen neuen Dichtungsart ward damit nicht befördert. Der Wartburgskrieg mit seinem weltlichen und doch nicht ungeistlichen Inhalt hatte der Kunst eine weite freie Bahn geöffnet; umsonst: man verfolgte sie nicht: das geistliche Schauspiel trat dazwischen, leitete alle Kraft der Dichter, alles Interesse des Volkes einseitig auf sich ab, nahm und hielt sie einzig für sich in Beschlag.

Indessen es war einmal so, das Mysterium der Kirche wollte das Nationaldrama sein: es galt nun, dasselbe so gut als möglich zu nationalisieren. Leider geschah das, wie der Geist der Zeit es am nächsten legte, auf dem Weg einer neuen Ungehörigkeit, durch Einmischung eines komischen Elementes.

Die geistlichen Spiele des 12. und des 13. Jahrh., lateinische wie deutsche, waren durchweg in einem ernsten, tragischen Tone gehalten: das brachte schon der Stoff den sie behandelten, die Quelle aus der sie schöpften, der Anlass dem sie dienten mit sich, und überhaupt war die Litteratur zuerst noch gar nicht, späterhin nur in bescheidenem Maasse bis zur Komik vorgedrungen: denn noch waltete in ihr mit Uebergewicht der epische Geist, noch hielt sie den Standpunct der Einbildungskraft und des Gemüthes inne; das Komische aber ist wesentlich Verstandessache, und die komische Poesie richtet sich vorzugsweis auf die Gegenwart, nicht auf die Vergangenheit wie das reine echte Epos. Die Ereignisse und Zustände welche die Komödie vorführt sind immer nur gleichsam vergangene, nicht wirklich vergangene wie die der Tragödie: insofern steht letztere um vieles näher bei der Epik; insofern war auch der Litteratur des 12. und des 13. Jh. nur

gefunden und herausgegeben von Bechstein: Das grosse thüring. Mysterium oder das geistliche Spiel von den zehn Jungfrauen, Halle 1855. Die Handschrift nennt es ludus de X virginibus.

noch die tragische Dichtung angemessen, die komische dagegen nicht. Anders verhielt es sich jetzt mit und seit dem vierzehnten: die Litteratur streifte das bunte Gewand der Romantik ab, die Poesie wich vor der Prosa, Epik und Lyrik vor dem Lehrgedicht, Einbildung und Gemüth vor dem Verstande zurück, und dieser herrschte. Und bei dem Verfall, in welchen jetzt Staat und Kirche, das ganze Leben immer tiefer und tiefer sank, bei der Spaltung die zwischen Geistlichkeit und Laienwelt immer weiter hineinriss, musste wohl die verständige Betrachtung sich am leichtesten und liebsten zum herben Spott und die Verstandesdichtung am besten zur Satire, also in komischer Form gestalten, Spott und Satire aber sich mit Vorliebe an solche Dinge heften die zur Kirche gehörten. So setzte denn die Satire ihren Fuss auch in das Schauspiel hinein, das obschon jetzt von Laien gespielt und wohl auch meist von Laien selbst gedichtet, immerhin geistlich und ein Schauspiel der Kirche war; und sie fand Stellen wo sie ihn keck aufsetzen, wo sie ihren Gelust büssen und mitten in einer geistlich gemeinten Festlichkeit eine Eulenspiegelei treiben konnte. Zunächst als Satire gegen die Juden.

Schon von den lateinischen und halblateinischen Mysterien her war eine stehende Figur der Osterspiele ein Kramer, welchem Maria Magdalena[1]) und späterhin alle drei Marien köstliche Specerei abkaufen um sich den Leib, dann dem lebenden Heiland die Füsse, dann den Leichnam des Gekreuzigten damit zu salben; ursprünglich eine blosse Nebenfigur, ohne Auszeichnung des Charakters[2]). Ebensowenig war in den älteren Stücken das Verhalten der Juden beim Leiden des Herrn greller ausgemahlt worden, als die Urkunde es zuliess. Mit dem 14. Jh. jedoch machte sich der ganze höhnische Hass der auf dem zerstreuten Volk der Juden lastete Bahn in die Passions- und Osterspiele: es war das überhaupt das Jahrhundert der Judenverfolgungen. Nun ward dieser Theil der Handlung und der handelnden Personen mit aller Uebertreibung hervorgehoben, und um den satirischen Bezug auf die Gegenwart ja nicht zu verfehlen, gab man den An-

1) Marîa Magdalêne diu betet unz ze nône; dô daz ôsterzît furwarte, dô gie si an den marchte, si choufte her pigmenten, si wolt ir hêrren salben. Fundgr. 1, 180, 26.

2) Vgl. ebenda 2, 246 fgg.

klägern und Peinigern Christi lauter solche Namen, wie sie die Juden damals in Deutschland zu führen pflegten, nannte sie Süsskind u. dgl. So in dem vorher erwähnten Frankfurter Spiel. Namentlich aber concentrirte man den Hass und Hohn gegen die Juden in die eine Persönlichkeit jenes Kramers, machte aus dem mit weitläuftigster Ausführung des Charakters einen betrügerischen Marktschreier und Quacksalber, wie allerdings die Juden damals gewohnt waren als Händler und Aerzte von Markt zu Markt zu wandern. Vollendet in dieser Art ist ein Osterspiel des 14. Jh. das sich in zwei Bearbeitungen erhalten hat, deren eine[1]) vielleicht in Thüringen[2]), die andre, erst im 15. Jh. aufgezeichnete[3]), in Schlesien, wahrscheinlich in der Hauptstadt Schlesiens, in Breslau, zu Hause ist[4]), und von dem es auch eine gleichzeitige Abfassung in der Sprache des benachbarten und lehnsherrlich übergeordneten Böhmens giebt[5]); grade Schlesien seufzte das Mittelalter hindurch unter dem wucherischen Druck einer zahlreichen, durch Privilegien begünstigten und übermüthig gemachten Judenschaft. In diesem Spiele, das die Geschichte von der Bestattung des heiligen Leichnams bis dahin führt, wo die Weiber und die Apostel das Grab besuchen und leer finden, tritt gleich nachdem die bewachenden Ritter erzählt haben wie der Todte erstanden sei, der Arzneikrämer auf den Platz[6]) und ruft seine Kunst und seine Waaren und sein Begehren nach einem neuen Gehilfen aus: „Ich bin wahrlich kommen von Pareis; Auf Arznei habe ich geleget meinen Fleiss Wohl vier und vierzig Jahr: Was ich euch sage, das ist nicht wahr. Nun höret, ihr Jungen und ihr Alten, Ihr Rauhen und ihr Kalten; Nun höret alle gleich, Beide arm und reich! Ich bin ein Meister hergekommen: Ihr sollt mein nehmen kleinen Frommen. Ich habe Arzenei also viel, Die ich euch jetzo nennen will; Ich habe auch gutes Geräthes viel, Spangen und Deichselseil, Beutel und Täschelein, Dazu die gläsernen Töpfelein. Ich bin ein Meister gar hoch geboren, Und habe meinen Knecht verloren: Und wäre irgend einer in dem Lande Der angestiftet hätte eine Schande, Und wollte er meines Dienstes pflegen, Wahrlich, reichen Sold wollt' ich ihm geben.“ Gleich meldet

1) Mone 109 fgg. 2) Ebenda 10. 3) Fundgr. 2, 313 fgg. 4) Ebenda 2, 320, 16. 5) Oben S. 82. 6) Fundgr. 2, 313 fgg.

sich ein Jüngling, der schon früher einmal im Stücke vorgekommen, Namens Rubin: „Herr, wie dünket euch um mich? Ich bin jung und höflich: Ich kann den alten Weiben Die Beutel abschneiden; Auch kann ich stehlen und gar wohl verschlagen, Und bin doch nie mit dem Staupbesen geschlagen. Aber in Baierland Da ward ich durch die Backen gebrannt; Wäre ich nicht entgangen, Man hätte mich fürwahr gehangen.“ Bei weiterer Nachfrage erfährt der Kaufmann noch besser welch ein Schelm vor ihm stehe, und er nimmt ihn mit Freuden zum Diener an. Jetzt zeigen sich von ferne die drei Marien: er befiehlt dem Knechte schnell die Büchsen auszusetzen und ruft: „Nun ist das die eine: Die schlug ich aus einem Steine. So ist das die andre: Die bracht' ich von Flandern. So ist das die dritte: die bracht' ich von Egypten. So ist das die vierte: Die macht' ich beim Biere. So ist das die fünfte fein und wohl, Wie eine Kuh die kalben soll: Wer da hat ein Haar oder zwei, Der wirt rauh wie ein Gänseei.“ Inzwischen haben sich die Frauen genähert, Rubin ruft und führt sie zu seinem Herrn, und dieser preist ihnen seine Salben an: „Ich habe die besten Salben Die da allenthalben In dem Lande mögen sein, In Ismodia und in Naphthalein. Bei meinem Korb und meinem Stabe, Die bracht' ich von Arabe; Bei meinem schönen Weib Antonie, Die bracht' ich von Babylonie; So müsse euch diese wohl gedeihn, Denn ich brachte sie von Alexandrein.“ Sie kaufen und wollen sich entfernen: aber die possenhafte Komik mag noch immer nicht die Bühne räumen: sie zieht auch des Krämers Frau noch mit ins Spiel, welche kommen muss und über den gethanen Handel einen Zank anfangen. Der Kaufmann antwortet zuletzt mit Schlägen, und sie auf die Schläge mit Reden die ihn fürchten lassen, sie möchte noch diese und jene seiner Schandthaten ausbringen; weshalb er nach einem vergeblichen Versuch sie wieder zu begütigen dem Knechte befiehlt: „Wohl hin mit den Pulvern! Ich kann allhie nicht bleiben. Hebe auf Korb und Stab, Und laufen wir gen Aleppo[1]). Und machen wir uns aus dem Lande: Sonst möchten wir werden zu Schanden.“ Und damit tritt er zurück; die drei Marien bleiben noch für einige Zeit stehn und führen die Handlung mit einem ernsten edeln Trauergesange weiter.

1) hallab Mone 124; Arras Fundgr. 322.

Solches also mitten in einem geistlichen Drama, in einem Osterspiele, am heiligen Osterfeste öffentlich gesprochen und aufgeführt. Jetzt würde weder unser religiöses und sittliches noch unser ästhetisches Gefühl dergleichen dulden: jene Zeit stiess sich daran nicht. Man war überhaupt im Mittelalter nicht so gewohnt, und auch jetzt noch sind es die Christen des römischen Bekenntnisses nicht so wie wir, Geistliches und Weltliches jedes auf seine bestimmte Zeit und Räumlichkeit sich beschränkt zu denken: dem Grundsatze nach recht und gut; nur verkehrte man es meist in der Ausführung und heiligte nicht das Weltliche, sondern entheiligte das Geistliche. Man scheute sich ja auch nicht für die Schaustellungen mehr pantomimischer Art, die nach französischer Sitte zwischen die einzelnen Gänge grosser Gastmäler eingeschoben wurden und deshalb Zwischenessen, Entremets [1]), italiänisch Intermezzi hiessen, auch für solche, so angebrachte Schaustellungen den Stoff aus der heiligen Geschichte zu entnehmen: im Jahre 1417 bei der Kirchenversammlung von Constanz liessen auf diese Art die englischen Bischöfe vor Kaiser Sigismund die Geburt Christi und die Ankunft der heiligen drei Könige, dann als zweites Stück den Bethlehemitischen Kindermord spielen [2]). Hier trat das geistliche Spiel unter die Tafelfreuden mit all ihrem Rausch und Geräusch, und schwerlich um diese aufzuheben: das sinkende Mittelalter scheute eben so wenig die umgekehrte Einmischung. Ueberall hinein klang das muthwillige Gelächter der neu erwachten Satire: die Geistlichkeit selbst hatte nichts dagegen, wenn die satirische Fratze bis an und in die Gotteshäuser kam, wenn auch die bildende Kunst dergleichen in das Heiligthum hinein und mitten unter die Darstellungen Christi und Mariens und der Heiligen brachte: Frevel in der Kirche war ihr immer noch lieber als Ketzerei ausserhalb derselben. So umgab man denn Christum auch auf Altargemälden mit lächerlichen und höhnischen Zerrbildern der Juden, und schnitzte, damit wir noch ein ganz nahe liegendes Beispiel, unser Basler Münster, vergleichen, an die Chorstühle neben mancherlei andern Abenteuerlichkeiten etwa auch eine Sau, an deren Zitzen saugende Juden liegen.

---

1) Le Grand et Roquefort, Vie privée d. Français 3, 373 fgg.
2) Stumpf, Conc. v. Const. Bl. 140.

Uebrigens bleibt, wie zu erwarten steht, die possenhafte Komik jenes Breslauischen Osterspieles nicht ganz eingeschlossen in die Grenzen der einen Episode von dem Salben- und Arzneihändler. Hier zwar gilt sie allein: aber auch an andern Stellen des Dramas macht sie schon sich geltend, nur da in mehr untergeordnetem Maasse. Ich kann deren Hervorhebung am besten verbinden mit einer kurzen Inhaltsangabe der ganzen Dichtung[1]), wie eine solche jetzt, da wir nah daran sind, von der Betrachtung der deutschen Mysterien uns zu andern, neuen Dingen zu wenden, überhaupt noch zu guter Letzt wohl angebracht scheint.

Den Beginn macht nach allgemeiner und schon älterer Sitte ein Vorredner, oder wie er genannt wird Vorläufer, *praecursor,* weil er dem Zuge der Schauspieler, der sich nach der Kirche oder nach dem Markte hin bewegt, rufend voranschreitet. Dieser hier vollbringt jedoch sein Geschäft nicht, wie anderswo das geschieht, in einfach ernsten Worten und so, dass schliesslich zur Absingung eines geistlichen Liedes aufgefordert wird[2]), sondern fast nur mit allerhand rückhaltlosen und sehr ungeistlichen Spässen: also gleich hier die Komik: aber der Vorredner steht noch ausserhalb der eigentlichen Handlung. Er spricht: „Hütet euch und geht mir aus dem Wege, Dass ich meine Sache vorlege: Wer seine Sache nicht wohl vorlegen kann, Der nimmt oft Schaden daran. Wer ist gewesen nach meinen Sitten? Ich wollte hieher haben geritten Ein Pferd: ohne Geld mocht' ich es kaufen: Darum muss ich zu Fusse laufen. Wohl um, ihr Herren, und wohl umme, Die Weite und auch die Krümme, Die Breite und auch die Ferne, Dass uns niemand irre! Nun höret zu alle gleich, Beide arm und reich! Höret zu alle gemein, Beide gross und klein! Ihr Jungen und ihr Alten, Höret zu also balde! Und ihr alten Plaudertaschen, Ihr könnet viel schwatzen und waschen, Und wo man etwas will beginnen, Da müsset ihr euch auch zudringen. Wir wollen halten ein Osterspiel: Das ist lustig und kostet nicht viel [d. h. gar nichts]; Wie Gott ist erstanden Von des Todes Banden, Und hat die heiligen Väter erlöst Von der

1) Nach den Fundgr. 2, 297 fgg. — Umfassende Sammlung ähnlicher Stücke ausser im zweiten Theile der Fundgruben von Mone, altteütsche Schauspiele und Schauspiele des Mittelalters, 2 Bände.

2) Vgl. Fundgr. 2, 285. Mone 21 fg. Gervinus 2, 371 und die andre Fassung dieser Vorrede selbst bei Mone 109 fg.

bittren Hölle Rost. Das wollen wir thun zu seiner Ehre, Dass sich sein Gedächtniss mehre In allen guten Herzen, Die da wollen erlöst werden von Schmerzen. Und wer unser darum spotte, Es sei Kunz, Heinrich oder Otte, Hänsel oder Eckard, Oder Nitsche mit dem grossen Bart, Und wird uns jemand hindern daran, Es sei Frau oder Mann, Wenn ihm etwas darum geschicht, Das wollen wir achten gar für nichts, Und wünschen ihm dass er falle Wie eine Feder von einem Stalle. Darum bleibet alle stille stehn Und höret wie es wird ergehn. Ich kann euch nicht mehr schallen: Ihr sollet auftreten alle." Die Schauspieler treten auf, Pilatus mit seinen Rittern und die Juden. Pilatus geht auf den Pallast d. h. auf einen erhöhten Platz welcher den Pallast bedeutet, und schlägt von da aus den Juden vor das Grab Christi mit Hütern zu besetzen, damit die verheissene Auferstehung gehindert werde. Die Juden gehn zu Rathe; dabei erbietet sich einer gegen Caiphas am Grabe aufzupassen und wenn Jesus entweichen wolle, ihm ins Knie zu beissen. Zuletzt tanzen alle zu Pilatus hin, wozu sie noch um die Lächerlichkeit zu steigern hebräisch singen[1]), und bitten ihn aus seinen Rittern eine Wache an das Grab zu stellen. Pilatus willfahrt, und die Ritter tanzen und singen auch bis zum Grabe, und singen um das Grab her (was für ein Lied jedoch ist nicht angegeben) bis die Engel kommen, ihrer sieben, voran Michael mit dem Schwert, Gabriel mit einer Kerze, Raphael mit einer Fahne. Michael schlägt mit seinem Schwerte die Ritter zu Boden; dann ruft er dem Heiland zur Auferstehung. Christus ersteht, und erst nachdem er weggegangen ist, erwachen die Ritter und wehklagen. Nun, nach der Auferstehung, mit einer Umkehr also der geschichtlichen Folge[2]), aus scenischen Gründen, die Höllenfahrt Christi, wie man deren Darstellung aus dem untergeschobenen Evangelium des Nicodemus schöpfen konnte: ein Gespräch Adams und Evas, dann Lucifers der Christum an die Pforten der Hölle schlagen hört mit Satanas, Erbrechung der Pforten durch die Engel, Hinausführung Adams und Evens und der übrigen Auserwählten, Jammergeschrei Lucifers, tröstende Einreden Beelzebubs und Satans, endlich zwischen Satanas und Michael ein Kampf um den

1) Vgl. Fichard 3, 141. Mone 37. 110.
2) Vgl. Mone 114.

Besitz einer Seele, wobei der erstere verliert. Die Handlung wendet sich wieder auf die Oberwelt, zu dem Grabe Christi. Engel singen darin ihre Lieder; auch die Juden singen und tanzen zu Pilatus und klagen die Ritter an, dass diese den Leichnam sich hätten stehlen lassen. Die Ritter werden verhört; sie entschuldigen sich und erzählen unter allerhand zänkischen Gegenreden der Juden was sie von dem Geschehenen wissen. Hierauf nun jene Burleske von dem Krämer mit seinem Knecht, den drei Marien und seinem Weibe. Nachdem er seinen Kram zusammengepackt und das Land geräumt hat, erklingen Trauergesänge der drei Frauen, die erst noch stehen bleiben, dann nach dem Grabe wandeln[1]). Sie finden da und befragen die Engel, und vernehmen, der den sie suchen sei nicht mehr hie. Neue Gesänge der Trauer[2]). Zwei Marien entfernen sich, Magdalena bleibt noch; sie trifft den Gärtner und erkennt in ihm den Beklagten. Mit dem Auftrage die Jünger nach Galiläa zu bescheiden sucht sie diese auf; Thomas zweifelt, und gleich kommt der Heiland um die Zweifel zu heben. Auch hier eine Verkehrung der Geschichte: denn nun erst folgt nach einer Besprechung des Petrus und des Johannes mit Marien Magdalenen der Lauf der zwei Apostel zum Grabe hin. Wirklich ein Lauf, ein Wettlauf: der Dichter hat ihn aus dem Berichte des Evangelisten dass Johannes schneller gewesen und Petrus erst nach ihm gekommen sei[3]), mit unziemlichem Muthwillen herausgesponnen, und henkt so endlich selbst diesen zwei ehrwürdigen Personen noch ein „Schlätterlein“ an. Diess die begleitende Unterredung beider. „Petrus: Zu dem Grabe wollen wir traben, Sollten wir auch fallen und stolpern. Johannes: Petre, ich wette mit dir um ein Pferd, Ich laufe heuer schneller denn voriges Jahr. Petrus: Johannes, ich wette mit dir um eine Kuh, Ich laufe schneller denn du. Sie laufen. Petrus schreit: Zeter über Ungestüme! Nun ist mir gebogen der Rücken. Ich wollte gelaufen[4]) haben ein gut Stücke: Nun ist mir zerbrochen der Rücken; Darauf ich wollte fliegen wie ein Weih: Nun sind mir beschunden die Knie. Ach, ihr alten Rebekken, Könnt ihr euch

1) Fundgr. 2, 322.
2) Das. S. 325, 27. 326, 7.
3) Ev. Joh. 20, 4—6.
4) So zu lesen statt *des glaubens* im Texte, Fundgr. 2, 334, 21.

nirgend als in den Weg strecken? Wehe und immer wehe, wie bin ich so geschaffen, Dass ich nicht kann laufen wie ein andrer Mann! Ach dass ich habe verschlafen! Darum wär' ich wohl zu strafen. Wär' ich heute früh aufgestanden, Und wäre langsam zu dem Grabe gegangen, So wäre mir recht geschehen, Auch hätt' ich meinen Herrn gesehen. Johannes: Wohl auf, Peter, lieber Gesell! Rutsche nur mit mir und hinke schnell. Du fällst nieder allzuhand Wie eine alte Leimwand. Dir ist nicht so weh geschehn, Du magst noch wohl mit mir gehn. Schrei und klage nicht so sehre: Du bist noch stärker denn andre viere. Petrus: Johannes, kannst du nicht warten eine Weile? Siehst du nicht wie sehr ich eile Und mich gar kümmerlich gehabe, Dass ich auch komme zu dem Grabe, Und jämmerlich nachhinke? Drum wollt' ich gern eins trinken.“ Nach dieser Posse nur wenige Worte noch mit denen Johannes den Erfolg auch ihres Besuches verkündigt. Dann stimmt er, auf dass alle mitsingen, das im Mittelalter übliche Osterlied an, „Christ ist erstanden,“ und den Schluss macht ein Ruf wahrscheinlich eben desselben, der den ersten Beginn gemacht hat, ein Ruf des Präcursors: „Silete silete, Silentium habete: Wir wollen zu dem Grabe gehn: Christus der will auferstehn. Ist das wahr, ist das wahr, So sind golden unsre Haar.“

Ich enthalte mich aller Urtheile über den dichterischen Werth und Unwerth des Ganzen dieser Composition: sie lägen etwas seitab von unsrem Wege; und indem ich dieselben Ihnen anheimstelle, möchte ich Ihnen nur die schon früher gemachte Bemerkung ins Gedächtniss rufen, dass bei der damaligen Einrichtung des Theaters das gesammte Personal stets gegenwärtig blieb, dass mithin auch kein täuschender Scenenwechsel vorkam und kein vorübergehender Stillstand der Handlung mit Verhüllung der Bühne, wodurch zugleich der beschleunigte Fortschritt der Zeit in etwas wahrscheinlicher wäre gemacht worden. Das erschwerte natürlich den Dichtern alle Composition, und je weniger einer solchen diess Hinderniss anzumerken ist, desto mehr Lob wird sie verdienen.

Wir wenden uns wieder zu dem, was für uns jetzt wichtiger ist, zu der beginnenden Einmischung der Komik, der Satire in den tragischen Ernst des religiösen Dramas. Das besprochene Osterspiel heftet dieselben noch fast allein an den jüdischen

Theil der handelnden Personen; ausserdem nur noch an die zwei wettlaufenden Jünger. Allerdings lag auch hier, so unziemlich es geschieht, der Reiz zu solch einer Auffassung nur zu nah: der ungleiche Lauf des Greises und des Jünglings liess sich gar nicht auf die Bühne bringen ohne von selbst schon etwas lächerliches zu haben. Der Thüringische Bearbeiter des Stückes fühlte das: er liess darum diesen Theil der Geschichte gänzlich fallen, und nur der Breslauische nahm ihn auf.

Dafür aber hat der Thüringische Text eine andre, wieder nur ihm eigenthümliche Einschaltung, welche die neu eintretende Satire noch auf ein zweites Ziel gerichtet zeigt, auf ein Ziel wogegen nicht mit so wohlfeilen Spässen anzukommen war, wogegen es einer herben strengen Ironie bedurfte, gegen die Geistlichkeit nämlich. Schon das ist ein spöttischer Blick nach dieser Seite hin, wenn der lateinische Gesang, der hier zuweilen noch vorkommt, einmal verkehrt wird in ein deutsches Wortspiel, wenn auf den Klageruf der drei Marien *„Heu quantus est noster dolor“* Knecht Rubin erwidert: „Was Heu, was Heu, was Heu! Was saget ihr von Heu? Saget uns von Ziger und von Käsen: Des mögen wir wohl genesen“ [1]). Aber die Hauptstelle der Art ist in dem Abschnitt von der Höllenfahrt Christi. Nachdem dieser dem Fürsten der Hölle all die auserwählten Seelen entführt hat, berathen sich Lucifer und Satanas wie der grosse Verlust könne ersetzt werden; da spricht der erstere [2]): „Satan, Satan, Mein viel lieber Cumpan, Lauf hin gen Avignon, Bring mir Pabst und Cardinal, Patriarch und Legat, Die den Leuten geben bösen Rath; König und Kaiser, Die bring mir allzumal her“ und so fort durch alle Stände bis zum Bürstenbinder hinab. Satan gehorcht und macht sich auf, und kommt alsobald zurück mit einem Haufen von Seelen: die erste ist ein Schuster; die zweite ein Caplan, und der bekennt wie wollüstig mit Gedanken und Werken er im Leben gewesen; die dritte ein Bierschenk, die vierte ein Fleischer u. s. f. Also nun auch dieser Spott in einem Osterspiel; Satire nicht bloss ungeistlicher Art, sondern gegen die Geistlichkeit, und verschärft durch ihre Anbringung grade in einem solchen Gedicht, zu solcher Zeit, an solchem Orte. Das Drama, in seinen Anfängen und Jahrhunderte hindurch ein

1) Mone 135. 2) Ebenda 118 fgg.

Festspiel der Kirche, ein Werk der Geistlichkeit, ward also jetzt gegen diese selbst gebraucht und gerichtet, dienstbar gemacht jener sittlichen Auflehnung des Laienstandes, die der späteren Glaubenserneuerung den Weg bereiten sollte: damit ist der Uebergang der Mysterien aus der Hand der Geistlichkeit in die der Laien vollbracht, und für das Drama die Wendung von der epischen Naivität früherer Zeiten in ein Zeitalter des Verstandes, des Urtheils und der Verurtheilung ebenso bestimmt bezeichnet, wie innerhalb der bildenden Kunst durch die schadenfrohe Unparteilichkeit mit der man auf Darstellungen des jüngsten Gerichtes auch päbstliche Kronen und Mönchstonsuren unter den Haufen der Verdammten mahlte.

Ihren letzten Ausläufer noch im Mittelalter selbst hat diese gegengeistliche Richtung des geistlichen Dramas in dem Spiel von Frau Jutten, welches um das Jahr 1480 ein gewisser Theoderich Schernberg, seines Standes selbst ein Geistlicher, ein Priester, gedichtet hat[1]). Es steht dieses Spiel zu denjenigen Stücken, deren Hauptperson nach seltnerer Weise nur ein Kirchenheiliger, nicht der Herr der Kirche selber ist, ungefähr in gleichem Verhältniss, in welchem das früher erwähnte Osterspiel Wernhers von Tegernsee zu den übrigen Osterspielen steht. Wie dieses im Gegensatz zu Christo, den die übrigen verherrlichen, vom Antichrist handelt und dessen Hoffart und jähen Sturz dem Tode und der Auferstehung des Heilands gegenüberstellt, so sind auch Leben und Tod der Frau Jutte nur ein parodierendes Seitenstück zu den Tugenden und dem Glauben und dem Glaubenszeugniss der Heiligen. Denn die Frau Jutte ist niemand anders als die sonst so genannte Päbstinn Johanna, jenes Weib das in den Jahren 872—882 unter dem Namen Johannes VIII. soll auf dem päbstlichen Stuhle gesessen haben: deren ärgerlicher Lebenswandel wird hier vorgeführt, von dem Zeitpunkt an, da die Teufel gegen ihre Seele sich verschwören, durch all den Betrug und all die Untugend hindurch die sie begangen bis zu ihrem Tode, ja bis zu der Strafe die ihre Seele jenseits leiden muss. Aber so ganz ohne Versöhnung mag der Dichter doch sein Werk nicht schliessen, und er fügt noch hinzu wie Maria sich der

1) gedruckt in Gottscheds Nöthigem Vorrath 2, 84 fgg. und in Kellers Fastnachtspielen aus dem fünfzehnten Jahrhundert, Bd. 2, S. 900.

Verleiteten erbarmt und Fürbitte bei Christo thut, wie Jutta begnadigt und aufgenommen wird unter die Seligen des Himmels. Auf diesen Schluss ist er wahrscheinlich durch das Beispiel eines auch sonst mehrfach ähnlichen älteren Dramas geführt worden, des niederdeutschen schon im 14. Jh. gedichteten Spieles von dem Bischof Theophilus, der, seines Amtes entsetzt, weil er es schlecht versehen, sich dem Teufel verschreibt und dafür in allen Gütern und Lüsten der Erde schwelgen darf, bis ihn Reue erfasst und er Marien, die er immer besonders verehrt hatte, um Beistand anfleht, und den auch findet, so dass auch hier die verlorene Seele zuletzt dem Teufel noch entrissen wird[1]). In dem Spiel von Frau Jutten macht sich nun zwar, was den Ton der Darstellung, was die Ausführung betrifft, kaum irgendwie die Satire geltend, aber wohl nur durch Ungeschick des Poeten, der eben kein Meister des Stiles ist: die Geschichte an sich ist wesentlich auch satirisch, und wir müssen ein Drama, worin ein lasterhaftes Weib durch Zuthun der Teufel zum Pabste gemacht und dann durch Fürbitte der Jungfrau von der Höllenstrafe befreit wird, dieses Ausganges wegen wohl zu den geistlichen Spielen rechnen, zugleich aber als die äusserste Schärfe der gegengeistlichen Richtung betrachten, welche dieselben bei herannahendem Ende des Mittelalters eingeschlagen hatten. In diesem Sinne ist auch das Stück von der nächsten Folgezeit verstanden worden: man hat es im Reformationsjahrhundert und im Interesse der Reformation der Erneuerung durch den Buchdruck werth befunden: die erste Ausgabe desselben erschien zu Eisleben im J. 1565.

Und mit diesem schon weiter vorwärts auf eine neue Epoche hindeutenden Blicke sei es mir erlaubt für heut zu schliessen. In einer zweiten Versammlung, zu der ich hoffe Sie schon in nächster Zeit wieder einladen zu können, soll uns noch ein weiteres, ein entschiedneres Eindringen der Komik in das Drama des Mittelalters, dann dessen Fortführung und Umgestaltung durch Hans Sachs, endlich die Beseitigung desselben durch die neue Dichtkunst und Schauspielkunst des 17. Jh. beschäftigen.

---

1) Bruns, Gedichte in altplattd. Sprache S. 296—330. Theophilus, niederdeutsches Schauspiel aus einer Trierer Handschrift des 15. Jahrh. herausg. von Hoffmann v. Fallersleben. Hannover 1853. Vgl. Sommer de Theophili cum Diabolo foedere pg. 39 sq.

II.

Am Schlusse unsrer ersten Zusammenkunft habe ich versucht zu schildern wie der satirisch-komische Hang, welcher die Deutschen des 14. und des 15. Jh. beseelte, seinen Weg auch in die dramatische Dichtung, und damit das Festspiel der Kirche zum Abschluss seines mehrhundertjährigen Stufenganges endlich eine gewisse Nationalisierung gefunden habe, beides aber nur indem einfache Kunst in überladene Unkunst verwandelt und die Tragödie herabgestimmt ward zur Tragicocomödie. Gleichzeitig geschah aus demselben treibenden Grunde dasselbe in Frankreich: auch hier Verweltlichung der Mysterien durch eingeschaltete Lächerlichkeiten[1]). Wie aber die französische Poesie durch den Drang nach reinerer Formengebung darauf geführt ward, es nicht bei solchem Gemisch bewenden zu lassen, sondern nun auch eine selbständige Komik des Dramas zu versuchen, wie da also neben das tragikomische Mysterium sich die gänzlich komische Farce und Sottie stellte[2]): ebenso und in eben demselben 15. Jahrh. wie dort schied sich auch in Deutschland die bisher nur episodische Komik noch zu eigner besonderer Geltung ab, und zu den geistlichen Spielen kam nun als letzte mittelalterliche Schöpfung auf diesem Gebiete der Kunst und nun als eine wahrhaft nationale Schöpfung das Fastnachtsspiel. Nur waren diese deutschen Komödien noch um ein gutes Stück selbständiger als jene altfranzösischen: letztere hängten sich noch gern als Nachspiel an die Mysterien an; ja es scheint, sie seien anfangs nur auf solche Art verwendet worden[3]): ihre Wurzeln also lösten sich niemals gänzlich aus dem unnationalen Boden heraus: das deutsche Fastnachtsspiel dagegen hat gleich von Anfang und immer seinen Bestand für sich allein gehabt, und wenn es auch erst durch den Vorgang der geistlichen Spiele in die Bahn ist gebracht worden, so zeigt sich dieser Bezug und Zusammenhang wenigstens nicht äusserlich in einer fortdauernden Verbindung beider. Es beruht eben auch nicht allein auf jenem Vorgange: es haben noch andre, ältre, tiefer liegende Anlässe

---

1) Sainte-Beuve 1, 224.
2) Ebenda 1, 221. 253 fgg. 3) Ebenda 1, 220.

zu seiner Entstehung mitgewirkt. Und diese müssen wir zunächst erörtern, um so mehr als dabei ein Motiv aller dramatischen Darstellung überhaupt in Betracht kommt, das früherhin nur nebenbei hat können berührt werden.

Zu den charakteristischen Eigenschaften und den Vorzügen des Menschen gehört der Nachahmungstrieb; unter den Thieren haben ihn nur je die höchsten Arten und die an Verständigkeit dem Menschen zunächst gestellt sind. Wesentlich mit aus ihm entspringen die Malerei und die Bildnerei, und auf ihm, verbunden mit der dialogischen Gestaltung der Rede, beruht auch das Drama, das Schauspiel, wie deshalb die deutsche Benennung lautet. Der Unterschied zwischen beiderlei Künsten ist nur, dass die ersteren, die s. g. bildenden, mit Hilfe fremder und todter Stoffe nachahmen, die Schauspielkunst dagegen mit dem eignen lebendig bewegten Leibe. Nur eine Abart der letzteren, die im Verlaufe unsrer Betrachtungen nicht ganz unerwähnt bleiben darf, da sie bei uns schon zu einer Zeit geübt ward wo das Drama sonst noch in den Anfängen lag, die also in der Kinderzeit dieser Kunst entsprungen, und so auch jetzt noch eine Kunst und Freude besonders der Kindheit ist, das Puppenspiel nämlich, das man wenigstens schon im 12. Jahrh. kannte[1]), hält zwischen der Nachahmungsart die sonst im Drama gilt und der der Bildnerei eine Mitte: es agiert mit Statuen, aber diese haben Beweglichkeit und ein scheinbares Leben.

Diese Nachahmung Andrer durch Gebärdenspiel, Verkleidung und die Pantomime, wie sie die leichtere und mehr natürliche ist, möchte wohl auch älter als die Bildnerei und manche Zeit hindurch die einzige gewesen sein; diesen Theil der dramatischen Darstellung hatten die Deutschen schon über ein Jahrtausend hindurch getrieben, eh auch die Poesie dafür gereift war, und Wort und Gebärde sich zum wirklichen Drama vereinigen konnten.

Schon von den Germanen berichtet Tacitus: „Sie haben nur eine Art von Schauspiel und bei jeglicher Versammlung dieselbe. Nackte Jünglinge, denen das ein Spiel ist, werfen sich hüpfend zwischen Schwerter und drohende Speere. Die Uebung hat das zur Kunst, die Kunst zur Schönheit gemacht; jedoch nicht um

1) Abbildung im Hortus Deliciarum der Herrad von Landsberg.

Gewinn oder Lohn: des noch so kecken Muthwillens Preis ist die Freude der Zuschauenden" [1]). Also ein Waffentanz ähnlich der Pyrrhiche der Griechen, und gleich dieser und überhaupt gleich allen Tänzen des Alterthumes wohl als Nachahmung gemeint, in Wendungen und Gebärden und selbst in jener Leibesblösse als Nachahmung eines ernsthaften Kampfes: denn die kühneren Germanen stürzten sich entkleidet auf den Feind. Noch das Mittelalter [2]), ja noch das 16. Jh. [3]) kannte und liebte den altgermanischen Schwerttanz. Und von der Germanenzeit an berichtet und bezeugt unsre Culturgeschichte noch mancherlei andre Spiele solcher bloss pantomimischen Art, vorzugsweis aber grade für diejenigen Zeiten, wo es noch kein Drama gab [4]), so dass die Pantomime ganz deutlich nur als Vorbereitung auf das letztere erscheint. Da lebten von der bezahlten Darstellung solcher Künste wandernde Spielmänner und Spielweiber zu Tausenden; aber man übte sie nach wie vor auch unbezahlt, bloss zu eigener Lust wie zur Lust der Andern. Oder auch um Andre zu necken und zu schrecken. Denn besonders gern fuhr man in recht abenteuerliche Vermummungen und verkleidete sich in schreckhafte Thiergestalten oder so, wie man sich die gespenstischen Wesen der Nacht und der Wildniss vorstellte. Diess letztere weist darauf hin, dass hier noch Gebräuche der heidnischen Vorzeit nachwirkten [5]), eben wie jene altgermanischen Schwerttänze fortbestanden bis ins 16. Jh. hinein. Und auch für die Pantomime des Puppenspiels, um das noch einmal zu nennen, wählte man unheimlich fremdartige Figuren, Kobolde und Tartaren. Das Kind und der kindliche Mensch liebt ein unschädliches

---

1) Tac. Germ. 24.

2) Minnesinger v. d. Hagen 2, 78. Sagen d. Br. Grimm 1, No. 166.

3) Heinr. Schreiber, d. Theater zu Freiburg 12. Fischarts Gargantua 1582 E 4 rw. Hoffmann Monatsschrift von und für Schlesien 1, 249.

4) Angilberts Freude an Histrionen: Alcuin Epist. 144. pg. 205. Lichtensteins verkleidete Turnierzüge: Ulr. v. Lichtenstein S. 160, 1 ff. 450, 13 ff.

5) Tänze verlarvter Personen zu Ehren der Todten, 1093 von H. Bretislav v. Böhmen untersagt: Cosmas 2074. Childebert I († 558) erlässt das Verbot des Heidentums in Neustrien (Pertz Mon. 3, 1): er wendet sich gegen die Trinkgelage, Possen, Gesang, selbst an christlichen Festen, zu Ostern, Weihnachten, an Sonntagen, wobei Weiberchöre die Gassen durchziehen. — Vergl. auch Indiculus superstitionum et paganiarum Z. 24.

Grausen und fürchtet sich mit Wollust wo er weiss dass eigentlich nichts zu fürchten ist.

Solche Mummereien zum Schreck und zur Belustigung trieben unter einander selbst die Klostergeistlichen[1]), noch mehr aber die Laienwelt ausserhalb der Klöster, und hier verband sich damit schon frühzeitig jener Humor, von dessen Eingriffen in die ernste Kirchenordnung bereits bei unsrer vorigen Zusammenkunft die Rede gewesen: im parodierenden Gegensatze zur Kirche vermummte man sich[2]) so hässlich und so lächerlich, als Gegenwehr wo man sich von ihren Satzungen beengt und gedrückt fühlte. Gaukler legten die Kleider von Geistlichen an um diese spöttisch nachzuäffen[3]); ja es kam vor, dass an gewissen Tagen selbst Laien von sonst ehrenhafterem Stand und Wandel, ausgekleidet in Geistliche oder in alte Weiber oder Thiere oder auf noch fratzenhaftere Art sogar Aufzüge hielten bis in die Kirchen hinein und hier, in dem geheiligten Raume, vor dem Altare selbst unter wüstem Gelächter und dem Lärm einer absichtlich misstönigen Musik die lächerlichsten, frevelhaftesten Unfuge trieben[4]). Letzteres z. B. bei der Weihe des Narrenbischofs oder Narrenabtes, welche so wie sie in Schottland gehalten ward Walter Scott in einem seiner Romane mit lebendigster Anschaulichkeit schildert. Als Tage wo dergleichen vorzugsweise geschah werden der Neujahrstag und das Johannisfest bezeichnet, der Neujahrstag für das vermummte Strassenlaufen[5]), das Johannisfest für den Kirchenlärm[6]), Tage an denen auch sonst noch und bis heut mancherlei Gebräuche des Heidenthums haften geblieben

---

1) Wolf Lais 239.

2) Zu abergläubischen Zwecken Männer in Weibersachen, Weiber in männlicher Kleidung: Herrad S. 63 fg. — Vgl. Gieseler Kirchengesch. 2, 2, 436 fg.

3) Capitul. 5, 389. Pfingstmummerei zu Hoya: Albric. Tr. Font. 513 (1224). Belg. Chron. magn. 236 (1212).

4) De sacrilegiis per aecclesias: Indic. superst. et pag. Z. 5. Statuta Bonifac. § 21: Non licet in ecclesia choros saecularium vel puellarum cantica exercere, nec convivia in ecclesia praeparare. Concil. Mogunt. 813 § 48: Canticum turpe atque luxuriosum circa ecclesias agere omnino contradicimus, quod et ubique vitandum est.

5) Du Cange v. Cervula. S. Burchardi hom. Eckhart Fr. Or. 1, 838. Kemble Sachsen in England 499.

6) Fundgr. 2, 242 Anm. 6.

sind. Trotz dieser Unkirchlichkeit, ja Unchristlichkeit solches Laienspukes liessen sich gelegentlich selbst die Geistlichen zur Theilnahme herbei[1]) und halfen sich und den Cultus verhöhnen und geheiligte Erinnerungen ins Lächerliche ziehn. Doch gewann so der ganze Hergang wenigstens an Ordnung: man begleitete ihn nicht so wie dort, wo bloss die Laien hantierten, mit wildem Lärm, sondern mit geregeltem Gesange; dadurch rückte, wenn der Gesang auch nicht dialogisch war, die pantomimische Darstellung immerhin näher an die wirklich dramatische. Ein Hauptbeispiel solcher von der Kirche unterstützten, ja von ihr selbst mit ausgeführten Narrheit ist das Eselfest, das Bürger und Geistliche von Beauvais mit einander zu begehen pflegten, am 14. Jenner, zum Gedächtniss der Flucht nach Aegypten. Da führte man einen Esel mit Jungfrau und Kind darauf von der Cathedrale nach der Pfarrkirche und in diese hinein, und während er hier neben dem Altare stand, las und sang man Messe wie sonst; nur ward in dieselbe ein lateinisch-französisches Lied zu Ehren des Esels eingeschaltet, lateinisch für die Priester, französisch für das Volk, und zum Schlusse sagte der Priester nicht: „Ite, missa est," sondern iahte dreimal, und das Volk sagte auch nicht: „Deo gratias," sondern dreimal Iah[2]). Nach solchen Vorgängen mochte man es auch der Schuljugend und den Schullehrern gestatten sich gelegentlich über ihr schweres Leben lustig und das Amt und die Zucht lächerlich zu machen: so bei der feierlichen von Gesang begleiteten Einholung der Ruthe aus dem Birkenwald in die Stadt hinein, auch in die Stadt Basel[3]); namentlich aber am 12. Merz, dem Tage St. Gregorius, des Schutzpatrones der Schulen, mit welchem Tag auch das Schuljahr begann. Diess war das Hauptfest; an vielen Orten hat es noch bis auf die neuere Zeit bestehn dürfen; es gieng dabei folgender Maassen her. Aus den Schülern ward einer zum Bischof gewählt und zwei andre zu Priestern: heut sollten die Kinder selbst diejenigen vorstellen, denen sie sonst gehorchen mussten: denn ursprünglich wurden die Schulen nur von Geistlichen versehn. Diese drei erhielten eine angemessene Kleidung: die übrigen

1) Fundgr. 2, 242 Anm. 1. 6.
2) Du Cange v. Festum asinorum.
3) Id. u. Herm. 1816. S. 24. Fechter, Gesch. d. Schulwesens in Basel S. 30.

giengen wie gewöhnlich; nur die kleineren wurden phantastisch ausgeputzt in Engel, Apostel, Heilige, Könige, Priester, Edelleute, Schneider, Narren und Heiden. So bewegte sich der Zug in Begleitung der Lehrer und unter Glockengeläut nach der Kirche; der Bischof ritt. In der Kirche setzten sich er und seine zwei Untergeistlichen vor den Altar auf Stühle, und machten beständig seltsame und lächerliche Gebärden. Der ordentliche Prediger der Kirche hielt eine Rede; sobald er fertig war, ward ein Gesang, das Gregoriuslied, angestimmt, und danach sprach und agierte der Kinderbischof seine Bischofspredigt, die gewöhnlich in Reimen abgefasst war. Hierauf verliess der Zug die Kirche, der Bischof wiederum zu Pferde, die Untergeistlichen neben ihm zu Fusse, hinterdrein die übrigen, und so durch die ganze Stadt; die älteren Schüler sangen, die jüngeren sammelten an allen Thüren Gaben ein. Dem Bischof wurden anstatt der Kreuze und Fahnen zwei buntbebänderte Stangen mit Brezeln u. dgl. vorangetragen. Auch die übrigen Schüler und ebenso die Lehrer erhielten von Stadtwegen Brezeln geschenkt[1]). Sie sehen, das Ganze ist ein freundlicheres Seitenstück zu jenem Feste des Narrenbischofs, und es fehlt nicht an Personal zu einem Drama nach mittelalterlicher Art: aber man lässt es auch hier beim verkleideten Umzug, bei blossen Gebärden und einigen Reden und Liedern bewenden: zur dialogischen Handlung erhebt sich die Festlichkeit nicht.

Vorzüglichen Anlass aber zum Muthwillen und zur Mummerei brachten die grossen Fasten vor Ostern[2]). Sechs lange Wochen hindurch sollte sich da das Volk alles Sinnengenusses, aller Freude enthalten, auch solcher die sonst durchaus nicht für Sünde gerechnet ward. Und gerade diese Zeit war einst durch Vorstellungen und Gebräuche des Heidenthums zu einer Freudenzeit gemacht worden: da hinein fiel ja die Tag- und Nachtgleiche welche Winter und Sommer, Dunkel und Licht, Tod und Leben, und nach der Zeitrechnung Mancher auch das alte Jahr von dem neuen schied[3]). Man unterwarf sich dem Gebot der Kirche, jedoch nicht völlig, man hielt daneben auch einen Theil der älter gewohnten Lustbarkeiten fest, und recht in Mitten

1) Märchen d. Br. Grimm II. 1819. S. XXXII fg. Fechter S. 31.
2) Jäger, Ulm 522 fgg.
3) Schnellers Altt. Calender, Merz.

der Fastenzeit, zu Mittfasten, am Sonntag Lätare, ward und wird (denn zum Theil bestehen diese Sitten jetzt noch) mit fröhlichen Liedern der Sommer verkündigt, und Sommer und Winter, zwei Jünglinge nämlich die sich so verkleidet haben, kämpfen mit einander, und der Tod in Gestalt eines hässlichen Strohmannes wird ausgetrieben[1]) und ins Wasser geworfen, damit ihn dieses, das nun frei vom Eise wieder fliesst, von dannen führe. Nur zuweilen hat man das alte Frühlingsfest bis ausserhalb der Fasten zurückdatirt, so hier in Basel, in Klein-Basel, falls nämlich der Uli den man vor Zeiten in den Brunnen warf auch den winterlichen Tod bedeuten sollte und der wilde Mann in seiner grünen Vermummung den Sommer. Die tobendste Lust jedoch liess man gerade noch vor Thorschluss aus, an den letzten Tagen vor den Fasten, welche deshalb auch in alterthümlicher Kalendersprache die unsinnige oder die taube Woche heissen: da begieng man ein heidnisches Neujahr ganz wie das zuvor erwähnte am 1. Jenner, und lief auch in allerlei abenteuerlicher und fratzenhafter Verkleidung[2]) durch die Strassen und schrie und lachte und genügte zu guter Letzt noch einmal recht gründlich seinen natürlichen, ja seinen thierischen Lüsten, in einem Taumel von Spiel und Freude jeglicher Art. Daher auch der Name: denn Fastnacht, wie ihn die jetzige Schriftsprache giebt, ist nicht die rechte Form, richtiger ist das mundartliche Fassnacht, ganz recht und echt aber das altdeutsche Fasenacht d. h. Spielnacht, Abend der Lustbarkeit; das Grundwort ist dasselbe von dem noch unser faseln herkommt. Uebrigens gab man sich mit dem gesetzlich letzten Spielabend nur ungern zufrieden: der Muthwille jauchzte an der Aschermittwoche noch einmal auf, man lärmte und trommelte wieder und trug einander in die Brunnen[3]). Dann fastete man, in aller Geduld, fünf Wochen lang. So wie es sich jedoch dem Ende nahte, am Palmsonntage, lockerte man schon den Zügel, und gar am Ende selbst, zu Ostern, warf man ihn wie mit aufgefrischter Fastnachtsstimmung ab. An jenem Sonntage weckte schon der Palmesel die gute Laune wieder, und am

1) Vgl. Indic. sup. et pag. 27. 28.

2) In Kleidern die zur Passion waren gebraucht worden: Heinr. Schreiber a. a. O. 22.

3) Heinr. Schreiber, d. Theater zu Freiburg S. 12.

Osterfest scholl das Ostergelächter der Gemeinde durch das Gotteshaus und begrüsste die neue Freiheit, und mancher Pfarrer, der zum Volke hielt, lockte und steigerte noch den Frevel, indem er von der Kanzel herab wie eine Gans schnatterte oder wie ein Kukuk schrie oder Schnurren und gar Schmutzigkeiten erzählte[1]). Es scheint, man habe nicht vergessen können dass dieses höchste Fest der Christenheit seinen deutschen Namen von einer Göttin des früheren Heidenthums trägt, deren ohngefähr gleichzeitige Feier es zurückgedrängt hat, von Ostara, einer Göttinn des neu aufsteigenden Lichtes.

So schlug die Ausgelassenheit dicht hinter den Fasten empor, wie dicht vor denselben: recht als Zeichen dass diese nur, wie ein hemmender Stein in den Bach, so mitten in einen Verlauf altheidnischer Frühlings- und Neujahrsfestlichkeiten waren geworfen worden. Die Hauptsache aber war dem Volk der verkleidete Strassenumlauf vor den Fasten, die Fastnachtsmummerei, und sei es dass hin und wieder dabei noch Erinnerungen an religiös geheiligte Umzüge des heidnischen Cultus[2]) fortwirkten, oder dass man eben nur ordnen und regeln wollte, oft und an vielen Orten stund eine ganze Bürgerschaft zusammen um das alte Volksfest in der Gemeinsamkeit desto stattlicher zu begehn. Es war eine Lustbarkeit, aber man griff sie mit ironischem Ernste ganz wie eine Staatssache an, so dass auch die obersten Magistrate sich ihr nicht entziehen durften[3]): ich erinnere Sie beispielsweise nur an die Fastnachtsdiplomatik die im J. 1508 hier zu Basel mit Noten und Gesandtschaftsreisen gepflogen ward wegen Entführung des lustigen Bruders Fritschi von Luzern. Den meisten öffentlichen Pomp entfalteten bei solchem Anlass die Städte unten an Rhein, Schelde und Maas; das Hauptstück des Umzuges war da und ist noch jetzt ein zu Wagen geführtes Schiff. Aber auch im oberen Deutschland kamen zur Fastnacht solche Schiffe und Schiffwagen vor[4]); hier wie dort wieder als Ueberrest altheidnischer Gebräuche: ebenso hatten Griechen und

1) Hagenbach, Gesch. d. Reformation 1, 92. Augusti Denkm. 2, 236. 237. Ostermärlein Schmeller 2, 606. Vergl. das Osterlied in Haupts Ztschr. 1, 546.

2) De spurcalibus in Februario: Ind. superst. et pag. 3.

3) Raumer Hohenstauf. 6, 593.

4) Jäger Ulm 525. „Narrenschiff.“ Hoffmann Wiener Handschr. 183.

Römer den mit der Frühlingszeit erneuten Beginn der Schifffahrt dadurch bezeichnet, dass sie der Isis ein Schiff darbrachten[1]). Bei der neulich erwähnten grossen Frohnleichnamsprocession zu Freiburg im Breisgau ward auch ein Schiff mitgezogen: man nannte es das der heil. Ursula und ihrer Jungfrauen[2]): wahrscheinlich aber war das nur eine Uebersetzung aus dem Heidenthum in die christliche Legende. Hier, in dieser einen besonders hervorstechenden Sitte liegt zugleich die beste Erklärung des welschen Namens der Fastnacht: Carnaval d. h. *carrus navalis*, Schiffwagen. Die gewöhnliche Ausdeutung mit *caro vale,* Fleisch lebe wohl, hat selber viel von einer Fastnachtslächerlichkeit.

Also die Fastnacht zu einer Bürgerlust geregelt, in eine symbolisch bedeutsame, pantomimisch sprechende Schaustellung zusammengezogen, gleichsam ein geschmücktes und in Bewegung gesetztes Werk der bildenden Kunst. Nun ist es mit andern Schaustellungen solcher Art geschehen, dass endlich noch die Kunst des Wortes, die Dichtung ihrer sich bemächtigt und die Pantomime zum Drama belebt hat, wie z. B. jener Kampf von Winter und Sommer in der altniederländischen Litteratur[3]), die Weihnachtskrippe mit den heil. drei Königen anderswo im Mittelalter[4]), und noch in späterer Zeit der Umzug des Christkindes zur Weihnacht ganz als ein Drama dialogisirt worden ist. In welcher Art das letztere, werden Sie grade in diesen Tagen vielleicht gern vernehmen. Ich folge dabei einem Bericht aus dem 17. Jahrhundert, der besonders die Sitte der sächsischen Lande (?) vor Augen hat. Schon lange vor Weihnachten liefen vermummte Personen mit Schellen umher und in die Häuser, die sich für den Knecht des heil. Christs, für Sanct Martin oder Sanct Nicolaus ausgaben, die Kinder erschreckten, sie zum fleissigen Beten antrieben und mit etwas wenigem beschenkten. — Wieder also die fratzenhaft schreckende Vermummung in christlich geheiligter Zeit, hier sogar unter dem Namen von Heiligen der Kirche. — Rückte endlich das Weihnachtsfest selbst heran,

---

1) Isis und ihr Schiff: Jahrbücher d. Vereins v. Alterthumsfreunden im Rheinlande 9, 100. 10, 80. 12, 21 fg.

2) Heinr. Schreiber, d. Theater z. Freiburg S. 26.

3) Hor. Belg. 6, 125 fgg.

4) Gerbert de Cantu et Musica sacra 2, 82. u. a. In Köln Krippchen = Comödie.

so zog auch das Christkind selber auf, aber geziert mit Krone, Zepter und Bart; ihn begleiteten die Engel, St. Peter mit dem Schlüssel, noch andre Apostel, und wieder zum Kinderschreck etliche Knecht Ruprechte oder verdammte Seelen. — Ruprecht, oder wie er auch genannt wird Berthel, das ist sogar im Namen noch ein Stück Heidenthum: denn zu eben dieser Zeit, nach dem kürzesten Tage, hatte man einst die ruche Brechta oder Berchta gefeiert, eine Gottheit von nicht mehr klar erkennbarer Bedeutung; daher noch in Zürich und sonst in der Schweiz, vormals auch im Elsass, das Bechten oder Bechtelen am 2. Jenner. — Solche theils heilige, theils schreckhaft unheilige Gesellschaft führte man vor die Kinder, die vor Furcht und Erwartung zitterten[1]). Alsbald tritt der Ruprecht auf und verklagt dieselben ihrer vielen Unarten wegen; das Christkind, heftig entrüstet darüber, will wieder hinaus und weiter: da legen aber der Engel Gabriel, der von Mariä Verkündigung her zum Weihnachtspersonal gehörte, und Petrus und die andern Heiligen Fürbitte ein, bis das Christkind sich besänftigen und den Kindern reiche Bescherung auftragen lässt[2]).

Wir kehren nach dieser Einschaltung, die aber nicht ab dem Wege unsrer heutigen Betrachtungen liegt, wieder zurück zur Fastnacht, und kommen damit zugleich an das Ziel der ganzen bisher versuchten Erörterung. Denn auch an die Fastnachtslustbarkeiten hat sich endlich die dramatisierende Kunst gemacht, hat in das stumm aufziehende Gepränge einen Verlauf von Thatsachen und begleitenden Wechselreden gelegt, hat den bunt verworrenen Strassenlauf künstlerisch geordnet und abgegrenzt und zum Fastnachtsspiel erhoben. Noch jetzt üben die Anwohner der Bairischen Ilm zur Fastnachtszeit das s. g. Leut-ausspielen: es werden dabei von den Bauerburschen einzelne lächerliche Begebenheiten die sich das Jahr über im Orte zugetragen, mit den Gebärden und im Costüm derjenigen, die es betrifft, zur Belustigung der versammelten Menge scenisch vorgestellt[3]); der Anführer und Hauptacteur der Gesellschaft reitet

1) Ein Gläzisches Christkindelspiel, Haupts Zeitschr. 6, 340—349.

2) Flögels Gesch. der kom. Litt. 4, 9.

3) Schmeller 3, 561. Vgl. 4, 25. Fastnachtsspiel in Gerichtsform: Keller Fastn. Sp. 1, 305. 320. 2, 609. 769 u. ö.

dem Zuge auf einer ausgestopften Figur voran, die einen Schimmel vorstellt, oder nur auf einem Steckenpferde: er heisst davon selbst der Fastnachtsschimmel[1]). Das erste historische Vorkommen aber dieser Art von Dramen fällt in die Mitte des 15. Jahrhunderts, in eine Zeit also wo die Umwandlung der geistlichen Tragödien in ziemlich ungeistliche Tragicocomödien längst schon vor sich gegangen war und sich die Komik in dieser Unterordnung und an diesem unpassenden Orte hinreichend ausgebildet hatte um eine passlichere Anwendung und die selbständige Weiterbildung ansprechen zu dürfen. Und es sind die ersten deutschen Fastnachtsspiele nicht weit von eben jener Gegend zu Hause, wo man noch jetzt die Leute ausspielt, in Franken nämlich, und zwar in der bedeutendsten Stadt des Frankenlandes, in Nürnberg. Reich durch Handel und Gewerbe, war Nürnberg bewohnt von einer frischen freudigen Bürgerschaft, der es auch nicht an poetischem Sinne fehlte: nirgend wie hier blühte die Meistersingerei, und kehrten sie aus einer Fehde siegreich zurück, so ward die Siegesfreude gleich in ein Lied gefasst; nicht minder liebten sie eine heitere Bürgerlust: alljährlich zur Fastnachtszeit hielten sie ein s. g. Schembartlaufen, Umzüge und Spiele in lustiger Verkleidung und Maskierung: Schembart ist das deutsche Wort für Larve[2]). Eben hier also sind auch die ersten deutschen Fastnachtsdramen gedichtet und aufgeführt und wie es scheint die neue Dichtart erst von hier aus weiter über das ganze Volk hin verbreitet worden. Und hier und bei dieser Gelegenheit treten uns zugleich die ersten Dichternamen auf dem Gebiete des deutschen Dramas entgegen: alle früheren Leistungen sind namenlos: denn wie die Passions- und Osterspiele durch die Lande wandelten, that man an jedem Ort aufs neue davon und dazu: so gerieth bei ihnen wie bei Volksliedern über all den vielen Nachdichtern der erste Dichter in Vergessenheit; die Verfasserschaft des Wartburgskrieges fiel zwar nicht ebenso dem ganzen Volke zu, aber doch wohl einer ganzen Sängerschule, und somit wieder nicht einem Einzelnen. Mit dem Fastnachtsspiel dagegen, mit der selbständig gewordenen Komik und Satire, kam endlich auch für das Drama eine selbständige individuelle Ver-

1) Schmeller 3, 363.
2) Jäger Ulm 526. Schmeller 3, 362.

fasserschaft, mit solcher Tendenzpoesie auch hier das litterarische Selbstbewusstsein, mit der persönlich und örtlich mehr beschränkten Bezüglichkeit die Kenntniss und Anerkenntniss auch der Person des einzelnen Dichters.

Die ältesten deutschen Fastnachtsspiele sind Nürnberger Waare und ihre Dichter zwei Bürger von Nürnberg, Hans Folz und Hans Rosenblut, mit dem Beinamen der Schnepperer d. i. der Schwätzer, dieser auch sonst als Dichter namhaft und Dichter von Profession: er lebte davon; jener seines Gewerbes ein Bartscherer. Für Schauspieler dichteten auch sie noch nicht; ebensowenig wurden ihre Stücke von geschlossenen Spielverbindungen aufgeführt, wie das in Frankreich mit den gleichzeitigen und auch gleichartigen Farcen und Sottien geschah, deren Darstellung dem s. g. Königthum der Bazoche und den Kindern ohne Sorge zugehörte[1]): in Nürnberg und dann auch im übrigen Deutschland traten zur Fastnachts- wie zur Passions- und Osterzeit lediglich frei und immer neu gebildete Gesellschaften auf die Bühne, und das um so mehr als die Fastnachtsspiele anfangs nur ein engeres Privatvergnügen gewesen und erst nach und nach ein öffentliches scheinen geworden zu sein, die Bühne anfangs nur im Hause dieses oder jenes Bürgers oder vielleicht auf einer Zunftstube, und erst später, da die neue Dichtart schon allgemeiner beliebt war, auch auf offenem Marktplatz errichtet wurde. Es trugen aber diese ersten Fastnachtsspiele noch ganz das Gepräge sowohl einer neuen Kunst als ihrer Zeit, der Mitte und der zweiten Hälfte des 15. Jh. Jetzt war die Verwirrung aller Dinge, die schon früher ihren Anfang genommen, vorgeschritten bis zu gänzlicher Auflösung: Reich und Kirche zwei verwesende Körper, an denen der Schmuck der Kronen nur noch zu grausenvollem Gespötte hieng, und in allen Ständen die tiefste sittliche Rohheit. Daher nun in diesen Fastnachtsspielen allerlei Sittenlosigkeit satirisch blossgestellt, aber weniger, damit Unwille, als bloss damit ein wieherndes Gelächter erweckt werde, und so rückhaltlos, so unverhüllt, mit solcher Entzügelung des G e z e i g t e n und des G e s a g t e n blossgestellt, dass die eigene Mitleidenschaft des Dichters an der allgemeinen Entartung, die er doch züchtigen will, gleichfalls vor Augen liegt. Dann wieder auf

---

1) Sainte-Beuve 1, 221. Bazoche: Warnkönig Fr. St. u. RG. 1, 569 fgg.

der andern Seite politische Satire, und diese steht mit ihrer Schärfe und Bitterkeit auf einem Grunde besserer Berechtigung: denn die Reichsstädte, wie namentlich Nürnberg, waren jetzt die einzigen Glieder des Reiches, die noch fest an Haupt und Leibe halten wollten, denen die Ehre der Nation noch wahrhaft angelegen war. Ueberall aber neben der sittlichen Rohheit nicht geringere Rohheit der Kunst: meist nur ganz einfache, schmal begrenzte Stoffe, die Ausführung stäts in derselben Manier welche auch die Holzschnitte jener Anfangszeiten haben, blosse dick und eckicht gezeichnete Umrisse, die einzelnen Momente bald in höchster Uebertreibung der charakteristischen Formen erstarrt, bald wieder in charakterloser und lebloser Allgemeinheit aufgefasst, dass gar kein bestimmter Moment mehr vor Augen steht. Es fehlte eben das Gemüth welches rundere und weichere Formen, welches den Umrissen auch Farbe hätte geben können; die ganze Zeit war prosaisch geworden, sie hatte überall keine rechte Dichtkunst mehr, am wenigsten Lyrik. Deshalb hat auch der Gesang, der den geistlichen Spielen von jeher und noch jetzt aus alter Uebung einen eigenthümlichen Reiz verlieh, in den Fastnachtsspielen keine Stelle gefunden: hier geht alles in blossem Dialog, bloss in gesprochenen Reimpaaren vor sich, übrigens wahren Ungethümen der Verskunst. Etwas andres jedoch was dort Gebrauch war bleibt es auch hier, nur mit einer kleinen Umänderung, der Präcursor nämlich der bei den geistlichen Spielen Prolog und Epilog zu sprechen hatte. Eben solcher Eingang und Ausgang nun auch bei den Fastnachtsspielen, aber der Redner ward mit dem Wappenrocke Nürnbergs oder in welchen Städten man ferner spielte als deren Herold angekleidet, so dass gleich die erste Person welche die Bühne betrat um die bevorstehende Lustbarkeit anzukündigen, diese durch ihr amtliches Kleid als eine Angelegenheit der Bürgerschaft bezeichnete. Rosenblut war eben selbst eine Art von Herold: er gehörte zu den s. g. Wappendichtern, die den Turnieren und ähnlichen Festen nachgiengen und da auf die Wappen und deren Träger Verse machten.

Jetzt wollte ich, eh wir weiter gehn, zu letzter besserer Veranschaulichung Ihnen noch den Inhalt wenigstens von einem dieser Nürnbergischen Fastnachtsspiele vorführen. Das ist aber, was die unpolitischen betrifft, hier nicht wohl thunlich. Ich

könnte nicht schliessen und mich entschuldigen, wie dort einmal der Herold[1]): „Herr Wirth, nun gebt uns eine gute Nacht. Wenn wir es haben zu grob gemacht, So sollt ihrs für einen Spass verstehn: Denn alle die heut Abend zu euch gehn, Die wollen mit euch scherzen und lachen. Die Fastnacht kann manchen Narren machen, Dass er in thörichter Weise um geht: Denn ihr das selber wohl versteht, Dass man zur Fastnacht fröhlicher ist Denn am Karfreitag, wenn man die Passion liest. Wer das nicht glaubt von Mannen und von Weiben, Den wollen wir in unser Narrenbuch schreiben.“ Ich muss zur Probe ein politisches nehmen, Des Türken Fastnachtspiel von Rosenblut[2]), obschon gerade dieses seiner weiteren und breiteren Ausführung und dem Mangel einer fortlaufenden unmittelbar persönlichen und örtlichen Bezüglichkeit weniger geeignet ist die ganze Gattung charakterisierend zu vertreten. Folgendes also dessen Inhalt.

Der Vorredner zeigt an, der Grosstürk, welcher Griechenland überwunden, sei nach Deutschland und jetzt nach Nürnberg gekommen und habe seinen Rath mitgebracht um alle Klage unter den Christen zu schlichten. Bauer und Kaufmann hätten hier nirgend Frieden; bei Nacht und Tag, zu Wasser und zu Lande müssten sie Unrecht leiden. Dem wolle der Grosstürk ein Ende machen: man solle nur kommen und den zum Herren nehmen. Jetzt treten ein Nürnberger und ein Türke auf, jener im Zorn über solche Anmaassung, dieser voll Zuversicht auf das Glück und die Macht seines Volkes. Zuletzt wendet er sich und redet seinen Herren selber an, er möge sich über Worte wie der Nürnberger sie gesprochen nicht entrüsten: sie hätten ja sicheres Geleit von der Stadt; wirklich sei aber der Gott der Christen ein starker Gott, den man nicht überwinden könne, so lange die Christen seine Gebote hielten. Eben daran fehle es, erwiedert der Grosstürk: „Wir haben gelesen in den Büchern, Wenn der Reiche den Armen beugt, Und wenn der Weise dem Narren sein Gut abtreugt, Und der Volle den Hungrigen nicht will speisen, Und wenn die Gelehrten und Schriftweisen Den Laien böses Vorbild tragen, Und wenn der Vater über das Kind

1) Kellers Fastn. Sp. 1, 329, 5.
2) Gottscheds nöth. Vorrath 2, 48. Kellers Fastn. Sp. 1, 288—304.

wird klagen, Und wenn der Herr nicht befriedet seinen Bauersmann, So hebt sich dann der Christen Unglück an. Die Stücke hören wir alle in ihrem Lande klagen.“ Er zählt die Laster der Christen auf: Hoffahrt, Wucher, Ehebruch, Meineid, Unglaube, Handsalbe vor Gericht, Simonie, neue Zölle. Das alles missfalle Gott; das wolle er abstellen. Da kommt ein Bote mit Briefen vom Pabst und überschüttet in dessen Namen den Grosstürken mit allerhand unwiedergeblichen Derbheiten; dieser antwortet in gleichem Ton und rückt auch dem Boten all die Gebrechen der Christenheit vor: „Ihr habt Pfaffen die hohe Rosse reiten, Die man selten um den Glauben sieht streiten, Und böses Gericht und ungetreue Herren“ u. s. w. Darauf ein Bote vom Kaiser, auch der mit Briefen, und der nun gar ein Grosssprecher; er droht dem Türken mit allen Schrecken des Kriegs und der Gefangenschaft und des Todes. „Dein Bart wird dir mit Sicheln abgeschoren, Und wird dir dein Antlitz mit Essig gewaschen Und darein gesäet Salz Kalk und Aschen; Das Loch dir dein Gott nicht mag verstopfen. Dein Haupt muss dir über eine Schwertesklinge abhopfen;“ ja der Bote möchte nur gleich selber drein hauen. Aber der Grosstürke bleibt auch ihm nichts schuldig; vor solchen Leuten denke er noch nicht ans Fliehen. Wieder ein Bote überbringt Briefe von den am Rhein versammelten Kurfürsten; sie wollen es nicht ungerochen lassen, dass der Grosstürk Constantinopel eingenommen und so manchen Unschuldigen ertödtet habe. — Aus diesen Worten bestimmt sich die Zeit in welcher das Stück verfasst worden: der Dichter kann nur den Reichstag zu Frankfurt 1454 meinen. — Der Türke lässt den Fürsten zurücksagen, alle Heiden seien ihnen gehässig weil ihre Küchen viel zu feist stünden, darüber der Arbeiter sehr schwitzen und seine Hände im Koth umwälzen müsse, bevor ihre Küchlein geschmelzet würden. Endlich kommt der Bürgermeister von Nürnberg; er beginnt im höflichsten Styl: „Allerhöchster Rex, alleroberster Imperator, Aller Türken und Heiden Gubernator, Der allernächste nach deinem Gott Mohammed;“ aber er will nur anzeigen, der Herren von Nürnberg sicheres Geleit gehe morgendes Tages aus, wonach sich der Grosstürk zu achten und bei Zeiten die Stadt zu räumen habe. Höflichkeit um Höflichkeit: diessmal nimmt der Türke, wie er sich ausdrückt, Süssholz in den Mund, er dankt gar schön für das gut gehaltene Geleit

und verspricht den Herrn Nürnbergern, wo sie in sein Gebiet kämen, gebührende Vergeltung und alle Ehre und Würde. Damit zieht er ab, und wiederum kommt der Herold und bringt dem Hausherren den Abschiedsgruss nebst verschiedenen Spässen und Spöttereien, saubern und unsaubern.

Von Nürnberg aus und nach dem Vorgange Rosenbluts und Folzens verbreitete sich die neue Art von Dramen allgemach weiter über ganz Deutschland hin[1]). Nur sehr allgemach. Hier in Basel z. B. lassen sich die ersten Fastnachtsspiele nicht früher als hart am Schlusse des Mittelalters, erst nach dem J. 1500 nachweisen, dann aber gleich als öffentliche, zu allgemeiner Lust und Lehre gegebene Vorstellungen, nicht mehr wie dort in Nürnberg eingeschränkt auf engere Kreise. Der Dichter war Pamphilus Gengenbach, ein Buchdrucker, der jedoch ausser seinen eigenen Werken nicht viel gedruckt hat. Es sind von diesen Gengenbachischen Fastnachtsspielen drei auf uns gekommen[2]); den recht eigentlichen Fastnachtscharakter hat jedoch nur eins derselben, die Gauchmatt, vom J. 1516. Darin wird vorgestellt wie Venus mit ihrem Gefolge nach Basel kommt, wie ihr Hofmeister alles Volk daselbst, jung und alt, arm und reich, krumm und lahm, wüste Bauern und was den Kohliberg bewohne d. h. auch alles verlaufene Gesindel, in den Dienst der Göttinn ladet, wie sich auch wirklich so viele Leute jedes Standes und Alters von den Pfeilen Cupidos treffen lassen und darob zu Narren werden, denen selbst der Narr, welcher Thorhüter ist, noch Weisheit predigen kann, dass Venus wohl bemerkt man sei in Basel nicht wider sie, und sich vornimmt ihr Wesen daselbst noch eine Zeit lang zu haben, auch hier eine Gauchmatte zu halten, eine Wiese auf welcher die Gäuche, die Narren ihre Kurzweil treiben. Die zwei andern Stücke haben statt solcher belebten Localsatire nur den Sinn und Zweck allgemein gehaltener Strafreden, theils gegen die sittliche, theils gegen die politische Verirrung und Verwirrung der Welt insgesammt. Das eine, welches betitelt ist Die zehn Alter des menschlichen Lebens, und wahrscheinlich im J. 1515 ist gedichtet worden, dramatisiert die bekannten Reim-

1) Luzerner Neujahrsspiel Mone 2, 367.

2) [Pamphilus Gengenbach, herausgegeben von Karl Goedeke. Hannover 1856.]

verse Zehn Jahr ein Kind, zwanzig Jahr ein Jüngling u. s. w., indem es nach einander, vom Kind bis zum hundertjährigen Greise, die zehen Lebensalter an einem frommen Waldbruder vorüberschreiten und alle, selbst noch den Hundertjährigen, aus dessen Munde die eindringlichsten Lehren und Warnungen gegen die Laster und die Thorheiten dieser Welt empfangen lässt. Auch das andre Stück, der Nollhart, vom J. 1517, hat solch eine unbewegliche Haupt- und Mittelperson, eben den Nollhart, d. h., was sonst auch Lollhart genannt wird, einen von der Welt in beschauliche Einsamkeit zurückgetretenen Laien, einen Begarden. Unter dem Namen eines solchen war schon im J. 1488 eine Reihe politischer Weissagungen veröffentlicht worden: hier werden dieselben in roh dramatischer Form aufgefrischt: der Pabst, der Kaiser u. s. f., auch der Eidgenoss, der hier zwischen den Türken und den Landsknecht eingereiht ist, alle fragen bei dem Nollhart über ihre Zukunft an, und allen wird ihr Theil prophezeit; die Gewährsleute der Prophezeiungen greifen gelegentlich mitredend ein, der heil. Methodius, die heil. Brigitta, die Sibylle von Cumae. Grade nur das letzte ernsthafteste Drama wird ausdrücklich als Fastnachtsspiel bezeichnet, die zwei anderen nicht: das von den zehen Lebensaltern nennt Gengenbach ein Thatspiel. Indessen wie dieses die ganze Form seiner Einkleidung mit dem Nollhart gemein hat, und wie die Gauchmatt dem Inhalte nach wesentlich ein Fastnachtsspiel ist, so hat man auch diese beiden zu keiner andern Zeit aufgeführt als eben zur Fastnacht. Die Aufführenden aber waren, wie Gengenbach selber angiebt, etliche ehrsame und geschickte Burger einer lobl. Stadt Basel. Dichterischen Werth und gar den Werth eigentlich dramatischer Dichtungen haben diese Spiele nicht, nur historischen, zunächst für uns als die ältesten Zeugnisse und Denkmäler des Baslerischen Theaters, dann in weiterer allgemeinerer Beziehung als die ersten deutschen Originaldramen welche gedruckt worden sind: was man vorher schon von Dramen in deutscher Sprache gedruckt hatte waren nur Uebersetzungen.

Sie haben schon bei Rosenblut, sie haben jetzt eben wieder bei Gengenbach gesehn dass die Dichter der Fastnachtsspiele keineswegs gemeint waren zu dieser Zeit der Narrheit auch bloss Narrheiten zu treiben ohne Gehalt und Zweck, und dass sie die Satire nicht einschränkten auf die Gebrechen bloss des engeren

Privatlebens, sondern ihr auch auf grössere, höhere, allgemeinere Uebelstände und Missverhältnisse einen ernst eindringlichen Bezug zu geben suchten. Der Grund auf welchem alle Lustbarkeit der Fastnacht ruhte ward damit eigentlich nicht verändert, man liess nur das Licht auf eine andere Seite fallen; es war dieselbe Ironie, derselbe Humor, welche dort vor den Ernst der Fastenzeit die Fastnacht stellten, und hier in die Lust der Fastnacht hinein Worte voll des bittersten Ernstes riefen. Noch ehe es Fastnachtsspiele, als es nur noch Fastnachtmummereien gab, hatte schon dieser rohere Ausdruck der im Innern des Menschen kämpfenden Gegensätze gelegentlich den Accent so gewechselt, dass nur noch das Wehe herausklang. So zu Florenz im J. 1433, als nach Verbannung der Mediceer die Anhänger derselben den Carnaval mit einem grossen Aufzuge des Todes und wehklagender Todtengerippe begiengen. An der Spitze desselben fuhr ein grosser schwarzer Wagen, mit Todtenbeinen und weissen Kreuzen bemalt, gezogen von schwarzen Büffeln. Auf ihm siegprangte die riesenhafte Gestalt des Todes mit Sanduhr und Hippe, und mit Grabsteinen um sich her. Auf einen Posaunenstoss hielt der Wagen still, und die Grabsteine hoben und die Gräber öffneten sich, und weissverhüllte Gerippe stiegen daraus empor. Marschälle, deren Larve ein Todtenschädel war, auf abgemagerten Pferden, leuchteten mit blassem Fackelscheine. Die Auferstandenen setzten sich auf den Rand der Gräber und sangen in dumpfen Tönen das Lied das mit den Worten anhebt: „Jammer, Klag' und Herzensreue." Kreuze von Todtenbeinen und flatternde schwarze Fahnen zeigten sich ringsumher, und mit zitternder Stimme ward von der Menge des Gefolges das Grablied gesungen: „Todte sind wir, schaut's mit Grauen: Todt auch werden wir euch schauen. Was ihr seid, das waren wir: Was wir sind, das werdet ihr[1])." Ob auch in Deutschland grade dergleichen vorgekommen sei weiss ich nicht, es fehlt dafür allerdings an Beispielen: aber die Stimmung war da und noch vor den Fastnachtsdramen die gleiche Mischung von Scherz und Ernst, mit bitterem Vorgeschmack des letztern, in den Todtentänzen der deutschen Maler. Wie viel näher war es nun gar den Fastnachtsspielen gelegt, ihnen am Ende des 15.,

---

1) Aug. Hagens Künstlergeschichte 2, 84 fg.

am Anfang des 16. Jh. einen volleren tieferen Grundton anzuschlagen und die Töne des Scherzes nur leichter, flüchtiger darüberhin gleiten zu lassen. Ganz so dichtete auch Sebastian Brant damals und eben hier in Basel sein Narrenschiff: das Ziel nach dem er steuerte war die Narrheit nicht, und die Stürme des Meeres auf dem er fuhr waren ihm kein Gelächter.

Bei dieser Möglichkeit einer höher gestellten Aufgabe und der zunehmenden Gewöhnung die Dichter solche verfolgen zu sehn, erwiesen sich, sobald die Stunde dazu kam, die Fastnachtsspiele noch geeigneter auch dem reformatorischen Zuge der Zeit und dem Werke der Reformation selbst zu dienen, als die geistlichen Spiele mit ihrer bloss episodischen Komik und Satire das je vermocht hätten. Nicht mit dem Kirchenlied allein, auch mit dem Fastnachtsspiel begleitete die deutsche Poesie diesen grossen Schritt aus dem Mittelalter in eine neue Zeit. Ich erinnere nur an Bern, wo die Fastnachtsspiele Niclaus Manuels[1]) von 1522 ganz eigentlich mit zur Reformationsarbeit gehörten; sie wurden auf offener Strasse, dem Rathhaus gegenüber von Bürgerssöhnen gespielt, das „erste auf der Herren Fastnacht, darin die Wahrheit in Schimpfsweis (d. h. in scherzhafter Form) vom Pabst und seiner Priesterschaft gemeldet wird, das andere auf der alten Fastnacht, anzeigend den grossen Unterscheid zwischen dem Pabst und Christo Jesu unserm Seligmacher;“ letzteres eine ganz kurz und einfach gehaltene Composition, in welcher der Zusammenhang zwischen dem Fastnachtsspiel und den altüblichen Umzügen der Fastnacht noch einmal recht anschaulich wird, nur ein Gespräch zweier Bauern welche dazu kommen und sehen wie zu einer Seite der Gasse Christus reitet auf einem armen Eselein, die Dornenkrone auf dem Haupte, bei ihm seine Jünger, die Armen, Blinden, Lahmen und mancherlei Bresthaftige, auf der andern Seite der Pabst im Harnisch, mit grossem Kriegszug zu Ross und zu Fuss, mit Trommeten und Posaunen, Feldschlangen und Karthaunen, mit Weibern und Buben, reichlich, hochprachtlich, als ob er der Türkische Kaiser wär. Das erste Stück ist um vieles länger und ausgeführter, reicher ausgestattet mit einem Wechsel treffender Situationen, wie wenn Petrus und Paulus den einherprangenden Pabst mit Brillen betrachten und

---

1) Nic. Manuel von Grüneisen, Stuttgart 1837.

endlich fragen wer dieser Türke sei, reicher auch an Personen und deren Reden: da kommen nach einander vor der Pabst Entchristello, der Card. Anselm v. Hochmuth, der Bisch. Chrysostomo Wolfsmagen, der Vicar Joh. Fabler, der Probst Friedr. Gyzsack, der Decan Sebastian Schinddenburen, der Abt Adam Nimmergenug, und wie all die komischen Charakternamen ferner lauten. Die Beschränkung der Zeit hindert mich weitere Auszüge zu geben; ein gleichzeitiger Bernischer Chronist nennt beide Stücke kurzweg und treffend genug nur Freiheitsspiele, und berichtet wie durch sie ein gross Volk bewegt worden christliche Freiheit und päbstliche Knechtschaft zu bedenken und zu unterscheiden, wie auch in dem evangelischen Handel kaum ein Büchlein so oft gedruckt und so weit gebracht worden sei als diese Spiele.

Hiemit endlich haben wir den Schluss des Mittelalters und im Geschichtsgange des deutschen Dramas nach der Arbeit und den Versuchen dreier Jahrhunderte einen entscheidenden Wendepunkt erreicht. Welcher Gewinn nach so vielen und langen Mühen liegt jetzt vor uns? Die Tragicocomödie der Mysterien, die burleske Komik der Fastnachtsspiele, das ist alles. Reine Tragik, wie die Niederländer den Anfang einer solchen schon im 14. Jh. besassen, der die Komik nur im untergeordneten Nachspiel folgen durfte, ähnlich wie der griechischen Tragödie das Satyrspiel, reine nationale Tragik in der hochdeutschen Litteratur nirgend, nirgend also in ihr ein Fundament worauf sich fest und sicher hätte weiter bauen lassen. Denn gemischte und abgeleitete Formen wie jene halbe und ganze Komik gehörten an das Ende, konnten aber nie den Anfang einer organischen Entwickelung bilden. Und selbst für die nächsten Geschlechter trug nur eine derselben, nur das Fastnachtsspiel, Fähigkeit und Beruf zu fernerem Leben in sich: denn nur dieses konnte mitarbeiten an dem grossen allgemeinen Werke der Zeit, der Kirchenverbesserung; diess nur durfte die blanke Schärfe des Spottes ungescheut für die neue Kirche erheben, weil es nie im Dienste der alten gestanden. Für die Passions- und Osterspiele dagegen war ein erspriesslicher, ja selbst nur ein ungekränkter Bestand innerhalb der Litteratur fortan unmöglich: sie gehörten wesentlich zu der alten Zeit die jetzt abgethan sein, zu der Poesie jener Kirche die jetzt für Jahrhunderte zurücktreten sollte aus den Kreisen

litterarischer Lebensthätigkeit. Protestanten und Katholiken, beide schauten mit gleichem Argwohn auf die geistlichen Spiele, jene weil sie so eng zusammenhiengen mit dem römischen Cultus und dem Aberglauben der Legende, diese weil trotz all dem auch in ihnen die neue Opposition gelegentlich anklang, ja in ihnen sich zuerst geregt hatte. Neben einander in Frankreich und in England brachte das 16. Jh. ausdrückliche Verbote der Mysterien, dort um die Reformation, hier um den Katholicismus zu unterdrücken[1]).

So war es endlich nur noch das Fastnachtsspiel das eine Zukunft hatte, diess also die einzige Frucht die nach einer dreihundertjährigen Pflege des Dramas noch am Baume hangen blieb und gezeitigt war, auf dieses allein die ganze deutsche Dramatik abgestellt; und wäre es nicht unverkennbar dass die bisherigen Uebungen nebenzu auch der Prosa zu Gute gekommen waren, dass die Gesprächsform welche von geistlichen Prosaikern, und die Composition nach dramatischer Art welche von Historikern wie Hemmerlin mit Vorliebe und Geschick gehandhabt wurde, sich unter dem Einflusse des gleichzeitigen Dramas ausgebildet hatte, wäre nicht dieser ausserhalb der Poesie, theilweis sogar ausserhalb der Nationallitteratur liegende Gewinn, wahrlich man könnte nur mit Wehmuth auf all die Mühe als verlorene, auf all die Arbeit als vergebens gethane hinblicken. Für die Poesie war sie fast ganz verloren, fast ganz vergebens gethan.

Da aber bewährte sich welch ein unversieglicher Lebensquell auch den spätesten Zeiten noch in der Litteratur des classischen Alterthumes fliesst. Grade jetzt, am Ende des Mittelalters und dasselbe hauptsächlich mit beendigend, brach aus dem tausendjährigen Schutte, der ihn verdeckt gehalten und gehemmt, dieser Quell mit frischer Strömung hervor und befruchtete die Wissenschaft, die Kunst, die Kirche, das ganze Leben der Völker. Aus ihm denn schöpfte auch das deutsche Drama eine neue Jugend, die Jugend aus der es noch zur Mannesreife erwachsen sollte. Schämen wir uns aus modernem Selbstgefühl, aus nationalem Stolze solcher Abhängigkeit nicht; schämen wir uns nicht dessen was für uns ein Heil und eine Ehre, lehnen wir uns nicht in Gedanken dagegen auf, was eine geschichtliche Nothwendigkeit

---

1) Sainte-Beuve 1, 250 fg.

ist. Wir Deutschen sind einmal ein Volk von Nachkommen, sind mit all unserm höheren Wissen, sind selbst mit unserm Glauben immer nur Nachfolger der alten Welt; auch die es feindlich gestimmt nicht wollen, athmen nächst dem Geiste des Christenthumes unausgesetzt von dem unsterblichen Geist altclassischer Bildung, und gelänge es einem aus der Lebensluft die den inneren Menschen umgiebt diese zwei Elemente auszuscheiden, es würde nicht viel übrig bleiben um noch ein geistiges Leben damit zu fristen.

Gleich das erste Auftreten der wiedererwachenden Antike in Deutschland war von Versuchen begleitet das Drama der Alten in die Litteratur der Neuzeit einzuführen. Zunächst durch Uebersetzungen. Schon Albrecht von Eybe, ein Bambergischer Domherr und Kämmerling des Aeneäs Sylvius als dieser Pabst geworden († 1485), verdeutschte einige Stücke des Plautus (Menaechmi und Bacchides); späterhin 1486—1499 ein Bürger von Ulm, Hans Nythart, den Eunuchen des Terenz; beide indem sie die Versformen der Originale gegen Prosa vertauschten, während noch ein dritter, dessen Name nicht bekannt geworden, den ganzen Terenz in die altgewohnten deutschen Reimpaare brachte. Also lauter Komödien, nur solche Dramen die der gewohnten eigenen Uebung der Deutschen am wenigsten fern stunden, und namentlich von Albrecht von Eybe wahrhaft verdeutscht: dieser lässt sogar die antiken Personennamen fallen und nennt seine Leute Kunz und Lutz, Heinz und Fritz, Geute und Nese. Um so besser nur konnten die neuen Muster wirken; um so weniger blieb diese kunstreich sich verwickelnde, kunstreich sich entwirrende Handlung, diese schlagende Kürze und rasche Lebendigkeit von Rede und Gegenrede ein unverständlich fremdartiges Wunder, und der deutsche Leser ergab sich mit mehr Bereitwilligkeit in diese ihm ganz ungewohnte Acteintheilung, und fasste es leichter auf wenn ihm Nythart gelegentlich die Lehren des Aristoteles vom Gange der dramatischen Composition auseinander setzte.

Noch schlagender jedoch als in der Richtung und Haltung dieser Uebersetzungswerke zeigt sich die wohlthätige Befreundung welche die neue Gelehrsamkeit mit dem Altgewohnten und Ueblichen eingieng, in einem Drama von Johannes Reuchlin, dem Haupte der ganzen humanistischen Bewegung Deutschlands.

Dieser verfasste im J. 1497 eine Komödie, betitelt, wie mit prophetischem Bewusstsein dessen was kommen sollte, Scenica Progymnasmata h. e. ludicra praeexercitamenta, Vorübung im Schauspiel. Zwar in lateinischer Sprache und mit plautinisch-terentianischer Theilung von Acten und Scenen, sonst jedoch mit engster Anlehnung an den lebendigen und den deutschen Gebrauch. Gleich die Handlung erinnert durch ihre Einfachheit an die deutschen Fastnachtsspiele: ein Bauer der gerne trinkt und spielt kommt hinter ein schönes Stück Geld das seine sparsame Frau heimlich zusammengescharrt, und wird selbst wieder von seinem schelmischen Knechte darum betrogen. Dann auch deutsche Namen der Personen: der Knecht zwar heisst mit einem antiken Knechtesnamen Dromo, die Uebrigen aber Henno, Elsa, Greta. Nach jedem Acte sodann ein Gesangsstück, und diess schwerlich allein nach dem Vorbild der älteren attischen Komödie, aber nach dem der geistlichen Spiele Deutschlands, da es lauter Reimverse und die Strophen durchaus in deutscher Art und Weise gebaut sind. Endlich während jene Uebersetzungen bloss für das Lesen oder nur die in Verse gebrachten Stücke des Terenz vielleicht auch für die Aufführung bestimmt waren, ist diese Komödie wirklich aufgeführt worden, zu Heidelberg, von einer Anzahl studierender Jünglinge, vor Johann von Dalberg, Bischof von Worms, dem grossen Gönner Reuchlins.

Auf solchen Wegen trat das Vorbild der antiken Kunst vertraut und freundlich an die alteinheimische Uebung heran, ja mitten hinein in dieselbe, und vermittelte so einen stäts wirksamen Einfluss der gesammten classischen Dramatik und der classischen Studien überhaupt. Das Gebiet der Dramenstoffe, das bisher auf biblische Geschichte, Legende und Schwank begränzt gewesen, nun öffnete es sich in eine weite Freiheit hinaus, bis zu einer feineren Komik und bis zur weltlichen Geschichte, und mit der erneuten Kenntniss des Aristoteles, aus welchem schon Nythart seine Leser zu belehren gesucht, kam auch die Theorie des Dramas, wenigstens die Hauptschlagworte der Theorie kamen in Umlauf, und man lernte mit mehr Bewusstsein das Drama von den übrigen Dichtungsarten und innerhalb des Dramas wieder Tragödie und Komödie unterscheiden: nach der verwirrenden und verworrenen Praxis die bisher gegolten eine wahre Eroberung.

Nun aber erwarte man nicht gleich eine urplötzliche Umgestaltung, nicht von einem Tage zum andern eine deutsche Dramatik die in Gehalt und Form verschieden gewesen wäre von der bisherigen und statt dessen ein Seitenbild der antiken. So grosse Umwälzungen machen sich nirgend plötzlich, am wenigsten bei den Deutschen, deren Charakter, auch hierin klüger und sittlicher als der Charakter manches anderen Volkes, das Neue gern von sich selber wachsen, das Alte von sich selber abstehn lässt, und deren Geschichte ja nur darum so lehrreich für den Historiker und den Philosophen ist, weil sich bei ihnen jede entscheidende Wendung nur mit Allmählichkeit entwickelt. So mussten denn, wie überhaupt die Litteratur des 16. Jh. noch in vielen und wesentlichen Stücken auf dem alten Boden verharrte, und die ganz und eigentlich neue Litteratur überhaupt erst mit dem 17. anhebt, so mussten denn auch manche Menschenalter verstreichen ehe die litterarische Neuerung, von der wir sprechen, wirklich in Fleisch und Blut übergegangen war und der Same welchen die Reuchline geworfen seine sichtbaren und handgreiflichen und seine reifen Früchte trug. Lange Zeit hindurch flogen die neuen Theoreme nur aussen um und an, wie z. B. unser Gengenbach aus all dieser Gelehrsamkeit sich noch weiter nichts anzueignen wusste als dass er seine Zehn Alter ein Thatspiel nannte, mit einer sonst nicht üblen Verdeutschung des Wortes Drama, das ihm zu Ohren gekommen. Und selbst derjenige Dichter, der nun mit unablässigster Thätigkeit und, als der begabteste seines Jahrhunderts, auch mit dem meisten Erfolge die neu gewonnene Erweiterung der Stoffe und der Formen zu Handen nahm, selbst Hans Sachs gelangte mit all dem noch zu keiner wesentlich neuen Dramatik; auch er führte, nur in äusserlich neuer Gestaltung, mit altem Geiste das alte Wesen fort. Um so sichrer jedoch rettete er die ganze Dichtungsart aus dem Mittelalter in die neue Zeit herüber, dass diese fortfahren möchte das schwere Werk zu versuchen und fortbauen bis zur Vollendung. Ohne ihn hätte man all die neuen Regeln und Formen wohl umsonst gelernt: niemand hätte gewusst sie selbst mit unpasslichern Gehalte zu füllen wie er: er aber machte sie auch so zum Eigenthume der Litteratur. Und das ist ein grosses und unsterbliches Verdienst des Mannes.

Hans Sachs war ein Nürnberger, geb. 1494, gest. 1576,

der Sohn eines Schneiders, er selbst ein Schuster, und in der Kunst des Dichtens und Singens, im Meistergesange, die nach Sitte der Zeit auch in zünftig streng geregelter Form erlernt ward, der Lehrling eines Leinewebers. Die deutsche Litteratur kann keinen Dichter mehr aufweisen von solcher Fruchtbarkeit wie er besass: bei einer Belesenheit, die stäts sich erweiterte um ihm den Mangel einer eigentlich wissenschaftlichen Bildung zu ersetzen, bei einer Productionslust die nie ermüdete, einer Productionskraft die nie sich erschöpfte, bei einer Lebensdauer endlich die es ihm vergönnte zwei Menschenalter hindurch seinem Triebe zu folgen, brachte er die Zahl seiner sämmtlichen Gedichte auf nicht weniger denn 6048. Das sind nun freilich Gedichte von allen Maassen und Arten, und auch dem Werthe nach von sehr ungleicher Art. Man pflegt sich ihn als Meistersänger zu denken: aber grade die Meistergesänge, solche Gedichte wie er sie von jenem Leineweber hatte verfertigen lernen, bezeichnen als die unbedeutendsten auch seinen Werth am wenigsten; überhaupt muss um seine litterarhistorische Stellung zu bestimmen vieles in Abzug gebracht werden. Denn nach so viel Seiten auch Hans Sachsens Thätigkeit sich ausdehnte, sein Talent war ein ziemlich einseitiges, sein Beruf ein beschränkter. Ihm war Mutterwitz und ein gesunder Sinn für das sittlich rechte, ihm ein fröhliches Gemüth verliehen, die heitere Laune und „die Lust zu fabulieren," und jene Naivität die auch dem Spotte sein Gift benimmt: aber vom Ernste und von feiner Empfindung besass er nur so viel, dass es ihn vor leeren Spässen und blossem Geschwätz bewahrte: lyrische Sentimentalität und gar den Ernst und die Energie der Tragik, der tragischen Epik, des tragischen Dramas besass er nicht. Darum sind seine erzählenden Gedichte besser als seine lyrischen; darum die besten unter den erzählenden die scherzhaften, die s. g. Schwänke, und die besten unter den Dramen diejenigen die in den Bereich der Komödie fallen. Schon diese Einseitigkeit charakterisiert den Dichter ganz noch als Kind und Erben eines älteren Geschlechtes, als Fortsetzer einer schon früher begonnenen Litteraturperiode. Noch deutlicher wird diess wenn wir unter seinen komischen Dramen wieder die Fastnachtsspiele als die vorzüglicheren erkennen, ja wenn wir ihn diese Gedichtart überhaupt noch pflegen, wenn wir ihn die Laufbahn des Dramatikers im J.

1517 mit einem Fastnachtsspiel eröffnen, im J. 1563 mit einem Fastnachtsspiele beschliessen sehn.

Hier konnte ihm die antike Litteratur kein Vorbild geben: hier, mit seinen besten Dramen also, blieb er noch ganz bei dem heimatlich überkommenen; bei dem Allerheimatlichsten: denn das Fastnachtsspiel war ja besonders Nürnbergisch. Alterthümlich ist auch die Versform deren er sich bedient, nicht bloss in diesen Fastnachtsspielen, sondern überall: überall jene mehr als einfachen Reimpaare, in denen man bloss die Sylben zählte. Alterthümlich sodann der fortdauernde Gebrauch des Herolds (Ehrenhold nennt ihn Hans Sachs), der, mit den Standesfarben angethan, vor der Aufführung eine kurze Angabe des Inhaltes, nach derselben eine moralische Summa des Ganzen spricht und regelmässig im letzten Reime den Namen des Dichters anbringt. Endlich war auch in allem Uebrigem die Art der Aufführung seiner Stücke noch fast ganz die altherkömmliche, eine mehr oder minder öffentliche Bürgerlust, nur mit classischer Einschränkung des Personals, zunächst eine Lust des Dichters selbst welcher mit aufführte, ohne Schauspieler, ohne sonderliche Zurüstung der Bühne, mit einzigem Aufwande für Costümierung, so zwar dass die weiblichen Rollen auch jetzt noch von Männern gespielt wurden, bloss in Weiberkleidern. Ich hebe diesen letzteren Punkt besonders hervor, weil er von Gewicht ist für die Beurtheilung der mittelalterlichen und noch der ersten Dramatik der neueren Zeit, in Deutschland, in England u. s. f. Hans Sachs und Shakespeare und all jene Dichter durften den Frauen ihrer Stücke manches in den Mund legen und manches vor und zu ihnen sagen lassen was jetzt sogar ein Kotzebue für unziemlich hielte, bloss weil diese Frauen verkleidete Männer waren und die Zuschauerschaft das wusste; darin wich die Illusion der Wirklichkeit; und auch daraus, nicht allein aus dem freieren Tone der überall herrschte erklärt sich der freiere Ton der alten Bretterwelt. Uebrigens ist, um nun auch gleich einen Argwohn abzuwehren welcher sich regen könnte, Hans Sachs an keinem Orte unsittlich: unanständig mag er zuweilen sein: aber auch das nur für uns und unsre Begriffe, die noch nicht die Begriffe seiner Zeit waren.

Nun aber auch von dem Neuen das seine Dramatik hatte, von dem Reformatorischen, dem Gesichte dieses Januskopfes das verheissenden Blickes in die Zukunft schaut.

Bis auf ihn hatte es nur geistliche und Fastnachtsspiele gegeben: die letzteren zwar hielt er fest: denn er war ein Nürnberger; die geistlichen Spiele dagegen liess er grundsätzlich fallen: denn wiederum, er war ein Nürnberger, d. h. ein Protestant. Wo er noch geistliche Stoffe behandelt (und er that das in seinem höheren Alter sogar mit Vorliebe), sind sie doch niemals der Legende, und selbst dem Neuen Testament nur selten entnommen, sondern sämmtlich fast dem Alten, mithin Stoffe die den weltlichen ganz nahe stehn; und auch die Art der Behandlung ist dann eine durchaus andre als in jenen Passions- und Osterspielen: er weiss z. B. nirgend mehr von eingeschaltetem Gesange, weil ja seine römischen Vorbilder nichts davon wussten. Das Mysterium also liess er fallen: dafür dichtete er Tragödien und Komödien, und wenn er zweifelte ob dieser Name besser passe oder jener, so nannte er es bloss ein Spiel, gerade wie unsre Dichter in solcher Ungewissheit mit dem Namen Schauspiel oder Drama durchzuschleichen suchen. Ein tiefergehendes Verständniss jedoch des Unterschiedes zwischen Tragödie und Komödie verlange man von ihm nicht: die Sache war noch ganz neu, ihm und allen, und er war kein Gelehrter: da blieb er bei der äusserlichsten Auffassung stehn, und scheute sich z. B. nicht, ein Stück in welchem der Brudermord Kains vorkommt dennoch eine Komödie zu nennen, bloss weil die Leiche noch vor dem letzten Schluss von der Bühne entfernt wird[1]). Also Tragödien, Komödien und Fastnachtsspiele: da musste auch das Gebiet seiner Stoffe ein weiteres sein als die Dramatiker vor ihm jemals betreten. Und hier kam ihm denn seine staunenswerthe Belesenheit zu Statten, hier zeigt sich Erfindungsgabe und liebevolle Bekanntschaft mit den Sagen und den Märchen der Heimat. Er ist bewandert in der heil. Schrift: das versteht sich von selbst; aber er dramatisiert auch Geschichten aus Livius und Plutarch und Valerius Maximus, Novellen aus Boccaccio, Ritterromane der Franzosen und Märchen und Heldensagen der Deutschen, er schafft Allegorien mit Personen der griechisch-römischen Mythologie, und gelegentlich wieder erfindet er alles, Personen und Geschichte. Jene Belesenheit, sie war jedoch keine gelehrte: Lateinisch zwar

1) Dante betitelte eine Wanderung durch Hölle, Fegefeuer, Paradies wegen dieses frohen Schlusses „Komödie."

verstand er einigermaassen, das konnte im 16. Jh. wohl auch ein Handwerker: daher denn mehrfache Bearbeitungen auch lateinischer Dramen, wie z. B. und wohl zu beachten jenes Henno von Reuchlin. Griechisch aber verstand er nicht, und wenn er trotz dem Erzählungen des Plutarch und selbst ein Stück des Aristophanes, den Plutus, in deutsche Verse gebracht hat, so ist das durch Vermittlung lateinischer Uebersetzungen geschehen. Jedenfalls kam er mit all seinem Lesen nicht weiter als bis zu einer überfliessenden Fülle von fremden Namen und Facten, bis zum Geist der Fremde und der Vorzeit aber nicht: in Haltung und Gesinnung sind diese römischen Helden, diese Götter Griechenlands lauter gute Deutsche, Deutsche des 16. Jh. Da wird denn der bitterste Ernst welchen der Dichter meint für uns die wir solches lesen oft zur Komik, und es rächt sich doppelt dass er nicht bei seinem Leisten bleibt, dass er Tragödien unternimmt ohne ein Tragiker, dass er sich an gelehrte Stoffe wagt ohne selbst ein Gelehrter zu sein. Wie viel schöner, runder, glätter gelingt ihm alles wo er heimatlich volksmässige oder selbsterfundene Geschichten darstellt, und diese in Form der Komödien oder gar eines Nürnbergischen Fastnachtsspieles. Namentlich in letzterer Form. Die Fastnachtsspiele haben sämmtlich nach alter Art höchst einfachen Inhalt, sind mit wenigen Auftritten und einem einzigen Acte abgethan; die Komödien und die Tragödien dagegen erst mit mehreren, gewöhnlich mit fünf Acten, nach römischem Muster. Diess aber war auf die bisherigen Vorgänge eine noch grössere Neuerung und noch schwerer zu bewältigen als selbst der Unterschied von Tragödie und Komödie. Denn hier betraf es mehr als eine blosse Namengebung: hier kam es auf geistig tiefe Durchdringung des Stoffes und der Charaktere, hier auf Symmetrie im Schaffen, auf Rhythmus im Gestalten an. So vollkommen und fein organisiert war jedoch unser Dichter nicht, dafür war er zu sehr Epiker, zu wenig Lyriker, und so ist auch seine Acteintheilung mehr nur etwas äusserlich ab- und angemessenes als ein Ergebniss innerer Nothwendigkeit.

In solcher Weise, mit solchen Mitteln und Erfolgen thätig, unermüdlich schaffend, brachte Hans Sachs die Anzahl seiner dramatischen Werke auf eine Summe, mit der sich ihm kein Dichter sonst, auser etwa bei den Franzosen Charles Hardy[1]),

1) Sainte-Beuve 1, 305.

bei den Spaniern Lope de Vega, zur Seite stellen kann: in den 46 Jahren von 1517 bis 1563 nicht weniger als 59 Tragödien, 76 Komödien und Spiele, und 65 Fastnachtsspiele, zusammen grade zwei Hunderte von Dramen. Und die vertheilen sich nicht einmal gleichmässig über jene 46 Jahre: es gab Zeiten wo er gar nichts dramatisches schuf, und wieder andre wo es ihm ruckweise zu Dutzenden kam. Und zwar fällt die grössere Fruchtbarkeit grade in sein zunehmend höheres Alter: z. B. bloss in dem einen Jahre 1553 verfasste er 5 Tragödien, 5 Komödien und 8 Fastnachtsspiele: 18 Dramen bloss in dem einen 59sten Jahre seines Lebens! und wiederum 18 im 63sten, 7 Tragödien nämlich, 7 Komödien und 4 Fastnachtsspiele.

Lassen Sie uns aus diesem überreichen buntgemischten Kranze von Dichtungen zwei herausgreifen welche geeignet sind das Thun und Lassen des denkwürdigen Mannes noch anschaulicher zu vergegenwärtigen, zwei Stücke aus jenen fruchtbaren Jahren 1553 und 1557, aus dem ersteren eine Komödie, aus dem letztern ein Fastnachtsspiel. Ich wähle grade diese auch darum, weil sie einem Theile meiner verehrten Zuhörerschaft durch den erneuten Abdruck in meinem Lesebuche schon bekannt oder doch zugänglicher geworden sind.

Zuerst das Fastnachtsspiel von 1557, betitelt das Narrenschneiden. Es ist diess ein besonders charakteristischer Ausdruck und Ausfluss der satirischen Richtung welche durch inneren Zug und auf Anlass der Zeitumstände die deutsche Litteratur schon zu Ende des Mittelalters genommen hatte und dann noch mehrere Generationen darüber hinaus, noch in dem Nachmittelalter des 16. Jh. verfolgte. Wir kennen dieselbe von früheren Theilen unsrer Darstellung her. Gleich mit Beginn dieser Richtung hatte man auch begonnen all die Thorheiten und Gebrechen und Verbrechen der Menschenwelt, all die sittliche Verkehrtheit und Verderbniss als eine grosse Narrheit, das Leben und Treiben Aller gleichsam als ein einziges Fastnachtsspiel zu betrachten: man fasste den Begriff der Narrheit im alttestamentlichen Sinne, wo der Unkluge wie der Böse Narren und Thoren heissen, weil dieser wie jener von der Bahn der Weisheit weicht, nur dass hier gegen die göttliche, dort bloss gegen die menschliche Weisheit gefehlt wird.

Und von dieser Art der Weltanschauung ist das Narren-

schneiden Hans Sachsens nächst dem Narrenschiff von Sebastian Brant das berühmteste Ergebniss, seinem poetischen Werthe nach aber weit vorzüglicher als das Narrenschiff.

Die Absicht des Fastnachtsspieles ist, hinzuweisen auf die hauptsächlichsten Untugenden des Menschen, Hoffart, Geiz, Neid, Unkeuschheit, Völlerei, Zorn und Trägheit, auf den Ursprung dieser Untugenden die Eigenliebe und die Eigenwilligkeit, und damit auch auf das Mittel zu deren Unterdrückung, nämlich Selbstbeherrschung und Erkenntniss seiner selbst und andrer. Originell ist nun (ich wenigstens kenne kein älteres Beispiel solcher Fassung) wie diess alles zur dramatischen Anschauung gebracht, wie die Summe all jener Laster nebst den übrigen die noch daran hangen in der Person eines einzigen Menschen, gleichsam des Urnarren, gezogen wird. Ein Arzt tritt vor die Gesellschaft die zur Fastnachtlust sich versammelt hat; er sei herauf beschieden worden um hier etlichen Kranken zu helfen; er habe auch Hilfe gegen alle Krankheiten; und dessen zur Bewährung hebt er sein Doctordiplom mit dem Siegel daran in die Höhe. Nach längerem wie es beinah scheint vergeblichen Warten kommt endlich der grossbauchige Kranke an zwei Krücken hervorgehinkt und klagt sein Leid, wie er geschwollen sei, wie es sich Tag und Nacht in ihm rühre und zapple, und keine Purganz wolle helfen. Der Doctor forscht dem Uebel in der bekannten Weise früherer Zeiten nach, und siehe da! der Mensch steckt voller Narren. Der Kranke glaubt das ungern und erst als er in einem vorgehaltenen Spiegel seine Narrenohren sieht. Nun aber, wie helfen? Der Arzt erklärt, dem Uebel sei nur beizukommen durch Aufschneiden des Bauches; er wolle es der Armuth des Kranken wegen umsonst thun; letzterer entschliesst sich mühsam und halb überwältigt. Nun beginnt die Operation unter beständigem Zetergeschrei des Geschnittenen; einen Narren nach dem andern holt die Zange des Arztes heraus: den grossköpfigen Narren der Hoffart, den viereckichten des Geizes, den bleichen und dürren des Neides, den der Unkeuschheit der wie ein Haufen Kehricht herunterhängt; sodann den der Völlerei; wieder einen der dem Arzt in die Zange beisst, das ist der Narr des Zornes; nach diesen noch einen, schwer wie ein gross Stück Holz, den der Trägheit; endlich, da der Bauch gleichwohl hart und geschwollen bleibt, auch noch das Narrennest, sonst würde ja der Kranke

nur wieder junge Narren ausbrüten. Das ist ein wilder wüster Klumpen in welchem noch allerlei beisammen steckt, falsche Juristen, Alchymisten, Wuchrer, Lügner, Spottvögel, Grobiane, Eifersüchtler, „Spieler, Schützen und Jägersleut Die viel verthun um kleine Beut, Summa Summarum wie sie gnannt Dr. Sebastianus Brand in seinem Narrenschiff zu fahren.“ Das Nest wird in die Pegnitz geworfen, den Fluss an welchem Nürnberg liegt, und der Kranke wieder zugenäht. Der steht auf und hüpft und springt in den Freuden seiner neuen Gesundheit: „Wie hatten mich die Narrn besessen! Sagt, hatt' ichs trunken oder gessen! Fort wollt' ich meiden solche Speis.“ Nein, erwiedert der Arzt, „Von dem kamen die Narren dein, Dass dir gefiel dein Sinn allein, Und liesst deim eignen Willen Raum.“ Der Kranke verspricht sich in Zukunft besser zu halten; „O wie ohn Zahl in dieser Stadt Weiss ich armer und reicher Knaben Die auch mein schwere Krankheit haben, Die doch selber empfinden nicht Noch wissen was ihnen doch gebricht. Die will ich all zu euch bescheiden, Dass ihr ihn müsst den Narren schneiden: Da werdt ihr Gelds gnug überkommen, Weil ihr von mir nichts habt genommen.“ Er dankt und geht. Der Knecht ruft die Wohnung seines Meisters aus; dieser selbst aber schliesst, indem er noch ein gutes Recept gegen jene Krankheit angiebt: „Ein jeglicher dieweil er lebt, Lass er sein Vernunft Meister sein Und reit sich selbst im Zaum allein, Und thu sich fleissiglich umschauen Bei Reich und Arm, bei Mann und Frauen, Und wen ein Ding übel ansteh, Dass er desselben müssig geh, Richt sein Gedanken, Wort und That Nach weiser Leute Lehr und Rath. Zu Pfand setz ich ihm Treu und Ehr Dass alsdenn bei ihm nimmermehr Gemeldter Narren keiner wachs, Wünscht euch mit guter Nacht H. S.“

Dieses Fastnachtsspiel kann uns beides belegen, die Erfindungsgabe des Dichters und den sittlichen Ernst seines Gemüthes welcher die Fastnacht wählt um sich auszusprechen, aber gemäss dieser Zeit sich hinter schalkhafte Formen birgt. Letztere Eigenschaft hat ihren Theil auch an dem andern Drama, der Komödie von den ungleichen Kindern Evae, wie sie Gott der Herr anredt; eigne freie Erfindung dagegen hat hier weniger gewaltet: dieser Stoff lag schon als Märchen des Volkes vor: hier war die Aufgabe des Dichters und ist sein Verdienst nur die angemessene Gestaltung in Dramenform.

An zwei Orten weist uns das alte Testament darauf hin, woher nach der ursprünglichen Gleichgeschaffenheit der Menschen die Rechts- und Standesungleichheit gekommen sei, in der Geschichte der Söhne Noahs welche den Gegensatz von Freiheit und Knechtschaft auf die sittliche Ungleichheit dieser Urväter des neuen Menschengeschlechts zurückführt, und mehr mit Berücksichtigung des verschiedenen Berufes, der aber natürlicher Weise auch Verschiedenheit der Standesrechte mit sich bringt, in der Geschichte Kains des Brudermörders, welcher als Ahnherr der wandernden Hirten, der Spielleute und der Schmiede bezeichnet wird, so dass die harten unstäten Gewerbsarten und die der Mensch nur treibt um anderen zu dienen dargestellt werden als Folge der ersten grossen im Erdenleben begangenen Sünde. Diese für Geschichte und Recht bedeutsamen Ueberlieferungen nahm das Mittelalter in das vollste Leben seines Ideenkreises auf, und wie die Rechtslehre sie benützte, so baute auch die Phantasie des Volkes unbefangen und harmlos auf ihrem Grunde und in ihrer Richtung weiter und schuf daraus ein Märchen das zu den beliebtesten gehörte, das wiederholendlich selbst von Gelehrten mit Heiterkeit vorgetragen ward[1]), und mehr als einmal, in verschiedener Form, auch von unserm Dichter. Am einfachsten in einem Schwanke vom J. 1558, dessen Inhalt, in Prosa übertragen, folgender ist. Als Adam und Eva aus dem Paradies vertrieben waren, bauten sie die unfruchtbare Erde und erzeugten viele Kinder mit einander. Nach Verlauf einiger Zeit liess ihnen der allmächtige Gott durch einen Engel entbieten dass er zu ihnen kommen und ihren Haushalt schauen wolle. Da war Eva froh der Gnade Gottes, kehrte das ganze Haus und

1) Bl. f. litt. Unterh. 1846. No. 222. 223. Leseb. 3, 1, 369. Pfeiffers Germania 10, 429 ff. [Span. Dorfgeschichten von Fernan Caballero: Ehre ist mehr werth als Würden Cap. I (Deutsch v. Lemcke, Paderb. 1862, S. 164 fg.) „ihr müsst wissen, dass die Apostel den Herrn eines Tages um Erlaubniss baten ihm ihre Kinder zu bringen, und der Herr gewährte es ihnen. Da brachten sie ihm denn die grössten und schön ordentlich gekleideten, und der Herr sah sie und beschenkte sie. Als das aber nun die jüngeren und noch 165 nackten erfahren, da wollten sie auch hin, und die Apostel kamen wieder mit dieser Bitte zu dem Herrn. Aber der Herr antwortete ihnen: „Nein, die mögen bleiben und die andern bedienen.“ Und daraus seht Ihr, warum Einige geboren werden zu dienen, und Andere um bedient zu werden.“]

schmückte es mit Gras und Blumen, badete und strählte ihre schönsten Kinder, legte ihnen frischgewaschene Hemden an und ermahnte sie wie sie vor dem Herrn sich höflich neigen, ihm die Hände bieten und züchtig prangen sollten. Ihre ungestalten Kinder hingegen barg sie ins Stroh und Heu oder versteckte sie ins Ofenloch, aus Furcht, der Herr würde über diese sein Missfallen äussern. Als nun Gott der Herr eintrat, standen die schönen Kinder in der Reihe da, empfiengen ihn, neigten sich, boten ihm die Hände und knieten nieder. Der Herr aber fieng an sie zu segnen, legte seine Hände auf den ersten Knaben und sprach: „Du sollst ein gewaltiger König werden,“ zu dem zweiten: „Du ein Fürst,“ zu dem dritten: „Du ein Graf,“ zu dem vierten: „Du ein Ritter,“ zu dem fünften: „Du ein Edelmann,“ zu dem sechsten: „Sei ein Bürger (d. h. ein Patricier),“ zu dem siebenten: „Sei ein Kaufmann,“ zu dem achten: „Du werde ein gelehrter Doctor,“ gab ihnen also allen seinen reichen Segen. Eva jedoch, diess mit ansehend und die Milde des Herrn erwägend, gedachte: „Ich will auch meine ungestalten Kinder holen, dass sich Gott ihrer erbarme,“ lief hin und langte sie aus dem Stroh und Heu und dem Ofenloch und führte sie vor Gott, eine unlustige, russige, gestrobelte, grobe, beschmutzte Rotte. Da lächelte der Herr, sah alles an und sprach: „Ich will sie auch segnen,“ legte dem ersten die Hände auf: „Du sollst werden ein Bauer,“ dem andern: „Du ein Fischer,“ dem dritten: „Sei ein Schmied,“ dem vierten: „Sei ein Lederer,“ dem fünften: „Ein Weber,“ dem sechsten: „Ein Schuster,“ dem siebenten: „Ein Schneider,“ dem achten: „Ein Hafner,“ dem neunten: „Ein Karrenmann,“ dem zehnten: „Ein Schiffmann,“ dem elften: „Ein Bote,“ dem zwölften: „Du sollst ein Hausknecht bleiben dieweil du lebest.“ Als Eva dieses alles hörte, sprach sie: „Herr, wie theilst du deinen Segen so ungleich? Hab' ich doch alle Kinder geboren, und deine Gnade sollte über alle gleich ergehn.“ Der Herr aber erwiederte: „Eva, das verstehst du nicht. Mir gebührt und ist Noth dass ich die ganze Welt mit deinen Kindern versehe; wenn sie alle Fürsten und Herren wären, wer sollte Korn bauen, dreschen, mahlen und backen? wer schmieden, weben, zimmern, bauen, graben, schneiden und nähen? Jeder soll seinen Stand vertreten, dass einer den andern erhalte, und alle ernährt werden wie im Leibe die Glieder.“ Da antwortete Frau Eva:

„Ach Herr, vergieb! ich war zu rasch, dass ich dir einredete; dein göttlicher Wille geschehe an meinen Kindern!“ So das Volksmärchen; mit kindlich leichtem Sinne begründet es den Unterschied der Stände nicht auf einen sittlichen Unterschied zwischen jenen ersten Kindern, sondern theils nur auf den von Wohlgestalt und Missgestalt, theils und noch mehr auf die Schuld Evas die den Herrn hintergehen will, theils sogar auf eine Art von Laune Gottes. Auf bessere Motive gieng, wie wie sich gebührte, Hans Sachs bei der Dramatisierung aus; er versuchte diese zweimal in einem und demselben Jahre, 1553. Zuerst schrieb er da ein „Spiel,“ wie der Herr Evae Kinder segnet; auch hier sind es schöne und hässliche von Anfangs gezeigte und noch zurückgehaltene Kinder, zugleich aber auch gute und böse, indem die ersteren auf Gottes Geheiss und Frage ihre Gebetlein wohl hersagen können, die später geholten dagegen nicht. Sodann, keine zwei Monate später, die Komödie die unsrer Besprechung vorliegt: hier ist mit jenem Märchen noch die Mordthat Kains verflochten, damit an die Spitze der guten Kinder Abel, an die der bösen Kain könne gestellt werden, und Eva verbirgt auch die bösen Kinder nicht, die Unsauberkeit in welcher sie erscheinen ist allein von ihnen selbst verschuldet; hier geht also der Dichter zu einem guten Theil auf die biblische Urgeschichte zurück. Die nächste Anregung aber zu diesem zweiten Drama gab ihm, wie er selbst berichtet, Philipp Melanchthon durch eine Erzählung des Märchens in lateinischer Prosa, obschon dieselbe eigentlich nur zu dem älteren Spiele stimmt, von dem Morde nicht erzählt, wohl aber vom Verstecken der Kinder. Sie sehn mit wie besondrem Wohlgefallen Hans Sachs bei dem ernsten Scherz dieser Apocryphe verweilte: in wenigen Jahren hat er dieselbe dreimal, in dem einen sogar zweimal bearbeitet. Und diese verschiednen Bearbeitungen gegen einander zu stellen ist von Interesse für die Beurtheilung des Dichters. In der bloss erzählenden hält er sich gut episch an das Märchen selbst in seiner alten echten Gestalt, wo die Kinder ohne bestimmten Charakter und selber ganz schuldlos sind an dem Schicksale das Gott ihnen zuweist. Bei der Dramatisierung wäre das gleiche nicht wohl angegangen: daher wird schon in der ersten ein sittliches Motiv wenigstens hinzugefügt, und in der zweiten, die natürlich auch die bessere sein sollte, wirkt

dieses ganz allein: keine Versteckung, keine Verspätung der Kinder, sondern nur die einen fromm und gesittet, die andern ungesittet und unfromm, und mit echt dramatischer Individualisierung treten aus den zwei entgegengesetzten Haufen zwei Hauptpersonen, zwei bestimmt abgegrenzte Charaktere hervor und einander entgegen, Abel und Kain. In solcher Art ist schon die Composition des Ganzen mit Geschick gehandhabt; gar lobenswerth aber ist wegen ihres Reichthums an drastischen Zügen die Ausführung. Mit welcher schalkhaften Naivität setzt sich z. B. der Dichter über alle historische Möglichkeit hinweg, indem er Gott eine förmliche Kinderlehre halten, die Kinder eins nach dem andern die zehn Gebote, das Vaterunser und den christlichen Glauben hersagen und auf alle Katechismusfragen auch beinahe wörtlich wie aus dem Katechismus Lutheri antworten lässt; dabei eben besteht die Rotte Kains sehr in Unehren und Kain selbst betet das Vaterunser so: „O Vater Himmel unser, Lass uns allhie dein Reich geschehen, In Himmel und in Erden sehen, Gieb uns Schuld und täglich viel Brot, Und alles Uebel, Angst und Noth. Amen.“ Und den Glauben bekennt Dathan: „Ich glaub an Gott, Himmel und Erden, Und auch des Samens Weib muss werden, Und des heiligen Geistes Namen, Die Sünde, Fleisch und Leben. Amen.“ Denn das Ganze sollte eine Komödie sein, und solche Dichter-Keckheiten konnten den Reiz der Komik nur verschärfen; zudem war es noch auf einen anderen Zweck abgesehn: diese von Gott selbst gehaltene Kinderlehre wird sichtlich im Interesse der Lutherischen Reformation gehalten, und der Unglaube und die Unwissenheit der missrathenen Kinder kehren mehrfach eine papistische Farbe heraus.

Ein grosser Fehler jedoch an welchem dieses Drama leidet ist vorher schon angedeutet worden: es soll eine Komödie sein, und ist auch in den meisten Theilen ganz als eine solche ausgeführt; gleichwohl kommt darin auch die Ermordung Abels, es kommt das Urtheil über den Mörder darin vor, Ereignisse von wesentlich tragischer Art. Ein antiker oder ein guter neuerer Dichter hätte sich diess widerstrebende Gemisch, bei welchem alle Einheit der Stimmung, ja selbst die Einheit der Idee verloren geht, schwerlich zu Schulden kommen lassen. Hans Sachs aber, höchst unbefangen, setzt sich auch darüber hinweg: die Engel tragen ja die Leiche fort, und an Kains Stelle wird Seth

zum Erstgeborenen eingesetzt: da ist ja der Ausgang ein ganz heiterer, da ist es ja doch eine Komödie. Allerdings wäre auch ohne jene tragische Einschaltung keine rechte Dramatisierung, ohne sie nämlich keine individuelle Charakteristik möglich gewesen, so dass Lob und Tadel des Stückes wirklich in einem und demselben Punkte zusammentreffen. Entweder musste Hans Sachs aus dieser Geschichte gar kein Drama machen, oder wenn er es einmal that, dann auf diese Art; mit den blossen Personen und Namen Abel und Kain, ohne den Tod des ersteren, gieng es nicht, da schon hinter diesen Namen allein immer doch der Gedanke an den kommenden Brudermord gelegen und unheimlich gedroht hätte. Auf einen zweiten vielleicht noch grösseren Fehler macht uns die Schlussrede des Herolds aufmerksam. Bis zu dieser Schlussrede konnte man meinen, die Idee, welche Hans Sachs durch sein Drama veranschaulichen wollte, sei dieselbe, die dem alten Märchen zu Grunde liege, dass nämlich die Berufs- und Standesungleichheit der Menschen schon durch die ersten Eltern und Kinder verschuldet und dass sie eine Anordnung der göttlichen Gnade und Gerechtigkeit selber sei. In dem Epilog aber, welcher doch die Moral des Ganzen geben soll, in welchem der Dichter sagen will, was er durch seine Dichtung zu lehren bezwecke und was der Zuschauer daraus zu seinem Besten lernen könne, berührt Hans Sachs jenen Gedanken des Märchens gar nicht; er stellt da gar keinen einheitlichen Mittelgedanken auf, sondern neben und nach einander vereinzelte lehrhafte Beziehungen, dass Adam und Eva an den Sündenfall und dessen Folge erinnern sollen, dass Abel die Gottesfurcht zeige und Kain die Gottlosigkeit, und dass Gottes Auftreten die Zuversicht auf Gott erwecken und bekräftigen solle. Vielleicht aber ist zu Ehren des Dichters anzunehmen, dass er den eigentlichen Grundgedanken nur darum nicht noch eigens hervorgehoben habe, weil er meinte, der verstehe sich von selbst, und es genüge deshalb, wenn er nur auf die andren untergeordneten Lehren hinweise. Vielleicht, jedoch nicht wahrscheinlich.

So ist an dem einen Theile von Hans Sachsens Werken weniger, an andern mehr, immerhin aber an fast allen zu tadeln, sobald man an sie den Maassstab absoluter Kunstgesetze legt. Indessen schon bei solcher strengeren Beurtheilung wird unser Gemüth dennoch von achtungsvoller Rührung erfüllt, wenn

wir den Jüngling, den Mann und noch den Greis immerfort, unermüdet, unablässig ankämpfen sehn gegen die Unzulänglichkeit des an Fähigkeit und Bildung ihm verliehenen Maasses, ihn ankämpfen sehen nach einem Ziele hin das ihm und seiner Zeit noch unerreichbar in weiter Ferne stand. Wie viel mehr aber muss sich die Achtung und Anerkennung steigern, wenn wir, billiger noch und gerechter, ein Urtheil mehr von relativer Art walten lassen, wenn wir Zeit und Boden nicht aus dem Auge verlieren in denen der Dichter wurzelte, wenn wir zurückblicken auf das Vorangegangene und hin auf das Geschlecht das mit ihm lebte und nach ihm. Da wahrlich verstummt jenes halb mitleidige Lob, und vor uns steht ein Dichter, dessen Liebenswürdigkeit uns gewinnt, dessen ungewöhnliche Grösse wir bewundern müssen.

Wohl war Hans Sachs der Sohn seiner Zeit, aber in allen Dingen der erstgeborene Sohn; er mit seinen Dramen darf uns nicht bloss Stellvertreter aller übrigen sein: er muss uns auch als deren Führer, als überragendes Haupt derselben gelten. Wir werden deshalb an diesen Uebrigen kein grosses Unrecht thun, wenn wir sie mit kürzeren schnelleren Worten abmachen und nur mit eilend leichter Berührung an dem vorübergehn, was auch sie geleistet und verfehlt, wie auch sie gesucht und gestrebt, und geirrt, theilweis sogar bis zu entschiedenem Rückschritte geirrt haben. Schon so gekürzt ist die Erörterung eben kein erquickliches Geschäft und ich bedauere, von der Geschichte genöthigt, grade damit den Schluss bereiten zu müssen.

Gross, überaus gross ist die Menge derer, die das 16. Jh. hindurch Dramen von höherer Kunst der Form, von weiterer Ausdehnung des Stoffgebietes, so wie die Antike es gelehrt und das lebendige Beispiel Hans Sachsens es gezeigt hatte, zu dichten suchten und vermeinten. Von bedeutenden Namen ist darunter kaum ein einziger mehr: aber auch so ist die Erscheinung charakteristisch: es waltete ein massenhaftes Bewusstsein von der Wichtigkeit der Aufgabe; allen Versmachern, dem ganzen Volk ahnte etwas von diesem Ziel der werdenden Litteratur. Aller Orten, namentlich in den grösseren Städten dramatische Aufführungen, bald in vollster Oeffentlichkeit durch Bürger die sich zusammengethan oder durch die Meistersänger des Ortes[1]), bald

1) Heinr. Schreiber a. a. O. 21.

in beschränkterer durch die Studenten und Schüler, durch diese dann nicht selten in den beiden Sprachen des Alterthums[1]), immer aber an festlicheren Tagen, wo eine Erholung und Erhebung durch das Wort des Dichters passlich und das Spiel keine Vernachlässigung der Arbeit war, zur Fastnacht also, bei Schulfeierlichkeiten, und an Festen der Kirche. Für Basel können wir Beispiele solcher Aufführungen namentlich aus der Lebensbeschreibung Felix Platters[2]) schöpfen: da ward einmal Pauli Bekehrung, die Valentin Bolz von Ruffach gedichtet, auf dem Kornmarkt, die keusche Susanna auf dem Fischmarkt, im Gymnasium die Hypocrisis, ein lateinisches Stück, und alljährlich beim Rectoratsessen von den Studenten eine Komödie in der Augustinerkirche gespielt. Für die keusche Susanna war die Bühne über dem Brunnen auf dem Fischmarkt geschlagen, und Susanna wusch sich aus eben diesem Brunnen; bei Pauli Bekehrung war der Himmel aus welchem Gott blitzte oben am Pfauen angebracht: der Blitz war eine feurige Rakete, „so dem Saulo als er vom Ross fiel die Hosen anzündet.“ Noch schlimmer wäre es fast bei einem Studentenspiel gegangen, dem Hamanus, der Geschichte von Esther und Haman: hier blieb ein Sohn des letztern, welcher gehenkt ward, durch einen Fehltritt wirklich hangen, „und hett der Henker nit gleich den Strick abgeschnitten, wäre er erworgt; hat davon ein rothen Striemen um den Hals bekommen.“ Mit den Aufführungen im Gymnasium verband sich um die Kinder ihren Eltern überall und besser zu zeigen, ein Umzug derselben durch die ganze Stadt. So bei der Hypocrisis, wo Felix Platter eine Gratie spielte. „Man legt mir,“ so berichtet er, „der Herwagenen Tochter Gertrud Kleider an, die mir zu lang, also dass ich im Umherziehn durch die Stadt die Kleider nit aufheben konnt und sehr verwüstet; musst auf dem Fischmarkt in meines Schneiders Haus von denen, so umzogen, abweichen und daselbst die Kleider waschen. Zwingerus war die Psyche, Scalerus (Scholer) die Hypocrisis. Gieng wohl ab, allein der Regen kam zuletzt, welcher das Spiel verderbt und macht dass wir uns verwüsten.“ Die Spiellust war allgemein, doppelt gross aber unter der Jugend durch solche Schulkomödien und

1) Streuber, Sonntagstheater 47. Felix Platter 122 fgg.
2) S. 122 fgg.

durch das Beispiel der Alten. Felix Platter erzählt: „Wir Knaben also jung wollten unterweilen Spiele machen. In meines Vaters Höflein wollten wir auch den Saulum spielen, weil wir etlich Sprüch aus der Burger Spiel gelernt hatten. Der Roll war Saulus, und ich der Herrgott, sass auf dem Hühnersteglein, hatt ein Scheit für einen Blitzstral, und als der Roll auf einem Scheit vorüber ritt gen Damascum, warf ich den Stral nach ihm, traf ihn auf ein Auge, dass er blutete und weinte, und sprach, er wäre arm und von den Seinen verlassen, darum plagten wir ihn, es werde uns auch noch dazu kommen. Das gieng mir zu Herzen, hab oft daran in der Fremde, wo mir etwas widerwärtiges widerfuhr, gedacht.“ Die Spiellust war allgemein, hier in Basel und anderswo: die Obrigkeiten traten ihr so wenig entgegen, dass sie ihr gelegentlich sogar Vorschub leisteten. Als im J. 1598 die Meistersänger zu Freiburg im Breisgau die Enthauptung Johannis aufführen wollten, bedrohte der Stadtrath jeden mit Thurmstrafe der nicht zu den Proben kommen würde[1]). Man brauchte jedoch nur solche bequeme Trägheit zu strafen, denn sonst fehlte es gar nicht an Theilnahme: eben dort gereichte es zur Empfehlung, in einem Stücke mitgespielt zu haben, und es konnte z. B. ein Student der eines Sonntags die keusche Lucretia hatte aufführen helfen darauf betteln, indem er des Montags, noch mit den Kleidern und dem Barte seiner Rolle angethan, vor die Häuser gieng[2]). Die Spiellust war allgemein, Jeder drängte sich Theil zu nehmen, und es kam jetzt noch und kam aufs neue wie im Mittelalter, dass die Bürger zu Hunderten mitwirkten. So in jenem Stücke von Pauli Bekehrung: „Der Rudolf Frei war Hauptmann, hatte bei hundert Bürger, alle in seiner Farb angethan, unter seinem Fähnlein[3]).“ Diese Hundert hatten natürlich bloss eine stumme Rolle: aber es gab Dramen wo ebensoviel und noch mehr neben und nach einander auch zum Mitsprechen kamen. In dem Saul von Matthias Holzwart traten hundert redende und fünfhundert stumme Personen auf. Dergleichen aber ward nur möglich indem man auch sonst mit der Composition ins Maasslose und Ungeheure und aus dem Drama zurück in die Epik sich verlor. Dieser Saul z. B. be-

1) Schreiber a. a. O. 21. 2) Ebenda 22.
3) Fel. Platter 122.

fasste nicht weniger denn zehn Acte, ein andres aus dem Spanischen herübergenommenes Stück, Calixtus und Meliböa, deren sogar 19 [1]); Johannes Brummer brachte den Verlauf der ganzen Apostelgeschichte in eine einzige Tragicokomödie: zur Aufführung derselben waren 246 Personen erforderlich. Solche Dramen waren dann auch nicht auf einmal abzüthun, und man musste wie vordem die Fortsetzung an einem zweiten Tage folgen lassen. Der Saul und diese Apostelgeschichte sind von den Jahren 1571 und 1592, sind also nach dem Tode, nach dem vorangegangenen Leben und Wirken Hans Sachsens gedichtet, und doch haben die Verfasser keine beschränkende Mässigung von ihm gelernt, sind maasslos trotz einem Dramatiker des Mittelalters. Und noch in anderen Beziehungen führt letzteres immer noch sein Leben fort, oder besser, sein langsames Sterben. Neben Stücken von entschieden protestantischer Tendenz, z. B. dem „lustigen Gespräch zwischen etlichen Personen von wegen der Mess, wie sie in tödlicher und schwerer Krankheit liegt und ihr nimmermehr zu helfen ist [2])“ oder dem „Neuen deutschen Bileamsesel, wie die schöne Germania durch arge List und Zauberei ist zur Pabsteselinn transformieret worden, jezund aber, als sie vom Wasser aus dem weissen Berge (Wittenberg) fliessend getrunken, durch Gottes Genad schier wieder zu ihrem rechten Aufsitzer gekommen [3]),“ neben und trotz solchen Stücken kam doch unter den Protestanten selbst und gänzlich gegen ihr eigenes Wollen beinah wieder das alte Mysterium auf. Schon bei Hans Sachs, indem er gegen das Ende seines Lebens sich mit den Tragödien fast ganz auf biblische Stoffe einschränkte; noch häufiger dergleichen bei den andern und sogar späteren, und hier ebensowohl mit Benutzung des neuen als des alten Testaments, während Hans Sachs, auch so noch immer einen richtigen Tact beobachtend, alttestamentlichen Stoffen den Vorzug gab. Die weltliche Tragödie gieng darüber fast von neuem verloren: aus der Profangeschichte, aus Romanen, aus Novellen glaubte man nur Komödien und Fastnachtsspiele schöpfen zu dürfen; und ward einmal ein Stoff dieser Art in ernsterer Form behandelt, so schlug sie doch, wiederum ganz mittelalterlich, stellenweis gern in das Tragi-

1) Gottsched 1, 52 fg. 2) Ebenda 1, 83.

3) Ebenda 1, 54.

komische um. Z. B. das Spiel der Urner von Wilhelm Tellen, ihrem Landsmann und ersten Eidgenossen, geht sonst in guter durchweg ernster Haltung einher: doch aber muss, nachdem der Herold schon den Beschluss gesprochen, noch der Narr auftreten und wenn nicht durch närrische Worte, doch durch seine Kleidung und die Gebärden mit denen er spricht das Ganze in einen lächerlichen Schnörkel wenigstens endigen lassen. Also auf mehrerlei Weisen und Wegen Rückfälle in die mittelalterliche Dramatik: gleichwohl schritt auch die Befreundung mit der Antike ununterbrochen fort, und die Zahl der Bearbeitungen griechischer und römischer Tragödien und Komödien mehrte sich fast alljährlich; ja zwei Baslerische Dichter, Sixt Birck und Johannes Kolross, versuchten selbst die Wiedereinführung des antiken Chorgesanges[1]): es sind das zugleich die ersten Versuche der neueren deutschen Litteratur im Vers- und Strophenbau des classischen Alterthumes.

In solcher Art war das 16. Jh. auch für das Drama Deutschlands eine Zeit höchst unklarer Gährung und einer Gährung die vor Langerweile fast wieder in sich selbst ermattete: Altes kämpfte mit Neuem, Einheimisches mit Fremdem, beides jedoch ohne die rechte Kraft: denn das Alteinheimische war in sich abgestanden, und das Neue und Fremde für jezo nur ein Haufe von Theoremen die unter die Menge geworfen waren, zu denen aber noch die entsprechenden Mittel der Verwirklichung fehlten. Ganz derselbe Zustand nach denselben Vorgängen und Anlässen[2]) war gleichzeitig über England und Frankreich gekommen: da äusserte sich die unruhige Verwirrung der Kunst selbst in einer abenteuerlich gemischten Namengebung: sie seien die besten Schauspieler, rühmen sich die welche in Shakespeares Hamlet auftreten, die besten Schauspieler in Tragödie, Komödie, Historie, Pastorale, Pastoral-Comicale, Historical-Pastorale, Tragical-Histo-

---

1) [Paul Rebhuns ähnliche Versuche, auch bezüglich der Einführung antiker Versmaasse: Paul Rebhuns Dramen, herausgeg. von Hermann Palm. Stuttgart, litt. Verein, 1859.]

2) Frankreich: Antikes Drama: Sainte-Beuve 1, 260 fg. Moralitäten nach Art der Mysterien: Sainte-Beuve 1, 251 fg. Sonstige Fortdauer des mittelalterl. Dramas: 274.

ricale, Tragical-Comical-Historical-Pastorale u. s. f.[1]), und eben so gegen das J. 1600 auf dem Repertoire der französischen Bühnen[2]). Die Deutschen liessen sich auf solche Spitzfindigkeit der Namen nicht ein: vielleicht aber war bei ihnen die Verwirrung der Dinge darum nur noch grösser. Sie stunden da, ein litterarisches Geschlecht welches das Sollen und Wollen in sich trug: aber ihnen gebrach das Können; sie stunden da wie Tantalus: sie streckten die Hand aus nach der goldenen Frucht: aber immer trieb die Strömung des abfliessenden Mittelalters sie zurück, und sie mussten es büssen, dass sie unverstandene Geheimnisse einer Gottheit den Menschen hatten verrathen wollen. Seinen Mittelpunkt hat dieses Geschlecht in Hans Sachs, in ihm ist all dieses Treiben gleichsam personificiert: aber schon deshalb hier nicht so unbehaglich: was um ihn her vielköpfig aus einander fährt, er vereinigt es innerhalb der festen Grenzen einer grossen und ganzen Persönlichkeit; und eben einer grossen: mag auch er inmitten seiner Zeit stehn, er ist die hoch emporragende Mitte.

Auf zwiefachem Wege endlich ward diese grosse, hundert Jahr lang wühlende Verwirrung des deutschen Dramas beruhigt und abgeschlossen und der Same den die Studien des classischen Alterthumes ausgestreut zu einem gesunderen und mehr nachhaltigen Aufgang gebracht. Einmal indem nach Beginn des 17. Jh. die ganze gesammte Litteratur der Deutschen, die Poesie wie die Prosa, sich von Grund auf erneuerte, endlich jetzt, gleichsam zertreten von den ehernen Schritten des dreissigjährigen Krieges, auch in der Litteratur das Mittelalter vollkommen zu Grunde gieng, und eine neue Zeit anhob und ein Geschlecht erstand von höherer Bildung, von besserem Berufe zur Classicität; indem namentlich eine neue Lyrik begründet und damit auch dem Drama, das bisher immer noch und auch bei Hans Sachs viel zu episch gewesen, eine tiefer gehende lyrische Beseelung gesichert ward. Dann aber brachte die gleiche Zeit noch für das Drama insbesondere einen Fortschritt von kaum zu ermessendem Folgenreichthum. Jetzt nämlich, jetzt zuerst auch in Deutschland, bildete sich ein eigener Stand und Beruf wirklicher

1) Hamlet 2, 2.
2) Sainte-Beuve 1, 296.

Schauspieler. Man ward mit der Möglichkeit eines solchen von England her bekannt: vom ersten Jahre des 17. Jh. an bis um die Mitte desselben durchzogen Englische Komödianten, nachdem sie vorher schon in Holland den Continent betreten hatten, die Städte und die Höfe Deutschlands und spielten, überall willkommen geheissen, ja mit Ehren aller Art ausgezeichnet, ihre theils aus dem Englischen verdeutschten, theils nur in Englischer Art neu verfassten Stücke[1]); hieher nach Basel kamen sie erst im J. 1651, wiederholten aber den Besuch gleich in den folgenden Jahren. Das Beispiel dieser Engländer weckte durch ganz Deutschland die Nachahmung: Jünglinge selbst von guter Herkunft schlossen sich ihnen an; andre gründeten für sich neue deutsche Gesellschaften. Denn unehrenhaft fand man diesen Beruf erst gegen das Ende des 17. Jh.: erst da fieng die eifernde Geistlichkeit an, wie z. B. der jüngere Lassenius, dessen Vater selbst zuerst Schauspieler, dann Prediger gewesen, die Komödianten zusammenzustellen mit „Gaukel- und Taschenspielern, Quacksalbern, Zahnbrechern, Glückstöpfern und dergleichen Geschmeiss und Gesind, so zu anders nichts dienet, dann dem gemeinen Mann fein artlich und mit einer guten Manier das Geld aus dem Beutel zu ziehen[2])." Ein Glück dass diese Beurtheilung nicht schon früher, nicht von jeher und überall gegolten: denn ohne Schauspieler ist auch kein Drama möglich, und mit dem Theater steht und fällt die letzte Vollendung aller Dichtkunst.

Dass unsere Dichtkunst ihre Vollendung durch das Drama gefunden, dankt sie zunächst und zuletzt jenen Englischen Komödianten. Sie waren es, die der deutschen Dramenlitteratur neue Stoffe, neue Formen der Behandlung, z. B. den prosaischen Dialog, die ihr Shakespearische Muster und Muster seiner grossen Zeitgenossen zuführten[3]), die das weltliche Drama wieder zu

---

1) Gedruckte Sammlung derselben: Englische Komedien und Tragedien sampt dem Pickelhering 1620, andrer Theil 1630.

2) A. Hagen, Shakespeares erstes Erscheinen auf den Bühnen Deutschlands S. 10.

3) [Shakespears und seiner älteren Zeitgenossen Einfluss auf die deutsche Litteratur seit den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrh. zeigt sich am ersten und bedeutend in den Dramen des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig-Lüneburg, geb. 1564, gest. 1613: die Schauspiele des Her-

Ehren brachten, die dem beliebten komischen Element der Tragödie die gebührende Unterordnung und eine mehr künstlerische Einordnung zuwiesen: lediglich durch solche Beispiele ist es einem zweiten Nürnbergischen Dichter, Jacob Ayrer, möglich geworden sich theilweis über Hans Sachs zu erheben, so weit er auch sonst, was Beruf und eigene Fähigkeit betrifft, demselben nachsteht. Die Hauptsache jedoch und wesentlich das folgenreichste war der nun gegebene Bestand eigener Schauspielgesellschaften. Nun waren die Aufführenden nicht mehr Liebhaber die auf dem halben Wege zur Kunst und zum Ernste stehen blieben: von nun an waren es Künstler welche spielten. Und mochten sie von Ort zu Orte wandern oder, was auch bald hinzukam, an Einem Orte sich festsetzen, immer wurde die Production und die Reproduction der Dichtungen vervielfältigt und die Theilnahme des Volkes gesteigert und gebildet: nicht bloss wie vordem alljährlich einmal zur Fastnacht oder an seltneren Festen der Kirche oder der Schule ward von nun an gespielt, sondern an allen Sonntagen des Jahrs und nun auch an Wochentagen. Und während früherhin durch den Zudrang einer gesammten mitaufführenden Bürgerschaft den Dichtungen von vorn herein alles Maass der Kunst benommen war, so dass Hans Sachsens besseres Beispiel gegen den Unfug nichts vermochte, ward jetzt und für immer die Mässigung festgestellt: das kleinere Personal der Schauspielgesellschaften zwang jetzt den Dramatiker zu weiser Beschränkung, zu künstlerischer Einfachheit der Composition.

Nun erst, mit solcher Erneuerung des gesammten Dichtens und solcher Begründung einer Schauspielkunst, war endlich erlangt wonach Hans Sachs und all die Dramatiker des 16. Jh., erweckt und aufrecht erhalten durch das Beispiel der Antike, getrieben von historischer Nöthigung, aber unbewusst und für sich selbst erfolglos, gerungen hatten: nun erst war das Drama des Mittelalters abgethan und wo noch verstreute Reste desselben, wo noch Passions- und Fastnachtsspiele übrig blieben, diese zurückgedrängt in die engern und die niedern Kreise von Schulen und Bauerschaften namentlich des katholischen Deutschlands; geräumt aber und weit aufgethan das Thor zu dem Drama

---

zogs Heinrich Julius von Braunschweig, herausg. v. Holland. Stuttgart, litt. Verein 1855.]

der neueren Zeit, einer erneuten Classicität, und eröffnet der Weg, auf welchem Andreas Gryphius und Christian Weise die Vorkämpfer, auf welchem der Vertheidiger und Wiederhersteller Lessing, auf welchem endlich Göthe und Schiller wandeln sollten, siegprangend im unverwelklichem Kranz ihrer Ehren und der Ehren ihres Volkes.

Die Gottesfreunde in Basel.

Oeffentlicher Vortrag, gehalten am 1. Merz 1842.

(Aus: Beiträge zur vaterländischen Geschichte, herausgegeben von der historischen Gesellschaft zu Basel. Zweiter Band, Basel 1843, S. 111—163.)

Einer ähnlichen Versammlung, als die ich heut die Ehre habe im Namen der Historischen Gesellschaft zu begrüssen, hat vor bald einem Jahrzehend ein von uns allen hochverehrter Lehrer und Verkündiger des göttlichen Wortes[1]) schön und mit treffender Wahrheit dargestellt, wie zwar in gewissem Sinn die ganze Geschichte der christlichen Kirche eine Reformationsgeschichte, eine zusammenhangende Reihe von bald mehr, bald minder ernsten, bald mehr, bald minder erfolgreichen Versuchen sei den uns verliehenen himmlischen Schatz zu befreien von der stäts sich erneuenden Verunreinigung durch die irdischen Gefässe; wie jedoch gegen Ablauf des Mittelalters mit der wachsenden Noth der Kirche auch diese Rettungsversuche immer dringlicher, immer tiefer eingreifend geworden seien, bis ihnen endlich die im engeren Sinne so genannte Reformation einen äusseren Halt und Bestand, einen eigenen Grund und Boden erworben, und sie in den wesentlichsten Dingen festgestellt und abgeschlossen habe.

Die hauptsächlichsten Aeusserungen nun dieses reformatorischen Lebensprincipes, die nachdrücklichsten Protestationen noch vor dem Protestantismus treten uns entgegen in dem zahlreichen buntgemischten Heere der ketzerischen Secten des Mittelalters.

1) Hr. Prof. Hagenbach in seinen Vorlesungen über Wesen und Geschichte der Reformation.

Eben erst des Mittelalters, nicht auch der früheren Zeit, und auch nicht aller der Jahrhunderte, welche man unter dem Namen des Mittelalters zusammenzufassen pflegt. Denn so viel Ketzereien auch das erste Jahrtausend des Christenthums eine nach der andern entstehn, eine nach der andern erlöschen sah, ein reformatorisches Streben darf man fast keiner einzigen derselben beimessen: sie hatten es meist nur mit Einzelheiten des Dogmas zu thun, mit oft so unerheblichen Abweichungen von der Glaubenslehre der Kirche, dass uns jetzt weder die Abweichungen der Ketzerei, noch die Ketzerei der kirchlichen Verdammung und Verfolgung werth erscheinen. Oder aber sie entfernten sich so weit von allen Grundwahrheiten des Christenthums, waren so sehr eine blosse Verschmelzung einzelner Sätze desselben mit philosophischen und religiösen Systemen des morgenländischen Heidenthumes, dass man sie (ich meine hier die Lehre der Gnostiker und namentlich die der Manichäer) kaum noch Ketzereien nennen darf, dass man sie vielmehr als Versuche betrachten muss, mit Benützung des Christenthumes ganz neue Religionen zu stiften. Beiderlei Ketzereien, oder wie mans nun benennen wolle, gehören so zu sagen mehr der Geschichte der Theologie als eigentlich der Kirchengeschichte an; in die Vorgeschichte der Reformation aber schlagen sie nur ausnahmsweise ein und nur stellenweise. Diese nimmt ihren rechten Anfang erst mit dem 12. Jahrhundert, mit dem Gipfelpunkt, der Blüte und Krone des mittelalterlichen Lebens: da erst beginnt, im Widerspruch mit der herrschenden Kirche und von dieser verfolgt, ein bewusstes Streben nach Läuterung und Wiederherstellung des ganzen gesammten Christenthums, im Glauben wie in der Sitte, im Gottesdienst wie in der Verfassung der Gemeinde. Erst von da an, von da an aber ununterbrochen, zieht sich unter der grossen Wüste des Katholicismus die reformatorische Ketzerei dahin wie ein weitverzweigtes geheimes Gewässer, grabend dass es unter den Füssen der sorglos oben wandelnden wankt und kracht, hie und da auch sich ans Licht arbeitend, bald als klarer Quell, bald wohl auch als trübe Lache, bis endlich der ganze volle helle Strom, bis die Reformation selbst hervorbricht, und mit ihr ein neues Zeitalter der Kirche, des gesammten Menschenlebens.

Der Kern und Mittelpunkt dieser grossen Bewegung waren eben dieselben Lande, die überhaupt den Kern und Mittelpunkt

alles geistigen Lebens und Strebens jener Zeit bildeten: das südliche Frankreich, das nördliche Italien, der Süden und Westen von Deutschland. Der Rhein, damals noch auf beiden Ufern ein deutscher Strom, war auch damals noch gleichsam die geistige Schlagader des deutschen Reiches: dem Rheine nach, von seinen tiefsten Niederungen an bis hinauf zu den Bergen denen er entspringt, zogen sich von Stadt zu Stadt, eng verkettet, und je öfter zersprengt, desto inniger wieder verbunden, zahlreiche Genossenschaften von Ketzern und den Ketzern nah verwandten Mystikern, von Katharern und Gottesfreunden und Brüdern des freien Geistes. Und auch Basel hat ein Glied und eines der vorzüglichsten Glieder jenes vorreformatorischen Städtebundes abgegeben, dasselbe Basel dem auch bei der späteren Reformation ein ehrenvoller segensreicher Platz in der vordersten Reihe der Kämpfer sollte zu Theil werden. Hier sass im 14. Jahrhundert, weit umher wirkend, und selbst in nächster Nähe ungekannt, das Oberhaupt einer Waldensergemeinde, hier bot sich denjenigen Mystikern, welche die Reformation ohne ketzerische Absonderung innerhalb der Schranken des Kirchengesetzes anbahnten, in demselben 14. Jahrhundert eine Zufluchtsstätte und eine Stätte fruchtbarer Thätigkeit; hier endlich mochte neben den Gottesfreunden, welcher Name zugleich jenen Waldensern und diesen Mystikern eigen war, auch die Bruderschaft des freien Geistes ihren Anhang haben, hier wie anderswo in den zahlreichen Beginenhäusern.

Das alles aber steht auf einem bisher noch kaum berührten Blatte unsrer heimatlichen Geschichte, indem die Quellen, die darüber Nachricht und Aufschluss geben, bisher entweder gänzlich unbekannt gewesen, oder doch von den Geschichtsschreibern Basels nicht sind beachtet worden; einige hier ganz besonders in Betracht kommende Urkunden hat erst in den letzten zwei Jahren der Forscherfleiss und der Scharfsinn eines Strassburgischen Gelehrten, des Herrn Prof. Karl Schmidt, ans Licht gezogen und ausgedeutet. Deshalb ist es für mich ein doppelt und dreifach gefährliches Wagestück, wenn ich dennoch die Mystik und die Ketzerei der Baslerischen Gottesfreunde zum Gegenstand des heutigen Vortrages erwähle: aber ich wage es im Vertrauen auf die Nachsicht der gelehrten Gesellschaft die ich vertrete, und auf Ihre Nachsicht vor denen ich spreche, und

tröste mich mit der Erfahrung dass Manchem eine neue Geschichte, auch schlecht erzählt, lieber ist als eine gut erzählte alte.

Vorerst wird es nützlich und nöthig sein einen übersichtlichen Blick zu versuchen auf die historischen Bedingungen und den Entwickelungsgang der gesammten deutschen Ketzerei.

Es ist eine geschichtlich bewährte und leicht erklärliche Thatsache, dass allen reformatorischen Bewegungen bald mehr, bald minder bewusst ein plebejisches Element wesentlich innewohnt, und dass sich daher die protestantische Umwälzung der Kirche gern und häufig verschwistert mit einer democratischen Umwälzung des Staates. Denn die Selbstbefreiung der Laien von der Aristocratie der Geistlichkeit hat Uebereinstimmendes genug mit der Selbstbefreiung des Volkes von einer politischen Aristocratie: der Uebergang vom einen zum andern macht sich leicht und unmerklich und wie von selbst; und obschon die heilige Schrift, auf welche als den tiefsten und festesten Grund jede Reformation zurückgeht, der Obrigkeit und somit auch der gesetzlich bestehenden Ordnung des Staates eine göttliche Berechtigung zuerkennt: so weist eben dieselbe auch auf ein Gottesreich hin, vor dem alle irdischen Reiche zunichte werden; so zeigt sie den Sohn Gottes in Knechtsgestalt, und Fischer und Handwerker als Herolde seines Worts, als Begründer der christlichen Kirche. Und diese letztere Seite, die natürliche und göttliche Gleichheit aller Menschen, und die Ebenbürtigkeit grade der Niedrigsten mit den Allerhöchsten und Grössten die je auf Erden gewandelt, diese ist es die in Zeiten der Ketzerei und der Reformation immer und immer wieder einseitig herausgekehrt, auf der die Reformation in die Revolution hinübergezogen, oder doch mit Vorliebe in die Hände des niederen Volkes ist gelegt worden. So begnügte sich Arnold von Brescia nicht als Prediger und Schriftsteller der bestehenden Lehre und Verfassung der Kirche entgegenzutreten: er stellte sich auch mit an die Spitze des Aufruhrs, welcher der päbstlichen Herrschaft über die Hauptstadt der Welt ein Ende machen sollte; so stürzte Hieronymus Savanarola, der Reformator von Florenz, die monarchisch-aristocratische Verfassung dieser Stadt, und setzte an deren Stelle eine theocratische Volksregierung; so folgte der Reformation in Deutschland der Bauernkrieg, in den Niederlanden die Abwerfung des spanischen Joches, in England die Hinrichtung des Königes

und die Republik; und wenn auch der Franciscaner Berthold in seiner Predigt gegen die deutschen Ketzer des 13. Jahrhunderts denselben noch keine revolutionären Eingriffe in das geordnete Leben des Staates vorzuwerfen weiss, so kann er doch, freilich auch diess mit einiger Schiefheit und Uebertreibung, erzählen: „Sie gehen nicht in grosse Städte: denn da sind die Leute verständig und hörten es gleich im Anfang wohl, dass es ein Ketzer wäre. Sie gehn lieber in die Weiler und in die Dörfer, und gar zu den Kindern die der Gänse hüten an dem Felde.“ „Es war ein böser Ketzer, der machte Lieder von der Ketzerei, und lehrte sie die Kinder an der Strasse, dass der Leute desto mehr in Ketzerei fielen.“

Eine weiter gehende Erörterung dieser Wahlverwandtschaft zwischen Protestantismus und Democratie, zwischen Reformation und Revolution, eine Nachweisung der oft höchst leisen Grenzen welche da das Recht vom Unrecht scheiden, gehört nicht hieher: ich wollte nur und musste auf diese Thatsache aufmerksam machen, weil sich aus ihr, wo nicht allein, doch vorzugsweise, die räumlichen und zeitlichen Schranken erklären, inner denen sich die reformatorische Ketzerei des Mittelalters bewegt hat.

Die hauptsächlichsten und eigentlichen Ausgangspuncte derselben waren zwei Länder, in denen ein durch Handel und Gewerbsfleiss stäts anwachsender Reichthum das muthige Selbstbewusstsein der Bürgerschaften nährte, deren eines auch zuerst in der neueren Geschichte den Anfang gemacht hat mit Gründung freistädtischer Gemeinwesen: Südfrankreich und die Lombardei. Von Lyon aus verbreitete sich nach der Mitte des 12. Jahrhunderts die Lehre der Waldenser bis über Frankreichs Grenzen hinaus; und Mailand war zu der gleichen Zeit, wo es mit dem Kaiser um seine republicanische Selbständigkeit kämpfte, schon längst die abendländische Mutterstadt für zahlreiche, bis weit nach Norden hinab verzweigte Colonien der Katharer; bald sollten auch die in ihrer Heimat bedrängten Waldenser hier einen neuen Mittelpunkt, nach dem Ausdrucke von Zeitgenossen ihre geheime Hochschule finden. In Deutschland aber war die Ketzerei, nachdem sie von Italien und Frankreich her eingewandert, vorzüglich an die Rheinlande geknüpft, und hier während des 12. und des 13. Jahrhunderts beinahe noch eingeschränkt auf die zwei Städte, die sich schon damals einer mehr ausgebildeten, durch Gesetze

befestigten Organisation erfreuten, auf Köln und Strassburg. Erst mit dem 14. Jahrhundert, wo über alle grösseren Städte des südwestlichen Deutschlands, namentlich über die von Bischöfen beherrschten, der neu erwachte Geist des democratischen Bürgerthumes kam; wo die Bürger den Bischöfen ein Hoheitsrecht nach dem andern entzogen, wo sich die Handwerkerzünfte ihren Antheil an der Leitung des Gemeinwesens ertrotzten, wo also das fürstliche Recht und das adliche Vorrecht zurückweichen mussten vor der bürgerlichen Unabhängigkeit: erst zu dieser Zeit, und Hand in Hand mit diesen politischen Ereignissen, gewann die deutsche Ketzerei einen weiteren Spielraum, und es begründeten sich fast in all den bischöflichen und freien und Reichsstädten des Südens und des Westens ketzerische Gemeinden.

Bei einem so auffallenden Zusammentreffen politischer und kirchlicher Emancipation wird es schwerlich ein Irrthum sein, zwischen beiden das enge Verhältniss von Anlass und Wirkung, von Bedingung und Folge anzunehmen. Aber damit ist nur das hauptsächlichste, nur das nächste und unmittelbarste Motiv dieser religiösen Bewegungen des 14. Jahrhunderts genannt, keineswegs jedoch das ausschliesslich einzige. Noch mancherlei andre Ereignisse und Zustände von unleugbarem, wenn schon minder entscheidendem Einflusse waren theils in eben diesem Jahrhundert gleichzeitig vorhanden, theils schon in früheren begründend vorangegangen.

Bis zum 12. Jahrhundert war die deutsche Litteratur lediglich in den Händen der Geistlichkeit und deshalb selbst eine lediglich geistliche, mönchische gewesen: seit dem 12. Jahrhundert war sie die Sache der Laien, und nahm einen überwiegend weltlichen Charakter an. Dieser litterarische Aufschwung des Laienstandes, wodurch sich derselbe als gleich berechtigt, gleich befähigt der Geistlichkeit an die Seite stellte, war schon den Hohenstaufen in ihrem Kampf gegen die Anmassungen der Päbste zu Gute gekommen: man muss die deutschen Dichter des 13. Jahrhunderts und ihren Antheil an diesem Kampfe, ihre bis nach Italien selbst sich erstreckende Wirksamkeit kennen um die grosse moralische Macht, welche das Kaiserthum so lange aufrecht erhielt, gehörig zu begreifen. Noch erfolgreicher war der Besitz einer eigenen Litteratur in heimischer Zunge und das thätige Interesse das die Laien daran nahmen, noch erfolgreicher,

noch segensreicher für das neu erwachte Leben des 14. Jahrhunderts: wiederholendlich verboten und dennoch unaufgehalten, auf lateinisch verdammt und dennoch unwiderlegt, giengen die deutschen Lieder und Prosaschriften der Ketzer und Mystiker durch alle Stände des Laienvolkes von Ort zu Ort, von Geschlecht zu Geschlecht, und zündeten wohin sie kamen, und liessen wo sie gezündet hatten für lange Zeit ein unauslöschliches Feuer zurück. Sodann jene Kämpfe zwischen Pabst und Kaiser: die Hohenstaufen zwar waren erlegen, aber auch die Macht und das Ansehen des Pabstes hatte sich selbst dabei aufgerieben, und die Welt vergass ihm nicht mit wie ungeistlichen, wie unchristlichen Waffen Rom gesiegt hatte. Als nun im 14. Jahrhundert bei der streitigen Königswahl Friedrichs von Oesterreich und Ludwigs von Baiern das Pabstthum wieder versuchte auf die alte anmassliche, ja auf noch anmasslichere Weise als je einzugreifen, den feierlich gewählten Herren abzusetzen, König und Volk zu bannen: da ward der alte Groll der deutschen Christenheit von neuem belebt; da zeigte sich wie stumpf in Avignon das Schwert Petri geworden war; und auch da, wo Geistliche und Laien sich noch furchtsam beugen mochten, wehklagte das Volk zu Gott über den Statthalter Gottes.

So von neuem irre gemacht an dem ausländischen Oberhirten der Kirche, konnte man sich auch an deren einheimischen Würdeträgern wenig Trostes erholen: in der ganzen Pfaffengasse, wie man den Rhein wegen der vielen Bisthümer die er durchfloss zu nennen pflegte, führten ja die Bischöfe sammt ihren Chorherren ein mehr als weltliches Leben mit Fehde, Jagd, Wollust und jeglicher Schwelgerei; selbst die Mönche der Benedictinerabteien, die doch ihre Ordensregel zu wissenschaftlicher Thätigkeit verpflichtete, hatten sich einer herrenmässigen Vergnügungssucht ergeben; zu St. Gallen, vormals der höchsten Schule für alle Lande rings umher, traf es sich schon am Ende des 13. Jahrhunderts, dass weder der Abt noch irgend einer im Kapitel auch nur schreiben konnte. Und wenn die beiden neu gestifteten Bettelorden der Dominicaner und der Franciscaner nur darum die päbstliche Sanction erhalten hatten, dass sie aller Ketzerei erstickend entgegentreten und überhaupt das Volk nicht möchten aufkommen lassen, so ward, in jenen Zeiten wenigstens, davon eher das Gegentheil erreicht: beide Orden hatten von vorn herein

eine viel zu plebejische Natur, als dass sich der gemeine Mann sonderlich tief unter ihnen hätte fühlen mögen; sie hielten es auch selbst an mehr als einem Ort so entschieden mit dem Volke, dass sie mitten im päbstlichen Bann, der die Kirchen zu schliessen und den Gottesdienst einzustellen befahl, dennoch blieben und predigten und die Gebornen tauften und den Sterbenden die letzten Sacramente reichten. Besonders die Franciscaner, wie diese im Streite Ludwigs von Baiern mit Pabst Johann XXII. entschieden und heftig die Partei des Kaisers ergriffen, und wie schon im 13. Jahrhundert der Franciscaner Berthold mit Einsicht und Strenge gegen die Ablasskrämerei der Predigermönche, der Pfennigprediger wie er sie nennt, geeifert hatte: die Franciscaner waren es, die ganz mit dem Volke verschmolzen, und an den neuen Glaubensregungen desselben mannigfach den lebhaftesten Antheil nahmen. Den als Ketzern verdammten und verfolgten Begarden gewährten sie ihren meist nicht ohnmächtigen Schutz: denn sie rechneten dieselben mit zu ihrer Ordensgemeinschaft; zuweilen jedoch mussten mit den Begarden auch Franciscanermönche die Kirchenstrafe leiden. Die Dominicaner entfremdeten sich dem Volke mehr, aber nur indem sie dessen Hass auf sich luden: denn ihr Hauptgeschäft war es, Ketzer aufzuspüren und dem strafenden Arm des weltlichen Gerichtes zu übergeben, der Bestrafung durch den Feuertod, nach den missbrauchten Worten Christi: „Wer nicht in mir bleibet, der wird weggeworfen wie eine Rebe, und verdorret, und man sammelt sie und wirft sie ins Feuer und muss brennen." Da sie von dem Gut der Verurtheilten gewöhnlich die Hälfte empfiengen, zuweilen sogar zwei Drittel, so sparten sie das Feuer nicht: aber der Scheiterhaufen war je länger, je weniger ein Schrecken; die Asche der muthigen Dulder verstob nur als Saame neuer weiterer Vermehrung.

Zu diesem Verhältniss des geistlichen und des weltlichen Regimentes unter einander und zum Volke, diesem Zustande in Reich und Kirche, der allein schon hätte genügen können die betäubten Gemüther aufzurütteln und die altgewohnten Bande zu lösen: zu all diesem kam noch als eine unmittelbar von Gott selbst hereingestreckte Warnungshand jeglicher Schrecken der übermächtigen Natur: die Erde bebte, die Wasser ergossen sich, Theuerungsjahre liessen selbst dem Reichen seine Armuth empfin-

den, und eine furchtbare Pest, der schwarze Tod, kam über die gesammte Menschheit, Millionen dahinraffend. Es schien, die Welt solle untergehen, der jüngste Tag nahe heran; und wenn früherhin zur Zeit eben solcher Aengste und Befürchtungen auf das heilige Grab hingewiesen ward als die Stätte wo Trost zu holen, wo das Gericht in Reue und Busse zu erwarten sei: so war dem Geschlechte des 14. Jahrhunderts auch diese Zuflucht längst schon abgeschnitten. Da begannen, gleich der Pest sich von Land zu Lande fortpflanzend, die schauerlichen Umzüge der Geisselbruderschaften, in verzweifelnder Lossagung nicht bloss von den Ordnungen der Kirche, sondern selbst von Grundbedingungen des Christenthumes: sie traten zusammen ohne von geistlichen Obern dazu ermächtigt zu sein; sie beichteten, nicht geheim in ein priesterliches Ohr, sondern ihrem selbstgewählten Meister, einem Laien, und öffentlich; sie büssten die gebeichteten Sünden mit schrecklichen Geisselungen, aber wiederum nur auf Befehl ihres Meisters; und im Stolz dieser blutigen Rechtfertigung vermassen sie sich Wunder zu thun: ja sie warfen denen, die an der Zuverlässigkeit ihrer göttlichen Berufung zweifelten, die Frage entgegen, wer denn die Evangelien besiegelt habe?

In solcher Weise sah das Volk alles um sich her wanken, alles gebrechlich, den Staat, die Kirche, die gewohnten Bedingungen des täglichen Lebens bis auf die Sicherheit der nächsten Lebensstunde selbst; von allen Seiten her war es gedrängt, geängstigt, in die finsteren Tiefen des eignen Innern zurückgeschreckt, mit Gewalt auf den Weg gestossen der allein zum Troste führen konnte. Tauler, einer der ersten Leiter des Volkes durch diese schweren Tage, in einer Predigt über die Worte Pauli: „Der Buchstabe tödtet, aber der Geist macht lebendig“ schildert er das Leben des alten Bundes als Bild für das Leben eines noch unvollkommenen, aber der Vollkommenheit entgegenstrebenden Menschen: es ist als wenn er die Züge dieser Schilderung seiner trüben gedrückten ahnungsschweren Zeit entnommen hätte, und wir mögen sie wohl auf letztere anwenden. „Das alte Gesetz hatte viel unerträgliche Bürden, und hatte gräuliche Urtheile und strenge Bewegungen der Gerechtigkeit Gottes und eine finstere ferne Hoffnung einer Erlösung: denn die Pforten waren ihnen gar und zumal verschlossen, dass sie mit allem

ihrem Leiden und ihren Werken nicht hinein mochten. Aber sie begehrten sehr, und mussten lange und schwer warten, bis das neue Gesetz kam: das ist Friede und Freude in dem heiligen Geiste." Im Munde des grossen Haufens aber gewann das schmerzliche Begehren, das Wünschen und Hoffen Aller seinen volksmässig sagenhaften Ausdruck, indem man die Wiederkunft Kaiser Friedrichs II., des grossen Pfaffenfeindes, prophezeite: der werde, der müsse von den Todten erstehn, und erst wenn er Wittwen und Waisen Recht geschafft, die Geistlichkeit gestraft und gedemüthigt, Mönche und Nonnen zur Ehe gezwungen habe, werde er nach dem gelobten Lande hinüberschiffen um dort auf dem Oelberge oder bei dem verdorrten Baume die Krone wieder abzulegen.

Wir kehren zurück zu dem Puncte von dem wir ausgegangen sind. Der erneute Streit zwischen Pabst und Kaiser, das ärgerliche Leben der Geistlichkeit, die Schrecken der feindseligen Natur: so sehr alles dieses das Volk in eine angstvolle Aufregung versetzen und es begierig und empfänglich machen musste für ein besseres Heil, dennoch war damit allein dem wirklichen Eintritt reformatorischer Bewegungen noch immer nicht die Bahn eröffnet. Das 13. Jahrhundert hatte wohl noch Schwereres erfahren, und doch die Rettung nur mit halber Energie versucht. Es musste eben noch der democratische Aufschwung der Städte, das eigentlich charakteristische Ereigniss der Geschichte des 14. Jahrhunderts, hinzukommen: diess erst gab den Ausschlag. Die gehobene politische Stellung erhob auch den moralischen Menschen zu grösserer Kraft, höherer Strebsamkeit; er fühlte sein nun freies Haupt gleichsam dem Himmel näher, er blickte nun muthiger auch zu Gott empor; er hatte sich als Bürger losgemacht von der weltlichen Herrschaft des Bischofs und seiner Aristocratie: nun mochte er auch als Christ sich der geistlichen Herrschaft nicht mehr unbedingt und blindlings unterwerfen.

Wie also in Deutschland die reformatorische Ketzerei erst während des 14. Jahrhunderts recht Wurzel fasste, weil in Deutschland erst während des 14. Jahrhunderts die Hauptbedingung vorhanden war, die anderswo schon im 12. ihr Aufkommen veranlasst und begünstigt hatte: so erwies sich auch bei der Wahl der ketzerischen Bekenntnisse, welche man ergriff,

der eigenthümliche Geist des deutschen Volkes in unleugbarer Wirksamkeit, die deutsche Einfalt der Sitte und das deutsche Gemüth, und neben der ruhigen Klarheit und Sicherheit des Verstandes zugleich der Hang zu einer systematisch geordneten Schwärmerei der Speculation.

Im 12. bis tief ins 13. Jahrhundert hinein war fast die einzige den Deutschen bekannte Ketzerei die Lehre der Katharer gewesen; weshalb auch damals aus diesem Namen einer einzelnen Secte der allgemeine Name der Ketzer gebildet wurde. Es kamen Katharer aus der Lombardei über die Alpen den Rhein herab; es zeigen sich auch Spuren von ihnen im südöstlichen Deutschland, wohin sie aus Rumelien und Bulgarien, dem offenen Sitze ihrer Herrschaft, gelangen mochten: aber mehr als Spuren, als ganz vereinzelte eingeschränkte Spuren zeigen sich nicht; kein Beweis von irgend welcher weiteren Ausdehnung. Denn dem reinen gesunden Sinne der Deutschen musste die katharische Lehre widerstreben, die eigentlich nichts viel besseres war als die alte Lehre der Manichäer und der Paulicianer, bloss dem Christenthume und dem Leben und Streben des Abendlandes, auch dem reformatorischen, etwas mehr accommodiert: der Grundsatz vom Dasein zweier göttlichen Urkräfte die einander die Wage hielten, einer guten und einer bösen, war geblieben, und mit diesem Grundsatze die Möglichkeit all der verderblichen Folgerungen welche hier der sittliche Stolz, dort die Unsittlichkeit daraus ziehen mochte; die Katharer selber freilich wollten eben nur für Καθαροί d. h. für sittlich reine Menschen gelten. Vielleicht hat es einiges Interesse, zu vernehmen wie diese Lehre von besser gesinnten Zeitgenossen aufgefasst und mit Abscheu zurückgewiesen wurde, und so erlaube ich mir aus einem ungedruckten deutschen Gedichte, das noch vor der Mitte des 13. Jahrhunderts in Oesterreich verfasst worden ist, einige die Katharer betreffende Stellen mitzutheilen. „Ich beklage den Unglauben, womit uns will berauben der Ketzer Leben und ihr Sprechen. Gott soll billig rächen die Gewalt die sie an ihm begehn, dass sie ihn verläugnet haben und ihm aburtheilen sein Reich, und sprechen das ernstlich, dass sie glauben an den Grossen, der vom Himmel ward verstossen, der da brennet in der Hölle. Dieser und sein Genosse, den er im Himmel zurückliess, die zwei seien von jeher gewesen. Sie begannen einen Streit. Da habe ihr

Gott die Weisheit gehabt und so grosse Demuth, sichs gefallen zu lassen, dass jener ihn herabstiesse. Was jener ihm gethan habe, das leide er gern um desto klarer zu zeigen dass er der bessere Gott sei. Er habe die grössere Kraft. Das zeige sich an seiner Güte wohl, dass er so grossen Kummer dulde, und sich dessen doch wohl entledigen könnte. Wenn er die schwere Bürde nicht länger tragen wolle, so fahre er aus der Hölle, und sitze an sein Gericht vor aller derer Angesicht, die mit ihm sind gefallen, und fahre dann mit ihnen allen wieder hinauf, woher er kam. Der ihm die Himmelsherrschaft nahm, den stoss' er dann hernieder und lass' ihn nimmer kommen wieder." Ferner: „Sie hören und sie sehen wohl dass der reine weise Gott uns hat gegeben sein Gebot zu lieben alle Güte, Keuschheit und Demuth, Zucht, Wahrheit und Treue, nach Sünden rechte Reue, wahre Beständigkeit, rechte Busse. Das ist des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes Gebot; das ist der reine weise Gott, der so reine Dinge gebeut. Aber der Ketzer Gott liebt Todschlag und Morden: das ist sein liebster Orden. Meineide, Rauben und Stehlen und Hehlen soll bei ihnen niemals enden. Wer sein Gebot halten will, soll sich befleissen dass er viel unreine und üble Dinge mit Werken vollbringe. Das böseste das ein Mensch erdenken oder thun mag, das ist der Dienst des er begehrt. Der Gott ist wohl der Hölle werth." Und endlich: „Sie glauben, der Teufel habe das Erdreich erschaffen und alles das insgesammt, was auf dem Erdreiche sei, und glauben noch dabei, wenn der Mensch vergehe, dass er nicht wiederum erstehe: sein Fleisch sei nichts als Erde. Zwanzig Wochen nachdem ein Kind empfangen sei, fahre der Teufel in dasselbe; der sei ihm Seele und Geist. Mit dieses Geistes Hilfe lebe der Mensch, so lange der in ihm wohne. Wenn er scheide, so sei der Geist wie zuvor, das Fleisch sei todt und vergehe. Also sei jegliche Seele ein Teufel. Nun wohl, da sie es sagen, dass sie alle Teufel und Teufelskinder sind, so sollen sie alle Teufel sein, und sollen nie erlösst werden!"

So nahm man in Deutschland die Katharer auf. Ganz anders die Waldenser, als auch diese von Mailand, zum Theil wohl auch unmittelbar aus Frankreich her Eingang in Deutschland suchten. Massenhafter, ernstlicher scheint das erst nach der Mitte des 13. Jahrhunderts geschehen zu sein: der Franciscaner

Berthold, der um diese Zeit gegen die Ketzer predigte, richtet die Predigt bereits gegen beide, Katharer und Waldenser, so jedoch, dass ihn letztere schon um vieles mehr in Anspruch nehmen; und dieses ist zugleich das jüngste Zeugniss über Katharer in Deutschland: nach ihm verschwinden dieselben gänzlich, und es bleiben nur noch die Waldenser; und Waldenser sind es, die von nun an bis ins 15. Jahrhundert den ganzen Rhein entlang ihre verborgenen Gemeinden haben, nicht wie die Katharer vorzugsweise nur in Köln und Strassburg; Waldenser, die von nun an unter allerlei wechselnden Namen den Grundstock der deutschen Ketzerei ausmachen. Und wohl begreiflich, und sehr zu Ehren des deutschen Volkes jener Tage: denn Lehre und Wandel der Waldenser waren in bewundernswerther Reinheit und Frömmigkeit ein Nachbild sowohl des apostolischen Zeitalters als ein Vorbild des späteren Protestantismus. Von ihrer eigenthümlichen Gemeindeverfassung wird noch weiterhin an einem gelegneren Orte die Rede sein; zur Charakteristik ihres auf die Schrift gegründeten Bekenntnisses und zugleich der officiellen Verblendung womit die Inquisitoren der Kirche ihnen entgegentraten, will ich nur einige von den Sätzen ausheben durch welche schon im Jahre 1212 die ersten nach Deutschland gekommenen Dominicanermönche ihr erstes über Ketzer ausgesprochenes Todesurtheil rechtlich motivierten; es betraf das gleich die erste Waldensergemeinde die gewagt hatte sich in Strassburg zu bilden. „Sie glauben und lehren, man solle und müsse Gott allein durch Christum im Geist und im Glauben anbeten; weshalb aller Bilderdienst und dergleichen Verehrungen zu verwerfen seien. Solches ist eine Ketzerei wider die heilige römische Kirche und ärgerlich zu hören. Die Jungfrau Maria und die Heiligen begehren nicht dass man sie anrufe, sondern sie weisen uns alle zu Gott; weshalb deren Festtage nicht zu feiern seien. Ist eine Ketzerei. Dass der Pabst ein Haupt über die ganze Welt und alle Königreiche auf Erden, auch über alle Christen sei, und Macht habe Gottes Wort zu mehren oder zu mindern, glauben sie nicht. Ist eine Ketzerei. Sie glauben dass Christus seine Kirche wohl könne allein regieren, brauche kein Haupt hier auf Erden, das sich über alles erhebe, auch über Engel und Teufel. Mit dieser Ketzerei wollen sie gern unsern heiligen Vater, den Pabst, verstossen. Ist aber eine Ketzerei. Das Sacrament in

beider Gestalt den Laien zu geben halten sie für recht. Ist eine Ketzerei. Des Pabstes Ohrenbeichte, Absolution und Bann halten sie für unnöthig; der Pabst sei ein Mensch, darum könne er irren. Ein frommer Laie könne besser absolvieren denn ein böser Priester. Ist eine Ketzerei. Der Priester Messe nütze den Todten nichts: denn es könne kein Fegfeuer bewiesen werden; nur der Geiz habe solches erdacht, damit sie der Welt Güter an sich brächten; ohne Geld bäten sie weder für Todte noch Lebendige. Das ist eine grosse Ketzerei. So verwerfen sie alle guten Werke, auch die heiligen Orden, sagen, Christus habe das beste Werk für uns gethan, weil er für unsre Sünde gestorben. Das ist eine grosse Ketzerei.“ Um diese und dergleichen Sätze, die uns nun zum alltäglichen Lebensbrot geworden sind, mussten damals mehr denn 80 Männer und Weiber in Einer grossen mit Feuer erfüllten Grube schmählich sterben.

Das evangelisch reine Bekenntniss der Waldenser gewann sich eben dieser evangelischen Reinheit wegen den weitesten zahlreichsten Anhang, und es ist bekannt, in wie enger Verbindung mit ihm die Lehre der namhaftesten unter Luthers Vorgängern, Wicliffe und Huss, gestanden habe. Weitaus die meisten Ketzer des 14. Jahrhunderts waren Waldenser: aber doch nicht alle. Die speculierende Vernunft hatte schon früher an die Stelle des persönlichen Gottes und der von ihm erschaffenen und regierten Welt Träumereien von einer wesentlichen Einheit Gottes und der Welt, mithin auch der Menschen gesetzt; der biblischen Lehre und der evangelischen Geschichte war dabei nur noch eine allegorische Bedeutung verblieben, die natürlich je nach Willkür wechselte. Und dieser Pantheismus brach nun auch im 14. Jahrhundert mit erneuter und um so stärkerer Kraft wieder hervor, als ihn jetzt ein Dominicanermönch, der Meister Eckard, mit verführerischer Dialectik und ohne vor irgend einer Consequenz zu erschrecken, zu einem vollständigen System ausbildete. Die Deutschen sind eben ein speculatives Volk, und opfern einer freien Operation der Vernunft gelegentlich alles; neben jeder gottbegeisterten Erhebung taumelt bei ihnen gern auch die vermessene Schwärmerei: Luther musste gleich einen Sebastian Franck, einen Jacob Böhme neben und hinter sich haben, und ebenso jetzt im 14. Jahrhundert das Christenthum der Waldenser den Pantheismus der Brüder und Schwestern des freien Geistes.

Ein charakteristisch treffender Name. Gott, also lehrten sie, Gott sei alles was ist, in Wesen und Form, kein Unterschied zwischen Schöpfer und Geschöpf; zwar sei in Folge der Sünde eine Trennung eingetreten, doch könne diese der Mensch durch inniges Verlangen wieder aufheben: dann sei er, nicht nur Gott gleich, sondern selber Gott; dann führe er wie Gott und als Gott ein Leben frei von Tugenden (die ja nur ein Aeusseres seien), frei von Sünden, ja sogar von jeder Möglichkeit der Sünde frei; was ein solcher auch thue, gesündigt sei es nie, weil ja sonst Gott selber sündigen würde. Die Acten der Inquisitoren pflegen den Ketzern überhaupt ein unzüchtiges Leben und Sittenlosigkeiten jeglicher Art vorzuwerfen: diesen Freigeistern gewiss mit Recht: die Unsündlichkeit des gottgewordenen Menschen auch bei scheinbar sündlichem Leben wird schwerlich immer ein blosses Theorem geblieben sein, zumal da diese Ketzerei, so gelehrten Ursprunges sie war, dennoch über den Kreis der Gelehrten weit genug hinaus kam. Besonders die Beginen ergriffen sie mit einer sehr verdächtigen Vorliebe, die Begarden und Beginen, eine Art von geistlichem Orden, der sich ohne strengeren Klosterzwang einem beschaulichen Zusammenleben widmete, und meist zu den Franciscanern in einer gewissen Unterordnung und Schutzverwandtschaft stand. Diese Begarden verwuchsen in Deutschland so mit der Bruderschaft des freien Geistes, dass sogar ihr Name ganz gewöhnlich statt des letzteren sich gebraucht findet; und wo sie auch von dieser verderblichen Mischung sich frei erhielten, suchten sie doch im äusseren Lebenswandel sich nach Ketzerart von der kirchlichen Gemeinschaft abzusondern.

So schroff nun die genannten Ketzereien, die der Waldenser und die der freien Geister, sich dem Glauben und Leben der herrschenden Kirche gegenüberstellten, dennoch fehlte es auch hier nicht an einem Zwischengliede welches, mit Unentschiedenheit zwischen beiden hin und her schwankend, das Hüben und das Drüben wieder in Verbindung brachte, und die Brücke war die den Einen aus der Kirche in die Ketzerei hinüber führte, dem Andern aus der Ketzerei den Rückzug in die Kirche offen erhielt. Ich meine die Mystik, die Frucht der deutschen Gemüthlichkeit, auch sie ein charakteristisches Eigenthum des 14. Jahrhunderts, auch sie namentlich an den Ufern des Rheines zu Hause, vom Bodensee an bis hinab in die Niederlande. Die

Mystiker hatten freilich nie die ausgesprochene Absicht einer Reform der Kirche oder gar einer sectierischen Trennung: gleichwohl traten sie von den gewohnten und gesetzlichen Wegen seitab und wandten sich den Waldensern zu durch die Innerlichkeit ihrer Religiosität, durch ihre Geringschätzung der äusseren Werke und Gebräuche; und da die Schärfe ihres Strebens darauf zielte, durch Verläugnung und Vernichtung alles Geschaffenen, mithin auch der besonderen Persönlichkeit, zur unmittelbar anschauenden Erkenntniss Gottes, ja zur Vereinigung, zur Wiedervereinigung mit Gott zu gelangen; da sie die Möglichkeit dieser Wiedervereinigung mehr in der eigenen Kraft des Menschen als in der göttlichen Gnade suchten; da endlich auch sie gewohnt waren die Geschichten der Bibel in das Gebiet der blossen Sinnbildlichkeit hinüberzuspielen: so war es nur noch eine leise, unmerkliche, darum nicht selten überschrittene Linie, die sie von dem frevelhaften Pantheismus der freien Geister schied.

Höchst treffend ist das Verhältniss der mittelalterlichen Mystiker zu dem Katholicismus ihrer Zeit und dem Protestantismus der späteren verglichen worden mit dem Verhältniss der Neuplatoniker hier zum Heidenthum und dort zum christlichen Glauben: gleich jenen an den Ausgang des antiken Lebens gestellten Philosophen arbeiteten die Mystiker, indem sie den leeren Prunk überlieferter Formen zu beseelen und geistig zu verklären strebten, ahnungsvoll dem Lichte der Zukunft voraus; die Kirche nicht verläugnend, und nicht von der Kirche verstossen, waren sie dennoch Vorläufer der Reformation, und deshalb, bewusst oder unbewusst, aufs innigste verbunden mit der reformatorischen Ketzerei schon ihrer Tage; wie denn auch der gleiche Name der Gottesfreunde hin und wieder sowohl den Mystikern als den Waldensern eigen war.

Aber es ist, nachdem wir auf solche Weise versucht haben uns ein Bild zu entwerfen von den ketzerischen Bewegungen des Mittelalters und von den Umständen und Ereignissen welche dieselben theils hervorriefen, theils begünstigten: es ist nun endlich an der Zeit, die Grenzen der Betrachtung enger zu ziehen und gemäss unsrer eigentlichen Aufgabe Basel allein, das mystische und ketzerische Basel, ins Auge zu fassen. Es wird das jetzt bequemer und mit grösserer Sicherheit geschehen können:

wir brauchen jetzt nur die allgemeine, mehr umfassende, in so fern schon für Basel mitgeltende Schilderung in unsrer Specialgeschichte bestimmter zu localisieren, und in Persönlichkeiten derselben zu individualisieren.

Von Ketzerei in Basel zeigen sich am Ende des 13. Jahrhunderts die ersten und damals noch ganz vereinzelte Spuren: es wird nur in aller Kürze berichtet, dass im Jahre 1290 mehrere Begarden seien eingezogen worden, die man für Ketzer gehalten. Im 14. Jahrhundert dagegen ward diese Stadt für die oberen Rheinlande allgemach dasselbe, was einst für einen noch weiteren Wirkungskreis Mailand gewesen, ein Mittelpunct, eine Hauptstadt der Ketzerei. Denn hier wirkten innerhalb enger Grenzen, und deshalb um so stärker, all die äusseren Bedingungen zusammen, aus denen wir vorher die ketzerische Richtung grade dieses Jahrhunderts versucht haben zu erklären. Basel war die Residenz eines geistlichen Fürsten und eines reichen Domcapitels; die unmittelbaren Regenten der Stadt waren Dienstmannen des Bischofs und einige Bürger von adlichem Range. Aber auch hier kam es zu fortschreitenden Aenderungen im democratischen Geiste. Bei der täglich sich vermehrenden Bevölkerung und deren zunehmendem Wohlstande ward eine Verfassung welche die Bürgerschaft beinah ausschloss von den Regierungsrechten, täglich ungehöriger und unmöglicher; das Bedürfniss einer mehr in sich abgerundeten Organisation der Stadt musste um so lebhafter empfunden werden, je mehr in den höheren Regionen selbst, wo bisher die Fülle der Macht geruht hatte, der Rechtsstand unsicher schwankte. Zweimal hinter einander, 1310 und 1325, ward das Bisthum von den Herren des Stiftes und vom Pabste zwiespältig besetzt, und dem 1336 erwählten Bischofe Johann Senn ward über ein Jahr lang die päbstliche Bestätigung verweigert. So erscheint es denn zugleich als eine Sicherstellung gegen die Uebel der Doppelherrschaft und der Herrenlosigkeit und als eine kluge Benützung dieser Uebel, dass mit eben diesem oder dem nächstfolgenden Jahre 1337 eine democratische Umgestaltung des Gemeinwesens eintrat, die allen Handwerkerzünften das Recht verschaffte je einen Stellvertreter in den Rath zu schicken. Um 50 Jahre später war die Stadt bereits zu solcher Selbständigkeit emporgewachsen, dass sie gegen ihren Bischof Krieg führen und Bündnisse eingehn mochte; zugleich aber er-

scheint auch jene Stellvertretung der Zünfte nun um das Doppelte vermehrt. Die überwältigte Aristocratie rächte sich wo und wie sie noch konnte: gleich im Jahre 1337 schlossen die adlichen Domherrn förmlich und feierlich den Bürgerstand vom Eintritt ins Capitel aus, damit selbes nicht befleckt und zu Schaden gebracht werde durch plebejisches Volk.

Nächst jenen zwiespältigen Bischofswahlen war sicherlich auch der Streit zweier Gegenkönige ein mächtiger Antrieb die Stadt in sich selbst besser zu ordnen: hatte doch dieser Streit dem emporstrebenden Volke die erste Gelegenheit dargeboten zu versuchen und zu zeigen wie viel es vermöge. Nach dem Tode Heinrichs VII. im Jahre 1314 waren die Stimmen der Kurfürsten und war mit ihnen das Reich in all seinen Fürsten und Städten getheilt zwischen Friedrich von Oesterreich und Ludwig von Baiern. Basel hielt es im Anfange mit Friedrich, Basel d. h. die östreichische Adelspartei in Basel. Das Volk war damals schon oder ward wenigstens bald nachher anderen Sinnes. Im Jahre 1324 war die Stadt bereits im päbstlichen Banne, d. h. sie hatte sich auf die Seite Ludwigs des Baiern geschlagen; 1330 empfieng dieser auch persönlich anwesend die Huldigung, der Gebannte von den Gebannten; und als darauf der Pabst einen hohen Geistlichen hersendete, wohl um die Drohungen und die Strafen der Kirche noch zu verschärfen, stürzte diesen die erzürnte Menge über die Pfalz hinab ins Wasser; da er durch Schwimmen sich retten wollte, fuhr man ihm in Kähnen nach und erschlug ihn. Treulich hielt die Stadt bei Kaiser Ludwig aus bis zu dessen Tode 1347; sein schon früher erwählter Nachfolger Karl IV. beeilte sich noch im gleichen Jahre der Huldigung wegen herzukommen: aber die Stadt verlangte, bevor sie den Treueid leisten könnte, Aufhebung des Interdictes, Wiedereröffnung des Jahrzehende lang eingestellten Gottesdienstes; und der König war von Avignon her angewiesen das Interdict nur dann aufheben zu lassen, wenn die Bürger ihren früheren Kaiser und sich selbst als dessen Anhänger der Ketzerei schuldig erklären, und fortan Niemanden als König anerkennen wollten dessen Wahl nicht vom päbstlichen Stuhle genehmigt wäre. Indess zwischen jenem Jahre, wo man es zuerst gewagt dem Pabst und seinem Banne zu trotzen, und diesem, wo man sich eben demselben so schmählich unterwerfen sollte, war der vorher erwähnte Auf-

schwung der Zünfte bereits vor sich gegangen: um so weniger konnte man jetzt geneigt sein durch die geforderten Zugeständnisse sich selbst zu erniedrigen. Feierlich ward erklärt, die Bürger Basels wollten weder glauben noch bekennen dass Ludwig je ein Ketzer gewesen, und auch fernerhin würden sie ohne auf päbstliche Bestätigung zu warten jedesmal nur den für ihren König halten, den die Kurfürsten dazu erwählt; im Uebrigen sei es ihnen recht vom Pabste absolviert zu werden. Der Bann ward gelöst, die Kirchen öffneten sich, und Basel huldigte Karl IV.

Unter solchen politischen Umständen, bei solcher Stellung gegen den geistlichen Landesherrn und gegen den obersten Bischof der gesammten Christenheit konnten überhaupt die kirchlichen Bande nur locker sein, und mussten täglich lockerer werden. Dass aber die trotzige Gleichgültigkeit gegen das Regiment der Kirche nicht umschlüge in Gleichgültigkeit und Frevel gegen den Glauben, dass vielmehr die politische Freiheit ein Anstoss würde für die Befreiung und Erweckung auch der gefesselten und eingeschläferten Religiosität: zu dem Ende kamen über Basel die ganze selbe Zeit hindurch Jahrzehnd um Jahrzehnd alle Schrecken und Aengstigungen der Natur. Auch hier Theuerungen bis zum Hungerstod; Ueberschwemmungen, welche die Brücken zerstörten und Kirchhöfe aufwühlten; nach der Pest von 1313, die 14000 Menschen dahingenommen, noch einmal im Jahre 1348 der schwarze Tod, der eben so viele raubte; und zuletzt das grosse Erdbeben am Lucastage 1356.

Bringen wir endlich noch in Anschlag, dass Basel auch an der litterarischen Erhebung des Laienstandes seinen grossen und einflussreichen Antheil genommen, wie denn einer der namhaftesten Dichter des Mittelalters, Konrad von Würzburg, all seine Hauptwerke hier verfasst hat, bis er mit Weib und Kind eine Grabstätte in einer Kapelle des Münsters gefunden: so konnte nach alle dem keine andere deutsche Stadt einen besser geeigneten, besser vorbereiteten Boden gewähren für die reformatorische Ketzerei, die Frucht der Freiheit und der Noth.

Zudem hatte Basel, wie es an der Oeffnung des bergicht beengteren Landes gegen die freiere Ebene hin gelegen, und somit nach beiden Seiten hin socialer Einwirkung geöffnet ist, vor sich die ganze grosse Pfaffen- und Ketzergasse der Rheinlande,

hinter sich die deutsche und die welsche Schweiz, Zürich wo Arnold von Brescia, Lausanne wo Heinrich, der Nachfolger Peters von Bruys, gelebt und gewirkt hatte, und die Eidgenossenschaft mit dem s. g. Pfaffenbriefe von 1370, welcher der Geistlichkeit den eximierten Gerichtsstand und damit ihr und ihren fremden Obern ein grosses Stück der bisherigen Herrschermacht entzog. Indessen wie damals Basel überhaupt mehr in Beziehung stand zu den nördlich angrenzenden Landen als zu den östlichen und südlichen, der jetzigen Schweiz, so erscheint es auch in Dingen der Ketzerei mehr mit den Städten rheinabwärts, namentlich aber mit Strassburg verbunden, und hat, theils Einfluss erfahrend, theils und noch mehr Einfluss übend, mit diesen das Bekenntniss der Waldenser, die halbketzerische Mystik, vielleicht auch die Lehre des freien Geistes gemein. Das alles aber erst seit dem Ende des 13. und vorzüglich vom zweiten Viertel des 14. Jahrhunderts an, so dass von den eigenthümlichen Häretikern der früheren Zeit, den Katharern, hier keine Spur zu finden ist; was wir nicht beklagen wollen.

An zwei Stellen der heil. Schrift ist in hervorstechender Weise von Freunden Gottes die Rede, in der Ep. Jac. 2, 23: „Abraham hat Gott geglaubet, und ist ihm zur Gerechtigkeit gerechnet, und ist ein Freund Gottes geheissen;“ und im Ev. Joh. 15, 15: „Ich sage hinfort nicht dass ihr Knechte seid: denn ein Knecht weiss nicht was sein Herr thut. Euch aber habe ich gesagt dass ihr Freunde seid: denn alles was ich habe von meinem Vater gehöret, habe ich euch kund gethan.“ Wahrscheinlich diesen Stellen entnommen ist der Name der Gottesfreunde, welcher, zuweilen vertauscht gegen den gleichbedeutenden der Kinder Gottes (nach Ev. Joh. 1, 12 und 11, 52; Röm. 8, 14. 9, 8 u. a.), aus der ängstlich unruhigen Bewegung des 14. Jahrhunderts wiederholendlich und an verschiedenen Puncten der südwestlichen Reichslande hervorklingt, einmal als übliche deutsche Benennung überhaupt aller Mystiker, sodann jedoch, enger beschränkt, als selbsterwählter Eigenname zweier religiöser Verbrüderungen, deren Zweck und deren Merkmal eben die Gerechtigkeit durch den Glauben war und die durch Christum vermittelte Erhebung aus der Knechtschaft zur Freundschaft und zur Kindschaft Gottes. Und auch in Basel klingt dieser Name an, auch hier als Name nicht bloss aller und jeder Mystiker und

nicht bloss einer einzigen Verbrüderung, sondern eben zweier, die allerdings vielfach in Berührung traten und treten mussten, aber doch in Wesen und Form durchaus von einander geschieden waren, als Name erstlich eines mystischen, sodann eines waldensischen Vereines, eines mystischen der wenigstens seiner Meinung nach innerhalb der Kirche blieb, und eines waldensischen der sich in allen Stücken von der herrschenden Kirche trennte.

Was zuerst die mystischen Gottesfreunde betrifft, so mochte es zwar nicht in dem eigentlichen Streben des allgemeinen Bundes liegen, bloss hie und da separatistische Secten zu stiften, und sich damit örtlich zu versplittern und einzuschränken; es musste vielmehr seine Absicht sein, in freierer Beweglichkeit, unverfeindet mit der Kirche, sich so weit als möglich auszudehnen, wo möglich unter der ganzen sturmbewegten Oberfläche der Zeit hin das seelengewinnende Netz auszuspannen; und Tauler protestiert einmal ausdrücklich gegen den Vorwurf der Sectiererei den man den Gottesfreunden mache: „Der Fürst dieser Welt der hat jetzo an allen Enden gesät das Unkraut unter die Rosen, dass die Rosen oft von den Dornen erdrückt oder sehr gestochen werden. Kinder, es muss eine Flucht oder eine Ungleichheit, eine Sonderheit sein, es sei in den Klöstern oder da aussen, und das sind nicht Secten, dass sich Gottes Freunde ungleich ausgeben der Welt Freunden.“ Gleichwohl erscheint Basel mit einer solchen Vorliebe von den thätigsten der Gottesfreunde auserkoren, so sehr als ein Lieblingsziel ihrer Wanderungen, dass sie jedesfalls hier eine besonders zahlreiche und deshalb schon mehr gestaltete Anhängerschaft vorfinden mussten; wirklich ist auch zuweilen, mit diesem bestimmten Ausdrucke, von einer Gemeine die Rede.

Was jedoch von den Baslerischen Gottesfreunden, ja beinah alles was von den Gottesfreunden überhaupt kann gesagt werden, findet seinen Mittelpunct in einem einzigen Gliede dieser Verbrüderung, einem Priester Namens Heinrich, gebürtig aus der Reichsstadt Nördlingen. Es hat sich von ihm eine nicht geringe Anzahl deutscher Briefe erhalten, die er an eine geistliche Freundinn, Margareta Ebner, Nonne eines Bairischen Klosters, geschrieben, leider, was den Gebrauch sehr erschwert, sämmtlich ohne Angabe des Ortes und der Zeit: diese Briefsammlung, die schon vor etwa 100 Jahren zum grössten Theile gedruckt worden,

ist die einzige Quelle der ihn betreffenden Nachrichten und die Hauptquelle über den ganzen Verein.

Das Leben Heinrichs von Nördlingen war eine beständige Wanderschaft, ein Fliehen und Suchen von dem zu jenem Orte. Obschon von Geburt ein Baier, hielt er es dennoch aus Gehorsam gegen den Pabst nicht mit dem Bairischen Ludwig; und als man, des verhängten Interdictes überdrüssig, hie und dort anfieng die Geistlichen zu vertreiben welche den Gottesdienst weigerten, musste auch er die Flucht ergreifen. Nach langem weitem Umherirren, immer jedoch wieder aufgerichtet durch den Trost und die Unterstützung anderer Freunde und Freundinnen Gottes, namentlich auch der Königinn Agnes im Kloster Königsfelden, gelangte er endlich im Jahre 1338 nach Basel. Hier traf er mit Johannes Tauler von Strassburg, auch einem Gottesfreunde, zusammen, und fand mit dessen Hilfe, und da die päbstliche Gnade den Baslern wieder für ein Jahr den öffentlichen Gottesdienst erlaubt hatte, eine erwünschte und nach seiner eigenen Schilderung gesegnete Thätigkeit. Lassen Sie uns vernehmen was Heinrich selbst in einigen Briefen von Basel und den Baslern berichtet. „Ich lasse dich, mein getreues Lieb in Gott, wissen dass ich von Gottes Gnaden mich wohl befinde und gesund bin, dass es mich gut dünkt; und wisse auch dass ich nach Ostern kam von Constanz, und kam zu meiner gnädigen Frau der Königinn von Ungern, und richtete da nichts aus; darnach kam ich gen Basel zu meinem und auch deinem lieben getreuen Vater, dem Tauler, der mit mir bei dir war, und der half mir mit ganzen Treuen so viel er mochte. Da war ich lange, dass ich nicht ein Leben fand nach meinem Willen; darnach, da es Gott wollte, da gab man mir Herberge in dem Spital zu Basel: da habe ich Gewalt zu predigen, und habe alle Tage gepredigt und öfters zweimal im Tag. — Und da kommt das beste Volk das in Basel ist, von armen Gotteskindern und von reichen, von Männern und von Frauen, von Pfaffen, Mönchen, Brüdern, Bürgern, Chorherren, edlen und gemeinen Leuten, also dass sie vor der Frühmesse kommen und suchen sich einen Platz mit grossen Begierden, davon ich nicht sagen kann. Gegenwärtiger Schüler, Hans Schuster, unser lieber Bote, der sah es wohl. So lese ich auch alle Tage Messe bei den deutschen Herren in Basel; da habe ich einen Herrentisch, und sie thäten

mir was sie könnten, dass sie mich bei ihnen behalten sollten. Das beste Volk das in Basel ist, das beichtete mir gern, möchte ich sie nur alle hören. Die besten Herren und Bürger zu Basel die verschafften mir 40 Tage Ablass zu geben in den Predigten, dass ich darum nicht wusste. Wunderbare Gnade giebt Gott dem Volke zu mir, und mir zu ihnen. Man bietet mir an Pfarren, Capellen, Pfründen und Orden und viel Dinges, dessen viel andere froh wären, also dass ich nicht weiss was ich nehmen soll. Diess schreibe ich deinem getreuen Herzen vor Gott ohne Ruhm, vielmehr darum, dass du Gott für mich dankest mit einem neuen Dienste, und ihn bittest dass seine Ehre an mir mit seinem Willen vollbracht werde, und dass er mir Kraft verleihe, und hinfür gebe sein Werk mit wahrhafter Treue zu wirken bis in den Tod: denn man muss leiden Neid und Hass. Ein neues Chorröcklein kauften mir ehrbare Frauen. Die Wahrheit, mir brachten die besten Kürschner zu Basel eine gute Chorhaube, dass ich darum nicht wusste, und schenkten mirs mit Begierden. — Ich bin gar unmüssig früh mit Beten, mit Predigen, mit Messe lesen, mit Beichte hören, mit Studieren, dass ich den Boten in vielen Tagen nicht absenden konnte. Denn ich werde oft krank; so hilft mir unser Lieb Jesus wieder. — Es begehrt auch unser lieber Vater der Tauler und andre Gottesfreunde dass du uns in der Gemeine etwas schreibest, was dir dein Lieb Jesus gebe, und sonderlich von dem Leben der Christenheit und seiner Freunde, die darunter viel leiden. Hiezu thue was dir Gott gebiete.“ Ein andermal: „Uns ist die grosse Gnade geschehen, dass wir mit des Pabstes Erlaubniss Messe lesen öffentlich, und kommen die hungrigen Seelen mit grossem Verlangen zu Gottes Leichnam, dessen sie in christlichem Gehorsam wohl 14 Jahre gemangelt haben. Nun bitte ich euch mit sonderlichem Ernste dass ihr Gott bittet für alle die, die ich mit ihm selber speise, dass wir ihn in seiner Liebe nehmen und geben zu seiner ewigen Ehre und zu Trost aller der Christenheit.“ Wiederum anderswo: „Wisse auch dass meine gnädige Frau die Frickinn nach Basel kommen ist mit grossen Freuden ihres Herzens, und ihr gefällt so wohl die Lehre und die Freunde Gottes, und dass sie mit christlichem Gehorsam haben mag die heiligen Sacramente, dass sie Willen hat eine Weile zu bleiben bei gar heiliger ehrbarer geistlicher Gesellschaft, deren viel in

Basel ist, bis sie besser zu Weg kommt mit ihren Sachen. Bitte getreulich für sie dass ihr selbige Meinung wohl gerathe: denn ihr dünkt dass sie aus dem Fegfeuer in ein Paradies kommen sei." Und endlich: „Wenn ichs einrichten könnte, so käme ich gern: so bin ich nicht meiner selbst, ich bin eines ganzen Capitels und der besten Pfarre. Die zu Basel die lassen mich nicht gerne von ihnen; so hätte ich auch noch nicht Muth offen im Lande zu wandeln: denn wer mir etwas thäte oder nähme, da gienge keine Klage über. Doch getraue ich meinem Herrn, er lasse mich dich, meines Herzens wahrhaften Trost, sehen."

Unter solchen Verhältnissen war Heinrich noch zur Zeit der Schlacht von Laupen hier, im Brachmonat 1339. „Gedenket," schreibt er seiner Freundinn, „Gedenket mit Ernst um des ewigen Gottes willen wohl 1600 ehrbarer Leute, die alle erschlagen sind von denen von Bern und von denen von Schwyz an dem letzten Montag vor Sanct Johannis Baptistä; und derer waren 6 Grafen, und die Andern Ritter und Knechte, die besten von dem Lande; und ist grosser Jammer bei uns." Bald aber treffen wir ihn wieder auf der Irrfahrt: es war ihm in Basel zu gut geworden, als dass er meinte länger bleiben zu dürfen, und man habe ihn anderswo nöthiger als hier: „Mich bedünkt, ich haftete zu viel und zu leiblich an der Gemächlichkeit, an dem Wohlleben, an der Gesellschaft, an der sinnlichen Bequemlichkeit die ich zu Basel hatte. Das wusste ich nicht in der Wahrheit, derweil ich das hatte: ich fand und empfand es, da ichs verliess. Auch sah ichs in meinem Herzen mit vielen Gedanken und Mahnungen, dass man meiner Arbeit anderswo besser bedürfte denn zu Basel, und habe es gewagt auf Jesum Christum und auf alle die Seinen, und habe mich von wunderbarer heiliger angenehmer und wohlgefälliger Gesellschaft gezogen in alles Ungemach meines innern und meines äusseren Menschen, Nacht und Tag, also dass ich mich nun aus Noth muss kehren zu mir selber und zu meinem einzigen Trost Jesu Christo, wollte ichs zuvor nicht mit Freuden thun."

Die in Basel vermissten ihn schmerzlich: das zeigt ein Brief den eine der hiesigen Gottesfreundinnen, Margareta zum goldenen Ring, damals an Margareta Ebner geschrieben hat, oder vielmehr durch ihren Beichtvater hat schreiben lassen. Ich theile ihn vollständig mit, da er Heinrichs Wesen und Wirken in hiesiger

Stadt innerlicher schildert als irgend einer seiner eigenen Briefe. „Meiner lieben Freundinn und getreuen Mutter in meinem Herren Jesu Christo, Margareten zu Medingen, entbietet ihr armes unmündiges Kind Margareta zum goldenen Ring meinen getreuen Gruss und meine kindliche Treue zu meiner lieben Mutter, die mir mit so grosser Begierde und Liebe gegeben ist von unserm lieben Vater und getreuen Freunde in Gott, Herrn Heinrich von Nördlingen. Ich klage deinem getreuen mütterlichen Herzen meine grosse Betrübniss, die ich habe gehabt von dem Abschied und der Hinfahrt unsers getreuen Vaters von uns; und ich mag dir nun wohl glauben wie weh dir geschah da er von euch schied, wenn ich gedenke an den grossen Mangel den ich und die Seinen haben an seiner getreuen Lehre und seinem weisen Rath, an seiner Mahnung und Strafung, heimlich und öffentlich, und an seinem heiligen wahrhaftigen Bilde das er uns vorgetragen hat, und an der mannigfaltigen Treue die er mir armen unwürdigen Menschen bewiesen hat. Wenn ich diess nun alles entbehren muss, so bedarf ich einer göttlichen Kraft, in der ich es alles könne weislich und ordentlich tragen und leiden. Darum so bitte ich dein liebendes Herz dass du mir getreu seiest bei deinem Lieb Jesu Christo, dass er mein Weiser und Lehrer wolle sein; und alles dessen, dazu er mich aus seiner Güte so innerlich berufen hat, sei eine getreue Mutter, und vertritt mich und die Seinen gegen deinen Gott: denn er hat gesprochen, wiewohl wir leiblich geschieden sind, dass doch sein Lieben und seine Treue nimmer von uns geschieden solle sein. Gott danke dir treulich für deine Liebe die du mir bewiesen hast mit deinem getreuen Gruss und der Botschaft, und sonderlich für die Krapfen die du mir hiessest mittheilen unsern lieben Vater. Ich sende dir ein thörichtes Kleinod: zwei Messerlein. Auch sollst du wissen dass mir das eine innerliche Tröstung und Freude giebt, dass unser Vater mir von dir hat gesagt, dass du hättest gesprochen, dass ich dir so innerlich sei ins Herz gedrungen, dass du mein nimmer mögest vergessen, dass mich das zu dir innerlich binden und heften muss ewiglich. Ich empfehle dir in ganzen Treuen alles das mir in Gott empfohlen ist, und sonderlich meine leibliche Mutter, die mir so getreue Förderung ist alles geistlichen Lebens, und mich meinem geistlichen Vater mit ganzen Treuen empfohlen hat, der mir diess geschrieben hat,

und dich mit allen Treuen grüsset, und dir klaget mit Bitterkeit seines Herzens dass er verwaiset und beraubet ist seines getreuen Vaters und seines lieben Freundes, der ihn so treulich hat geminnet und gemeinet in allen Sachen, geistlich und leiblich. Und wissest dass von ihrem Scheiden beiderseits ein so peinliches Kämpfen ist geschehen, und wäre etwas die Ursache dieses Scheidens ausser Gott, so wäre es zumal unleidlich gewesen. Nun wollten sie beiderseits gern genug sein dem Rufe Gottes, und das hat das Scheiden lieblich gemacht, wie sie auch geistlich ewig ungeschieden sollen sein. Auch hätte er dir gerne mehr geschrieben: da hat er nicht Zeit. Der Friede Gottes sei mit dir nun und ewiglich."

Bei diesem neuen Umherschweifen kam Heinrich bis nach Avignon, dem damaligen Sitze des Pabstthumes; zuletzt aber doch wieder nach Basel, als der schwarze Tod drohend heranrückte, also 1347 oder 48. „Es ist auch die schlagende Hand Gottes, die so manche, unzählige tausend Menschen gähen Todes geschlagen hat, nahe zu uns kommen bis auf fünf Meilen. Und dass ich Gottes Zorn nicht mehr fürchte denn ich thue, darüber erschrecke ich. Bitte dass unser Ende in Gott sei, wann, wie und wo es komme." Und es scheint ihm damals gleich gekommen zu sein: wenigstens hat sich kein Brief mit einer späteren Geschichtsbeziehung, als diese ist, erhalten.

Heinrichs Mystik beruhte, ohne irgend welche speculative Beimischung, lediglich im Gefühl: all seine Briefe zeigen nur eine überschwengliche Inbrunst religiöser Empfindungen, und ein weiches Gemüth dem es leicht wieder unheimlich wurde in den Unruhen und Beschwerden worein seine Gewissenhaftigkeit ihn gestürzt. „Mir spielt oft in meinen Begierden mit einem grossen Verlangen vor ein stilles, ruhiges, lediges, unbekümmertes Leben, in welchem ich mich zu mir selber kehren und meines Herzens Frieden innerlich mit meinem Herrn noch ein kleines vor meinem Tode geniessen möchte. Nun fürchte ich mich selber daran, dass es mehr sei ein Ueberdruss und eine Flucht der Arbeit denn ein Zug der Liebe, und gedenke oft an Elias: der begehrte in der Wüste zu sterben, mehr aus Ueberdruss seines peinlichen Lebens: darum ward er von neuem gestossen in ein neues Fasten und in neue Arbeit zu leiden." Ein weiches, oft sogar ein weichliches Gemüth, dessen kindliche Glaubensinnigkeit nur zu gern

umschlug in Tändelei und süssliches Spiel. Sein meister Verkehr in Briefen wie im täglichen Leben war auch mit Weibern, besonders mit Nonnen in verschiedenen Klöstern, z. B. hier mit denen im Klingenthal. Diesen Freundinnen schrieb und schickte er, wie's grade kam, allerlei durch einander: Ermahnungen, Fürbitten, mühsam verdeutschte Erbauungsbücher, Reliquien, Hauben, Zeug zu Kleidern und zierliche Messer. Deutsche Erbauungsbücher und Reliquien: mit jenen diente er dem reformatorischen Trieb des Jahrhunderts; mit diesen blieb er getreulich stehn bei den irrigen Herkömmlichkeiten. Ein kräftig mitwirkendes Bewusstsein des grossen Neuen das im Schosse der Zeit ruhte, gieng ihm ab: wagte er doch nicht, was tausend andre seines Standes wagten und grade auch alle ihm befreundeten Geistlichen deren er gedenkt, dem Pabste zu Leid und Gott zu Lieb dennoch zu predigen: er hatte nur den Muth, dem umgestümen Begehren des gebannten Volkes zu entfliehen und lieber arm und elend zu sein als den Geboten des Pabstes ungehorsam; und das war der kühnste Gedanke zu dem er sich je erhoben, dass seiner Freundinn ebensowohl durch die Fürsprache Christi als durch den Pabst Vergebung der Sünden werden könne. „Ich spreche mit Gottes Erlaubniss dass das minnende Herz unsers einigen Liebs, unsers lieben Herren Jesu Christi, das dich mit den kräftigen Worten seines heiligen Evangeliums so innerlich, so lieblich, so gar getreulich und so zärtlich geladen hat zu seinem heiligen Fronleichnam mit dem, dass er sprach *„Desiderio desideravi“* und *„Caro mea,“* und dass er um den Sünder kam, wie mir das klar machen deine Worte an deinem Briefe: dass dich der wohl vertreten mag vor seinem himmlischen Vater, und vermag dir wie der oberste Pabst wohl zu vergeben die Sünden, die doch längst vergeben sind. Und darum möchte ich in dir noch in keinem Gottesfreund solche bedachte, kräftige und bewährte Begierde in Gott und zu Gott nicht zu hintertreiben wagen. Ich liess es gut sein an unsrer lieben Mutter Irmel und an den andern, und lasse es noch hingehen zu Basel an vielen Gotteskindern, die da Gott empfangen von den weltlichen Priestern.“

Aus all diesem lässt sich wohl entnehmen welchen Charakter die Kanzelberedtsamkeit Heinrichs, welchen die Religiosität der Menge besessen habe, die gern übersehend dass ihr Prediger in politischen Dingen andrer Ansicht war, seine Kanzel harrend

umdrängte: auf das Bekenntniss das im engeren Kreise der Gottesfreunde gegolten, dürfte man daraus weniger schliessen. Tauler, der auch wiederholendlich nach Basel kam, und wie es scheint mehr als einmal längere Zeit hier verweilte, begnügte sich nicht mit dieser blossen Gefühlsmystik: ihn führte die Speculation bis an den schwindelnden Rand des Pantheismus, wo er dann freilich zurückbebte, aus Furcht mehr vor den sittlichen als vor den dogmatischen Consequenzen; er liess auch nicht um des päbstlichen Bannes willen die ihm einmal anvertraute Gemeinde fahren: und Tauler galt als Oberhaupt sämmtlicher Gottesfreunde, hier und anderwärts: sie nannten ihn alle nur ihren lieben Vater, er sie hinwiederum seine Söhne, und wies in seinen Predigten immer und immer wieder auf sie hin als die Stütze und das Heil der Christenheit. Z. B. „Die Wolke des göttlichen Zornes ist recht jetzo hier, und die halten die Gottesfreunde auf mit ihrem Weinen“ oder „Diess sind die, auf denen die heilige Kirche steht; und wären diese nicht in der Christenheit, die Christenheit möchte eine Stunde nicht bestehn: denn ihr Sein, dass sie allein sind, das ist weit würdiger und nützer denn all der Welt Thun.“ Und Heinrich Suso von Constanz, in den Niederlanden Johannes Ruysbroek, beide gleichfalls Gottesfreunde, jener auch öfters in Basel anwesend, dieser in seinem Kloster zu Grünthal häufig von Baslern besucht: obschon ihre mystischen Schriften, namentlich die des erstgenannten, in nicht geringerem Maasse überströmen von Phantasie und Empfindung, wie überragen sie dennoch an Energie und Tiefe den weichen tändelnden Heinrich von Nördlingen! Heinrich und Suso wurden auch einander bald wieder entfremdet: nach mehreren Briefen Heinrichs, in denen vom grossen Freunde Suso, vom lieben Bruder Suso die Rede ist, heisst es zuletzt: „Mein Herz hält nicht mehr zu dem Suso, wie es ehemals that: bitte Gott für uns beide.“

Wie bereits gesagt, die Briefsammlung Heinrichs von Nördlingen ist die einzige Quelle über die mystischen Gottesfreunde in Basel und beinah auch die einzige über die anderweitigen Brüder des Vereins: deshalb sind die Nachrichten die man geben kann so ungenügend, so fragmentarisch; deshalb weiss man auch kaum ob und wie die Verbrüderung noch in späteren Zeiten, über das Interdict und seine drängende Noth hinaus, fortbestanden

habe. Was Basel belangt, so taucht hier der Name noch einmal wieder auf im Jahre 1386, indem da ein Mönch des Franciscanerklosters, Otto von Passau, eine christliche Sittenlehre in deutscher Sprache, betitelt die vierundzwanzig Alten oder der goldene Thron, den Gottesfreunden widmet, und diese Widmung mit den Worten beschliesst, „alle Gottesfreunde, geistlich und weltlich, edel und unedel, Frauen und Männer, oder wer sie seien," möchten Gott für ihn bitten. Aber diess Buch, ein breites farbloses verworrenes Gewebe von zusammengetragenen Sentenzen und Allegorien, hat mit der Fülle und Tiefe, der begeisterten und begeisternden Wärme der früheren Gottesfreunde wenig mehr gemein.

So viel von den mystischen, der Kirche nicht entfremdeten Gottesfreunden. Jetzt bleiben noch als die weitaus bedeutsameren und lebhafter ansprechenden die ketzerischen übrig.

Da treten uns gleich mehrere Hauptmerkmale einer unkirchlichen Secte entgegen. Die Führer und alle bedeutenderen Glieder jenes mystischen Vereines sind Geistliche, Priester, Mönche, Nonnen: die ketzerischen Gottesfreunde haben ihre Stärke im Laienstand, und auch ihr Oberhaupt ist ein Laie. Jene sind gleichmässig, in furchtloser Oeffentlichkeit, über das ganze südwestliche Deutschland hin verbreitet; Basel ist höchstens eine vorzugsweis begünstigte Colonie, und wenn es dennoch so beinah einzig heraustritt, so ist das nur eine Folge von der zufälligen Beschränkung unserer Nachrichten: die ketzerischen Gottesfreunde dagegen sitzen in Basel ganz eigentlich als in einer Hauptstadt, einem Mittelpuncte ihres verschwiegen arbeitenden Wirkens, als in der geheimen, nur ihnen bekannten Metropole eines unkatholischen Bisthums. Gleichwohl tragen beide Verbindungen denselben Namen, die einen wie die andern heissen Gottesfreunde: das lässt sich nur erklären, wenn neben und trotz jenen Unterschieden auch wieder ein Zusammenhang beider statt fand. Und ein solcher ist mehrfach theils mit Wahrscheinlichkeit zu vermuthen, theils mit aller Bestimmtheit nachzuweisen. Einmal hielten sich diese Ketzer um ihr Leben und den Fortbestand ihrer Lehre sicher zu stellen äusserlich wenigstens zur Kirche, und machten deren Gebräuche mit: wo es nun, wie grade hier in Basel, unter der Geistlichkeit und im Laienstande kirchlich gesinnte Gottesfreunde gab, mochten sie sich, damit sie ihrem

Gewissen nicht zu viel vergäben, näher an diese anschliessen, die ja gleichfalls in einer Art von Opposition gegen das Gesetz der Kirche standen. Sodann nahmen die ketzerischen Gottesfreunde wirklich auch sehr vieles von der Mystik der kirchlichen in sich auf: auch sie lehrten durch Verläugnung des Geschaffenen, durch Vernichtung des Ich schon hier auf Erden zur vertrautesten Gemeinschaft mit Gott gelangen; auch sie gaben sich der Ueberschwänglichkeit und der Schwelgerei des Gefühles hin, und Verzückungen und Visionen kamen unter ihnen ebensowohl vor als unter den geistlichen Schwestern Heinrichs von Nördlingen. Endlich ergiebt sichs aus den überlieferten Nachrichten klar genug, dass die ketzerischen Gottesfreunde jenen mystisch-kirchlichen Verein nur als den äusseren Vorhof zu ihrem Allerheiligsten betrachteten, dass sie denselben mit der überlegenen Gewandtheit eines seine wohlbewussten Zwecke verfolgenden Geheimbundes als eine exoterische Vorbereitungsschule zu den letzten vollen Mysterien ihrer Lehre zu handhaben wussten. Derselbe Tauler, den die kirchlichen Gottesfreunde als Oberhaupt, als Vater verehrten, gegenüber dem geheimen Meister dieser Ketzer erscheint er wieder als Sohn, als anstrebender Schüler, als Zögling der sich geduldig jeder Weisung unterwirft; und im gleichen Verhältniss erblicken wir noch einen andern Strassburger, der ebenfalls zu den „grossen Freunden“ der Baslerischen Mystiker gehörte, Rulman Merswin: auch er hatte sich dem Ketzermeister „zu Grunde und an Gottes Statt gelassen.“

Die ketzerischen Gottesfreunde waren eben, wenn man das eingedrungene mystische Element abrechnet, Waldenser, und bei den Waldensern gab es eine schulmässig abgestufte Hierarchie, die an und für sich zwar wenig passte zu dem evangelischen Geiste, welcher sonst diese Secte hoch vor allen übrigen des Mittelalters auszeichnet, die aber zusammenhieng mit dem ganzen vorsichtig geheimen Wesen wozu die Noth der Umstände trieb. Sie hatten also ihre verborgenen Obern, nur einige wenige und an verschiedenen Orten, oder nur einen, der dann zu Mailand sass; diese Oberen sandten, wohin sie nicht vorzogen selbst zu gehn, die zunächst ihnen untergeordneten Meister oder Vollkommenen, gleichsam als Apostel, um neue Gemeinden zu bilden und den bereits vorhandnen zu predigen. Sie mochten diese Verfassung zunächst von der älteren Secte der Katharer ange-

nommen haben, bei denen sich durch manichäische Ueberlieferung die Lehrlinge und die Vollkommenen noch schärfer und strenger sonderten: zuletzt aber wars doch nur ein Gegenbild der papistischen Hierarchie, bloss mit dem ketzerischen Unterschiede, dass der Pabst und die Bischöfe, überhaupt alle Priester der Waldenser grundsätzlich auch Laien sein konnten, und gewöhnlich Laien waren: eine Nachahmung des apostolischen Zeitalters, in der anfänglich ihre ganze Ketzerei bestanden hatte.

Solch ein verborgenes Oberhaupt nun der Waldenser sass vor und nach der Mitte des 14. Jahrhunderts hier in Basel. Mit seinem eigentlichen Namen, Niclas von Basel, *Nicolaus de Basilea,* wozu noch der Geschlechtsname fehlt, wird er nur zweimal genannt, bei Anlass des Todes den er und den ein Anhänger seines Bekenntnisses gelitten: in allen übrigen ihn betreffenden Nachrichten, so wie in den Schriften die von ihm selbst herrühren, heisst er immer nur der liebe oder der grosse Gottesfreund im Oberlande; wie er denn überhaupt alles that um seinen Namen und seinen Wohnort nicht ruchbar werden zu lassen, um der Welt allzumal unbekannt zu bleiben. Erst jetzt, nach 500 Jahren, hat der Biograph Taulers, Prof. Karl Schmidt zu Strassburg, durch scharfsinnige Combinationen glücklich ermittelt dass der grosse Gottesfreund im Oberlande und Nicolaus von Basel eine und dieselbe Person gewesen seien. Lassen sie mich jetzt nach Anleitung dessen, was Nicolaus selbst, was seine Freunde und Feinde von diesem merkwürdigen Manne berichten, einen Abriss seines Lebens und seiner tief eingreifenden, höchst bedeutsamen Wirksamkeit, jedoch nur in den Hauptzügen entwerfen: vielleicht reizt Sie dieses eine seiner wichtigsten und zugänglichsten Schriften, die Historia und das Leben des ehrwürdigen Doctors Tauler, welche den Predigten des letzteren beigedruckt zu sein pflegt, nun mit erneutem Interesse zum Gegenstand Ihrer Lectüre zu machen.

Reich, beliebt, angesehen, fühlte sich der Jüngling Nicolaus dennoch unbeglückt: sein erweckter Geist rang nach Erkenntniss Gottes, aber die Mühe war vergeblich, da er, ein Laie, die heilige Schrift nicht kannte, und sich mit Lesung deutscher Legenden begnügen musste. Jahre lang, wie er es späterhin selbst in dem Buch von den fünf Jahren seines Anfanges beschrieben hat, kämpfte er rathlos, trostlos mit sich und den Reizungen der Welt,

und suchte gleich den Heiligen deren Lebensgeschichten er las, seinen Leib durch strenge Bussen zu bändigen. Endlich offenbarte sich ihm in häufigen Verzückungen der Gott den er so lange umsonst gesucht. Mit dessen Beistande erwarb er nun auch binnen 30 Wochen so gelehrte Kenntniss des Lateinischen, „als ob er alle seine Tage in den höchsten Schulen studieret hätte,“ und nun endlich war ihm auch die heilige Schrift kein verschlossenes Buch mehr. Das alles geschah etwa um das Jahr 1330. Dieser Umschwung war entscheidend für sein weiteres Leben. Zwar mochte der religiös strebende Laie schon sonst mit den im Rheinischen Oberlande heimlich verstreuten Waldensern in Berührung gekommen sein: aber die hohe Stellung die wir ihn nunmehr in deren Mitte einnehmen sehn, und auf der all sein ferneres Wirken beruhte, fiel ihm wohl erst in Folge seiner überragenden Gelehrsamkeit und Schriftkenntniss zu.

Er ward nämlich als Meister, d. h. bekleidet mit einer fast unbeschränkten Gewalt über das innere und das äussere Leben der ihm untergeordneten Brüder, an die Spitze einer Gesellschaft von Gottesfreunden gestellt, die hier in geheimer Zurückgezogenheit gemeinschaftlich ein Haus bewohnten, und für einen weiten Kreis der ketzerischen Predigt und Seelsorge den verborgenen Mittelpunct bildeten. Der ihn zunächst umgebenden Brüder waren vier; er selber schildert (ohne jedoch auch hier wieder einen Namen zu nennen) sie und sein Zusammenleben mit ihnen in dem Buche von den fünf Mannen. Drei derselben waren erst durch ihn der Gemeinde, einer davon, zuvor ein Jude, sogar erst dem Christenthume gewonnen worden; sie hatten alle Ehren und Freuden der Welt, einer, ein gelehrter Jurist und Domherr, seine reichen Pfründen aufgegeben und nach dem Beispiele ihres Meisters Nicolaus Hab' und Gut der Gesellschaft gewidmet: der Lohn solches Ernstes war die waldensische Priesterweihe. Von allen vieren wie von sich selbst berichtet Nicolaus häufige Verzückungen; der eine trieb die Schwelgerei in leiblichen Leiden und in Kämpfen der Seele so weit, dass wenn er einmal frei davon war, er jammernd ausrief: „Ach Gott, hast du mich verlassen?“

Ein hauptsächliches Ziel von Nicolaus Thätigkeit war Strassburg, derselbe Ort von wo in früheren Jahren die Lehre der Gottesfreunde mochte nach Basel verpflanzt worden sein: dahin

unternahm er wiederholte Missionswanderungen, und dahin besonders richtete er an zuverlässige, ihm ergebene Männer, aber dennoch stäts unter dem Schleier der Namenlosigkeit seine Sendschreiben und sonstigen Schriften; immer in deutscher Sprache, obschon er jetzt lateinisch hätte schreiben können: denn es war sein ausgesprochener, mit dem ganzen Wesen seiner Lebensaufgabe eng zusammenhangender Grundsatz, dass zwar gelehrtwissenschaftliche, eigentlich theologische Werke lateinisch abzufassen seien, solche aber, die ihrer Beschaffenheit nach auch den Laien dienen können, in der Sprache der Laien. Ein Sendschreiben etwa aus dem Jahre 1357 enthält darüber Folgendes. „Lieben Christenmenschen, ich rathe euch in allen Treuen dass ihr wider alle Untugenden lernet streiten: denn die kämpfende Zeit die nahet; und der noch nicht wohl zum Streite bereit ist, der soll solche Menschen aussuchen, die in der ewigen Wahrheit wohl gelehrt sind, und soll die bitten dass sie ihn lehren wider alle Untugenden streiten, und soll auch gerne Predigten hören und gute Büchlein lesen, an denen man auch wohl unterrichtet mag werden. Aber etliche Lehrer sprechen, deutsche Bücher seien schädlich der Christenheit. Das ist in einen Weg wohl war, und in einen andern Weg nicht wahr. Es wäre wohl in einen Weg gut, dass die Bücher nicht in Deutsch gekehrt wären, die Bücher da viel Glossen (erklärende Anmerkungen) über gehören: denn solche Bücher gehören Laien nicht zu: denn ihrer einige wollen es nehmen und wollen es verstehn nach ihrer selbsteigenen sinnlichen Weise, und können sich dann nicht daraus finden und werden irre; und solche glossierte Bücher gehören der Geistlichkeit zu. Aber solche Büchlein, wie dieses Büchlein ist, und auch andre deutsche Bücher die auch in dieser Maasse sind, und auch nicht wider die heilige Schrift sind, solche deutsche Bücher sind einfältigen Laien gar nütze und gar gut; und ihr sollt sie euch nicht lassen die grossen Lehrer absprechen, dieselben Lehrer die da voll der Schrift sind und leer Gottes: denn sie suchen sich selbst in der Ehre dieser Welt mehr denn Gott. Aber wo ihr Lehrer findet die sich selbst nicht meinend sind, denen sollt ihr gar gerne gehorsam sein: denn was solche Lehrer rathen, der Rath kommt aus dem heiligen Geiste."

Es waren namentlich zwei Strassburger, mit denen Nicolaus lebenslänglich die engste Verbindung unterhielt, ein Laie und

ein Geistlicher, beide schon früher genannt, Rulman Merswin und Johannes Tauler. Im Interesse der Verbreitung und Befestigung seiner Lehre musste ihm besonders viel daran liegen, grade sie zu denen rechnen zu dürfen, die sich ihm zu Grunde gelassen hatten: denn beide genossen in der bürgerlichen und in der kirchlichen Gemeinde des einflussreichsten Ansehens, und beide gehörten als namhafte Glieder, Tauler sogar als väterliches Haupt, zu der Vereinigung der kirchlichen Gottesfreunde. Hiemit eröffnete sich ein Weg diese ganze Vereinigung in eine Vorbereitungsschule für die waldensische Ketzerei umzuwandeln, und von daher das kleine Häuflein der vollkommenen Brüder nach und nach mit frischem Zuwachs zu verstärken.

Rulman d. h. Hieronymus Merswin, von einem edeln Strassburger Geschlechte, seines früheren Standes ein Kaufmann, Taulers Beichtkind, hatte sich nach zweimaliger kinderloser Ehe aus der Welt zurückgezogen, und mit strengen Kasteiungen ein bloss der Beschaulichkeit gewidmetes Leben angefangen. Auch ihm wurden in häufigen Ekstasen höhere Offenbarungen zu Theil, und von den umgehenden Ketzereien streifte diese und jene an sein aufgeregtes Gemüth. Denn z. B. die ganze bildliche Anschauung die seinem im Jahre 1352 verfassten Buche von den neun Felsen (man hat dasselbe bisher fälschlich dem mystischen Dominicaner Suso zugeschrieben) zu Grunde liegt, ist einer kirchlich verdammten gleichbetitelten Schrift der freien Geister entnommen; er schildert darin unter der Allegorie eines neunfach abgestuften Berges, wie das Leben der Christenheit von dem Gipfel, den die seligen Vollkommnen inne haben, sich hinabsenke zu immer tieferer Verderbniss; der Geistlichkeit wird nicht geschont, und über Erlösung und Seligkeit der frommen Juden und Heiden wird in einer Weise gesprochen, die nur für die ärgste Lästerung des christlichen Glaubens gelten konnte, die sich aber gleichfalls aus einer entsprechenden Lehre früherer Ketzer, der pantheistischen Ortlieber von Strassburg, herleiten lässt. „Ich will dir sagen," so schliesst der betreffende Abschnitt, „wo dieser guten Heiden oder dieser guten Juden einer an sein Ende kommt, so kommt ihm Gott zu Hilfe und erleuchtet ihn mit christlichem Glauben, dass der christliche Glaube ihm also bekannt wird, dass er von allem seinem Herzen der Taufe begehrend wird; mag ihm dann die Taufe nicht gegenwärtig werden, und ist doch seine Begierde

von Grunde seines Herzens darnach, so will ich dir sagen was Gott dann thut: Gott der geht hin und tauft ihn in seinem guten begehrenden Willen und in seinem verlassenen Tode. Du sollst wissen dass dieser guten Heiden und dieser guten Juden viele sind in dem ewigen Leben, die alle in solcher Weise darein sind kommen.“

Gleich nach Vollendung dieser Schrift und wahrscheinlich auf deren Anlass ward Nicolaus von Basel Rulmans heimlicher d. h. vertrauter Geselle, und von nun an wagte letzterer nichts mehr zu thun, nichts mehr zu denken wozu ihn sein geistlicher Vater und Meister nicht ermächtigt hatte. So geschah es denn auch auf Nicolaus und der Seinigen Antrieb, und Schritt für Schritt auf ihr Geheiss oder mit ihrer Genehmigung, dass Rulman im Jahre 1371 den Johanniterrittern eine Kirche und ein Ordenshaus in Strassburg schenkte, unter Bedingungen welche auch Gliedern des Laienstandes Antheil an der Verwaltung und das Recht zum Eintritt gaben, damit in Zeiten der Noth sich die Gottesfreunde hieher, unter den Schutz des vielgewaltigen adlichen Ordens retten könnten: in der Urkunde hiess es ausdrücklich, das Haus sei gestiftet um der erleuchteten Gottesfreunde willen zu einem Fluchthause. Rulman selber brachte den Rest seines Lebens (er starb 74 Jahre alt 1382) bei den Johannitern zu, mit Uebungen der Beschaulichkeit und mit Abfassung erbaulicher Bücher beschäftigt, und in beständigem brieflichem Verkehr mit Nicolaus und den Gottesfreunden im Oberlande. Auch den Johannitern und sonst manchem in Strassburg ward von daher häufig genug geschrieben: die Ritter konnten ein ganzes Briefbuch sammeln; aber alle Briefe giengen durch Rulmans Hände. Dem waren die Verfasser und deren Aufenthaltsort sehr wohl bekannt: aber er nannte sie nicht, durfte sie nicht nennen, und so kam die mehr als verzeihliche Neubegierde nie hinaus über die unbekannte Grösse des Gottesfreundes und der Gottesfreunde im Oberland. Die Johanniter lauerten den Boten auf welche die Briefe überbrachten: aber selbst diese liessen sich nicht ertappen: durch ein gewisses Räuspern in der Kirche gaben sie Rulman das Zeichen ihrer Ankunft, und verschwanden, jedem anderen unfindbar. Einige aus dem Hause machten sich auf, noch bei Rulmans Lebzeiten und wiederum nach seinem Tode, um die Gottesfreunde auszuspüren; sie durch-

forschten das ganze Oberland auf beiden Ufern und bis hinauf nach Engelberg: aber vergeblich; und als sie heimkamen, hörten sie von Rulman, sie hätten sogar ohne es zu merken einmal bei den Gottesfreunden übernachtet. Ein altes Memorial der Johanniter zu Strassburg gedenkt all dieser Begegnisse, und nennt mit Ehren und Segnungen die Gottesfreunde als Mitstifter ihres Hauses.

Noch gewaltiger als in seinem Verkehr mit dem Laien Rulman und den Johannitern tritt die besiegende und beherrschende Persönlichkeit unsers Nicolaus in seinem Verhältniss zu Tauler hervor. Wie er um Taulers willen, dessen Predigtweise auch in Basel Bewunderung erregt hatte, nach Strassburg hinabgewandert; wie er nun hier mehreren Predigten desselben mit Aufmerksamkeit beigewohnt; wie er dann zu ihm ins Haus gegangen, und mit steigender Zuversichtlichkeit er, der Laie, dem berühmten Doctor der Theologie, dem Oberhaupte aller deutschen Mystiker, ins Angesicht erklärt, noch stehe dieser unter der Herrschaft des Buchstabens, noch sei er nicht hindurchgedrungen zur Erkenntniss des lebendig machenden Geistes, noch sei er nicht besser denn ein Pharisäer; wie Tauler nach kurzem Sträuben seines Stolzes sich ihm als ein schwaches verzagtes Kind seinem Vater zu Lehre und Leitung übergeben; wie darauf dieser dem neuen Zögling schwere, unerhörte, den ganzen Menschen erdrückende Bussübungen auferlegt, worunter auch das Verbot alles Predigens war; wie er ihn endlich nach jahrelanger Prüfung dieser harten Zucht wieder entlassen mit den Worten: „Es ist nicht mehr nothwendig, dass ich in lehrender Weise mit euch rede: ihr habt nun den rechten Meister gefunden, dessen blosses Werkzeug ich war: den höret und seid ihm gehorsam;“ wie Tauler nun, da er wieder predigen durfte, diess mit solcher Kraft des Geistes und der Wahrheit gethan, dass durch die Erschütterung ein Theil der Zuhörer plötzlichem Tode nah gebracht wurde: ich bekenne mich unfähig diess alles mit der heut gebotenen Kürze und doch in angemessener Weise wieder zu erzählen, und verweise Sie zu eigner erhebender Lesung auf die schon genannte Historia Doctor Taulers, in welcher Nicolaus nach Taulers eignen Aufzeichnungen und auf dessen Geheiss mit Verschweigung aller Namen den ganzen Verlauf dieser geistlichen Neugeburt berichtet: sicherlich eines der inhaltschwersten Bekenntnisse über die innere Lebens-

entwickelung eines erwählten Menschen. Taulers spätere Predigten sind für uns gleichsam eine Fortsetzung dieses Buches und ein Anhang authentischer Zeugnisse, insofern da die entscheidenden Besprechungen des Doctors mit dem erleuchteten Laien immer und immer wieder anklingen; wenn es z. B. in einer Predigt über die Worte: „Selig sind die Augen die da sehen das ihr sehet," also heisst: „Lieben Kinder, die grossen Geister und die Lesemeister (d. h. die Professoren) disputieren ob Erkenntniss grösser und edler sei oder Liebe. Aber wir wollen nun allhier sagen von den Lebemeistern. Wenn wir dorthin kommen, dann sollen wir aller Dinge Wahrheit wohl sehen. Unser Herr sprach: „Eins ist Noth." Welches ist nun diess Eine das also Noth ist? Das Eine das ist, dass du erkennest dein Nichts das dein eigen ist, was du bist und wer du bist mit dir selber. Um diess Eine hast du unserm Herren also Angst gemacht, dass er Blut schwitzte. Darum, dass du diess Eine nicht wolltest erkennen, so rief er an dem Kreuze: „Gott, mein Gott, wie hast du mich verlassen!" weil das Eine das Noth ist so ganz von allen Menschen sollte versäumet sein. Liebes Kind, lass fahren alles das ich und alle Lehrer je gelehrt haben, und alle Wirklichkeit und Anschaulichkeit und hohes Contemplieren, und lernet allein diess Eine, dass euch das werde: so habt ihr wohl gearbeitet. Darum sprach unser Herr: „Maria hat den besten Theil auserwählt." In der Wahrheit, könntest du diess allein erlangen, so hättest du wohl erlangt, nicht ein Theil, sondern Alles. Diess Eine ist nicht, dass etliche Leute können so vernünftiglich reden von ihrem Nichts und so demüthiglich, recht als ob sie die edle Tugend wesentlich besessen hätten; und dieselben sind in ihrem Grunde noch grösser denn das Münster ist. Diese wollen gross sein und scheinen; sie betrügen die Leute und allermeist sich selber: denn sie sind die, die in dem Truge in der Wahrheit bleiben. Kinder, dieser Grund der ist wenig Leuten bekannt: rechnet dass drei Menschen hier seien, die diess angehe." Und weiterhin: „So kommen etliche und sagen von so grossen vernünftigen und überwesentlichen, überförmlichen Dingen, recht als ob sie über die Himmel geflogen seien; und sie erkannten noch nie einen Tritt aus sich selbst noch Erkenntniss ihres eigenen Nichts. Sie mögen wohl sein kommen zu vernünftiger Wahrheit: aber zu der lebenden

Wahrheit, da die wahre Wahrheit ist, dazu kommt Niemand denn durch diesen Weg seines Nichts. Und wer diesen Weg nicht gegangen ist, der soll mit grossem Schaden dastehen, wo alle Dinge aufgedeckt werden. O Kinder, dann möchten manche wollen dass sie nie geistlichen Schein hätten gewonnen, und dass sie nie von hohen vernünftigen Dingen hätten gehört sagen, noch damit umgegangen wären, noch also grossen Namen nie gewonnen hätten, und sollen dann wünschen dass sie all ihre Tage mit dem Vieh auf dem Felde wären gegangen und ihr Brötlein mit ihrem Schweisse gewonnen hätten."

Die acht Jahre, welche Tauler nach Abschluss dieser seiner Bekehrung noch leben durfte, dauerte sein Verhältniss zu Nicolaus in gleicher Innigkeit fort; in gleicher, aber nicht gesteigerter. Mit den eigentlich Waldensischen Lehren ist Nicolaus nie gegen ihn herausgetreten, sei es dass der immer noch zu speculative Doctor ihm dafür noch immer nicht vollkommen reif erschien, sei es dass ihm ein solcher Schritt hier eine überflüssige Förmlichkeit dünkte. Noch im Winter 1356 auf 57 beobachtete er auch gegen Tauler seine gewohnte Zurückhaltung, und liess ein Sendschreiben, worin er mit auf Anlass des grossen Erdbebens von Basel den Zorn Gottes, die Sünden der Geistlichen und der Laien, die Nothwendigkeit ernster Busse und der Rückkehr zur heiligen Schrift schilderte, auch an Tauler so gelangen, „dass dieser nie konnte befinden wer der Mensch wäre, der es ihm gesandt hätte." Indessen war Nicolaus mit treuem Freundestrost am Sterbebette Taulers, im Brachmonat 1361. „Da wurden auch die Leute des Mannes gewahr, der ihrem Vater so lange heimlich gewesen, und kamen und wollten ihm eine Ehre erweisen und ihn zu Gaste bitten. Als er aber dess gewahr wurde, floh er von Stund an aus der Stadt und zog wieder heim."

Tauler war jedoch nicht der einzige Geistliche den Nicolaus sich unterwürfig machte, und nicht bloss rheinabwärts erstreckte sich das Wirken des räthselhaften Mannes: auch aufwärts dehnte sich der Kreis und ergriff im Sprengel von Constanz einen Priester des Benedictinerordens, Martin von Mainz, und dieser trug dann die Lehren des Meisters wieder bis nach Köln hinab. Hier wurde Martin im Jahre 1393 ergriffen und vom geistlichen Gerichte verdammt und vom weltlichen mit dem Feuertode ge-

straft. Der geistliche Urtheilsspruch hat sich erhalten, und ist, da er den Laien *Nicolaus de Basilea* wiederholendlich als denjenigen nennt, welchem sich der verdammte Priester zu Grunde gelassen, und da er die hauptsächlichsten Ketzereien aufzählt welche letzterer von jenem angenommen habe, für uns von der grössten Wichtigkeit. Nämlich aus den eigenen Schriften des verborgnen Obern von Basel würde nie mit unläugbarer Bestimmtheit erhellen dass sein Bekenntniss das waldensische gewesen sei, indem er theils damit zurückhielt, theils sein immer noch laienhaftes Ungeschick in schriftlicher Mittheilung sowie die verzückte Aufregung seines Gemüthes ihn auch da, wo er es vielleicht wollte, nie den rechten klaren Ausdruck finden liess. Hier aber, in der Sentenz gegen Martin von Mainz, haben wir es mit dem artikelweis geordneten Geständniss eines Geistlichen zu thun, und hier erweist sich die Lehre des Meisters und des Schülers in ihrem Grunde und den Hauptsachen nach eben als die der Waldenser, wie wir letztere schon vorher haben kennen lernen; und bei einigen ihr fremdartigen Beimischungen muss unentschieden bleiben, welchen Antheil daran das selbsteigene Zuthun Martins, welchen etwa schon Nicolaus als erster Urheber derselben gehabt habe, und welchen vielleicht nur die gehässigen Verdrehungen der Ketzerrichter.

Auch diesen Schüler noch hat Nicolaus überlebt, wie schon Tauler, der 1361, und Rulman Merswin, der 1382 gestorben. Jedesfalls war er, dessen geistliches Leben schon 1330 begonnen hatte, ein hochbetagter, beinah hundertjähriger Greis, da er wenige Zeit vor dem Concil von Pisa, also kurz vor 1409, sein Leben und seine Lehre zu Vienne, wohin er jetzt noch eine Reise unternommen, mit dem Märtyrertode besiegeln musste. Folgendes nämlich erzählt Johann Nider, der gegen die Mitte des Jahrhunderts Dominicanerprior hier in Basel war, in seinem *Formicarius.* „Kurz zuvor (vor dem genannten Concil) lebte ein gewisser Nicolaus, ein blosser Laie. Dieser galt in den Rheinlanden um Basel und unterhalb, wo er zuerst als ein Begarde umherwanderte, bei vielen die den Ketzern nachspürten als einer der verdächtigsten unter den Ketzern eben dieser Art. Denn er war vom feinsten Geiste, und verstand seine Irrthümer mit ausschmückenden Worten zu verhüllen. Deshalb war er auch den Händen der Inquisitoren schon lange und oft entgangen.

Er gewann nun auch einige Schüler für seine Secte. Er war nämlich dem Bekenntniss und dem Leben nach einer der verdammten Begarden, und hatte in diesem verdammten Leben viele Offenbarungen, die er für untrüglich schätzte. Frech behauptete er sich bewusst zu sein dass Christus wirklich in ihm wäre und er in Christo, und noch andres mehr; was er alles, da er endlich zu Vienne im Sprengel von Poitou gefangen worden, bei der Untersuchung öffentlich bekannte. Und da er seine des Unglaubens verdächtigen und ihm besonders vertrauten Schüler Jacob und Johannes dem von der Kirche bestellten Untersuchungsrichter nur im Feuer herausgeben wollte (d. h. mit einfachen Worten: da er sie nicht verläugnen und sich nicht von ihnen trennen wollte), und er in vielen Stücken abweichend vom wahren Glauben und unbekehrbar erfunden wurde: so ward er von Rechts wegen der weltlichen Macht übergeben, die ihn zu Asche verbrannte."

Vielleicht hatte Nicolaus, der bereits 1377 den Johannitern in Strassburg schrieb, die Gottesfreunde seien im Gedränge, Gott allein wisse was daraus noch werden solle: vielleicht hatte er schon längere Zeit vor seinem Tode Basel verlassen, und damit wohl auch die hiesige Gemeinde sich aufgelöst und zerstreut. Denn es ist auffallend, dass bei der Entdeckung einer zahlreichen Waldensergemeinde zu Strassburg, die zu Anfang des 15. Jahrhunderts den dortigen Dominicanern glückte, gar nichts mehr verlautete von den Gottesfreunden im Oberlande, und dass sich überhaupt kaum irgendwelche Verbindung mit Basel herausstellte, während in den Verhören genug andre rheinische, schweizerische, schwäbische Städte genannt wurden als Sitze waldensischer Gemeinden, als Schulen und Herbergen derselben. Auch hatten diese Strassburgischen Ketzer den früheren Namen nicht unabsichtlich geändert: sie nannten sich jetzt Winkeler, falls man in den Acten des Processes richtig gelesen hat, und nicht etwa Rünkeler geschrieben steht, was ein alter aus Italien stammender Name eben der Waldenser ist. Der einzige Antheil den Basel an der Sache dieser Winkeler oder Rünkeler genommen hat, ist ein gar böser und feindseliger: ein Friedrich Strauss, von Basel, aber in Strassburg angesessen, den seine lang erheuchelte Christlichkeit gereuen mochte, ward an der Gemeinde zum Verräther, und die Verfolgung von Seiten der Kirche begann mit den

Predigten eines von Basel herübergekommenen Dominicanermönches.

Wie aber, wenn sich mit Ende des 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts auch die Baslerischen Gottesfreunde nur in einen anderen Namen zurückgezogen hätten, in den der Beginen, jenes halbgeistlichen halbweltlichen Ordens, der, schon seit länger denn einem Jahrhundert in Basel einheimisch und jetzt an 1500 Köpfe stark, einige zwanzig Sammlungen oder Gesellschaftshäuser inne hatte. Zwar pflegten, wie bereits vorher ist erinnert worden, die deutschen Begarden und Beginen, falls sie über ein stillbeschauliches Leben im Sinne der Kirche hinausgiengen, dann sich in den Pantheismus der freien Geister mit all seinen sittlichen oder unsittlichen Consequenzen zu verirren, eine Ketzerei die den Waldensern ursprünglich nicht minder Abscheu erregte als den kirchlichen Inquisitoren. Indessen hat die Flucht vor dem gemeinsamen Feinde auch sonst öfters die verschiedenartigsten Ketzereien einander näher gebracht, sogar bis zum Verschmelzen, und grade zwischen Waldensern und freien Geistern war das schon einmal, im Jahre 1230, versucht worden, wenn einer Nachricht des Abtes Trithemius zu trauen ist; jetzt aber bot sich zu erneuter Verkettung der Beginen und der Gottesfreunde ein zusammenführendes und zusammenhaltendes Mittelglied dar in der Mystik solcher Männer wie Johannes Tauler, der mit dem einen Fusse an der Grenze des freigeistischen Pantheismus stand, wie ihn Meister Eckart lehrte, mit dem andern an der Grenze des evangelischen Waldenserthumes. Dazu kommt auch noch dass bereits auf Seiten des grossen Gottesfreundes einzelne Anflüge jener freigeistischen Ketzerei wahrzunehmen sind; nicht gerade bei ihm selbst, obwohl die Inquisition auch ihn kurzweg zu einem Begarden machte, aber bei Rulman Merswin und bei Martin von Mainz: denn die unevangelischen Sätze, die letzterem in seinem Todesurtheil zur Last gelegt wurden, schlagen ganz in jene Richtung ein: es sei ihm keine Sünde, Jemand zu tödten oder Unzucht zu treiben, sobald er es auf Geheiss des Meisters thue; es sei ihm besser, in Unzucht zu fallen und wieder sich erhebend im Gehorsam des Meisters zu verbleiben, als diesen Gehorsam zu brechen und ohne Sünde zu sein; er sei durch die Hingebung an diesen seinen Meister in den Stand der ersten Unschuld zurückversetzt worden. Man muss

sich dabei nur erinnern dass sich Martin seinem Meister Nicolaus an Gottes Statt gelassen hatte, dass ihm also Gott und Nicolaus gewissermaassen gleichbedeutend waren: und dann haben wir die freigeisterische Lehre von der Unsündlichkeit der vollkommenen Menschen. Unter diesen und dergleichen Umständen war eine Verschmelzung der ketzerischen Gottesfreunde mit den ketzerischen Beginen allerdings sehr leicht möglich, und die Vermuthung dass um das Jahr 1400, wo nach einem Bestande von mehreren Menschenaltern die Gottesfreunde plötzlich verschwunden sind, die Beginen aber zu einer überlästigen Anzahl angewachsen, die Vermuthung dass zu dieser Zeit beide Vereine zusammengeflossen seien, entbehrt nicht alles Grundes. Es ist schwerlich ein Zufall, dass in eben denselben Jahren, wo in Strassburg die Ketzerei der Rünkeler zu Tage kam, wo in Vienne der greise Nicolaus als Begarde war verbrannt worden, hier in Basel die Beginen, ausdrücklich auch wegen Ketzerei, Verfolgung litten; wie das Ochs in seiner Geschichte von Basel ausführlich genug erzählt. Freilich war, was zum Hass gegen die Beginen reizte, nicht der gleiche blind zürnende Religionseifer gegen Ungläubige, der in Vienne und Strassburg die Scheiterhaufen schichtete: in viel höherem Grade hat bei jenem Streit die altvererbte Erbitterung, der Ordensneid der Dominicaner und der Augustiner gegen die Franciscaner und deren Schutzverwandte, die Beginen, mitgewirkt, eine Erbitterung die durch ganz Deutschland so sprichwörtlich war, dass man davon sogar beim Weine sang: „Du sühnst die allzeit pflegen Feind zu sein, den Augustein und die Begein; ihnen beiden scheiden kannst du Sorg' und Pein, dass sie vergessen Deutsch und auch Latein.“ Und auch auf Seiten der verfolgten Beginen war nicht gerade alles sauber: mochten sie jetzt vielleicht auch versuchen die Lehre der Gottesfreunde und die Lehre Meister Eckarts zu vereinigen, die echte Religiosität, die Sittenreinheit der Gottesfreunde hatten damit schwerlich die Oberhand gewonnen: wir haben keinen Grund all die mehr oder minder gewichtigen Vorwürfe die ihrem Lebenswandel gemacht wurden, für blosse Märchen ihrer Feinde zu halten.

Dem sei aber wie ihm wolle, das Baslerische Waldenserthum des 14. Jahrhunderts sei durch die Beginen fortgeführt worden oder auf anderem Wege: fortgeführt worden ist es und herüber-

gerettet bis weit ins 15. Jahrhundert hinein, bis in die Zeiten der grossen Kirchenversammlung. Denn das war eine der Haupteinwendungen die Pabst Eugen IV. gegen die Berufung und Beschickung des Concils von Basel brauchte, dass Basel eine Ketzerstadt sei, dass sie voll sei von Hussiten. An Hussiten im eigentlichen Sinne des Wortes ist dabei natürlich nicht zu denken: den Ausdruck auf Waldenser auszudeuten, erlaubt die im 15. Jahrhundert ganz geläufige Verwechselung beider Namen, die ihren Anlass sowohl in der innern Uebereinstimmung als in dem äussern historischen Zusammenhange der ersten Protestanten des Rheines und der Moldau hat. Und wäre es zu weit gegangen, zu viel gesucht, wenn man auch in jenem evangelischen Glaubensbekenntniss, dass ein Mönch der hiesigen Karthause, Bruder Martinus, im Jahre 1456 heimlich aufzeichnete zur Erleichterung seines gedrückten Gewissens und dann unter einem Balken seiner Zelle vermauerte: wenn man auch darin noch einen Nachklang aus den Zeiten der Gottesfreunde erkennen wollte? Wohl war im Fortschritt des 15. Jahrhunderts die reine Erkenntniss immer enger beschränkt, und wo sie früherhin von ganz stillen Gemeinden war gehegt worden, war es jetzt nur noch ein Einzelner hie und da, der sie besass: aber ganz erloschen war sie niemals, und nie ganz abgebrochen der tief liegende Faden, der die reformatorischen Ketzereien des Mittelalters verknüpfte mit der grossen Glaubenserneuerung des 16. Jahrhunderts. Bezeugt doch einer von deren Führern selbst, auch dieser ein Mann den Basel und Strassburg mit einander getheilt haben, Wolfgang Fabricius Capito, er bezeugt für das 15. Jahrhundert was uns für das 14. durch Nicolaus und Taulers und Heinrichs und Rulmans Leben und Lehre und Schriften bezeugt worden ist: „In teutscher Nation bei alten Laien ist der Same des Worts allweg gewesen und blieben; wie ich manches in meinen kindbaren Jahren reden gehört hab, dess ich mich jetzt verwundre: dazumal verstund ichs nit, wohin es reicht.“

Otto von Passau.

(Aus Herzogs Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche. Band 10. 1858. S. 741—743.)

Wie wir durch K. Schmidt in Strassburg, den eigentlichen Entdecker der Gottesfreunde (in seiner Lebensbeschreibung Taulers 1841), wissen, hatte diese geheimnissvolle Vereinigung der deutschen Pietisten des 14. Jahrhunderts ihren Mittelpunkt in Basel, insofern hier, den Meisten des Vereins selber unbekannt, aber nach allen Seiten hin wirkend und leitend, Meister Nicolaus mit seinen ihm näher stehenden Genossen wohnte. Ich habe dem später (Beiträge der hist. Gesellschaft zu Basel 1843, S. 161) die mir noch jetzt wahrscheinliche Vermuthung beigefügt, dass innerhalb der zahlreichen Beginenhäuser Basels und so auch des ihnen vorgesetzten Franciscanerhauses das eigenthümliche Leben der Gottesfreunde, wennschon mit dem 15. Jahrhundert deren Name erlischt, dennoch bis in eben dieses Jahrhundert sich forterhalten habe. Als Hinüberleitung aus dem einen Jahrhundert in das andere und aus der mannigfach unkirchlichen Art des alten Meisters zurück in die Kirchlichkeit steht Otto von Passau da mit seinem grossen Erbauungsbuche, den vierundzwanzig Alten oder dem Goldenen Thron. Dem Zunamen nach war Otto von Geburt kein Basler; vielleicht auch, dass er diess sein Werk nicht einmal in Basel geschrieben hat: aber einen Theil seines Lebens hat er hier und in derjenigen ausgezeichneten Stellung zugebracht, die ihn mit in die geistige Strömung der Zeit und des Ortes bringen musste. Er selbst sagt am Schlusse der Eingangszuschrift (nach der Augsburger Ausg. von 1480): „Darnach so bitte jch mit allem ernst vnd begere mit allen meinen kreften das du mynnende sele vnd alle gotes freünd geystlichen vnd weltlichen edel vnedel (so) frawen vnnd man oder wer sy seind die sich der lere diss buochs gebessern mügent endlich vnd ernstlich got für mich bitten wöllent jch sey lebendig oder tod für einen demüetigen pruoder Otten von Passouwe sant Franciscus Ordens willent Lesemeyster czuo Basel. der diss buoch von dem anfange biss an das ende mit grossem fleyss ernst vnd arbeyt von stucken czestucken vnd von sinnen zuosinnen allesament

gemacht vnd volbracht hat an der heiligen himel fürstin abent Marien der liechtmessen Des jares do man zalte von Jhesu Christi gepurt. M. CCC. lxxxvj jare.“ Also im Jahre 1386 (die Dillinger Ausgabe verderbt das in 1486) und zunächst an die Gottesfreunde gerichtet. Eben dieser hatte er schon weiter vorn gedacht: „— Sollt du wissen das jch mit fleiss und mit hart grosser arbeyt darein gesehen hab wie jch dir vnnd allen gotes freünden darinn ein benüegen wäre.“ Und es war auch ganz in der Weise der Gottesfreunde und im Sinne des Meisters Nicolaus, dass Otto ein Buch dieser Art auf Deutsch und somit für die Laien schrieb: man lese nur, wie mit Nachdruck und mit Einsicht Nicolaus das Anrecht der Laien auf deutsche Erbauungsbücher gegen die Furcht und den Stolz der gelehrten Geistlichkeit vertheidigt (Tauler v. Schmidt S. 231). Aber Nicolaus selbst oder ein ihm näherer Freund, wie Rulman Merswin, hätte doch anders geschrieben: dem Mönche mangelt der vollere und tief von unten auf bewegte Fluss der Rede, der jenen eigen ist; sein Buch kann in Anlage wie Ausführung nur dürftig und muss in Betreff der erstern auch unklar genannt werden. Das Ganze soll eine Anleitung zum christlichen Leben mit Hervorhebung besonders der Innerlichkeit desselben sein; es beginnt zweckgemäss mit Betrachtungen über das Verhältniss des Menschen zu Gott, seinem Schöpfer, und zu der übrigen Kreatur, und schliesst mit Tod und Ewigkeit: aber der Gang, der von dem einen Punkt zum andern führt, ist nicht überall der zweckgemässe, und mitten inne wird seine Stätigkeit dadurch völlig unterbrochen, dass Otto in die Glaubenslehre abirrt und lange Stücke hindurch dogmatisirend von dem Frohnleichnam und der Jungfrau Maria handelt. Diese Plan- und Zusammenhangslosigkeit verschwindet jedoch einigermaassen bei der Art und Weise der Ausführung, oder tritt auch, je nachdem man es ansehen mag, durch eben dieselbe nur noch mehr hervor. Auf Anlass nämlich von Kap. 4 und 5 der Offenbarung Johannis, wo von den vierundzwanzig Aeltesten die Rede ist, wird die ganze Anweisung, wie die minnende Seele sich einen goldnen Thron im Himmel erwerben solle, stückweis und nach einander von den Vierundzwanzig vorgetragen, das Wenigste aber und nur das Unerhebliche sprechen diese und spricht Otto aus sich selbst: Alle Haupt- und Kerngedanken, alle „sinne“ d. h. Sentenzen

sind aus anderen, jedesmal auch ausdrücklich benannten Autoren entlehnt, und was die Alten noch dazu thun, dient nur als Kitt, der die Mosaik zusammenhalte. Das Zeitalter liebte dergleichen erbauliche und beschauliche Blumenlesen: s. meine deutsche Litt.-Gesch. S. 334 und 353; von denen, die sich erhalten haben (Hermanns von Fritzlar Blume der Schowunge ist noch verloren), reicht jedoch keine mit Zahl und Mannigfaltigkeit der benutzten Schriften an die unseres Otto: er kann der Lehrer und Meister, die ihm geholfen, nicht weniger als 104 namhaft machen, und wenn er das nicht ohne Selbstgefälligkeit thut und sich selbst dem fleissig überall sammelnden Bienlein an die Seite stellt, so wird das zu verzeihen sein. Dabei verdient Beachtung, dass in dieser langen Reihe zwar Socrates sogar und Plato erscheinen und andere Namen aus dem klassischen Alterthum, ausserdem aber nur die Kirchenväter und die Theologen und Philosophen des Mittelalters bis in's 13. Jahrhundert, also überall nur solche, die man, im Original oder übersetzt, auch lateinisch hatte, dass dagegen die deutsche, deutsch sprechende Mystik und Ascetik mit keiner ihrer litterarischen Grössen vertreten ist. Ich glaube kaum, dass Otto damit ein verwerfendes Urtheil über die letzteren habe aussprechen wollen: so geflissentlich und streng er bei der rechtgläubigen Kirchenlehre bleibt, so fern er sich überall von den pantheistischen Abgründen der Mystik zurückhält, so macht er sich doch bis zu dieser Grenze hin deren Errungenschaften wohl zu Nutze und wuchert damit in Anschauung wie Darstellung; auch die Benutzung der Lehre und des Zeugnisses heidnischer Philosophen fand er zunächst vor sich bei den Mystikern seiner Heimath und seines Jahrhunderts, z. B. bei Eckard; er hätte mit demselben Vorbehalt wie griechische Heiden wohl auch deutsche Mystiker, selbst wenn deren Schriften ihrem ganzen Sinn und Inhalte nach als ketzerisch verurtheilt waren, für einzelne Sprüche anziehen dürfen. Und so wird, dass er es dennoch nicht that, lediglich aus der Ansicht gekommen sein, bei Schriften, die ohnediess schon allgemein verbreitet und durch ihre deutsche Abfassung den Laien gleich vom Beginn an nahe getreten waren, bedürfe es keiner solchen Blumenlese und keines Nahebringens durch Verdeutschung mehr.

Wie schon einmal gesagt, mit dem Zusammentragen einzelner geist- und sinnvoller Sprüche schloss sich Otto einer

litterarischen Neigung an, die er bereits vorfand und die noch längere Zeit nach ihm fortbestehen sollte. Daraus erklärt sich die anhaltende Gunst, deren sein Buch genossen hat, die Nachahmung, die ihm, theilweise wenigstens, mit den Grundzügen der ebenmässig gewählten Form, Johannes Nider, gleichfalls ein Klostergeistlicher Basels, noch um ein halbes Jahrhundert später in seinen Vierundzwanzig goldenen Harfen angedeihen liess (Litt.-Gesch. S. 340), die nicht seltenen Handschriften, in denen man es bis zum Ablaufe des Mittelalters wiederholte (die Altd. Handschriften d. Basler Univ.-Bibliothek S. 7; Haupts Zeitschr. für Deutsches Alterth. 6, 52), die mehrfachen Ausgaben, mit denen gleich die beginnende Buchdruckerkunst sich auf dieses Werk als ein vielbeliebtes wendete (die erste datierte, während eine ohne Ort und Jahr noch älter scheint, ist eine Augsburger von 1480), die niederländische Uebersetzung endlich, die sofort auch, von 1480 an, aus den Pressen von Utrecht u. s. w. hervorgieng. Und noch im Jahre 1568 ist wiederum zu Dillingen, bekanntlich damals einem litterarischen Herd der Jesuiten, ja noch im Jahre 1836 zu Regensburg und Landshut ein Druck erschienen, letzterer unter dem Titel: „Die Krone der Aeltesten“ als vierter Band der „Leitsterne auf der Bahn des Heils,“ beide mit denjenigen Aenderungen in Sprache und Styl, die der Verständlichkeit und des guten Geschmackes wegen den Herausgebern räthlich schienen. Ob aber überhaupt im Jahre 1836 noch ein Neudruck räthlich und mit dem guten Geschmack verträglich war? Otto von Passau hat für uns nur noch geschichtlichen und auch in geschichtlicher Beziehung einen so wenig hervorstechenden Werth, dass er lediglich die Gelehrten angeht und die Gelehrten sich ganz wohl mit den erhaltenen Handschriften und alten Drucken und mit dem, was aus diesen berichtet wird, begnügen mögen.

Die altdeutschen Dichter des Elsasses.

I.

Otfried von Weissenburg.*)

(Krist. Das älteste, von Otfried im neunten Jahrhundert verfasste, hochdeutsche Gedicht, — hsggb. v. E. G. Graff. Kœnigsberg 1831. Conjectures sur la vie et l'éducation d'Otfrid — par Frédéric-Théodore Horning. Strasbourg 1833. Lachmann über Otfried in der Allgemeinen Encyclopädie der Wissenschaften und Künste von Ersch und Gruber, Sect. 3. Th. 7. 1836. S. 278—282.)

Eines der reichsten und der ältesten Klöster des Elsasses war die Benedictinerabtei Weissenburg im Speiergau, gestiftet schon im ersten Viertel des siebenten Jahrhunderts von Dagobert I, Könige der Franken. Ihren wohlverwalteten Reichthum an Land und Leuten bezeugt die Sammlung ihrer Besitz- und Erwerbstitel welche kürzlich von Zeuss veröffentlicht worden; dass sie aber nach guter Ordenssitte auch die Pflege der Wissenschaften nicht vernachlässigt habe, ein alter, schon vor 800 Jahren aufgenommener Büchercatalog sowie der Ruhm dessen ihre blühenden Schulanstalten sich erfreuten.

Hier war es wo im Jahre 868 die stäts bedeutende, oft höchst einflussreiche Theilnahme des Elsasses an der Deutschen Litteratur und zugleich ein neues Zeitalter dieser letzteren selbst eröffnet ward mit dem Evangelienbuche des Mönchs und Priesters Otfried. Die nachfolgenden Blätter sollen beizubringen suchen was sich von den Lebensumständen dieses Dichters ermitteln

*) (Elsässische Neujahrsblätter für 1847. Im Verein mit ihren Freunden herausgegeben von August Stöber und Friedrich Otte. Basel 1847. S. 210—237.)

lässt, und nachzuweisen inwiefern seiner Dichtung ein so ausgezeichneter Platz im Entwickelungsgange der Deutschen Poesie gebühre.

Otfried mag in eben derselben Gegend geboren sein, in welcher er späterhin als Klostergeistlicher leben und sein Leben beschliessen sollte, am nördlichen Rande des Elsasses, da wo die strengeren Laute des oberdeutschen Sprachstammes theilweis schon der Milde des niederdeutschen weichen und bereits jene melodische Mischung beider anhebt, welche man Mitteldeutsch nennt. Denn grade dieses ist auch die Eigenthümlichkeit seiner Sprache: alamannische Vocalfülle und fränkische, niederrheinische Weichheit der Consonanten; damit noch verbunden ein so anmuthiges Wechselspiel mannigfaltiger Lautangleichungen, dass diese Mundart leichtlich die wohllautendste von allen sein möchte die jemals in Deutschland sind gesprochen worden.

Genauer zu bezeichnen ist aber sein Geburtsort nicht, und ebenso wenig weiss man über das Jahr seiner Geburt und über die ersten Anfänge und Verhältnisse seines Lebens. Doch lässt sich mit Wahrscheinlichkeit vermuthen, er habe, schon als Kind für den geistlichen Stand ausersehen, die Knabenzeit in der Schule von Weissenburg zugebracht: denn so erklärt sich am besten wie er, etwa um das Jahr 830, in die Domschule nach Constanz hat gelangen können: mit den Canonikern dieses bischöflichen Stiftes wie mit den Mönchen auf der Reichenau und zu St. Gallen stunden die von Weissenburg in einer engern bruderschaftlichen Verbindung, wodurch allen Gliedern gegenseitige Liebe und Gastfreundschaft und noch den Gestorbnen die gemeinsame Fürbitte Aller gesichert ward. Hier nun beginnt für uns das Leben Otfrieds. Er genoss in Constanz den Unterricht jenes Salomon, der im Jahre 839 unter dem Namen Salomons I. auf den Bischofsstuhl erhoben ward und denselben bis 871 inne hatte. Seiner Zucht und Lehre hat sich Otfried noch lange nachher mit Dankbarkeit erinnert (Graff S. 6. 7):

Ófto irhugg ih múates
thes mánagfalten gúates,
thaz ír mih lértut hárto
iues selbes uuórto. —

Émmizen nu ubar ál
ih druhtin férgon scal,
mit lón er iu iz firgélte
joh sínes selbes uuórte. —

In hímilriches scóne
so uuérde iz iu zi lóne
mit géltes ginúhti,
thaz ír mir datut zúhti. —

Ofto uuírdit, oba gúat
thes mannes júngoro giduat,
thaz es líuuit thráto
ther zúhtari gúato.

Mit Constanz jedoch war die Studienwanderung Otfrieds noch nicht abgethan: noch eine zweite, viel bedeutendere, ja grade in jenen Tagen die bedeutendste Pflanzstätte vaterländischer Gelehrsamkeit sollte ihn für ein Jahrzehend, vielleicht noch länger denn zehen Jahre fesseln. Er begab sich nach Fulda, jener ehrwürdigen Stiftung des berühmtesten Glaubensboten der Deutschen, des heil. Bonifacius, deren Schule damals, geleitet von dem eifrigen und vielgelehrten Rhabanus Maurus, hoch ob all den andern, selbst der von St. Gallen stand, und über ganz Deutschland hin um so segensreichere Ströme der Schul- und Kirchenbildung sendete, als Hraban mit Liebe und Lehre über die sonst gewohnten Schranken hinausgieng und auch die Sprache der Heimath würdig fand des Gebrauches, der Pflege, der wissenschaftlichen Betrachtung. Es mochte in den dreissiger Jahren des Jahrhunderts sein, als Otfried diess Kloster und diese Schule suchte: denn in eben diesen Jahren befanden sich dort, zu den gleichen Zwecken als er, zwei von St. Gallen zugewanderte Geistliche, Hartmuth und Wernbert, und nur dort, da ein Aufenthalt Otfrieds in St. Gallen selbst nicht nachzuweisen ist, kann die Befreundung ihren Anfang genommen haben, die noch Jahrzehende später zwischen ihm und diesen Männern bestand. Ein gemüthreicher Ausdruck dieser Freundesneigung ist noch auf uns gekommen, eine poetische Zuschrift welche Otfried an die beiden richtete, kurze Zeit bevor Hartmuth die ihm schon früher bestimmte Würde eines Abts von St. Gallen antrat: das geschah aber im Jahr 872. Mínna thiu díura, so heisst es dort (Graff S. 15. 16),

Mínna thiu díura,
theist káritas in uuára,
brúaderscaf, ih ságen thir éin,
thiu giléitit unsih héim.

Óba uuir unsih mínnon,
so birun uuir uuérd mannon,
joh mínnot unsih thráto
selb drúhtin unser gúato. —

Mit káritate ih férgon,
so brúaderscaf ist giuuón,
thi unsih scóno, so gizám,
fon selben satanase nam:

Ofono thio gúati
joh dúet mir thaz gimúati
in gibéte thrato
iues selbes dáto.

Ni lázet, ni ir gihúgget
joh mir ginída thigget
mit mínnon filu fóllen
zi sélben Sancte Gállen.

Avur thára uuidiri
thiu mínes selbes nídiri
duat iu gihúgt in uuara,
thaz ír bimidet zála,
Ci sélben Sancte Pétre*) —

Krist hálte Hártmuatan
joh Uuérinbrahtan gúatan;
mit in sí ouh mir giméini
thiu éuuiniga heili,

Joh állen io zi gámane,
themo héilegen gisámane,
thie dáges joh náhtes thuruh nót
thar Sancte Gállen thionont.

Otfried blieb, als die Sanct-Gallischen Freunde Fulda wiederum verliessen, noch für längere Zeit dort zurück; er war vielleicht noch im Jahr 846 dort: wenigstens trägt eine Fuldische Urkunde von eben diesem Jahr auch die Unterschrift eines Mönches Otfried. Aber das Jahr darauf hatte er keinen Anlass mehr zu fernerem Weilen: der Meister der Schule ward da zum Erzbischofe von Mainz ernannt, und Otfried war doch nur dieses Meisters wegen hingekommen. Gelehrt und auferweckt und dankbaren Herzens schied auch er um noch im Jahr 868 mit bescheidnem Stolze zu bekennen, „von Hraban ist meine Wenigkeit ein wenig erzogen worden,“ *a Rhabano—educata parum mea parvitas est* (Graff S. XXXI fg.).

Er hatte die lange Abwesenheit von daheim mit oft schwerem Herzen ertragen: nun endlich kehrte er zurück, und trat da wieder in sein altes Kloster ein, ward Mönch zu Weissenburg, und empfieng auch, wofern das nicht schon früher geschehn war, die Priesterweihe: *monachus presbyterque exiguus* nennt er sich selbst einmal (Graff S. XXVII). Die Gelehrsamkeit die er mit heimgebracht fand ihre Anerkennung und Benutzung: man bestellte ihn zum Meister der Klosterschule: Hartmuth, sein Freund, bekleidete in St. Gallen dasselbe Amt. Nun war für Otfried ein doppelter Anreiz da fleissig in der Klosterbibliothek zu sein und sich deren guten Bestand angelegen zu machen, eben wie Hartmuth das in St. Gallen that. Zwar wissen wir nicht mehr wie gross sein persönlicher Antheil gewesen sei an der Zusammenstellung jener Bibliothek, die, ein längst vergessener Schatz, zwei Jahrhunderte später in einem alten Klosterschranke wieder entdeckt und nun verzeichnet ward: das aber sehn wir aus diesem Verzeichnisse, sie enthielt Bücher wie ge-

*) St. Peter und neben ihm St. Paul und St. Stephan waren die besondern Heiligen des Klosters Weissenburg.

rade Otfried mit besondrem Fleisse muss studiert haben, Hieronymus und Augustinus die Kirchenväter, Gregor den Grossen und Beda, und auch von Hraban, seinem alten Lehrer, mehr denn ein bedeutendes Werk.

So denn hat Otfried, nachdem er aus der Fremde wiederum heimgekehrt, mindestens noch einige zwanzig Jahre in dem heimathlichen Kloster gelebt, geräuschlos und bescheiden thätig, als Mönch, als Lehrer und als Priester. Mit dem Jahre 868 verschwinden für uns, insofern sie mit Zahlen zu bezeichnen sind, die Spuren seines Daseins; auch mehrere lateinisch von ihm verfasste Schriften, seine drei Bücher über die Psalmen, ein Buch Gedichte und ein Buch von Briefen an Verschiedene (er hat deren mit Notker Balbulus und Andren in St. Gallen gewechselt) sind gleich der Briefsammlung seines Freundes Wernbert verloren gegangen: dennoch hat er nicht spurlos gelebt: Ein Werk ist hinter ihm geblieben, eine deutsche Dichtung mit der die ganze Technik unsrer Poesie und durch die Technik die Poesie selbst eine neue, für immer entscheidende, noch heute nicht verlassene Wendung genommen hat.*)

Jene Zeit hatte ihr wohlbegründetes Gefallen an Darstellungen der Lebensgeschichte Jesu wobei die vier Evangelien eines durch das andre ergänzt und so gleichsam in ein fünftes Gesammtevangelium *(unum ex quatuor evangelium* nach dem alten Ausdrucke, oder gar bloss *quatuor evangelium)* vereinigt wurden. Und wie mit Karl dem Grossen die Sprache und Poesie der Heimath zu besseren Ehren gelangt war, so gab es nun auch solche Evangelienharmonien in deutscher Sprache: die vielbeliebte des Ammonius ward aus dem lateinischen Texte prosaisch übersetzt, und mit Benutzung eben derselben ein altsächsisches Gedicht, der sogenannte Heliand, diess Kronjuwel unsrer älteren Poesie, verfasst, letzteres vielleicht, ja wahrscheinlich, auf Geheiss Kaiser Ludwigs des Frommen. Eben solch eine Dichtung nun, aber lesbar für die hochdeutsch redenden Völker, ward von einigen Brüdern, zumeist jedoch und besonders von einer verehrungswürdigen Frauen Judith dem Weissenburgischen Mönche

*) Ein veralteter, jezo meist aufgegebener Irrthum legt ihm auch noch einige deutsche Prosaschriften bei, catechetische Stücke von Notker Labeo und Predigten die wohl zwei Jahrhunderte jünger sind als er.

abgefordert: *a quibusdam memoriæ dignis fratribus rogatus maximeque cuiusdam venerandæ matronæ verbis nimium flagitantis nomine Judith* (Graff S. XXVII. vgl. 5, 25, 21). Von Frauen Judith: etwa gar der Wittwe Kaiser Ludwigs, die so hiess und die im Elsass lebte? Und gerade er durfte wohl darum angegangen werden: war er doch ein Schüler des Rhabanus Maurus, und vor ihm, der in St. Gallen persönlich befreundet und mit den Mönchen der Reichenau von Ordens wegen verbrüdert war, stund das Beispiel der Sanct-Galler die schon von ihrem Stifter her des Deutschen gepflegt hatten, und der Reichenauer die in ihrer Schule deutsche Gedichte sogar als Unterrichtsmittel gebrauchten. Er unterzog sich auch der Anforderung, und nach und nach, indem er Jahre lang daran thätig war, und Beginn und Schluss des Ganzen früher dichtete, die Mitte zuletzt (*hoc enim novissime edidi* Graff S. XXVIII) und mit mehrfacher Kürzung des überlieferten Stoffes (darum *partem evangeliorum* S. XXVII. *evangeljono deil 1, 1, 113)*, brachte er endlich ein Werk zu Stande, das er selbst *liber evangeliorum domini gratia theotisce conscriptus (Schilteri Thesaur. 1, 19)* und ein Abschreiber nicht gar lange nach ihm kurzweg *evangelium* betitelte (Graff S. 446): wir also würden am schicklichsten „Evangelienbuch" sagen, wie auch der erste Herausgeber, Matthias Flacius, wirklich gethan: der neueste hat dafür den Namen *Krist* erfunden, der eben gar erfunden aussieht. Wie theils Liebe, theils Ehrfurcht ihm es riethen, widmete Otfried die Arbeit, da sie vollendet war, in verschiednen Zuschriften mehreren Personen zugleich, in lateinischer Prosa dem Erzbischofe Leutbert von Mainz, Nachfolger Hrabans, in deutschen Versen dem Könige der Deutschen Ludwig, seinem Lehrer dem Bischof Salomon von Constanz, und Hartmuth und Wernbert, Mönchen zu St. Gallen, seinen alten Freunden und Schulgenossen. Er vollendete sie aber, wie unfehlbar genug sich ergiebt, zwischen 865 und 871*), oder mit noch genauerer Bestimmung im Jahre 868, dem einzigen des Jahrzehends in welchem wirklich die friedsamen Zeiten waren, um derentwillen er in der einen Zueignung den König rühmt und Gotte dankt (Graff S. 2).

---

*) Ludwig König der Deutschen seit 865, Salomon Bischof von Constanz bis 871.

Welchen Werth nun hat für uns, welchen im Gang der Geschichte dieses deutsche Evangelienbuch?

Bis auf Otfried hatte die ganze deutsche Poesie in dem epischen Gesange des Volkes beruht, in Liedern deren Umfang ein wenig ausgedehnter und deren Inhalt eine rasche, schlichte, kaum durch Spruchweisheit leise getrübte Epik war; ihren Stoff entnahmen sie aus der Sage und den Ereignissen des Tags, und wo es ein Stoff aus der christlichen Geschichte war, musste auch dieser ein Gewand von heimathlicherer Farbe tragen. Wir sind befugt anzunehmen dass namentlich das Elsass und gerade Otfrieds nächste Umgebung reich an solchen Liedern gewesen seien: die schöne Sage von Walther und Hildegund hatte hier an dem Wasgensteine (dem Framont, wie Jac. Grimm mit gutem Scheine vermuthet) ihre örtlich festgesetzte Anknüpfung, und wie auch sonst all die verherrlichten Namen der deutschen Heldensage gäng und gäbe im Speiergau und im übrigen Elsass waren, zeigt sich in den alten Erwerbs- und Eigenthumsbriefen von Weissenburg welche voll davon sind. Aber Otfried war ein Mönch, war dem freieren Leben in und mit der Nation schon von Jugend auf entfremdet. Da nahm er auch Anstoss an deren Liedern, wie vor ihm Ludwig der Fromme gethan, der Sohn des grossen Karl, welcher eben dieselben mit Liebe gesammelt hatte: sie seien unnütz, ja unzüchtig; er hielt es für seine Aufgabe solchem Gesange sich entgegenzustellen, mit seiner evangelischen Dichtung ihn wo möglich ganz zu beseitigen (Graff S. XXVII). Er war ein Gelehrter und trotz der Schule Hrabans, trotz der Vaterlandsliebe die ihn doch beseelte, befangen gleich andren Gelehrten von stolzer Einseitigkeit gegen die unlateinische Litteratur: da mochte er jener deutschen Heldendichtungen ganz vergessen; da behaupten, Deutschland feire die Thaten der Altvordern nicht, bloss weil der Name und die Kunst Virgils, Ovids und Lucans ihm in Deutschland nicht entgegentraten (S. XXVII. XXXI); da sogar meinen, er zuerst sei es welcher die Evangelien verdeutsche (S. XXVII fg. u. B. 1. Cap. 1), während das doch, von andren und älteren Werken der Art abgesehn, ihm ganz in der Nähe schon vor dreissig Jahren Bischof Bernold von Strassburg unternommen. Ja er gieng in seinem Vorurtheil für die fremden Maasse und Muster so weit, dass er die deutsche Sprache nicht bloss ungepflegt und ungeregelt fand, sondern auch

an sich selbst schon jeder grammatischen Regelung unfähig: sie gebe ja z. B. vielen Worten ein andres Geschlecht und andere Zahlform, als die entsprechenden Ausdrücke des Lateinischen hätten (S. XXIX—XXXI).

Bei solcher und so enger Betrachtungsweise musste die Arbeit Otfrieds einen wesentlich andren Charakter empfangen, als damals und bis auf ihn der deutschen Epik eigen war, ja theilweis einen dem grade entgegengesetzten Charakter: sein Evangelienbuch ward der erste und ein für immer nachhaltiger Angriff auf die Nationalität der deutschen Dichtung.

Es war gut und schön dass ihn seine Fuldische Gelehrsamkeit die schriftliche Fassung seiner Worte so mit aufmerksamster Sorgfalt behandeln liess: ohne diese Accente über den Sylben welche hervorzuheben, ohne diese Punkte unter den Schlussvocalen welche mit dem Anfangslaut des nächstfolgenden Wortes zu verschleifen seien, ohne all die sonstige orthographische Genauigkeit (vgl. S. XXIX. XXX) würde uns von der grammatischen Regelung die seiner Sprache dennoch eigen ist, namentlich aber von der Regel und dem Wohllaut seines Versbaues gar vieles unbemerkt und unverstanden bleiben. Aber eben jene Gelehrsamkeit trieb ihn auch, was die Dichtung selbst betrifft, zur Spielerei, zur Geschmacklosigkeit, zu voller Unpoesie durch und durch. Denn es ist doch wohl eine Spielerei, wenn in den deutschen Zuschriften jede Strophe mit demselben Buchstaben beginnt und schliesst und dann all diese Buchstaben zusammen einen kleinen lateinischen Satz ausmachen: das erste dieser Akrosticha lautet *Luthouuico orientalium regnorum regi sit salus aeterna,* das zweite *Salomoni episcopo Otfridus*, das dritte *Otfridus Uuizanburgensis monachus Hartmuate et Uuerinberto Sancti Galli monasterii monachis.* Und eine Geschmacklosigkeit, wenn die Vertheilung der grossen Epopöie in fünf Bücher nicht aus einer entsprechenden Gliederung des Stoffes hergeleitet, sondern begründet wird auf die Fünfzahl der Sinne: was der Mensch mit seinen fünf Sinnen fehle, solle durch Lesung dieser fünf Bücher wiederum gut gemacht und jeglicher Sinn dadurch geläutert und erleuchtet werden (S. XXIX). Das Erheblichste jedoch ist dass seine Gelehrsamkeit ihn eben veranlasste eine ganze grosse Epopöie zu dichten, gross wie die Muster des römischen Alterthumes die vor ihm lagen, vielmal grösser als je vorher

eine deutsche Dichtung war abgefasst worden, und dass eben dieselbe Gelehrsamkeit ihn wiederum verhinderte die Epopöie nun auch wirklich als eine solche, sie in rein epischer Weise auszuführen. Auch jene altsächsische Evangelienharmonie gieng weit über das Maass der nationalen Heldenlieder hinaus, aber kaum einen Schritt weit über deren Charakter: Otfried dagegen meinte die s. g. Trichotomie der Schrifterklärung, welche seit Origenes beliebt geworden, das dreifache Verständniss im buchstäblichen, im moralischen und im mystischen Sinne, auch in sein Gedicht übertragen zu sollen: fort und fort also durchflicht und unterbricht er den Gang der Erzählung mit Einschaltungen die das eben erzählte bald *moraliter*, bald *spiritaliter* oder *mystice* auslegen, d. h. er macht sein Epos stellenweise zum Lehrgedicht, untermischt den poetischen Stoff mit prosaischem, und wie diese lehrhaften Theile, zumal da die Sprache noch ganz ungeübt war für didactische Poesie, sich in grosser Weitläuftigkeit der Gedanken und der Worte entwickeln, so gerathen mit natürlicher Folge die erzählenden auch in eine Breite hinein von welcher das deutsche Epos bis dahin nichts gewusst hatte. Bekanntlich war die Trichotomie besonders in der geistlichen Redekunst beliebt und immerhin da an ihrem Platze: dass sie auch in Otfrieds Dichtung zunächst von da aus eingedrungen sei, wird man um so eher vermuthen dürfen, als Otfried nicht allein Mönch, sondern auch Priester, mithin zum Predigen befähigt und berufen war; zudem nennt er selbst einmal (5, 14, 25 fgg.) als Muster und Gewährsmänner in dieser Auslegungsart die zwei grossen Prediger der römischen Kirche, Augustinus und Gregorius. Gerade aber wie in den Predigten dieses Abstrahieren von dem geschichtlichen Buchstaben auf einen tieferen geistigen Sinn sehr häufig etwas willkührliches und gezwungenes hat, so auch bei Otfried; in solchen Fällen wird unser ästhetisches Schicklichkeitsgefühl durch die hereingezogene Didaxis doppelt unangenehm berührt. Nehmen wir z. B. das 18te Capitel des ersten Buches. Das vorhergehende hatte von dem Besuche der drei Magier, also auch davon erzählt, wie dieselben nach dem Befehle der Engel nicht über Jerusalem, sondern auf einem anderen Wege wieder in ihr Vaterland gezogen seien. Die mystische Auslegung im 18ten nun greift davon nicht auf, was die Hauptsache war, den anderen Weg, sondern nur das Vaterland

und die Reise dahin, und der Zug der Magier von der Krippe Jesu zurück in ihr heidnisches Vaterland muss unverständig genug als ein Symbol dienen für den christlichen Lebenswandel der nach der wahren Heimath, dem Paradiese, führe.

In solcher Art ist Otfrieds Evangelienbuch zwar nicht, wie Graff es zur Empfehlung betitelt hat, das älteste hochdeutsche Gedicht (denn noch wir haben mehr als eins von höherem Alter), aber doch die älteste hochdeutsche Epopöie, und zugleich der erste Versuch deutscher Lehrdichtung, beides aber auf einen unnationalen Anstoss hin, nach Vorgängen die nicht in der eignen heimischen Litteratur, sondern ausserhalb derselben in der Gelehrsamkeit der Schule und der Kirche lagen. Und noch eine Dichtart hat ihre frühesten Anklänge, gleichsam das Vorspiel schon bei ihm: ich meine die Lyrik. Zuweilen nämlich wird der Verstand des Didactikers überflügelt vom Gemüthe, und sein Dichten ergiebt sich der Einwirkung des Prudentius und andrer ihm bekannten kirchlichen Lyriker (S. XXVII); zuweilen, nicht oft: aber jedesmal wo es geschieht klingt und schimmert, vielleicht durch noch ungelenke Worte, die an das rührende Ungeschick der späteren Volkslyrik erinnern, eine so zarte warme innige Empfindung hervor, dass wir den Dichter hier in seinem eigentlichen Bereich zu erblicken und es bedauern zu müssen glauben, dass er selbst seinen Beruf so wenig erkannt, dass er anderswo und den weitaus grösseren Theil des Werkes hindurch seine Kraft an Gegenstände verschwendet hat welche nicht die seinigen waren. Wie schön z. B. die Schilderung der Mutterzucht und Mutterliebe und deren Vergleichung mit der Liebe Gottes (3, 1, 31 fgg.):

Líndo, liobo druhtin mín,
laz thia késtiga sin;
gilóko mir thaz minaz múat,
so muater kíndiline duat.

Thóh si iz sero fílle,
níst nisi ávur uuólle,
súntar si imo múnto,
theiz iaman thoh ni uuúnto.

Thia hánt duat si fúri sar,
ob iaman rámet es thar;
gihúgit sar thés sindes
thes íra liaben kíndes.

Mit hénti siu mo scírmit,
mit theru si iz míthont fillit:
ni mag giséhan ira muat
thaz imo fíant giduat.

Ther selbo fáter ouh so dúat:
thoh er mo sére sinaz múat,
thoh dúat er mo avur bithérbi
thaz sinaz ádalerbi.

Scírmi, druhtin, mir ouh só,
theih sí thin scálk giuuisso;
thin hánt mih ouh biuuérre,
thaz fíant mir ni dérre.

Firlíh ouh mir githínges
thes mines héiminges;
uuis fáter mir joh múater:
thu bist min drúhtin gúater.

Anderswo die Bilder die von der Frauenminne genommen sind um die Freude an Gott und das sehnende Verlangen nach ihm zu malen, 5, 11, 29 fgg. und namentlich 5, 23, 35 fgg. im Beginn einer auch sonst dichterisch gehobnen und bewegten Darstellung der himmlischen Seligkeiten:

Tház duit fílu manno,
thaz ér hiar mínnot gerno,
mit mínnu thes giflízit,
in múat só díofo lazit.

Thaz uuízist thu in giuuíssi,
thoh imo iz ábuuertaz si;
ni mág ouh mit then óugon
zi géginuuertiz scóuuon:

Yruuáchet er thoh filu frúa
joh habet thaz múat sar thar zúa,
súftot sinaz hérza:
thaz duit thes líobes smerza.

Thoh imo iz ábuuertaz si,
thoh húgit er io uuar iz si,
hábet sinan gíngon
io zi thes líabes thíngon.

So duent thie gótes thegana:
sie uuizun thaz gúat hiar óbana,
in hímilriches hóhi
thia gotes gúallichi.

Thara súftont sie zúa
joh uuachent múates filu frúa;
thaz múat ist in io thárasun,
ni múgun sih freuuen hérasun.

Sierhúggent Kristes uuórtes
joh líabes mánagfaltes,
biginnent thára io flízan:
er hábet in iz gihéizan.

Und eine Empfindung von noch grösserer edlerer Art bewohnt sein Herz und macht sich Luft in den ergreifendsten Worten, das heilige Gefühl der Vaterlandsliebe. Es ist vorher eine seiner mystischen Auslegungen als unverständig bezeichnet worden: sie ist ihm aber wohl nur deshalb so missrathen, weil ihn an dieser Stelle das Gefühl übernahm, weil ihm bei dem Gedanken an die Heimkehr der drei Magier die Erinnerung erwachte wie auch er einst und er viele Jahre lang von der Heimath getrennt, wie da sein tägliches Weh das Heimweh gewesen sei. Noch jezo klagt er dess gedenkend (1, 18, 25 fgg.)

Uuólaga élilenti!
hárto bistu hérti;
thu bist hárto filu suár:
thaz ságen ih thir in álauuar.

Mit árabeitin uuérbent
thie héiminges thárbent.
ih haben iz fúntan in mír:
ni fand ih líabes uuiht in thír.

Ni fánd in thir ih ánder guat
suntar rózagaz muat,
séragaz herza
joh mánagfalta smérza.

Gervinus behauptet irgendwo, den Deutschen des Mittelalters sei das Vaterland ein fremder Begriff gewesen: aber sie hatten sogar mehr als Ein Wort dafür: Otfried in diesem Ca-

pitel sagt abwechselnd *eigan lant, inheima, heim* und *heimingi;* und hatten, wie eben diese Stelle zeigt, nicht bloss den Begriff, sondern wahrlich auch die lebendige Empfindung. Noch in einer zweiten Stelle spricht sich die Vaterlandsliebe des Dichters aus, weniger rührend, aber glänzender, B. 1. Cap. 1, wo er um die Wahl der deutschen Sprache für diess sein Evangelienbuch zu rechtfertigen die Herrlichkeit seines Landes und seines Volkes preist. Er nennt es, hier und anderswo, das Volk der Franken (Deutsche hiessen sie noch damals nicht) und ihre Sprache Fränkisch, nach dem Gebrauche seiner Zeit der diesen Stammnamen des herrschenden Hauses ebenso auf die Beherrschten übertrug, wie man Frankreich seiner karolingischen Könige wegen Kerlingen nannte. Vernehmen wir diess älteste in deutscher Zunge gesprochene Lob der Deutschen (1, 1, 59—110).

Sie sint so sáma kúani
sélb so thie Románi;
ni thárf man thaz ouh rédinon,
thaz Kríachi in thes giuuídaron.

Sie éigun in zi núzzi
so sámalicho uuízzi;
in félde joh in uuálde
so sint sie sáma balde;

Ríchiduam ginúagi,
joh sint ouh fílu kuani;
zi uuáfane snélle
so sínt thie thégana alle.

Si búent mit gizíugon,
joh uuarun io thes giuuón,
in gúatemo lánte:
bi thíu sint sie únscante.

Iz ist fílu feizit,
hárto ist iz giuuéizit
mit mánagfalteu éhtin:
níst iz bi únsen frehtin.

Zi núzze grébit man ouh thár
ér inti kúphar,
joh bi thía meina
ísine stéina.*)

Ouh thára zua fúagi
sílabar ginúagi;
joh lésent thar in lánte
góld in iro sánte.

Sie sint fástmuate
zi mánagemo gúate,
zi mánageru núzzi:
thaz dúent in iro uuízzi.

Sie sint fílu redje
sich fíanton zirrétinne;
ni gidúrrun sies bigínnan:
sie éigun se ubaruuúnnan.

Líut sih in nintfúarit
thaz iro lánt rúarit,
ni sie bíro gúati
in thíonon io zi nóti.

*) *Isine steina* bedeutet nicht, wie man es zu erklären pflegt, Eisensteine: da würde es *isarnine* heissen müssen; sondern Steine von Eis d. h. Krystall. Dem Mittelalter wie dem Alterthume galten Krystalle für ein noch mehr erhartetes Eis. Otfried mochte dabei an die grossen Bergkrystalle der Schweizeralpen denken, wie gleich nachher bei dem goldführenden Flusssande nächst dem Rheinstrom auch an unsre Aare.

Joh ménnisgon álle,
ther sé iz ni untarfálle,
ih uueiz iz·gót uuorahta,
al éigun sẹ iro fórahta.

Nist líut thaz es bigínne,
thaz uuidar ín ringe:
in éigun sie iz firméinit,
mit uuáfanon gizéinit.

Sie lértun sịẹ iz mit suérton,
náles mit then uuórton,
mit spéron filu uuásso:
bi thiu fórahten sie se nóh so.

Ni si thíot thaz thes gidráhte,
in thiu iz mit ín fehte,
thoh Médị iz sin joh Pérsi,
núbin es thiuuírs si.

Lás ih iu in alauuár
in einen búachon, ih uueiz uuár,
sie in síbbu joh in áhtu
sin Alexándres slahtu,

Ther uuórolti so githréuuita,
mit suértu siạ al gistréuuita
úntar sinen hánton
mit fílu herten bánton.

Joh fánd in theru rédinu
tház fon Macedónju
ther líut in gibúrti
giscéidiner uuúrti.

Nist untar ín thaz thúlte,
thaz kúning iro uuálte,
in uuórolti nihéine,
ni si thíe sie zugun héime,

Odo in érdringe
ánder es bigínne
in thihéinigemo thíote,
thaz ubar síe gibíate.

Thes éigun siẹ io núzzi
in snélli joh in uuízzi;
nintrátent sie nihéinan
unz sínan eigun héilan.

Er ist gizál ubar ál,
io so édil thegan scál,
uuíser inti kúani:
thero éigun sẹ ío ginúagi.

Uuéltit er githíuto
mánagero líuto,
joh zíuhit er se réine
selb so síne héime.

Ni sint thiẹ ímo ouh dérjen,
in thiu nan Fránkon uuérjen,
thie snélli sinẹ irbíten,
thaz síe nan umbiríten.

Uuanta állaz thaz sies thénkent,
siez al mit góte uuirkent;
ni dúent sies uuíht in noti
ána sín girati.

Sie sint gótes uuorto
flízig filu hárto,
tház sie thaz gilérnen,
thaz in thia búah zellen;

Tház sie thes bigínnen,
iz úzana gisíngen,
joh síe iz ouh irfúllen
mit míchilemo uuíllen.

Zwar berührt Otfried hier die Sprache und die Litteratur seines Volkes nicht: gleichwohl liegt in der Begeisterung womit er hier dessen Ruhm verkündigt ein gewisser Widerspruch gegen die Geringschätzung jener beider die sich in der Zuschrift an Erzbischof Leutbert äussert: aber er spricht hier deutsch, dort sprach er lateinisch: darum auch dort mit ungerechter Einseitigkeit. hier mit Wahrheit und Wärme. Und hier und an den übrigen ihrer dichterischen Erhebung wegen ausgezeichneten Stellen hat diese Wahrheit der Gedanken, dieser ungezwungene Erguss natürlicher Empfindungen sich selber auch belohnt bald

durch den kräftigsten, bald durch den süssesten Wohllaut der Rede. Freilich muss man um die Musik zu vernehmen die Worte richtig zu lesen wissen.

Wir wenden uns zu einer andren Seite der Betrachtung, auf welcher Otfrieds Gedicht noch viel mehr eine Neuerung war, und die Neuerung noch viel bedeutender und eigentlich hier nur folgenreich erscheint, zu der metrischen Form deren er sich bedient hat.

Die epischen Lieder die bis auf ihn der einzige Schatz der Poesie und überhaupt der nationalen Litteratur gewesen waren, hatten sich alle in einer und derselben sehr ungekünstelten Form bewegt. Verse deren Rhythmus einzig darauf beruhte, dass jeder neben einer frei gegebenen Anzahl unbetonter oder minder betonter Sylben zwei Sylben von stärkerer Betonung enthielt, liefen hinter einander fort, ohne strophische Gliederung, nur dass sie je paarweise durch die Allitteration verbunden waren d. h. durch die Wiederkehr der gleichen Laute im Beginn jener betonten Sylben, aller vier oder auch, und so gewöhnlich, nur dreier oder zweier derselben. Von der andern Art schmückenden und zusammenhaltenden Gleichklanges, vom Reime, finden sich in diesen älteren Liedern nur noch ganz vereinzelte und theilweis zweifelhafte Spuren*); doch kann die Anwendung desselben, namentlich etwa in sprichwörtlichen Redensarten, nicht geläugnet werden. Gegenüber dieser einfachen deutschen Liederform trat mit dem Christenthum und dem Latein der Kirche vorzüglich Eine Form des lateinischen Kirchengesanges, die Form zuerst der Ambrosianischen Hymnen, dann zahlreicher anderer späterhin nach- und hinzugedichteten. Hier war der Gesang in Strophen geordnet; jede Strophe bestand aus vier Versen, jeder Vers aus vier Jamben, und schon frühzeitig war es Gebrauch je zwei Verse reimen zu lassen. Letztere Form nun, die aus der gesammten kirchlichen Lyrik die beliebteste, die allen Geistlichen geläufig und auch den Laien vom Gottesdienste her wohl bekannt war, man darf nur hinweisen auf sie, und Jeder erkennt in ihr gleich den Ursprung und das Vorbild derjenigen, die Otfried, der Epiker und Lyriker, in seinem Evangelienbuche gebraucht, und um derentwillen er die Form der

*) [Andreas und Elene, herausg. von J. Grimm, S. XLIII fg.]

eiteln zuchtlosen weltlichen Lieder gerne hat fahren lassen. Auch bei ihm Strophen, und Strophen von vier Zeilen, und je zwei Zeilen gereimt; nur gab er seinem Verse nicht vier Jamben, sondern in deutscherer Weise bloss vier Accente, vier Hebungen, so jedoch dass vor jeder Hebung auch eine Senkung liegen konnte, ganz häufig also auch bei ihm der Rhythmus ein regelmässig jambischer ward. Den Reim war er gleichfalls genöthigt in freierer Weise zu behandeln, genöthigt durch die Beschaffenheit seiner Sprache, die noch in den Flexions- und Ableitungssylben zu wenig abgeschliffen war um an buchstäblich genauen Gleichklängen so reich zu sein als die Sprache der späteren Zeit. Doch fehlte auch dieser Freiheit die begrenzende Regel nicht: waren die Reimworte in den Vocalen verschieden, so mussten doch die Consonanten gleich sein, z. B. *harto* und *uuorto;* waren sie in den Vocalen gleich, so mussten die Consonanten wenigstens einander ähnlich, ganz ungleich aber durften letztere nicht sein, z. B. *manne* und *gange, liaber* und *niamer;* daneben dann auch und in überwiegender Anzahl vollkommen genaue Reime.

Die Form war für ein deutsches Gedicht in allen Theilen neu, aber doch der bisher gewohnten nicht so ungleichartig, dass Otfried einen ablehnenden Widerstand hätte zu fürchten brauchen: gereimt hatte man ja gelegentlich auch schon früher, und immer schon, nur weniger streng und innerhalb anderer Maasse, die Verse nach Accenten gebaut. Die grösste Neuerung war die Eintheilung in Strophen: aber auch in diese mochte man sich finden, da eben ein jeder Kirchengänger schon mit ihr vertraut, und sie bei Otfried wie in der Kirche und wie der Vortrag der allitterierenden Lieder mit dem lebendigen Gesange verknüpft war. Denn dass Otfried sein Gedicht zum Singen bestimmt habe versteht sich aus dem Geist und Wesen seiner Zeit von selbst, und würde sich von selbst verstehn, wenn ers auch nicht mit eigenen Worten ausdrücklich bezeugte (*cantus* S. XXVII. 1, 1, 122. 125); wirklich sind einer Strophe (1, 5, 3 fg.) in der Heidelberger Handschrift sogar Singnoten beigefügt: damit war, zumal bei einem geschriebenen Werke wie diess, das blosse Lesen nicht ausgeschlossen (*lectio* S. XXVII. XXIX. XXX. 4, 1, 34 fgg. u. a). Es stand dem Gesang nicht im Wege, dass die Sätze zuweilen aus einer Strophe in die andre hinübergreifen:

denn immer ist doch am Strophenschluss eine stärkere Interpunction; es diente dem Gesange, dass der Stoff und dessen Behandlungsart eine Vertheilung in Capitel d. h. in einzelne kleinere Lieder nach Weise der alten Lieder des Volkes mit sich brachte. Zwei Capitel, das erste und das 23ste des fünften Buches, tragen in der refrainmässigen Wiederkehr derselben Strophe (am letztern Orte sind sogar zwei Strophenpaare in solcher Art verflochten) das Gepräge eines gesungenen Liedes besonders deutlich.

Die Form war neu: aber wie Otfried schon in dieser Liedertheilung dem alten Gebrauche sich angeschlossen und der Neuerung dadurch den Eingang erleichtert hat, so noch in einigen weitern Stücken. Seine Verse hatten ein anderes Maass als die allitterierenden: dennoch wusste oder suchte er dieses ältere auch noch beizubehalten. Ein allitterierender Vers enthielt je zwei besonders stark gehobene, nicht bloss grammatisch, sondern auch (um so zu sagen) rhetorisch betonte Sylben: Otfried gab jedem seiner Verse vier grammatische Hebungen, zugleich aber pflegte er je zwei derselben durch eigene Accente noch rhetorisch auszuzeichnen, insofern also seine Verse den allitterierenden wiederum gleich zu bauen. Gewöhnlich eben treten in solcher Art zwei Sylben hervor, ausnahmsweis nur eine oder auch drei: möglich dass die Ausnahmen immer nur von den Schreibern verschuldet sind: jedesfalls haben nicht alle Handschriften hierin die gleiche Genauigkeit. Der Anschluss an die allitterierende Dichtung zeigt sich aber noch enger, noch inniger: an mehreren Stellen kommen mitten unter den Reimversen allitterierende vor, z. B. in der Schilderung des Paradieses 1, 18, 9

Thar ist *l*íb ana tód,
*l*ioht ana finstri,
éngillichaz kúnni
joh éuuinigo uuúnni;

oder Alliteration mit dem Reime verbunden, wie 1, 5, 11 fg.

*Uu*áhero dúacho
*uu*erk *uu*írkento,
díurero *g*árno:
thaz déta siu io *g*érno.

Die erste Stelle ist wörtlich aus dem Gedicht vom Jüngsten Tage entlehnt, dessen Aufzeichnung wir höchst wahrscheinlich

Könige Ludwig dem Deutschen verdanken: da liegt die Vermuthung nahe dass eben dergleichen Entlehnung auch an den übrigen stattgefunden habe, um so näher als jedesmal auch der Stil für Otfried viel zu alterthümlich ist: z. B. 1, 5, 5 fg.

Floug er súnnun pad,
*st*érrono *st*ráza,
*uu*ega *uu*ólkono
zi theru ítis frono.

So sprach Otfried selber nicht. Noch bleibt neben den reimenden und den allitterierenden als dritte Art eine Anzahl von Versen übrig die weder den noch jenen Schmuck, theilweis nicht einmal das rechte Maass der Hebungen besitzen, z. B.

1, 5, 3 Tho quam bóto fona góte,
éngil ir hímile;
1, 15, 36 ubar súnnun líoht
joh állan thesan uuóroltthiot.

Erwägen wir dass an solchen Stellen meist wieder ein etwas alterthümlicher Ton anklingt, dass die Mehrzahl derselben gleich jenen allitterierenden Versen dem ersten Buche zugehört, dass auch jene allitterierenden nicht durchweg nach der Regel gehn (z. B. dort 1, 5, 5 fg. fehlt zu *st*errono *st*raza, *uu*ega *uu*olkono noch im andren Verse ein *st* und *uu*): so wird es kaum irrig sein, hier überall theils ein ungenaues Citieren und Benützen älterer Gedichtstücke, theils eine von Otfried nicht mehr nachgebesserte Unfertigkeit des ersten Versuchs und Entwurfes anzunehmen; man mag, was letzteres betrifft, sich an Virgil erinnern, in dessen Aeneis auch genug unfertiger Hexameter stehn geblieben sind.

Es ist also Otfrieds Evangelienbuch, wenn schon nicht „das älteste hochdeutsche Gedicht“ überhaupt, doch das älteste hochdeutsche Gedicht in der Form der Reimstrophe, das älteste wenigstens das bis auf uns gelangt, und sicherlich das erste das von dauerhaft bestimmendem Einfluss auf die Litteratur gewesen ist. Es mögen meinethalb schon Andre vor ihm das Gleiche versucht haben; er selber rühmt sich nicht den Erfinder, er spricht sogar vom Reim als einer bereits üblichen Forderung (S. XXX): aber wir wissen von den Andern und Früheren nichts, die Zeitgenossen scheinen ihrer selbst über Otfried vergessen zu haben, und so wird wohl er innerhalb seiner Zeit dieselbe

Stellung einnehmen, die innerhalb der neueren Litteraturgeschichte Klopstock anspricht. Auch Klopstock, der wiederum ein deutsches Evangelienbuch, nur mit engerer Begrenzung des geschichtlichen Stoffes, und auch er mehr lyrisch reflectierend als rein episch dichtete*), auch Klopstock war nicht der erste der in Deutschland Hexameter schrieb, aber der erste rechte Dichter der es that, und derjenige dem es gelang durch ein bedeutendes Werk die griechische Form für immer bei uns festzustellen. Ebenso nun Otfried jene kirchlich-römische Form. Und wie neu dieselbe damals noch, wie wenig geübt sie jedesfalls war, das bezeugt uns ausser jenen festgehaltnen Ueberresten der älteren Dichtweise der ganze stilistische Charakter des Otfriedischen Werkes. Da treten uns Schritt für Schritt die unverkennbaren Merkmale einer Kunst entgegen die für den Ausübenden noch die ganze Unbequemlichkeit des Ungewohnten hatte. Oder wie sonst erklärt sich dieses oft unglaubliche Ungeschick der Rede, dieser Ueberfluss an leeren Worten, dieser Mangel an passlichen? In den allitterierenden Gedichten hatte die kräftigste Kürze, die lebensvollste Schnelligkeit des Fortschrittes gegolten; da war nichts müssiges, da jedes Wort ein Schlagwort: hier könnte man oft ganzer Verse entbehren: aber der Dichter bedarf ihrer um des Reimes willen; ganze Gedanken verlieren sich in eine nebelhafte Unbestimmtheit: aber der Dichter wusste das gesetzte Maass der Accente nicht anders zu füllen als mit der Einschaltung unnützer, unklarer, eben nur ausfüllender Redensarten. Deshalb auch ist es so schwer ihn zu erklären, und ihn zu übersetzen ganz unmöglich.

Aber er war der Erste, und manches was für uns ein Fehler ist mag unter seinen Zeitgenossen nicht ohne Beifall geblieben sein. Den Beifall den seine ganze Arbeit gefunden hat bezeugen die mehrfachen, mit sorgfältigem Fleisse, ja mit Aufwand ange-

---

*) Bezeichnend ist wie der alte und der neue Dichter selbst in einem vereinzelten Punkte der Grammatik zusammentreffen. Otfried stösst sich an der verdoppelten und damit doch nicht aufgehobnen Verneinung (S. XXX); Klopstock hat eben dieselbe mit Eigensinn wieder einzuführen gesucht: jener denkt dabei nur an den lateinischen, dieser nur an den griechischen, keiner von beiden aber achtet den gleichzeitig bestehenden und wohl begründeten Gebrauch der eigenen Sprache.

fertigten Handschriften derselben*), während das Wenige das von den ältern, allitterierenden Gedichten auf uns gekommen, nur in je einer und nicht den besten Aufzeichnungen vorliegt; es bezeugt ihn auch der Umstand dass ein Paar Verse Otfrieds (1, 7, 27 fg.) der Anlass und die Grundlage für eine andre, freilich nur kleinere Dichtung geworden sind, für den Gebetleich an den heil. Petrus. Die Hauptsache aber für die Litteraturgeschichte ist dass mit Otfrieds Evangelienbuche die altnationale Form der Allitteration für immer aufgehoben und beseitigt war, und die unnationale des Reimes und der Strophe für immer eingeführt: allitterierende Lieder hat von da an niemand mehr gedichtet. Es war das kein unbesonnenes Haschen nach irgendwelcher Neuerung: dergleichen ist dem deutschen Charakter fremd, zumal wo es Dinge der Litteratur betrifft; sondern man fühlte jetzt wohl und ward sich dessen bewusst, dass in der bisherigen Form die Poesie sich überlebt habe, dass sie erstarrt sei, dass sie erlöst werden müsse aus dem Banne feststehender Formeln, die mit der Allitteration unabweislich verbunden sind: mit Bereitwilligkeit wandte man sich zu einer andren hin, die dem dichtenden Geist einen freieren Spielraum verhiess, die empfohlen war durch solch ein massenhaft imponierendes Beispiel, die zwar in der Fremde entsprungen, aber durch den früheren Gebrauch der Kirche längst schon in Deutschland eingebürgert und durch eben denselben gleichsam geheiligt war. Der Reim und die Strophe, beide haben von da an durch die übrige Zeit der althochdeutschen, durch die ganze mittelhochdeutsche, und bis zu uns die neuhochdeutsche Periode hindurch gegolten: das gesammte reiche Formenwesen unsrer Dichtkunst, mit Ausschluss lediglich dessen was seit Klopstock den antiken Mustern nachgebildet worden, geht durch eine Reihe entwickelnder und mehr nationalisierender Mittelglieder zuletzt auf Otfried zurück als seinen Urgrund und Beginn. Und das ist ein Grosses, und soll jedem welcher weiss wie viel in der Kunst die künstlerische Form bedeutet, den Namen Otfrieds ehrwürdig machen.

*) Die eine jezt zu München befindliche hat nach Beifügung eines kurzen Gebetes in Otfriedischem Maasse die Unterschrift *Uualdo episcopus istud evangelium fieri jussit, ego Sigihardus indignus presbiter scripsi.* Waldo war Bischof von Freisingen 885—906.

Dieses ist, aber auch nur dieses, sein Verdienst und der historische Werth seines Wirkens. Mit allem Uebrigen, mit dem ganzen Gehalte seiner Dichtung, mit ihrem Umfang, mit ihrer Didaxis, ihrer Lyrik, ihrer verschwimmenden Redseligkeit steht Otfried ausserhalb des organischen Ganges der Litteraturgeschichte: es gehört und bleibt nur ihm und seiner klösterlichen Bildung. Was nach ihm gedichtet worden hat zwar alles nun den Reim und die Strophe, und längere Zeit hindurch nur seine Strophe, zunächst aber nichts den inneren Charakter seiner Poesie: noch in demselben neunten Jahrhundert sind schon die unmittelbaren Nachfolger Otfrieds (wir haben Denkmäler von solchen aus Baiern, aus Flandern, aus Alamannien) wieder zurückgekehrt zu rein epischen Stoffen und zu einem epischen Stile nach deutscherer und mehr alterthümlicher Weise, zu kurzen Liedern und kurzen Worten. Erst mit dem zwölften Jahrhundert sollte die Epopöie, sollten Lehrgedicht und Lyrik durch organische Nothwendigkeit in ein wirkliches Leben treten: bei Otfried hat das alles noch ein ungeschichtlich voreiliges und vorgreifliches Wesen.

II.

Heinrich der Gleissner.*)

(Le Roman du Renart, par Méon, Paris 1826. Reinardus Vulpes, ed. Mone, Stuttg. 1832. Reinhart Fuchs von Jac. Grimm, Berlin 1834. Lateinische Gedichte des X. und XI. Jh. von Jac. Grimm u. Andr. Schmeller, Göttingen 1838. Sendschreiben über Reinhart Fuchs von Jac. Grimm, Leipz. 1840. Die mittelalterlichen Sammlungen lateinischer Thierfabeln von K. L. Roth in Schneidewins Philologus 1, 523—546.)

Der natürliche Glaube der Alten und so auch des Germanischen Volkes hatte in der Thierwelt eine Art Theilung unter Gott und Menschen vorgenommen. Dem Menschen gehörte, was sich von ihm hatte zahm und dienstbar machen lassen, was mit ihm das Haus bewohnte, was ihm folgte und half, wenn er zu Acker, zu Walde, zu Felde zog: der Hund, der Hahn, das Pferd

*) (Elsässische Neujahrsblätter für 1848, S. 190—216).

und der bei der Jagd auch dienende Habicht waren in das Leben und die Liebe des alten Germanen so ganz mit eingeschlossen, dass er sie darbrachte, wenn einer Gottheit das Liebste und Beste als Opfer darzubringen war, dass er sie auch, wenn er bestattet ward, mit auf den Scheiterhaufen und in die Gruft nahm, wie ebendahin Weib und Dienerschaft ihn begleiteten. Aber die wilden Thiere der Luft und des Waldes wurden nicht zu Opferungen gebraucht und nicht dem Menschen mit ins Grab gegeben: denn obschon sich dieser gegen sie im stäten Kriege befand, sich ihrer erwehrte und sie jagte, sah er doch wieder auf sie mit einer scheuen Verehrung und maass ihnen ein halb übermenschliches Wesen und einen Stand näher den Göttern bei. Es war, ausser dem Mangel häuslicher Vertraulichkeit, noch mancherlei andres, das auf solch eine Betrachtung der wilden Thierwelt führte: das lange Leben, das sie in Wirklichkeit oder doch dem Glauben nach vor andren Thieren und selbst dem Menschen voraus haben*); die Räthselhaftigkeit ihres Todes, sobald sie ungewaltsam sterben: denn man glaubt noch jetzt, dass namentlich Vogelleichen niemals gefunden würden; der Aufenthalt der Vögel hoch in freier Luft, fern von den Menschen und dem Wohnsitze der Götter nah; die Art von Sprache, die eben denselben verliehen ist, die, wie man meinte, nur den Menschen nicht verständlich sei (man nannte sie deshalb auch wohl das Latein der Vögel), zuweilen aber durch Zufall oder göttliches Geschenk es auch ihnen werde; der Glaube, dass Götter, dass auch mit Zauberkraft begabte Menschen ihre göttliche und menschliche Gestalt öfters gegen die eines wilden Thiers vertauschten, wie man denn bis auf die neueste Zeit herunter besonders von Währwölfen d. h. Menschenwölfen erzählt hat; die Annahme endlich, dass die Seelenwanderung (auch der Germane dachte sich die Unsterblichkeit gern in dieser Form) die scheidende Seele des Menschen wohl auch in einen Thierleib führen

*) Es giebt davon mehrfache Berechnungen schon bei den Griechen und noch öfter im deutschen Mittelalter: zum Beispiel, mit immer wachsender Fabelhaftigkeit der Zahlen, ein Zaun währe drei Jahr, ein Hund drei Zäune, ein Pferd drei Hunde, ein Mensch drei Pferde, ein Esel drei Menschen, eine Schneegans drei Esel, eine Krähe drei Schneegänse, ein Hirsch drei Krähen, eine Eiche drei Hirsche, ein Elefant drei Eichen, letzterer also 59049 Jahre.

könne, und dass dieselbe namentlich in Vogelgestalt von dem Leichnam scheide. So wusste man nie, ob der Wolf, dem man begegnete, ob der Vogel, den man über sich schweben sah, nicht vielleicht einen Menschen oder die einstige Seele eines solchen oder gar einen Gott selbst in sich berge; so wurden all diese dem Menschen nicht gehorchenden Thiere und zumal die Vögel als Mitwisser und als Boten der Götter angesehen, und ihr Gang, ihr Flug, ihr Geschrei galten für Zeichen, die Glück oder Unglück verheissend eine Gottheit sende; und wie man die Gottheit mehr noch fürchtete, als verehrte, wie man vor manchen Aeusserungen ihres Waltens mit einer Scheu zurückwich, die sogar den wahren Namen derselben auszusprechen mied, so stand man nun auch der wilden Thierwelt mit einer unheimlichen Empfindung gegenüber, und heute noch nennt z. B. der Bauersmann in Schweden den Fuchs lieber Waldgänger als eigentlich Fuchs, den Wolf Graubein, den Bären, weil er Honig nascht, Süssfuss oder mit abwehrender Schmeichelei Grossvater*).

Bei dem Drange, welcher dem Jugendleben der Völker eigen ist, allem von Geist und Sinnen angeschauten eine epische Gestalt zu verleihen, konnte es nicht ausbleiben, dass auch jene religiöse Erhebung der Thierwelt den Anlass bot zur Sagendichtung, und neben die Heldensage, die aus der Geschichte des Volkes selbst erwachsen war, neben die Göttersage, die auch den Wesen da oben eine Geschichte nach Art der menschlichen andichtete, trat noch, eben diesem Vorbild folgend, die Thiersage und nahm gleichermassen das Gebiet, das vom Menschen abwärts sich erstreckt, für die Phantasie in Beschlag: nun hatte diese sich die ganze Welt erobert. Solche Vermenschlichung des Thierlebens ward aber dadurch erleichtert, dass zwei Eigenschaften, die für ein noch jugendliches Volk von höchster Bedeutung und ihm in Geschichte und Sage nothwendig die Haupteigenschaften seiner Helden sind, dass Kühnheit und Schlauheit auch an den Thieren des Waldes und des Feldes vorzüglich merkbar hervortreten; und sie ward anziehend dadurch, dass hier der Phantasie ein kaum behinderter Raum für alle Freiheit der

---

*) Den gleichen Sinn hat als gothisches Wort der Name des grossen Hunnenköniges Attila; auch ihm konnte nur die Furcht solch einen Schmeichelnamen geben.

Erfindung, für jedes Spiel, für jeglichen Uebermuth des Spottes, der Laune, des Humors eröffnet war: denn die Beobachtung der Natur gab wohl einen bestimmten Charakter jedes einzelnen Thiers an Hand, aber keine Abenteuer desselben, wie die Geschichte sie von den Helden des Volkes überlieferte; sein Handeln, sein Leiden, sein Reden nach Menschenart, alles das musste mit einem kecken Wurf und Griff erst erfunden werden. War aber einmal eine treffende Erfindung geschehen, so hielt man sie fest, und gleich der Götter- und der Heldensage pflanzte sich auch die Thiersage im Mund der Erzählenden und der Sänger von Geschlecht zu Geschlechte fort.

Ich weiss nicht, ob auch Völkern von andrem Stamm solche Thiersage eigen ist: den Gliedern der grossen Familie, die von Indien aus bis in den Westen Europas reicht, ist oder war sie es, und ebenso theilweis auch dem finnischen Stamme; wir begegnen ihr, ihr selbst oder doch Spuren ihres einstigen Daseins, bei den Indern, den Celten, den Griechen, den Römern, den Slaven, den Esthen, den Germanen. Indess nur die Letztgenannten haben den Stoff zu reicherer Fülle, ihm selbst gemäss und wahrhaft dichterisch ausgebildet: die Uebrigen zogen, bald nachdem sie den Beginn gemacht, wiederum die schaffende Hand zurück, oder verloren sich (und das geschah sogar namentlich den classischen Völkern) in undichterische Missbildung. Denn hier sprang die Thiersage in die Thierfabel, d. h. die Epik in Didactik, die Poesie in Prosa über: eine Wendung, die allerdings nahe lag bei der freieren Willkür, mit welcher die Dichter der Thiersage, je nach persönlichem Hang oder Zweck, erfinden und gestalten und umgestalten durften. An der Spitze dieser aus der Epik abgeleiteten Lehrdichtung steht der Name Aesops; welchen Schatz von Regeln der Weisheit und mehr noch der Lebensklugheit seine Fabeln enthalten, wird Niemand läugnen, aber auch Niemand die Dürre und Dürftigkeit, die ihnen eigen ist, und den Mangel an poetischer Belebung, der sich da besonders zeigt, wo nicht einmal mehr Thiere, wo sogar todte Dinge als Lehrmittel dienen. Und dieser Abgang der Poesie wirkt um so empfindlicher, da in der Aesopischen Fabel der Hintergrund der Sage, vor den sie getreten ist, immer noch durchscheint, wie wenn öfters begonnen wird mit den Worten: „Zu jener Zeit, da noch die Thiere sprachen," und die stäts wiederkehrenden Haupt-

personen der Fuchs und der Wolf und als König aller Thiere der Löwe sind.

Nur die Germanen haben den Stoff zu reicherer Fülle, ihm selbst gemäss und wahrhaft dichterisch ausgebildet. Sie brachten ihn, da sie zuerst Scandinavien und späterhin Deutschland besetzten, schon aus ihrer fernen Heimat im Osten mit: das verbürgt die mannigfache Uebereinstimmung, die zwischen der Germanischen und der Indischen Thiersage und deutlich selbst noch zwischen den spätesten Ausflüssen beider besteht; sie schufen ihn aber selbständig und nach den Eigenheiten der neuen Heimat um. Auch den Indern war der Löwe Thierkönig gewesen: die Germanen setzten an dessen Stelle das stattlichste Wild der germanischen Forsten, den Bären, und erst als im Geleite der Völkerwanderung das Leben und die Litteratur des Südens Einfluss auf die ihrige gewannen, als sie bekannt wurden mit der nachäsopischen Fabeldichtung Roms, ward wiederum der Bär von dem Löwen verdrängt: schon im siebenten Jahrhundert kommt letzterer auch als Thierkönig der Deutschen vor, aber noch im zehnten, noch im fünfzehnten auch der Bär. Und es nimmt dieser König der Thiere eben solch eine Stellung ein, als die Sage den menschlichen Königen, auch einem Attila und selbst dem grossen Karl zu geben liebt: er wechselt ab mit Gewaltthat und mit Schwäche, lässt sich bald von dem eigenen Jähzorn, bald von der Schlauheit Anderer bethören: ein Charakter, den in der Wirklichkeit wiederum eher der Bär hat als der Löwe, und doch bleibt sonst überall die Thiersage treu und fein bei den von der Natur gewiesenen Eigenheiten, treuer als die Heldensage bei den geschichtlichen bleibt. Eine zweite und eigentlich die Hauptperson ist auch erst bei den Germanen das geworden, der Wolf, das wildeste aller in Europa heimischen Thiere, kühn, grausam, räuberisch; gleich neben ihm steht der schlaue und doch nicht untapfere Fuchs. Diesen kennt auch Indien und giebt ihm die erste Rolle der gesammten Handlung; ebenso die Aesopische Fabel. Auch das Mittelalter hat ihn nach und nach in den Vordergrund und zugleich seinen Charakter in ein grelleres Licht gerückt, als in dem er ursprünglich stand. Vergleicht man hier die frühern Gedichte mit den jüngeren, so ist unverkennbar, dass in jenen vorzugsweise noch vom Wolf erzählt wird, und vom Fuchse nur, wie er, der leiblich schwächere, sich

der Gewaltsamkeiten desselben vermöge seiner Geistesüberlegenheit erwehrt und mit List und allerdings auch mit Schadenfreude Rache nimmt, in den späteren aber und erst in diesen der Fuchs zum Hauptgegenstande der Erzählung gemacht und nur in diesen ihm eine Tücke beigelegt wird, die fort und fort, auch wo es keine Rache gilt, auf Böses sinnt und Böses stiftet. Ihren Anfang mag diese veränderte Auffassung des Fuchses vielleicht schon im fünften Jahrhundert genommen haben, wo das Gesetzbuch der Salischen Franken den Namen desselben *(vulpecula)* unter den Scheltwörtern aufzählt, für welche gerichtlich zu büssen sei; vollendet ward sie jedesfalls erst da, als man sich allgemein gewöhnt hatte die rothe Haarfarbe, die den Fuchs bezeichnet*), auch an Menschen für das Merkmal eines falschen tückischen Herzens anzusehen. Das war aber in Zeiten, wo noch ein Rothbart um den andern zu den ruhmreichsten Königen und Helden des deutschen Volks gehörte (Otto II, Hoyer von Mansfeld, Friedrich I), nicht so bald die Ansicht Aller: als solche stand es kaum vor dem zwölften, dreizehnten Jahrhundert fest; und gar den Germanen der Urzeit musste rothes Haar noch ganz unverdächtig sein: denn sie hatten es mehr oder weniger sämmtlich; besonders aber unterschied sich dadurch, wie eine mythische Dichtung der Scandinavier es bestimmt, der Stand der Freien von dem der Edeln und der Knechte: die Knechte hatten schwarzes, die Freien rothes, die Edlen hellblondes Haar. Der Bär also, der Wolf und der Fuchs, diese drei sind die hauptsächlichen Träger der deutschen Thiersage; allen andren Thieren bleibt nur ein untergeordneter Rang, und wenn in deren Reihen auch fremde und auch zahme stehn, wie der Esel, das Kamel, der Elefant, so ist diess wieder erst ein jüngerer ungermanischer Zuwachs, wie z. B. der Esel erweislicher Maassen an die Stelle des Hirsches ist gesetzt worden.

In der Erzählung nun der Abenteuer, welche man jene drei unter einander und mit den übrigen bestehen liess, ward die Vermenschlichung derselben, die ein poetisches Bedürfniss war, so weit geführt, dass man ihnen auch Namen nach Art der Menschennamen gab; möglich, dass dabei noch jene Scheu mit-

*) so dass man Pferde von solcher Farbe und gemünztes Gold auch Füchse nennt.

wirkte, die der eigentlichen Benennung aus dem Wege gieng. Den Fuchs nannte man *Raginohard* (Reinhard), den Wolf *Isangrim,* dessen Vater *Isanbart* (Eisengrein, Eisenbart) u. s. f., und diese und alle Namen der Thiere treffen höchst charakteristisch zu: denn *Raginohard* ist so viel als rathstark, weise, klug, *Isangrim* aber, ganz kriegerisch, wie es für den Wolf sich schickt, so viel als Eisenhelm. Indess kann in den beiden Wolfsnamen noch eine andere Beziehung liegen. Man erzählte die Thiersage nicht bloss und brachte sie nicht bloss in Lieder: es gab Feste des Heidenthumes, bei denen man umzog, vermummt in Thiersgestalt, und auch sonst zu geselligem Scherz mochten dergleichen Schaustellungen üblich sein, rohe Anfänge der späteren Schauspielkunst. Nun bedeuten aber *bart* und *grima* auch so viel als Larve: das französische Wort *grimace* kommt nur daher; es könnten also *Isangrim* und *Isanbart* auch auf die Vermummung gehn, unter welcher von Menschen selbst die Rolle des Wolfes gespielt ward. Man nannte die Thiere wie Menschen: nicht minder geschah das Umgekehrte, und Menschen wurden, da ja die Thierwelt durch religiöse und poetische Auffassung geadelt war, nach Thieren benannt, besonders wieder nach dem Wolf und dem Bären: noch wir jetzt haben die Menschennamen Bär, Bernhard, Wolf, Wolfram, Wolfhard, Adolf, Ludolf, Rudolf, Gangolf und Wolfgang, und der älteste Name unsrer Litteraturgeschichte ist Vulfila, d. h. Wölflein; auch Menschen haben Isangrim geheissen und der sagenhafte Ahnherr des Geschlechtes der Welfen Isanbart. Nur mit dem Worte Fuchs hat wenigstens die nachheidnische Zeit keine Namen mehr gebildet: da war dasselbe bereits ein Schimpfwort, und es knüpfte sich daran nicht gleich der kriegerische Sinn, den man in Eigennamen liebte. Doch ist Reinhard, wie den Fuchs die Dichtung nennt, von jeher ein ebenso üblicher Mannsname gewesen.

Wir haben versucht die Anlässe der deutschen Thiersage und jenen Gehalt und jene Gestalt derselben nachzuweisen, die schon als Besitzthum der ältesten Deutschen, als ein beliebter Stoff bereits der Germanischen Poesie müssen gedacht werden. Doch ist nicht zu verschweigen (es wird auch solch eine Annahme dadurch nicht entkräftet), dass die Reihe der unmittelbaren Zeugnisse für deren einstmaligen Bestand erst mit dem siebenten Jahrhundert anfängt, und dass sie gleich da und von

da an sich vorzüglich bei dem Volk und im Lande der Franken einheimisch zeigt. Solche Vorliebe gerade dieses Stammes begreift sich wohl. Die anderen hatten selbst mehr nur die Bären- und die Wolfsnatur: dem Frankenstamme, der Nachkommenschaft der alten Chatten, die nach Tacitus schöner Schilderung ebenso rathstark waren als kühn, war dazu noch die Art des Fuchses eigen; sonst mochte der Deutsche nur ein Ajax heissen, der Franke Ajax und Ulyss zugleich. Und noch weitere Umstände traten hinzu um in der Behauptung und Behandlung des alten Stoffes ihn zu begünstigen, während den übrigen Deutschen dieselben nicht zugute kamen: auch den Celten in Belgien war die Thierdichtung nicht fremd, und hier und in Gallien die lateinisch redenden Unterthanen waren von Alters her im Besitze der nachäsopischen Fabel. Beides hat auf die Fortgestaltung der fränkischen Thiersage wesentlich eingewirkt, beides ihren Bestand im Lande der Franken nothwendig befestigen helfen.

Wie aber diess Volk durch seine Uebersiedelung nach Gallien der grösseren deutschen Volkseinheit verloren gegangen, und nach und nach selbst seine Sprache undeutsch geworden ist, so haben sich mit ihm auch die Sagen von Bär und Wolf und Fuchs für eine Reihe von Jahrhunderten der Heimat fast entfremdet, und Jahrhunderte lang treten sie uns fast nur so entgegen, wie sie auf französischem Boden sich weiter ausgebildet haben. Doch blieben auch da, als beständiges Zeugniss, welcher Heimat sie zuerst entsprungen, wenigstens den hauptsächlichen Thieren ihre alten deutschen Eigennamen, so dass der Fuchs noch heut auf Französisch *renard* heisst, und nur den untergeordneten, bei denen eher Raum für neue Erfindung gelassen war, wurden celtische und französische und auch diese gern nach unverkennbar celtischem Vorbild gegeben. Zuerst, vom zehnten bis zum zwölften Jahrhundert, in denen überhaupt die Geistlichkeit mit ebenso grosser Liebe nach volksmässigen Stoffen griff, als sie vorher dieselben gehasst und verachtet hatte, sehen wir auch die Thiersage von Geistlichen der Mosel und der Maas dichterisch behandelt. Aber in lateinischer Sprache: denn nur in dieser dichtete jetzt die Geistlichkeit; und noch in anderen, nicht minder wesentlichen Stücken machten sich der geistliche Stand und die geistliche Bildung geltend. Das Volk, wie dessen Ependichtung

damals noch beschaffen war, konnte, wenn es vom Wolf und Fuchse sang, jedesmal nur ein einziges Abenteuer kurz erzählen: diese Geistlichen, die für das Lesen schrieben und die bekannt waren mit den inhaltvolleren umfangreicheren Epopöien des classischen Alterthums, liebten es auf eine dem ähnliche Fülle und Gestaltung auszugehen und verketteten in grösster Ausführlichkeit der Erzählung und der Schilderung eine ganze Reihe von Abenteuern zur Epopöie; dabei ward um den Stoff zu erweitern auch der lateinische Aesop benutzt. Noch mehr: da sie eben mit letzterem bekannt, da sie gelehrte Klostergeistliche, nicht aber schlichte Männer aus dem Volke waren, überschritten sie auch insofern die schlichte, reine Art der Epik, als sie der Erzählung noch eine lehrhafte, ja satirische Zuthat gaben und bald mit grösserm, bald mit geringerem Nachdruck Beziehungen in sie legten entweder auf Verhältnisse ihres Ordens oder auf politische Zeitumstände oder gar in mystischer Weise auf Glaubenslehren. Die elastische Natur der Thiersage (andre Sagen standen fester in der Ueberlieferung) ertrug dergleichen, ja unterstützte es. Diese fremdartigen Einmischungen beseitigten sich jedoch beinahe sämmtlich, als sodann noch in demselben zwölften Jahrhundert die Sprache des Volkes und der Laienstand, wie überhaupt zur Kunst der Epopöie, so nun auch zur Thierepopöie gelangten: die Gedichte, die sich jetzt und noch während der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts in stäts weiter geschlagenem Kreise um den Fuchs als ihre Mitte sammelten (die Heimat der Verfasser ist stäts noch Flandern oder auch Champagne), lenken wieder in die unbefangenste Epik ein; nur etwa gegen die Geistlichkeit richtet sich hie und da ein schalkhafter Spott: die Laien durften sich dazu doppelt berechtigt fühlen, da früherhin von den Geistlichen selbst dieser Ton war angeschlagen worden. Erst die Folgezeit und namentlich erst das vierzehnte Jahrhundert haben die Thiersage wieder ganz in das Gebiet der Lehrhaftigkeit und der Satire, ja unpoetisch genug in die blosse Allegorie hinübergespielt.

Die Litteraturgeschichte des Mittelalters berichtet von der höchst einflussreichen, in Gehalt und Form massgebenden Stellung, welche die neu sich erschwingende Nationalpoesie der Franzosen gegenüber der Poesie der Nachbarvölker, der germanischen nicht minder als der romanischen, alsobald eingenommen

habe. Und so beginnt denn auch mit dem zwölften Jahrhundert die Thiersage und deren dichterische Behandlung sich fast über ganz Europa hin zu verbreiten: sie gelangt in die Provence, nach Engelland, nach Italien; sie findet durch italiänische Vermittelung sogar bis in die griechische Poesie den Weg; sie kehrt, und das ist für uns und überhaupt das gewichtvollste, zu reicherer ausgedehnterer Uebung auf den Boden und in die Sprache desjenigen Landes zurück, das früher noch als Frankreich ihre Heimat gewesen. .Nach Deutschland also.

Hier war, seitdem die Franken sie nach Belgien und Gallien gebracht, die alte Thiersage fast in Vergessenheit gerathen. Nur wenige Spuren bezeugen auch hier noch den Fortbestand, und mehr innerhalb der lateinischen als in deutscher Dichtung. So wissen wir, dass im zehnten Jahrhundert selbst die Geistlichen deutscher Klöster sich mit Schaustellungen in der Maske des Bären, des Wolfes, des Fuchses belustigen mochten (die Worte dazu sind aber schwerlich andre als lateinische gewesen), und dass nach echterer Weise, welche die Franzosen, ja bereits die Franken eingebüsst, damals in Deutschland noch der Bär, nicht der Löwe, für den König der Thiere galt. Indess eben diese Geistlichen würden den altepischen Stoff ganz und für immer in die Lehrhaftigkeit verpflanzt und so, wie einst die Volksweisheit der Griechen gethan, die Thiersage zur Thierfabel umgewandelt haben (sie hatten dazu um das Jahr 1100 schon den Anfang gemacht mit der Bearbeitung der sogenannten Physiologen, kleinerer naturgeschichtlicher Werke, in denen die Eigenschaften der einzelnen Thiere auf geistliche Art, die des Fuchses z. B. auf den Teufel ausgelegt wurden), wenn nicht gerade noch zur entscheidenden Zeit die französische Dichtung auf die deutsche eingewirkt, wenn nicht die poetisch freie Umarbeitung eines französischen Thierepos dem Stoffe seine rechte Gestalt bewahrt und Deutschland wieder in den Besitz seines verabsäumten Eigenthumes gebracht hätte. Es geschah das um das Jahr 1170, eben als in Deutschland ein neues grosses Zeitalter der Litteratur seinen Anfang nahm; es geschah durch Heinrich den Gleissner, einen sonst zwar unbekannten, aber um dieser seiner Leistung willen höchst namhaften Dichter; es geschah in demselben Elsass, von dem bereits vor drei Jahrhunderten durch Otfrieds Evangelienbuch eine neue Dichtart ausgegangen, und

dem wiederum jetzt, wo es die Vermittelung französischer und deutscher Dichtung galt, durch seine Lage an den Grenzen Frankreichs der nächste Beruf hiezu gegeben war. Und damit endlich sind wir bei dem eigentlichen Gegenstande unsrer Darstellung angelangt, nach einer fern angeknüpften und weit geführten Einleitung, die jedoch nöthig schien um für eine richtige Betrachtungsweise den festeren Standpunkt zu gewinnen.

Das deutsche Gedicht, um das es nun sich handelt, nämlich Isengrins Noth, gehört seiner Form nach zu denjenigen, die man im zwölften Jahrhundert Reden zu nennen pflegte, wie es sich denn auch selbst so nennt: es ist in kurzen Versen abgefasst, die je vier Accente enthalten und paarweis reimen; da keine Strophen unterschieden sind, konnte es nicht gesungen, sondern nur gesagt d. h. gelesen werden. Es ist in zwiefacher Gestalt auf uns gekommen, bruchstückweis in einer älteren ursprünglichen, deren Verse jenes Maass der Accente oft nur ohngefähr und auch in den Reimen noch nicht alle Genauigkeit beobachten, vollständiger in einer jüngern, einer Ueberarbeitung aus dem dreizehnten Jahrhundert, deren Zweck jedoch nicht war am Inhalt zu ändern, sondern nur die veralteten Sprachformen zu beseitigen so wie grössere Reinheit des Reimes und eine strengere Gleichmässigkeit im Versbau herzustellen. Der Inhalt aber ist, in kurzen Zügen entworfen, folgender:

I. Reinhard geht aus um einem Bauern den Hahn Schantecler zu rauben; diesem selbst hatte ein Traum, den er nun seiner Frau Pinte erzählt, solch Unglück geweissagt. Wirklich überlistet ihn Reinhard und schleppt ihn fort: da aber kommt auch dem Hahne die List, so dass er sich wieder rettet und nun in Sicherheit den unglücklichen Räuber höhnt. Zürnend und hungernd geht dieser von dannen.

II. III. IV. In ähnlicher Weise missrathen ihm, so arglistig ers auch immer macht, seine Anschläge auf die Meise, auf Diezelin den Raben, auf Dieprecht den Kater: statt der Meise erschnappt er nur einen Mist von ihr; selbst der Käse, den Diezelin hat fallen lassen, soll ihm nicht werden, da Hunde ihn davon verjagen, und Dieprecht stösst ihn gar in eine Falle. Mit Noth und von dem, der die Falle gelegt, halb todt geschlagen, entrinnt Reinhard.

V. Nun sucht er und erlangt die Gesellschaft des Wolfes

Isengrin; dies Bündniss der Stärke und der List kommt beiden gut, und Reinhard buhlt in seiner Musse um Hersant, das Weib des Wolfes. Eines Tages verhilft er diesem zu einer feisten Schweinshälfte: aber Isengrin, statt auch ihm einen Antheil zu lassen, frisst alles allein auf. Reinhard verhehlt seinen Zorn und führt den Wolf, den auf das Essen dürstet, sammt Weib und Kind in den Weinkeller eines Klosterhofes. Die Wölfe berauschen sich und Isengrin singt ein Lied. Da werden sie vernommen, und erst nach vielen Schlägen gelingt die Flucht.

VI. Isengrin und Reinhard trennen sich. Letzterer stösst auf den Esel Balduin und verspricht dem schwer beladenen, falls er bei ihm bleiben wolle, Erleichterung. Zu welchem Zwecke jedoch und mit welchem Erfolge, wissen wir nicht, da hier ein Theil des Gedichtes in den Handschriften fehlt*). Nur soviel sieht man, zuletzt hat wiederum der Wolf den Schaden gehabt: denn nach der Lücke hebt es damit an, dass Isengrin verwundet da liegt und den Tod erwartet, während der Waldaffe Kuonin ihm noch von Reinhards Buhlerei mit Frau Hersant spricht. Doch diese leugnet, und der Wolf wird von den Seinen wieder heil geleckt.

VII. Reinhard hat sich ein festes Haus im Walde bereitet. Eines Tages geräth der hungernde Isengrin vor dessen Thür und riecht die Aale, welche Reinhard sich gebraten. Er schliesst um auch so gut zu leben Frieden mit Reinhard; ja er will, da dieser sich für einen Cistercienser ausgiebt, gleichfalls in den Orden treten. Nachdem ein Guss siedenden Wassers ihm eine Tonsur gebrüht, lässt er sich zum Fischfang an einen überfrorenen Teich führen und hält durch ein Loch im Eise den Schwanz hinein; inzwischen entfernt sich Reinhard. Den also festgefrorenen trifft ein Jäger und haut ihm den Schwanz ab.

VIII. Reinhard kommt vor ein Kloster und an einen Ziehbrunnen mit zwei Eimern; hineinschauend und sein Spiegelbild erblickend, wähnt er sein Weib zu sehen und springt hinab. Indem er schon am Leben verzweifelt, naht demselben Brunnen der schwanzlose Wolf und heult in gleicher Täuschung seiner vermeinten Frau Hersant zu. Reinhard ruft ihm empor, hier

*) Diese Lückenhaftigkeit hindert auch den Umfang des Ganzen genauer anzugeben; der noch vorhandenen Verse sind 2266.

sei das Paradies, und heisst ihn, damit er auch dahin gelange, sich in den einen Eimer setzen: nun fährt mit dem andern der leichtere Fuchs glücklich wieder hinaus. Bald gewahrt ein Mönch, der Wasser schöpfen will, den gefangenen Isengrin; er wird herausgewunden und bleibt nach manchem Schlage von Prior und Convent für todt liegen. Doch gereut die Mönche ihrer Missethat, da sie am Haupt des Wolfes auch eine Platte geschoren und ihn sogar nach dem Gesetz des alten Bundes beschnitten sehen.

IX. Ein Luchs, der als Bastard von Fuchs und Wolf ein Verwandter zugleich von Reinhard und von Isengrin ist, müht sich um die Versöhnung beider. Es wird ein Tag dafür angesetzt; beide erscheinen, jeder mit zahlreichem Gefolge, Isengrin von all dem grossen Gethier, Reinhard von dem kleineren begleitet. Aber noch vor Austrag der Sache, da Krimel der Dachs ihm einen ungetreuen Anschlag verrathen, entweicht Reinhard in seine Sicherheit; Frau Hersant, die mit ihrem Mann ihn verfolgt hat, entehrt er vor dessen Augen.

X. Diess geschah in einem Landfrieden, welchen Frevel der Löwe, der Thiere König, geboten hatte um in Gegenwart dieser aller Gericht zu halten: denn er war krank im Haupt (der König eines Ameisenhaufens, den er zertreten, war durch das Ohr ihm hinein gekrochen) und meinte, er sei es deshalb, weil er so lange nicht mehr zu Gericht gesessen. Nun kommt Isengrin und bringt durch seinen Fürsprechen, Bruno den Bären, seine Klage gegen Reinhard vor, welcher selbst nicht zugegen ist; Randold der Hirsch urtheilt, dass Reinhard solle gefangen und gehangen werden. Alle stimmen bei; nur eine weise Olbente (ein Kamel) von Toscana erhebt Einsprache und erlangt, dass der Angeklagte dreimal vorgeladen werde. Eben jetzt kommen noch Schantecler und Pinte mit einer Bahre, worauf ihre von Reinhard todtgebissene Tochter. Heftiger Zorn des Löwen: vom Schrecken darob befällt den Hasen ein Fieber. Bruno als Kaplan des Königs hält der Henne, welche man begräbt, das Todtenamt. Der Hase legt sich auf das Grab und schläft ein, und als er erwacht, ist er gesund. Da wird offenbar, dass die Henne eine Heilige und um so grösser Reinhards Unthat gewesen. Bruno macht sich, obschon mit Widerstreben, als Bote des Königes auf um Reinhard vorzuladen; er trifft

denselben vor seiner Waldburg Uebelloch. Reinhard weigert sich nicht; nur möge man doch erst essen. Er führt den Bären zu einem gespaltenen Baumstamm, in welchem Honig sei. Kaum aber hat Bruno seinen Kopf im Spalt, so zieht der Fuchs den Keil heraus, und jener ist schmerzlich gefangen. Ein Kärrner, der ihn so gewahrt, zieht die Sturmglocke; nur mit Verlust der Kopfhaut und der Ohren vermag sich Bruno vor der Bauerschaft zu retten. Hohnworte Reinhards, ob etwa der Herr Kaplan seinen Hut im Weinhause versetzt habe, begleiten ihn auf die Flucht.

XI. Nach Brunos Wiederkehr erkennt der Biber den Tod über Reinhard: jedoch der Elefant dringt auf nochmalige Vorladung. Der König beauftragt damit den Kater Dieprecht, der freilich auch nicht gerne geht. Auch ihn berückt Reinhard, indem er ihn in das Haus eines Geistlichen, wo viele Mäuse seien, und dort in eine Fuchsfalle führt. Zu Dieprechts Glücke haut der herzueilende Geistliche die Schnur entzwei, und jener entkommt, den Rest derselben noch um den Hals, wieder nach Hofe.

XII. Neue Verurtheilung Reinhards durch den Eber, und neue Einsprache durch Krimel den Dachs, des Fuchses Freund und Verwandten. Er selbst geht als dritter Bote: ihm denn folgt der Fuchs. Doch verkleidet er sich als wandernden Arzt, und da ihn bei Hofe das Zorngeschrei aller Thiere empfängt, grüsst er ruhig den Löwen von Meister Bendin von Salerno, zu dem er auf langer mühsamer Reise gewandert sei, und bringt ihm in dessen Auftrag eine Arzenei. Nachdem so der Zorn des Königes besänftigt ist, berichtet Reinhard weiter, es brauche derselbe zu seiner Heilung noch das Fell eines alten Wolfes und die Haut eines Bären und einen Hut von einer Katze. Isengrin, Bruno, Dieprecht müssen das Verlangte hergeben. Ferner ein gesottenes Huhn mit Eberspeck: Frau Pinte wird geschlachtet und dem Eber ein Stück vom Schenkel ausgeschnitten. Endlich einen Gürtelriemen vom Hirsch und die Haut eines Bibers: auch diesen nimmt man ihr Theil. Der Hof stiebt auseinander; nur Krimel und der Elefant und die Olbente bleiben. Nun badet Reinhard den König und bettet ihn warm in die Thierhäute. Die Hitze treibt die Ameise heraus auf den Katzenhut: Reinhard bemerkt und nimmt und entlässt sie, nachdem sie ihm die

Herrschaft über tausend Burgen in ihrem Wald versprochen. Den genesenden König lässt er noch die Brühe von dem Huhne trinken; das Huhn selbst verzehrt er und den Eberspeck der Dachs. Jetzt aber wendet sich die Tücke des Treulosen sogar gegen seine Freunde und den König selbst. Er bewegt letzteren den Elefanten mit dem Königreich Böhmen, die Olbente mit der Abtei Erstein zu belehnen: jener wird mit Schlägen aus dem Lande getrieben, diese von den Nonnen mit Griffelstichen in den Rhein gejagt. Dann giebt er dem König einen Gifttrank und verlässt, wie um Kräuter zu holen, den Hof, begleitet von Krimel, dessen allein er geschont; unterwegs trifft er noch und verhöhnt den geschundenen Bären. So erreicht er seine Burg; der König aber stirbt in bittrem Leid über die Treulosigkeit Reinhards und über all das Unheil, zu welchem er sich verleiten lassen.

Wir haben die zwölf Glieder, in denen sich der Inhalt nach und nach entwickelt, besonders deshalb unterschieden, weil so noch deutlicher vor Augen tritt, wie selbständig eigentlich jedes dieser Abenteuer, wie das ganze Gedicht nur eben durch Zusammenreihung derselben entstanden, wie mithin auch auf dem Gebiete der Thiersage die Epopöie lediglich hervorgegangen ist aus der Vereinigung kleinerer, ursprünglich getrennter Einzelheiten. Der alte volksmässige Grund ist auch noch in andern Beziehungen mehrfach zu erkennen. Als König der Thiere steht der Löwe da, aber fast noch ohne Eigennamen (nur einmal heisst er *Vrevel*, weiterhin nennen ihn französische und deutsche Gedichte *Noble)*, und einer der von ihm erzählten Züge deutet viel mehr auf den Bären hin, den älteren echteren König: denn von diesem (vgl. X) behaupten sonst die Jäger, dass er Ameisenhaufen räuberisch aus einander trete. Sodann. Die Hauptperson der Dichtung ist der Fuchs, und sein Charakter wird je mehr und mehr die tückische Bosheit. Aber in den Anfängen und Motiven ist sie diess nicht; seine Rachgier wird dadurch erweckt, dass der Wolf zuerst ihn gefrässig übervortheilt (V), und wenn auf den Sühnungstag zwischen beiden dem Wolf die grossen, dem Fuchs dagegen all die kleineren Thiere folgen (IX), so bezeichnet ihn das deutlich als den Anwalt der Schwäche gegen die Stärke. Und auch die Hauptperson ist er nur geworden, indem gleich im Anfang (I—IV) solche Abenteuer, wie eigent-

lich nur dem Wolf zustehn, wie auch anderswo ausdrücklich von diesem erzählt werden, nun auf ihn übertragen sind: der echten und ursprünglichen Auffassung, die den Wolf als ersten Helden nimmt, ist sich der Dichter selbst noch in so weit bewusst geblieben, dass er als Inhalt und Titel seines Buches Isengrins Noth angiebt; der Titel Reinhard Fuchs ist nur aus der späteren Ueberarbeitung zu belegen.

Jene Verknüpfung der Einzelheiten zu einem grösseren Ganzen und zugleich die Abänderung der sittlich-poetischen Grundansicht, beides scheint Zug für Zug schon in dem französischen Originalgedicht so vorgelegen zu haben. Denn dieses selbst ist für uns verloren gegangen: aber es giebt andre jüngere, deren Inhalt mit wesentlicher Uebereinstimmung darauf zurückweist, und die Merkmale der eng anschliessenden Benützung eines fremden Vorbildes durchziehen das deutsche Gedicht von Anfang bis zu Ende. Man kann die Art seines Vortrags nicht gerade rühmen: es hat dieser etwas sprödes, trockenes, ungelenkes; nirgend die Sprungkraft der Erzählung, nirgend die schnellen Streiflichter der Schilderung, welche sonst den Gedichten jener Jahrzehende eigen sind: man spürt es der Rede an, dass ihr Verfasser durch etwas ausser ihm liegendes gehindert ist sie fliessen zu lassen, wie er es wohl vermöchte, dass etwas fremdes, dass eben ein Original ihn hemmt, von dem er nicht abstehn und dem er doch ebenso wenig nachkommen mag. Die französischen Eigennamen hält er fast alle getreulich fest oder übersetzt sie getreulich, wie *Malpertuis* in Uebelloch (X), und sonst auch fehlt es nicht an französischen Worten: der Wolf wird in der Scheltrede des Affen (VI) ein *cus* genannt d. i. ein Kukuk, ein Hahnrei; der Bauer, welchem der Block mit dem Keile gehört (X), ein *vilan;* und einer von denen, die nach dem Bären laufen (X), trägt in seiner Hand einen *burduz* d. h. einen Pilgerstab.

Auch den Namen des französischen Dichters wissen wir nicht; den des deutschen giebt sowohl er selbst an als der spätere Ueberarbeiter seines Werkes: er hiess *Heinrich der Glichezare.* Das besagt soviel als Gleissner, Heuchler; durch welche Zufälligkeiten solche Beinamen oft veranlasst werden, ist bekannt, so dass wir aus diesem noch nichts zum Schaden seines Trägers schliessen dürfen, um so weniger, als er sich ja selbst

so nennt. Der Ueberarbeiter giebt ihm den Titel eines Adlichen, das Beiwort Herr; er selbst bezeichnet sich als einen jener ärmeren Dichter, die der Gunst der Vornehmen und dem Lohn der Hofversammlungen nachzogen: das eine Mal sagt er „Wer diess nicht glaubt, der soll mir darum nichts geben;" ein andres Mal, an eben der Stelle, wo er sich und den Titel seines Buches nennt, „Wer sagt, dass es erlogen sei, dem erlasse ich seine Gabe." Also auch diess sein Gedicht hat er um Lohnes willen vorgetragen. In näherer Beziehung, sei es der milden Gunst, sei es etwa der Kunstgenossenschaft, stand er zu einem Herrn Walther von Horburg: es kann das von den verschiedenen Walthern dieses edlen Elsässischen Geschlechtes nur derjenige sein, der urkundlich um die Mitte des zwölften Jahrhunderts vorkommt. Von ihm sagt Heinrich, wo er den Schreck der Mönche über Isengrins Tonsur und Beschneidung erzählt (VIII), „Hätte Isengrin nicht den Schwanz verloren gehabt und nicht die geschorene Platte, das Volk Gottes hätte ihn erhängt. Von Horburg Herr Walther hat zu allen Zeiten, wenn ihm etwas zu Leide geschah, mit starkem Muthe gesprochen: „Es kommt mir ebenso leicht zu gute, als es ein Unglück für mich ist."" Schon dieser persönliche Bezug weist auf den Elsass als die Heimat unsres Dichters hin; noch entschiedner die Sprache in allen, zum Theil sehr auffallenden Eigenthümlichkeiten der Form und der Ausdrucksweise; namentlich aber noch eine hervorspringende Stelle des Schlussabenteuers. Die Olbente wird da zur Aebtissin in Erstein eingesetzt: ein Scherz von so enger Oertlichkeit, dass er nur da entstehn konnte und vorgetragen werden, wo die Ortschaft selber lag: Erstein aber, ehemals ein Frauenkloster, liegt im Elsass, nahe bei Benfelden und nicht weit ab vom Rhein.

Und noch eine oder zwei Bemerkungen knüpfen sich an diese Stelle des Gedichtes an. Die Belehnung des Elefanten mit Böhmen, der toscanischen Olbente mit Erstein, das sind offenbar Bezüge, welche, der Thiersage fremd, erst aus der Geschichte des Volkes ihr haben zufliessen können. Hier aber muss man um den Anlass aufzufinden um volle zwei Jahrhunderte rückwärts gehn, bis unter Otto I, der die Lehnsabhängigkeit Böhmens von Deutschland neu befestigte, und der die Abtei Erstein an seine Schwieger Bertha lieh, die aus Italien mitgekommene Mutter der Königinn Adelheid. Eben derselben Zeit

und Verwandtschaft fällt Bruno zu, im Gedichte der Bär und Kapellan und Kanzler König Frevels, in der Geschichte Erzbischof und Kanzler und Bruder Ottos des Ersten. So ist vielleicht auch das kein Zufall, dass einmal der richtende Löwe einen Schwur bei seinem Barte thut, *sam mir min bart:* eben diese Worte sollen der gewohnte Schwur Kaiser Ottos gewesen sein, und die Strenge seiner Rechtspflege war sprichwörtlich. Sind diese Ausdeutungen richtig, so folgt daraus, dass im zehnten Jahrhundert (denn all dergleichen kann seine erste Entstehung nur in der bezüglichen Zeit selber nehmen) ein Theil der deutschen Thiersage mit zeitgeschichtlicher Satire war versetzt worden, und dass die Ueberlieferung davon in irgend welcher Form bis auf Heinrich den Gleissner gekommen war. Jedenfalls bot ihm die französische Dichtung von all dem nichts*): hier steht er einmal auf sich selber und trägt von dem Seinen und dem Heimatlichen in das fremde Gewebe ein, während ihm sonst dieses Lob nur noch selten gebühren möchte; am ersten noch da, wo er die Gerichtsverhandlung vor dem Löwen schildert (X—XII): denn diese geht Schritt für Schritt und wörtlich treu in aller Feierlichkeit deutscher Formeln und Gebräuche vor sich.

Schwerlich aber war Heinrich der Gleissner, indem er jene Ueberlieferungen seiner Heimat nutzte, sich der Satire noch bewusst, die denselben zum Grunde lag: sie konnte für ihn und seine Zeit kein Verständniss mehr, sie konnte auch für sein Gedicht keine Bedeutung haben. Denn dieses war (ich verweise auf den Umriss seines Inhaltes, welcher oben gegeben worden) lediglich als Epopöie gemeint: damit war jede persönliche, jede so besondre Satire ausgeschlossen, und es blieb nur noch Raum für solche übrig, die von allgemeinerem Bezuge war und hie und da zu einer heitern Erhöhung der Farben und des Lichtes, zu belebterer Anschaulichkeit, zu schärferer Vermenschlichung der Thierwelt dienen konnte. Solch ein Anflug nur von Spott

*) Zwar kommt auch im Renart ein rechtsgelehrtes Kamel vor, und seine Heimat wird gleichfalls nach Italien, in die Lombardei, verlegt, mit offenbarer Hinweisung auf das römische Recht und dessen dort betriebene Studien, während man bei der Nennung Toscanas ursprünglich nur an die Kamelheerde denken mochte, die von der Zeit der Kreuzzüge her noch jetzt in Pisa zu öffentlichen Arbeiten gebraucht wird. Aber die spätere Belohnung und Belehnung hat der Renart nicht.

und Laune ist denn wirklich auch vorhanden: er zeigt sich in gelegentlicher und jedesmal ganz unbefangener Hereinziehung des Lebens und Treibens der Geistlichkeit. Dergleichen hatten auch die französischen und früher schon die lateinischen Dichter dieses Sagenkreises: der deutsche blieb damit nur auf einem bereits angebahnten Wege. Es werden also der Fuchs und der Wolf zu Cisterciensermönchen gemacht (VII), freilich nur indem ersterer sich lügenhaft für einen solchen ausgiebt, letzterer in seiner Bethörung sich aufgenommen glaubt: doch rettet ihm (VII), da er wirklichen Mönchen in die Hände fällt, seine Tonsur das Leben. Das Wunder, das auf dem Grab der Tochter Henne an dem kranken Hasen geschieht, und in Folge davon deren Heiligsprechung (X) streift schon an den Frevel, und es liegt darin ein Nachgeschmack jener gehässigen Bitterkeit, die in den ältern lateinischen Gedichten sich öfters Luft macht. Harmloser ist die Komik, die auch den Bären in den geistlichen Stand erhebt: als Kaplan des Königs singt er der todten Henne das Requiem (X). Weiter jedoch und tiefer als in solcher Weise greift die Satire nicht. Und in demselben Maasse, als Heinrich ihrer sich enthält, enthält er sich auch der geraden unumwundenen Lehre: sein Werk soll ebenso wenig ein didactisches Epos sein. Nur hin und wieder mischt unter die Erzählung sich die Spruchweisheit, wie wenn im letzten Abenteuer nach den Worten: „Reinhard war boshaft und roth, das zeigte er da, er vergiftete seinen Herren," der Dichter fortfährt: „Das soll niemand sehr bedauern: was meinte er an Reinhard zu haben? Es geschieht noch, weiss Gott, dass mancher Betrüger bei Hof angesehener ist als ein Mann, der sich nie auf Falschheit eingelassen. Welcher Herr dem nachgiebt, thäten sie dem den Tod an, das wäre eine gute Kunde. Böse Lügner drängen sich leider stäts vor: die Treuen müssen vor der Thüre bleiben." Und Sprichwörter werden mit sichtbarer Vorliebe angebracht. Den Stoff selbst aber und dessen Auffassung und Darstellung berühren diese Zuthaten nicht: der bleibt dabei unverrückt und unverkürzt in seiner epischen Natur bestehn.

Nach den bisherigen Erörterungen lässt sich genauer bestimmen, welcher litterargeschichtliche Werth der Dichtung Heinrichs beizumessen, und inwiefern man verpflichtet und berechtigt sei wieder hier wie dort bei Otfried eine folgenreiche Ein-

wirkung des Elsasses auf die Poesie des übrigen Deutschlands anzuerkennen. Es ergiebt sich eine zwiefache Bedeutsamkeit. Die Thiersage ist ein uraltes, bereits germanisches Eigenthum: aber aus all den Jahrhunderten bis gegen Ende des zwölften ist sie uns nur in undeutscher, in lateinischer oder französischer Sprache und fast nur in Gedichten eines dem germanischen Mutterstamm entfremdeten Volkes überliefert; hier nun zuerst auch in deutscher Sprache, deutscher Dichtung: mit Heinrichs Werke macht endlich auch sie ein fast schon verjährtes Besitzrecht wieder geltend. Es ist mithin die erste, zugleich aber ists auch die einzige hochdeutsche Epopöie aus dem Sagenkreise der Thierwelt: nur noch ein späteres niederländisches Gedicht, *van den vos Reinaerde,* kann sich als gleichartig ihm zur Seite stellen; der hochdeutsch redende Theil aber des deutschen Sprachgebietes, unsere Litteratur also, kennt ausserdem und seitdem nur noch die Thierfabel, nur die Versetzung der Sage auf den nackten Boden der Didaxis und Satire. Das zu bewirken traf mancherlei zusammen: von Anfang an die Bekanntschaft mit den römischen Nachbildungen der Fabel Aesops, den metrischen wie Avian, den prosaischen wie der s. g. Romulus sie gewährte; dann das Beispiel, das die immerfort Einfluss übende Litteratur der Franzosen auch hiefür gab; endlich der Geist der Lehr- und Zweckhaftigkeit, der an die deutsche Poesie von jeher gern gerührt, namentlich aber seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts und dann eine Reihe von Menschenaltern hindurch sie immer mehr und mehr gelenkt und bestimmt, immer ausschliesslicher sie beherrscht hat. Insofern steht unsre Elsässische Dichtung vollkommen vereinzelt und ohne Wirkung da: sie hat keine Nachfolge veranlasst; sie hat nicht verhütet, dass man sich gleich wieder auf die Fabel beschränkte, und dass zu Ausgange des Mittelalters im Reineke Fuchs, der berühmteren plattdeutschen Umarbeitung jenes niederländischen Werkes, ein guter Theil des poetischen Gehaltes an die Satire und die Allegorie veräussert ward: die Thierepik war mit der Arbeit Heinrichs nur gefunden worden um gleich auch wieder verloren zu gehn. Ganz wirkungslos aber ist dieselbe dennoch nicht gewesen. Denn die epische Breite und Behaglichkeit, die den deutschen Fabeln das ganze Mittelalter hindurch und herab bis auf Gellert eigen geblieben, und über der man im Lesen oft so glücklich ist den Zweck der

Belehrung zu vergessen, dieses Fortleben der Thiersage in dem Stile der Thierfabel wird am schicklichsten wohl mit hergeleitet von Heinrichs Dichtung, von dem Beispiel epischer Auffassungs- und Darstellungsweise, welches sie gegeben: um so schicklicher, als die mehrfachen Handschriften, in denen sie sich erhalten, und die Ueberarbeitung, die sie noch im Verlauf des dreizehnten Jahrhunderts wieder erneuert hat, unläugbar bezeugen, wie bekannt und beliebt sie noch den Lesern und den Dichtern späterer Geschlechter war.

Bemerkenswerth ist aber, dass die einzige Fremdartigkeit, mit der schon in den ältern lateinischen und französischen und auch in diesem deutschen Gedichte der altüberlieferte Stoff versetzt erscheint, die Satire nämlich gegen den geistlichen Stand, nur seltenen Eingang in die spätere Fabel gefunden hat: ein Beweis, dass auf Sinn und Gehalt derselben, wenn schon nicht auf deren Stil, die nachäsopische Fabeldichtung einen stärkeren Einfluss übte als die heimatliche Thierepik. Doch liess man jenen launigen Bezug darum nicht fallen: er trat nur aus der dichtenden Kunst in die bildende über, und eben wie es dort zuerst Geistliche selbst gewesen, die ihren eigenen Stand verspotteten, so waren es jetzt wiederum sie, welche harmlos oder klug die Mauern, die Säulen, die Chorstühle ihrer Kirchen gelegentlich mit Bildern schmückten, die unter Gestalten der Thiersage und mit deutlicher Benützung derselben das Thun und Treiben der Geistlichkeit ins Lächerliche zogen. Von den Beispielen der Art, die zahlreich über ganz Deutschland hin verstreut sind, möge nur eines hier besonders hervorgehoben und unsre Darstellung damit beschlossen werden: es gehört gleichfalls dem Elsass an, und belegt für den Schluss des dreizehnten Jahrhunderts dasselbe Zusammenwirken französischer und deutscher Kunst, das gegen Ende des zwölften die Dichtung Heinrichs des Gleissners ins Leben gerufen hatte. Im letzten Abschnitte des altfranzösischen Renart wird das Leichenbegängniss des Fuches, der jedoch nur scheintodt ist, beschrieben: Hirsch und Bock tragen seine Bahre, der Wolf das Kreuz, Hase und Kater die Kerzen; die Epistel wird vom Hirsch, das Evangelium vom Pferd gelesen; der Esel singt die Messe und hält die Predigt, die Maus schwingt die Schellen, der Hahn das Rauchfass; der Bär gräbt das Grab, der Affe aber schneidet Gesichter zu

dem allen. Dem nun ganz ähnlich und in den meisten Stücken nur eine Wiederholung davon waren zwei Reihen von Reliefbildern, der Angabe nach im Jahre 1298 verfertigt, die sich vormals im Strassburger Münster an zwei Säulencapitellen gegenüber der Kanzel befunden haben; im Jahre 1685 wurden sie um Aergerniss zu verhüten weggehauen, und man kennt sie nur noch aus älteren Beschreibungen und Abbildungen. Das eine Capitell stellte den Zug mit der Leiche dar: voran der Bär, Weihkessel und Weihwedel in den Händen; ihm folgen der Wolf mit dem Kreuz, der Hase mit der Kerze; hinter diesem die Bahre mit dem Fuchs, getragen von Eber und Bock; unter ihr am Boden kauernd der Affe. Am andern Capitell zeigt sich das Todtenamt: am Altar mit Kelch und Buche steht, in letzterem lesend, der Hirsch, und hinter ihm der Esel, welchem der Kater ein gleichfalls aufgeschlagenes Buch vorhält.

So hat ein Stoff, der ursprünglich aus heidnischem Glauben und Aberglauben erwachsen war, zuletzt noch eine Stätte mitten in den heiligen Räumen des Christenthums gefunden. Und jetzt? Der Gebildete liest den Reineke Fuchs und freut sich der treffenden Satire; ohne Satire spricht und handelt die Thierwelt nur noch in dem Märchen, das die Alte dort dem staunenden Enkel auf ihrem Schooss erzählt.

Von der Thiersage
und den Dichtungen aus der Thiersage.

(1867 geschrieben.)

Wir treten vor eine Richtung der deutschen Litteratur, welche dieselbe durch all ihre Zeiträume begleitet, durch all ihre Wandelungen fort bestanden und sich mit gewandelt hat, ja vor eines der wichtigsten Stücke der Litteraturgeschichte überhaupt, der Universallitteraturgeschichte.

Vor allen Dingen ist der Unterschied zwischen Thiersage und Thierfabel zu beachten und festzuhalten: der tiefgreifende Unterschied zwischen Epik und Didactik, zwischen Erzählung und Lehre. Es ist eine Abweichung dem innersten Wesen nach, in Anschauung und Darstellung; sie prägt sich aber auch chronologisch und geographisch aus.

Thierfabel. Die Fabel (wir sprechen von dieser zuerst) ist chronologisch früher belegt: ihren eigentlichen Wohnsitz, ihre Heimat, ihren Ursprung hat sie im Morgenlande, in Asien, gleichermaassen im vorderen wie im entfernteren Hochasien, beim Volk Israel und bei den Indern. Namentlich von Indien aus erstreckt sich eine lange reiche litterarhistorische Genealogie auch zu den Persern und Arabern und bis nach Europa herüber und tief in das Mittelalter herab; freilich ist sie noch nicht überall gleichmässig aufgehellt. Wir werden darauf noch einmal und mehrmals zurückkommen. Nächst und neben Asien sodann finden wir die Thierfabel auch bei den Griechen: das älteste Beispiel bietet Hesiodus, Opp. et Dies 302, die Fabel vom Habicht und der Nachtigall;

der Hauptname aber, wiewohl von etwas mythisch zweifelhafter Art, ist Aesop. Bei dem lebhaften Culturverkehr, der zwischen den Küstenländern Asiens und Griechenlands waltete, ist es denkbar, ja wahrscheinlich, dass von Asien her die griechische Fabeldichtung Anlass und Stoff erhielt. Die arabische Fabelsammlung, als deren Verfasser Locman gilt und die schon vor Mohammed vorhanden war, stimmt vielfach mit Aesop überein, und sehr oft so, dass der Araber die Originale zu bieten scheint. Darauf beruht die Meinung, dass Locman eine und dieselbe Person sei mit Aesop und erst später, in Griechenland so sei genannt worden. Sicherer ist die Ansicht, die der morgenländischen Fabeldichtung nur höheres Alter beimisst und Fortpflanzung von da nach Griechenland annimmt. Von Griechenland, von Aesop verbreitete sich die Fabeldichtung weiter nach Westen und in spätere Zeit, nach Rom und durch die römische Litteratur ins Mittelalter: an der Spitze steht im Lateinischen, abgesehen von vereinzelten früheren Belegen, Phaedrus, ein Zeitgenosse des Augustus, meist auch die Grundlage für die Späteren, wie z. B. Avianus.

Das Gemeinsame all dieser Fabeln des Morgen- und Abendlandes besteht darin, dass sie in grösster Kürze von Thaten und noch öfter nur von Reden zweier oder einiger Thiere oder wohl auch nur eines einzigen berichten, um in dieses knappe, leichte, durchscheinende Gewand epischer Art irgend einen Erfahrungssatz der Weisheit oder der Klugheit, eine Lehre, eine Warnung einzukleiden; die Erzählung ist nur das Mittel zum Zweck, der Zweck ist die Lehre; der epische Bestandtheil dient nur um den didactischen Gehalt etwas mehr zu veranschaulichen, zu versinnlichen, er hat nur sinnbildliche Bedeutung. Deshalb wird er auch so kurz abgethan, deshalb nimmt er auch nicht einmal den äusseren Schein von Dichtung an: die gewöhnlichste, älteste, ursprünglichste Form der Fabel ist überall die prosaische: die Fabeln Aesops wurden erst durch Babrius unter Augustus in griechische Verse, Choliamben, gebracht, und wenn gleichzeitig Phaedrus seine nachäsopischen Fabeln in Senaren dichtete, so wurden sie späterhin durch den sogenannten Romulus wieder in Prosa aufgelöst. So wenig war es auf poetische Belebung, auf Lebendigkeit der sinnlichen Veranschaulichung abgesehen, dass man frühzeitig sogar den Boden der Thierwelt verliess und auch

unbelebte Dinge, die weder handeln noch, so wie die Thiere, gewissermaassen sprechen können, dennoch zu handelnden Personen und Zwischenrednern einer Fabel machte: genug der Art bei Aesop; hierher gehört auch die älteste, allerdings auch aus Aesop herrührende, lateinische Fabel, die von dem Magen und den übrigen Gliedern, die Menenius Agrippa den Römern erzählt, vgl. Livius 2, 32 (Aesop 197); aber auch schon die älteste aller Fabeln überhaupt, die von den Bäumen, welche sich einen König wählen, Buch der Richter 9, 8 fgg.

In solcher Art und solchem Maasse hat sich bereits die früheste Fabeldichtung, die wir kennen, einem wahrhaft dichterischen Gehalt entfremdet, und man kann sich des Eindrucks der Müssigkeit nicht erwehren, den die dürftig epische Umkleidung des didactischen Sinnes macht; er wird dadurch noch verstärkt, dass diese Umkleidung oft nur eine ganz willkürliche, zufällig aufgegriffene ist und in keiner Weise charakteristisch begründet, denn es ist Zufall oder Willkür, dass gerade dieses Thier so handelt, dieser Baum so spricht; noch mehr wird der Eindruck der Müssigkeit verstärkt durch den Gebrauch Aesops, dem μῦθος noch das ἐπιμύθιον, der Fabel noch die Moral hinzuzufügen, den gleichen Lehr- oder Erfahrungssatz erst episch umwunden, dann noch einmal unepisch unumwunden auszusprechen: eines von beiden ist jedesfalls überflüssig, und das Beste wäre, wenn baar und einfach bloss die Spruchweisheit ohne epische Zuthat sich äusserte. Indessen der Orient, die Heimat der Fabel, zeigt einmal von jeher vorwaltende Neigung zur Lehrhaftigkeit und macht sie überall, auch ungehörig, geltend.

Epischer Grund der Fabel.

Aber es scheint diess alles doch nicht von jeher so gewesen zu sein; wir dürfen von den Anfängen der Poesie einen so hohen Begriff haben, dass wir annehmen, sie habe auch im Orient und auch auf diesem Gebiete nicht mit solcher Verirrung und Verarmung angefangen; mögen auch schon die ältesten Fabeln so beschaffen sein, so sind es eben nur die ältesten, die wir kennen, aber nicht die ältesten und ersten, die es überhaupt gegeben. Ursprünglich schuf die Poesie reiner und voller episch, sie wurde erst aus der Epik so in Didactik hinübergezogen; die Thierfabel ist erst abgeleitet aus einer noch älteren Thiersage und ist auf dieselbe gefolgt, auch bei den Israeliten, bei den Indern, bei den Griechen. Es giebt mehrfache Merkmale, welche

deutlich auf solch eine breitere, tiefere Grundlage epischer Art zurückweisen, allerlei Züge, die vollkommen unnütz und unbegreiflich wären, wenn die Fabel von jeher so didactisch, wenn sie nicht vorher episch, wenn sie nicht Thiersage gewesen wäre. So wenn eine Aesopische Fabel, die 317. (aus Xenophons Memorabilien 2, 7, 13), mit einem Rückblicke von mythisch-epischer Art beginnt, mit der Wendung nämlich: „Zu jener Zeit, als die Thiere noch sprachen,“ ὅτε φωνήεντα ἦν τὰ ζῶα [1]); wenn ferner, ganz wie in der menschlichen Sage einzelne Personen die immer wiederkehrenden Hauptthelden sind, so auch in der Fabel einzelne Thiere besonders hervortreten, von ihnen namentlich die lehrhaften Reden und Thaten erzählt werden: so der Löwe, der Wolf, der Fuchs (der Schakal), zumal der letztere, wie bei den Indern und bei Aesop: ganz angemessen sagt daher Philostratus Imagines 1, 2, wo er ein Bild beschreibt, worauf dargestellt ist, wie die Fabeln zu Aesop treten und ihn als Chor umgeben: χορυφαία δὲ τοῦ χοροῦ ἡ ἀλώπηξ γέγραπται. Ferner, wenn die Fabel die Welt der Thiere auch insofern ganz wie eine Menschenwelt und ein Reich der Menschen auffasst, dass sie auch ihnen aus ihrer Mitte einen König giebt, den Löwen: so bei den Indern und bei Aesop. Einmal ist hier auch die Rede von einem besonderen König der Vögel, der Pfau möchte es werden (Aesop 398): bei den Indern finden wir wirklich einen Pfauenkönig. Ausserhalb der Fabel erscheint bei den Griechen der Adler als König der Vögel (J. Grimm, Reinh. F. S. XLIV fgg.). Von der Thierwelt aus wird diese Vorstellung noch weiter übertragen in jener Fabel des Buchs der Richter 9, 8 fgg., wo sich die Bäume einen Baum zum König wählen.

Von besonderem Belang aber für unsre jetzige Betrachtung sind einige litterarische Denkmäler des Orients und der Griechen, die beurkunden, wie der Thierfabel selbst immerfort ein Zug nach epischer Haltung und Gestaltung innewohnte und wie sie gelegentlich in eine reine volle Epik zurückgekehrt ist. So in Indien zwei Werke: Pantschatantra (d. h. Fünfbuch, Pentateuch) und ein jüngeres darauf beruhendes, Hitopadesa (d. h. heilsame Unterweisung): beide Bücher sind zum Unterricht von Königssöhnen in Moral und Politik bestimmt; sie enthalten eine Menge

1) Vgl. J. Grimm, Reinhart Fuchs Seite V. Pfeiffers Germania 6, 91.

der mannigfaltigsten Fabeln und dem ähnlich lehrhaft gewendeter Erzählungen in einen grösseren epischen Rahmen eingefügt und selbst auch abschnittweise in einen zusammenhangenden Verlauf gebracht, so dass trotz dem lehrhaften Zweck der Form auch mehrere Thierepopöien hinter einander hergestellt sind. In mannigfachen Umwandlungen und Nachbildungen verbreitete sich der Hitopadesa durch die Litteratur des übrigen Morgenlandes und bis in die europäische Litteratur: so z. B. das von dem Araber Bidpai verfasste Buch, das von den beiden Haupthelden, zwei Schakalen den Titel Kalilah und Dimnah führt; in Europa das in allen Sprachen verbreitete Volksbuch die sieben weisen Meister. Wie bei Bidpai so finden wir auch im Hitopadesa zwei Schakale mit den Namen Carataka und Damanaca: hier taucht also noch ein Merkmal altepischer Natur auf, das bei Aesop und sonst in der Thierfabel nicht begegnet: die Thiere sind nicht mit ihren gewöhnlichen appellativen Benennungen bezeichnet, sondern mit Eigennamen wie die Menschen.

Noch um vieles entschiedener episch, ja durchweg rein episch ist ein griechischer Fortwuchs der Fabeldichtung: die Batrachomyomachie, der Krieg der Frösche mit den Mäusen, ein Gedicht, auch der Form nach ein Gedicht, in homerischer Sprache und Versart und darum auch kritiklos genug dem Homer beigelegt. Dieses Werk ist frei von jeglichem lehrhaften Beigeschmack, rein erzählend, aber aus dem Gebiete der komischen Epik, insofern es den Eindruck der Parodie macht, wenn die Kämpfe dieser kleinen Thiere in der Art jener der Helden der Ilias erzählt werden. Aber die Parodie ist hier nicht zur Schau getragen, sie liegt in der Sache selbst, nicht gerade in der bewussten Absicht des Darstellers. Auch in der Batrachomyomachie tragen die Thiere charakteristische Eigennamen. Und dieses ganze so lebensvolle Gedicht ist möglicher, ja wahrscheinlicher Weise nur die epische Ausführung eines kurzen didactischen Stückes bei Aesop, der 298. Fabel von der Maus und dem Frosch, dem Frosch, der eine Maus, unter dem Vorwand ihr über ein Wasser zu helfen, ertränken will: aber beide zusammen holt und verspeist der Weih.

All diese Einzelheiten sind jede ein Wink, dass die Thierfabel erst eine Ableitung aus der Thiersage, dass auch ihr Grund die Epik sei. Volle Bestätigung wird diese Anschauung erhalten,

wenn wir uns jetzt zur Thiersage selber wenden: da werden wir denselben Einzelheiten wieder begegnen, aber sie werden hier nicht so abgerissen erscheinen; es werden uns nicht bald nur diese, bald nur jene entgegentreten, sondern die zusammengehörigen Glieder eines ganzen grösseren gefügten Organismus; wir werden damit eben diejenige Art von Epik kennen lernen, die auch im Orient und anderwärts der Thierfabel muss vorangegangen sein. Wir erhalten dadurch ein Beispiel mehr und ein besonders schlagendes Beispiel, welchen Werth die weiter blickende Vergleichung auch für die geschichtliche, auch für die litteraturgeschichtliche Forschung besitzt, und wie viel die antike Philologie lernen könnte von der germanistischen.

Ich sage: von der germanistischen: denn die Thiersage gehört mit ihren hauptsächlichsten und mit fast all ihren Beurkundungen diesem Gebiete an, also einem Volk und einer Dichtung, die erst nach den Griechen und Römern in die Geschichte eingetreten, die aber selbst doch älter sind als die frühesten sie betreffenden Nachrichten der Geschichte und die frühesten Aufzeichnungen ihrer litterarischen Denkmäler. Allerdings theilen die Germanen den Besitz der Thiersage mit ihren Nachbarn im Norden, im Westen, im Osten, mit den Finnen, den Celten, den Slaven: indess bei den Finnen, den Slaven giebt es nur noch verstreute Ueberreste in einigen abgerissenen Erzählungen des Volkes und der Kinder (über die Esthen vgl. J. Grimm CCLXXXIV fgg., über die Serben CCXCI fgg.), bei den Celten gar nur noch Spuren in dem und jenem Ausdruck ihrer Sprache (vgl. Leo in Haupts Ztschrft. II, 505 fgg. III, 186. IV, 566); in Fülle und Vollständigkeit finden wir die Thiersage und die Dichtung aus derselben nur bei den germanischen oder doch halbgermanischen, unter germanischer Einmischung gebildeten Völkern, bei ihnen schon in frühester Zeit, und noch heute zehren von diesem Schatze die Gebildeten sowohl als das Volk und seine Kinder. Es ist auch das ruhmgekrönte Haupt der germanistischen Wissenschaft, J. Grimm, der die Thiersage als einen von der Thierfabel abweichenden Begriff eigentlich zuerst entdeckt und im Reinhart Fuchs (1834) vor Augen gestellt hat; nur leiden auch hier die Forschung und deren Ergebnisse unter dem Fehler, der mehr oder weniger allen Arbeiten Jacob Grimms nachgeht: er besass wohl das reiche Wissen und das

Thiersage.

höchste Genie im Combinieren, aber es mangelte daneben das kritische Talent, die Fähigkeit und die Neigung des Unterscheidens und Scheidens, des Sichtens und des Auseinanderhaltens, und darum auch die Befähigung, auf die Combination der Einzelheiten auch die eines gehörig gegliederten Ganzen zu begründen.

Nunmehr also wollen wir die Thiersage behandeln, den Grund und Boden nachweisen, aus welchem sie erwachsen, die Eigenheiten erörtern, in denen ihr Wesen beruht und durch die sie von der Thierfabel sich unterscheidet; wir wollen die Idee bezeichnen, welche ihr innewohnt, und den Gang verfolgen, in welchem die hier einschlagende Litteratur sich entwickelt hat. Wir werden dabei aus dem angegebenen Grunde fast ausschliesslich die germanischen Völker ins Auge fassen müssen; neben ihrer Litteratur kommt, allerdings in sehr wesentlicher Weise, nur noch die französische in Betracht; von den Finnen, den Slaven kann nur hie und da, vergleichs- und ergänzungsweise, die Rede sein.

Grundlage. Die germanische Nation, wie sie eine unzählbare Reihe von Generationen hindurch ein einfacheres, der Natur näher stehendes Leben, das Leben des Jägers, des Fischers, des Hirten, des Ackerbauers, nicht aber das naturentfremdete des Stadtbewohners geführt hat, hat auch von jeher und lange Zeiten hindurch ein offneres und theilnahmsvolleres Auge für die Thierwelt und das Leben der Thiere, der des Waldes und Feldes wie des Hauses besessen, und wie tief und fest für alle Zeiten eingewurzelt die dichterische Betrachtung der Thierwelt und das persönliche vertraute Herantreten an dieselbe ist, können uns noch heut die zahlreichen und mannigfaltigen Lieder beweisen, in denen aller Orten die Kinder des Volkes mit den Thieren sich besprechen und verkehren. Und blicken wir aus dieser uns noch umgebenden Gegenwart in die entlegenere Vorzeit und bis in die vorchristlichen, die noch unchristlichen Zustände, bis in das Heidenthum der Nation zurück, so finden wir da Kundgebungen und Grundlegungen jenes dichterisch veredelnden Sinnes gegenüber der Thierwelt, die für die Untersuchung, welche uns jetzt beschäftigt, noch ergiebiger sind.

Es ist mannigfach ersichtlich, wie der Mensch der Vorzeit, obschon er sich gegen die überwiegend grössere Hälfte der

Thierwelt in einem stäten Kriege befand, obschon er sich ihrer erwehrte und sie auch für sein Bedürfniss jagte, doch zugleich mit einer scheuen Verehrung auf eben diese hinsah, ihnen ein halb übermenschliches Wesen und einen Stand näher den Göttern selbst beimaass. Und wie vieles konnte und musste auf solch eine Betrachtungsweise führen! So das lange Leben, das viele Thiere der Wildniss in der Wirklichkeit oder doch dem Glauben nach voraushaben vor anderen Thieren und selbst den Menschen. Wiederkehrende übertreibende Zahlangaben davon finden sich bei den germanischen Völkern, aber auch bei den Römern, auch bei den Griechen: so heisst es, um ein griechisches Beispiel anzuführen, in einem Fragmente des Hesiod, das bei Plutarch *de defectu oraculorum* cap. 11 aufbewahrt ist, die Krähe erreiche neun Alter der Menschen (d. h. 270 Jahre), der Hirsch vier Krähenalter (d. h. 1080 Jahre), der Rabe drei Hirschesalter (d. h. 3240 Jahre). Vgl. Ἔπεα πτερόεντα 10. Ferner kommt in Betracht die Räthselhaftigkeit ihres Todes, sobald sie von selbst ungewaltsam sterben: glaubt man doch noch jetzt, freilich irrig, dass namentlich Vogelleichen niemals gefunden würden. Sodann der Aufenthalt der Vögel hoch in freier Luft, fern von den Menschen, aber nah dem himmlischen Wohnsitze der Götter; die Art der Sprache sodann, die auch den Thieren und zumal den Vögeln verliehen ist, die wie man meinte bloss den Menschen nicht verständlich sei, zuweilen aber durch göttliche Begabung und Schickung auch ihnen verständlich werde, die auch sonst sich auszudeuten sucht (ich habe davon in meiner Schrift *Voces variae animantium* gehandelt). Ferner verdient der Glaube hervorgehoben zu werden, dass eine übernatürliche Kraft Menschen bald vorübergehend, bald für alle Zeit in Thiergestalt verzaubere, dass dieses und jenes Thier ursprünglich, in seinem ersten Ahnherren auch ein Mensch gewesen sei, dass Götter und auch Menschen die Zauberkraft besässen, ihre göttliche und menschliche Gestalt gegen die eines Thieres zu vertauschen: Beispiel der Glaube an Währwölfe d. i. Menschenwölfe, der bis auf die neueste Zeit herunterreicht. Endlich die Annahme, dass die Seelenwanderung (und auch der Germane dachte sich die Unsterblichkeit gern in dieser Form) die scheidende Seele des Menschen wohl auch in einen Thierleib führen könne, und dass die Seele in Gestalt eines Thieres, namentlich in Vogelgestalt

von dem Leichnam scheide. So wusste man denn nie, ob der Wolf, dem man begegnete, ob der Vogel, den man über sich schweben sah, nicht vielleicht einen verzauberten Menschen oder die einstige Seele eines solchen oder gar selbst einen Gott in sich berge; so wurden alle diese wilderen, dem Menschen nicht gehorchenden Thiere in desto engere vertrautere Beziehung bald zu diesem, bald zu jenem Gotte gebracht, als Mitbewohner Walhallas, als Mitwisser des Rathes der Götter und als deren Boten angesehen, und ihr Gang, ihr Flug, ihr Geschrei galten für Zeichen, welche die Gottheit den Menschen gebe um sie zu leiten, Glück und Unglück zu verkünden. Und ganz so, wie man die Gottheit mehr noch fürchtete als verehrte und in vielen Fällen Scheu trug auch nur den wahren eigentlichen Namen derselben auszusprechen, mit ebensolcher *religio,* mit einer halb unheimlichen Empfindung stand man auch der Thierwelt gegenüber: noch heute z. B. nennt der Bauer in Schweden den Fuchs lieber Waldgänger als eigentlich Fuchs, den Wolf Graubein, den Bären, weil er Honig nascht, Süssfuss oder mit begütigender Schmeichelei Grossvater. Zugleich aber erschien es nun als durchaus keine Herabwürdigung des Menschen, ihm Namen zu geben, die auf Benennungen solcher edleren Thiere begründet waren: solche Menschennamen vom Adler, vom Raben, vom Wolf, vom Bären u. dgl. hergenommen sind: Aro (Adler), Arnamâr (adlerberühmt), Arnhild (Adlerkrieg), Hraban (Rabe), Sigihram (Siegrabe), Îsanpero (Eisenbär), Eburgrîm (Eberhelm), Wulf (Wolf), Vulfila (Wölfchen), Nandolf (Kühnwolf) u. s. f. Dergleichen kommt auch bei den Griechen, auch bei den Orientalen vor, nur da nicht so häufig, noch so mannigfaltig ausgedehnt. Vgl. J. Grimm Reinh. F. XX; Ἔπεα πτερόεντα 18 fgg. Es sind das eben alles Dinge, die sich, wie die Leser selbst bemerkt haben, auch wo ich sie nicht eigens darauf aufmerksam machte, im Heidenthum und Alterthum aller Völker finden, gerade auch derer, die wir hier nächst den Germanen ins Auge fassen, und die sich nur bei den Germanen theilweis reicher ausgebildet, vielleicht auch nur reicher beurkundet zeigen. Und so konnte auch der Israelit, auch der Inder, auch der Grieche, wenn er die Thierwelt zum Gegenstand dichterischer Behandlung machte, durch all diese Dinge zuerst und ursprünglich nur auf dieselbe Art des Dichtens geleitet werden, zu welcher sie den

Germanen und den übrigen Völkern des Nordens den Anstoss gaben, auf die epische.

Jene ganze Art und Weise die Thierwelt zu betrachten rückte dieselbe an die Seite der Götterwelt und der Menschenwelt, und wie die Epik überall die älteste Form des Dichtens ist (namentlich für die Germanen ist diess unzweifelhaft nachweisbar), wie der Germane demgemäss von Göttern und Menschen zuerst nur episch gedichtet, Sagen erzählt hat von ihren Thaten und Leiden, so hat man auch die Thiere zuerst und für geraume Zeit nur episch erfasst, hat Thiersagen erzählt wie Göttersagen und Heldensagen. Die Abfassung von Thierfabeln dagegen war inmitten jener alterthümlichen Zustände und Anschauungen noch eine Unmöglichkeit; man fasste die Thiere zu dichterisch, zu sehr halb göttlich, halb menschlich auf, um sie in so prosaischer Weise nur als die armseligen Diener bald dieser, bald jener Lehre verwenden zu können. Blosse Lehrhaftigkeit konnte nie und nirgend der ursprüngliche Zweck der Thierdichtung sein. Damit ist dann freilich nicht ausgeschlossen, dass der gelegentliche Erfolg ein lehrhafter sein konnte: zuletzt wird jede gute Dichtung kraft des idealen Gehaltes, der ihr innewohnt, eine lehrhafte Wirkung üben. Ebenso wenig ist damit ausgeschlossen, dass wirklich auch unter Umständen eine Thiersage gebraucht werden konnte, um durch sie eine bestimmte den Umständen angemessene Lehre zu geben, etwa einen Rath oder eine Warnung zu ertheilen: aber eben diesen Gebrauch machte man gelegentlich auch von unzweifelhaft epischen Liedern, von Liedern, bei denen niemand daran denken wird, sie seien von vorn herein um eines didactischen Zweckes willen gedichtet worden. Ein Beispiel mag das gesagte belegen. Saxo Grammaticus, ein dänischer Geschichtschreiber des zwölften Jahrhunderts, erzählt Buch XIII S. 239 folgende Geschichte aus dem Jahre 1132: König Magnus von Norwegen beabsichtigt den Herzog Kanut zu ermorden; zu dem Ende sendet er *quendam genere Saxonem, arte cantorem,* ab um ihn zu einer Zusammenkunft einzuladen: zuvor hat der Sänger schwören müssen nichts zu verrathen. Kanut folgt der Einladung, reitet ab, fast unbegleitet, fast unbewaffnet. Da überkommt den verrätherischen Boten Reue und Erbarmen; aber weil er durch den Eid gebunden ist, wagt er es nicht, den Herzog offen zu warnen: *sub involucro*

Epische Erfassung.

16*

rem prodere conabatur. Er singt nun ein Lied aus der deutschen Heldensage, vom Verrath Kriemhilts an ihren Brüdern. Aber der arglose Kanut versteht die Warnung nicht und reitet wirklich in den Tod. Dem ganz ähnlich ein Zug in der Geschichte der deutschen Thiersage. Eine vielfältig gestaltete Erzählung berichtet von einem Hirsch, der sich durch wiederholten Schaden, den er erlitten, doch nicht warnen lässt, bis er endlich seinem Feinde erliegt: da findet sich, dass er kein leibliches Herz hatte, und der Fuchs erklärt hieraus, dass der Hirsch sich die früheren Schädigungen nicht zu Gemüthe gezogen habe. Diese Erzählung kommt nun aber jedesmal so vor, dass jemand, der nicht geradezu rathen und warnen darf, sie vorträgt um einen arglosen Helden vor einem mächtigen Herrn zu warnen, der ihn schon früher geschädigt hat und nun vollends verderben will. Das ist nun ebensolche bloss gelegentliche Verwendung zu einem lehrhaften Zwecke wie dort bei Saxo Grammaticus, aber die Geschichte ist darum ebenso wenig an sich selbst schon lehrhaft, ebenso wenig eine Fabel, als dort das Lied von Kriemhilt und ihren Brüdern deshalb an und für sich eine Parabel ist. Zuerst findet sich die Erzählung vom Hirsch ohne Herz in Fredegars Fränkischer Chronik 3, 8 (aus dem 7. Jahrhundert)[1]: da ist es der Ostgothe Dietrich, der so vor Kaiser Leo (es ist Zeno gemeint) gewarnt wird; weiterhin wird diese Geschichte auch an andre geschichtlich sagenhafte Namen angeknüpft; zuletzt, in der Kaiserchronik (Altd. LB. 206 fg.), wird sie mit Adelger von Baiern und König Severus in Verbindung gebracht. Wir müssen späterhin wieder auf diese Thiersage kommen; hier sei nur noch diess eine bemerkt, dass sie einmal auch selbständig, ohne so wie wir bisher gesehen in eine andre, eine Heldensage verflochten zu sein, sich findet: so in den *Gesta Romanorum* des 13. Jahrhunderts Cap. 83, und zwar mit doppelter Aenderung: statt des Hirsches erscheint hier ein Eber und statt des Fuchses ein Koch; und die ganze Erzählung ist didactisch gewendet: die hinzugefügte Moralisatio erkennt in dem Eber den *homo dives ac potens huius saeculi, qui potius sensui proprio credit quam alteri* u. s. f. Indessen auch damit ist keine ursprüngliche Lehrhaftigkeit der Sage bewiesen: denn die *Gesta Romanorum* enthalten fast lauter eigentlich epische, ja

1) Vergl. J. Grimm R. F. XLVIII.

historische Stoffe, Sagen, Märchen, Legenden, geschichtliche Anecdoten, fügen aber allem und jedem solch eine erbauliche Moralisatio bei. Vielmehr ist damit nur in einem einzelnen Fall ein Beispiel gegeben, wie es möglich war die Sage in Fabel hinüberzuziehen, es ist in einem einzelnen Fall jene ganze grosse durchgreifende Wendung exemplificiert, welche die Epik der Thiersage in die Didactik der Thierfabel überhaupt allgemach und unmerklich hinab hat sinken lassen.

Da aber eben solch ein naher Zusammenhang zwischen Thiersage und Thierfabel besteht, so ist allerdings nicht in Abrede zu stellen, dass die Dichtung zuweilen auch den umgekehrten Weg eingeschlagen, dass sie hie und da Fabeln mit Aufgebung des didactischen Sinnes ganz in das Epische gewendet, zu Thiersagen gemacht hat. In der That begegnen wir innerhalb der deutschen Thiersage mehr als einem Zuge, der sich bei Aesop, der sich schon bei den Indern als **Fabel** findet. Vgl. J. Grimm, Reinh. F. CCLX fgg. Nur ist hier doch in jedem einzelnen Falle Vorsicht nöthig, und man darf nicht solcher Uebereinstimmung wegen gleich unbesehen annehmen, die deutsche Epik habe das erlernt und entlehnt aus der griechischen Didactik. So z. B. wenn jene Erzählung vom Hirsch ohne Herz auch bei Aesop 243 und indisch im Pantschatantra und Hitopadesa, nur mit Vertauschung des Hirsches gegen einen Esel, vorkommt. Vielmehr, da die Uebereinstimmung oft, so wie hier, auch zugleich bis nach Indien reicht, haben wir die Geschichte ebenso oft für ein gemeinsames Erbgut aller dreier, ja nah verwandter Völker anzusehen, und zwar so, dass sie bei den Germanen noch den ursprünglichen epischen Charakter bewahrt, bei den Indern und Griechen aber ihn gegen den didactischen vertauscht hat. Wir werden jedoch auch Beispiele kennen lernen, wie in der That die germanische Thiersage schon frühzeitig die Aesopische Fabel auf sich hat einwirken lassen, und namentlich in Betreff einer nicht unbedeutenden Einzelheit.

Diese epische Natur der deutschen Thiersage hat sie dann auch vor einer Abirrung bewahrt, in welche die Thierfabel der andern Völker schon zu frühester Zeit hat gerathen können, weil dieser die Erzählung schon ein beinahe nebensächliches Sinnbild geworden war: sie bleibt bei der Thierwelt, sie nimmt nicht auch Bäume, nicht auch todte Geräthe zu Hilfe. Ja es treten Träger.

nicht einmal so alle möglichen Thiere auf, wie diess in der Fabel der Fall ist. In dieser, schon bei den Indern, spielt all das zahme Hausgethiere eine nicht viel minder wichtige Rolle als die wilden Thiere. Nicht so in der Thiersage. Diese, in ihrer echtesten, ältesten Gestalt, schränkt sich wie schon angedeutet, ein auf die wilden Thiere, diejenigen, die der Herrschaft und der Vertraulichkeit des Menschen sich entziehen, und wo sie auch die zahmen des Hauses mit hereinbringt, ist das jünger, erst nach und nach so gekommen, und sie erscheinen immer bloss nebenzu, in untergeordneter Stellung, zur Aushilfe, zur Ausfüllung, zur Abrundung. Schicklich so und wohlbegründet. Jene Erhebung und Veredlung der Thierwelt, die den Anstoss zur Epik derselben gegeben, ist nicht mehr möglich auch den Hausthieren gegenüber: hier gewahrte man doch nur eine Thierheit, die wirklich und deutlich unterhalb des Menschen stand, hier konnte man nicht so darauf verfallen, das Thier fast an die Seite der Menschen und der Götter zu rücken. Die wilden Thiere, da sie nicht den Menschen dienten, gehörten von vorn herein der Gottheit an; die zahmen Thiere dem Menschen, dessen Haus sie mit bewohnten, dem sie folgten und halfen, wenn er zu Acker, zu Walde, zu Felde zog. Sie waren so ganz in sein Leben mit eingeschlossen, dass sie, dass der Hund, der Hahn, das Pferd, der Falke (er diente zur Jagd), auch wenn er gestorben war, mit ihm verbrannt und bestattet wurden, dass er auch, wenn einer Gottheit ein Opfer zu bringen war, sie statt seiner opferte, (jedes Opfer der Heiden war eigentlich der Stellvertreter der Opferung des Menschen selbst): wilde Thiere dagegen opferte man nicht. Eine dem entsprechende Theilung und Unterscheidung machte nun auch die Poesie: für die prosaische Lehrhaftigkeit der Fabel konnte man auch Hausthiere nehmen, die Thiere des auch prosaischen Alltagslebens; die höher gestellte Dichtung der Thiersage schränkte sich auf diejenigen Thiere ein, die selbst auch dichterisch und religiös höher standen.

Diese Thiere nun und die zahmen, die etwa auch noch zur Hilfe gezogen wurden, man fasste sie wohl mit dem scharf beobachtenden und fein empfindenden Sinn, der dem einfacheren und namentlich dem germanischen Menschen eigen ist, jegliches ganz gemäss seinem Charakter auf, blieb gegen denselben nicht so gleichgültig und verwischte ihn nicht so, wie das die Fabel

meistens thut: aber man fasste das Thier doch zugleich ganz wie einen Menschen auf, liess es, damit Ereignisse und ein Verlauf von Ereignissen, wie die epische Dichtung dessen bedarf, möglich würden, gleich dem Menschen reden, handeln, leiden, trug alle Formen und Gebräuche des Menschenlebens, oft auf die naiveste Art, hinüber auch in das Leben der Thiere. Also verfuhr die Thiersage ganz ebenso, wie die Göttersage auch die Götter auf Menschenart reden und handeln liess[1]). Und auch darin läuft sie der Göttersage parallel, dass jedes Thier seinen persönlichen Eigennamen trägt, dass man ihm entweder einen Namen giebt wie ihn wirklich auch Menschen führen, oder ihm einen Namen schöpft von der Art wie die Namen der Menschen, und beidemal ebenso charakteristisch bezeichnend, wie es all sein Thun und Reden ist: die Thierfabel, die eben ihre Thiere nicht so episch persönlich nimmt, braucht nur Appellativa, und wo auch in ihr, wie bei den Indern, Eigennamen vorkommen, ist das, wie bemerkt, Ueberrest und Nachwirkung der älteren Thierepik. Und während die Thierfabel ihre unepische Natur auch darin kund giebt, dass alles was sie erzählt ohne irgendwelche Localisierung gleichsam in der Luft schwebt, wie ja auch jede Localisierung für sie bedeutungslos wäre, knüpft die Thiersage ihre Erzählungen stäts an irgendwelche bestimmte, benannte Räumlichkeit an, an heimathliche Räumlichkeiten, Räumlichkeiten des Landes, wo sie diese ihre dichterische Gestalt empfängt, verfährt also ganz wie die Heldensage des Volkes, die neben den Namen und Ereignissen der Heimath niemals auch das heimathliche Local vergisst und dadurch dem, was sie vorträgt, noch stärkeren Halt und Glauben verschafft.

Es ist nun aber überall eine von den bezeichnendsten und wesentlichsten Eigenheiten der Nationalsage, dass sie aus der Masse des Personals, welches in ihren Bereich fällt, einige besonders hervorhebt, zumal von deren Thaten und Leiden erzählt, sie zu den Hauptheiden macht, denen die anderen alle sich erst Hauptträger.

1) Feste Verhältnisse des Thierlebens werden sagenhaft historisch hergeleitet: so wird z. B. erzählt, weshalb die Wölfe Schafe fressen, Reinke 3212 fg. (Reinaert 3444 fgg.), weshalb die Wölfe verfolgt und gehängt werden, Spervogel v. d. Hag. MS. 2, 375a. Ueber den Gesang des Wolfes vgl. *Voces variae animantium* S. 75, Anm. 180. Thiere gleich den Kindern der Menschen behandelt: Reinke 1596 fgg. (Reinaert 1679 fgg.).

in zweiter oder noch entfernterer Linie unterordnen, zu dem Kern und Mittelpunkt, um den sich dann in fortschreitender Entfernung und Ausdehnung weitere Ringe legen. Die Wahl dieser Hauptthelden ist entweder dadurch bedingt, dass sie auch in der wirklichen äusseren Geschichte des Volkes diese hervorstehende Stellung eingenommen, oder, noch öfter und lieber und in mehr idealer Weise dadurch, dass sich in ihrer Eigenart die Eigenart des ganzen Volkes selbst gleichsam verkörpert zeigt, dass sie Stellvertreter der Volksthümlichkeit sind. So ist es denn auch in der Thiersage der Germanen geschehen. Sie waren ein kriegerisches Volk, ein Volk das kühn und tapfer war, das aber auch, weil namentlich die Kriegführung das so mit sich bringt, die List und Schlauheit nicht verschmähte. Dem entsprechend werden zwei Thiere der Wildniss vorangestellt, der Wolf, der die heldenhafte Kühnheit, der Fuchs, der die List vertritt. Auf diese Eigenschaften zielen auch die Eigennamen beider: jener heisst Îsengrîm d. h. Eisenhelm (altnordisch grîma Maske, Helm), dieser Raginhart, Reinhart d. h. Rathstark, der sich und andern immer Rath weiss: beides sind auch menschliche Namen. Von diesen zweien denn werden Abenteuer erzählt, Abenteuer bald der Tapferkeit, bald der Schlauheit, bald gegenüber andern Thieren, bald und zumeist zwischen diesen beiden selbst. Sie stehen einander gegenüber wie Ajax und Odysseus, und zwar ursprünglich so, dass Isengrim, obschon er immer durch den Fuchs und sonst zu Schaden kommt, doch als der heldenhaftere, der noch germanischere, die bevorzugte Stellung einnahm, Reinhart erst neben und nach ihm stand. Wolf und Fuchs oder Schakal, das sind auf Grund altepischer Ueberlieferung auch die Lieblingspersonen der Thierfabel: aber da steht der Fuchs, der Schakal voran: und es ist das auch natürlich, denn sie sind besser geeignet, ihnen Worte der Klugheit in den Mund zu legen. Auch in der Heldensage der Griechen ist Odysseus, den wir vorhin mit dem Fuchs der Thiersage verglichen, vor Ajax bevorzugt: hier aber ist das Verhältniss doch ein andres: Odysseus ist nicht allein Fuchs, nicht bloss schlau, sondern er zugleich heldenhaft, und der griechische Volkscharakter konnte sich, wie die Odyssee zeigt, schon durch ihn allein ausgesprochen fühlen. Ueber Ajax und Odysseus steht dann als oberster König Agamemnon: auch der Thiersage fehlt die entsprechende dritte

Hauptperson nicht[1]). In der Fabel kommt überall als König der Thiere der Löwe vor, und es ist das ganz natürlich und nothwendig für den Orient und noch für Griechenland: ebenderselbe erscheint auch in der Thiersage, aber hier ist er doch nicht ursprünglich zu Hause: der Löwe ist kein Thier des Nordens, er ist erst aus der Aesopischen Fabel her eingeführt. Der ursprüngliche, eigentlich nordische Thierkönig ist der Bär, das grösste und gewaltigste Wild der nordischen Wälder und Gebirge. Dafür giebt es mehr als einen Wink und Beweis. Einmal in der finnischen und slavischen Dichtung: die Finnen und Esthen bezeichnen ausdrücklich den Bären als Thierkönig, jene nennen ihn Ohto oder Otso, diese Ot: Thiersagen und Thierfabeln erzählen von der Beutetheilung zwischen dem Löwen, dem Wolf und dem Fuchs, bei den Esthen findet die Theilung zwischen dem Bären, dem Wolf und dem Fuchs statt (J. Grimm, R. F. CCLXXXV); bei den Serben zwischen Bär, Schwein und Fuchs (J. Gr. CCXCI). Dann auch innerhalb des Deutschen selbst. Wo in jener Erzählung vom Hirsch ohne Herz auch noch der Thierkönig vorkommt, erscheint als solcher sonst immer der Löwe; aber ein deutscher Geistlicher des 10—11. Jahrhunderts, Froumunt in Tegernsee, erzählt dieselbe so, dass als König der Bär auftritt: *de fundatione monasterii Tegrinseensis,* cap. V (bei Pez, Thesaurus anecd. 3, 3, 494 und J. Grimm, R. F. L): *dominus ursus eodem tempore regnabat quam acer, cui dominationem profitentur omnes bestiae.* Ja noch im 14. Jahrhundert in einer Thierfabel von Velschberger, worin der Wolf und der Pfaffe sich streiten, welcher der bessere sei, erscheint der Bär als Richter, der Bär, und nicht der Löwe: Mones Anzeiger 4, 182[2]). Unscheinbarer, aber auch nicht bedeutungslos sind mehrfache andre Belege, z. B. einer, den das Gedicht von Isengrins Noth, ein Werk Heinrichs des Gleissners (1170), gewährt. Hier ist der Löwe König; aber es wird erzählt, dass er erkrankt sei, weil ihn nach dem Zertreten eines Ameisenhaufens eine Ameise um Rache zu nehmen durchs Ohr ins Gehirn gestochen habe: ursprünglich galt in dieser Erzählung als König ohne Zweifel der Bär: denn der Bär soll Ameisenhaufen aus

1) Thiere wählen sich ihren König: Walther S. 10, 1 fgg.
2) Vergl. Litteraturgesch. S. 179, Anm. 3, und S. 306, Anm. 25.

einander reissen und die Thiere fressen: vgl. J. Grimm, R. F. CVII. Also der deutsche Thierkönig ist ursprünglich der Bär. Und auch der Bär der Thiersage hat einen persönlichen Namen, einen Namen der für ihn bezeichnend ist, den aber ebensowohl auch Menschen führen: Brûn. Und gleichviel ob als König der Bär, ob der Löwe gegolten habe, er steht ganz so in der Thiersage da, wie nach germanischer, deutscher, mittelalterlicher Weise die Stellung eines Königs zu sein pflegte: es umgiebt ihn zwar ein äusserer Glanz von Macht und Ehre, aber eigentlich und wesentlich ist er machtlos, mächtiger ist bald dieser, bald jener seiner Vasallen; und wenn er als jähzornig erscheint und oft als das Spiel seiner Dienstmannen, so passt das allerdings besser zum Bären als zum Löwen.

Diese drei, Brûn, Îsengrîm und Raginhart sind die Haupt- und Centralpersonen der Thiersage; es sind, was wohl zu beachten ist, dieselben drei, von denen wir vorher[1]) gesehen, dass noch jetzt der germanische Norden sie in so zu sagen religiöser Weise vor den übrigen Thieren auszeichne, indem er sie lieber mit poetischen Beinamen wie Süssfuss u. s. f., als mit den eigentlichen Namen nennt.

Zu diesen dreien kommen dann, um der Sage noch mehr Gehalt und rundere Gestalt zu geben, noch mancherlei andere, gleichfalls wilde, dann auch zahme Thiere, gleichfalls mit lauter charakteristischen Eigennamen. Diess grosse Personal ist zum Theil schon darum nöthig, damit der König doch auch seinen Hofstaat habe. Vielleicht darf man annehmen, ja es erscheint als wahrscheinlich, dass an diesem Hofe ursprünglich der Fuchs das Amt des nächsten königlichen Rathes bekleidete: in dem erwähnten indischen Fabelroman nehmen wirklich auch zwei Schakale, ein guter und ein schlimmer, diese Stellung ein. Ein Nachklang davon bei den Griechen findet sich in einer Fabel Aesops, 243, jener vom Löwen, Fuchs und Hirsch: da sagt der Fuchs zum Hirsch vom Löwen: „χρήζει με σύμβουλον ἐν πᾶσιν.“ Und Nachklänge, wenigstens Nachklänge davon zeigen sich auch in der germanischen Thiersage. Der Name Raginhart wird erst, sobald er gleichfalls darauf hindeutet, recht bezeichnend und treffend. Allerdings, wie jetzt die germanischen Dichtungen vor

1) oben S. 242.

uns liegen, steht Reinhart nirgend mehr durchgehends in diesem Verhältnisse; wenn er auch hier allerlei Bosheit gegen den König verübt, so thut er das doch gerade nicht wie dort der böse Schakal als dessen treuloser Rath, sondern gewöhnlich auf mancherlei andre Weise. Aber vorübergehend erscheint er auch hier noch wiederholendlich so (vgl. Ecbasis), und oft genug wird auf solch ein Verhältniss Bezug genommen, ohne dass die in den Gedichten selbst erzählten Thatsachen dazu stimmen (vergl. J. Grimm, R. F. XXXIII fgg. CCXLI). Z. B. der Reinke de Vos zeigt seinen Helden nirgend als Rath des Königs: gleichwohl bezeichnet sich Reinke I, 15 (Reinaert 4319) als Rath des Königs der Thiere und Rath aller andern Könige und Herren[1]). So konnte ihn der Dichter nur sprechen lassen, sobald aus dem entlegneren, sonst verdunkelten Hintergrund der Sage noch Erinnerungen solcher Art vorhanden waren.

Charakter und Idee.

Der Wolf, der Fuchs und die übrigen, sie alle werden also wie Menschen gefasst und dargestellt, aber sie sind doch eigentlich Thiere, und dieser Wirklichkeit kann sich auch die Dichtung nicht entziehen: in allem Sinnen und Reden und Thun dieser vermenschlichten Thiere, es ist überall nur eine niedere, wilde Leidenschaft, die sich darin äussert, nirgend aber ein feiner Adel und Höhe des Gemüthes, und so steht in ethischer, in idealer Beziehung die Thiersage um eine ganze Reihe von Stufen tiefer als die Heldensage der Germanen. Während die Heldensage in den Geschicken Siegfrieds und Kriemhilts den Untergang eines göttlichen Helden durch feindliche finstere Macht und dann die durch Liebe und Treue geübte Rache vor Augen führt, während sie wesentlich und tief tragisch ist, führt die Thiersage wohl dem ähnliche Verhältnisse und Ereignisse vor, aber in solcher Art, dass hier viel eher von Komik zu sprechen ist. Wohl vertritt Isengrim die Heldenhaftigkeit, aber unlösbar mit ihr verbunden ist der rohe, grausame, räuberische Sinn, und diess ist ihm, worauf gleichfalls sein Name hindeuten mag, wie ein ehernes Band um die Stirn geschmiedet, das seinen Geist verengt und betäubt und blendet, so dass er immer aufs neue sich bethören lässt, immer aufs neue durch Thorheit und eigne Uebelthat in Schaden geräth. Und wohl mag Isengrim gegenüber

1) Vergl. Reinke IV, cp. 11—13.

Reinharts Thun die Schwachheit veranschaulichen, die sich mit allen Mitteln durch die Noth hindurcharbeiten und sich der Uebermacht der Stärkeren erwehren muss und ihrer zu erwehren sucht und zu erwehren weiss: aber er thut das eben mit allen Mitteln, auch mit den bösesten, und wenn er jeden Versuch des Wolfes sich zu rächen in einen neuen Schaden für denselben verkehrt, wenn er sonstige Noth jedesmal glücklich überwindet, so thut er es jedesmal auch mit Schadenfreude und oft über das Bedürfniss hinaus mit Muthwillen. Die Sage hat dafür im Grunde nur sittliche Missbilligung und Verwerfung: geflissentlich verschärft sie die Argheit Reinharts noch, indem sie ihn mit Isengrim in das heilige Band der Gevatterschaft, ja der engsten Blutsverwandtschaft bringt, ihn als dessen Neffen bezeichnet (J. Grimm, R. F. XXVI fgg.), nach germanischer Auffassung also als den theuersten Verwandten, und auch darin spricht sich die sittliche Verurtheilung des Fuchses aus, einmal dass wohl die appellativen Bär und Wolf auch zu menschlichen Eigennamen verwendet werden, mit dem Worte Fuchs aber oder mit dem altdeutschen, weiblichen fohâ nie ein Menschennamen gebildet wird; sodann dass bereits von alten Zeiten her und mit wiederholt ausdrücklicher Beziehung auf die Farbe des Fuchses, welche auch die Sagendichtung gern an ihm hervorhebt (J. Grimm, R. F. XXIX), ein rothhaariger Mensch als ein solcher dem nicht zu trauen sei bezeichnet, vor den Rothköpfen, weil sie falsch seien, gewarnt wird: dergleichen ist schon im 10. und 11. Jahrhundert so sprichwörtlich, dass diese Anschauung viel älter sein muss. Ein Beispiel im Ruodlieb, einem lateinischen Gedichte, als dessen Verfasser der früher erwähnte Froumunt betrachtet wird, fragm. 3, 452:

Non tibi sit rufus unquam specialis amicus.
Si fit is iratus, non est fidei memoratus;
nam vehemens dira sibi stat durabilis ira.
Tam bonus haut fuerit, aliqua fraus quin in eo sit,
quam vitare nequis, quin ex hac commaculeris;
nam tangendo picem vix expurgaris ad unguem.

Uebrigens hatten, und es ist das eine neue Bestätigung des schon mehrfach berührten Zusammenhangs, nicht die Deutschen allein diese Ansicht von der Rothhaarigkeit: sie findet sich auch bei den Römern, so bei Plautus im Pseudolus IV, 7, 20, bei

Martial XII, 54. Trotzdem, aus einer auch ganz natürlichen Parteinahme für den Schwächeren, aus Freude an der List, werden die Tücke Reinhards mit unverkennbarer Lust daran, werden die Schädigungen des Wolfes auch in der Erzählung mit Schadenfreude dargestellt. Sollen wir den thatsächlichen und Ideegehalt der Thiersage in kürzeste Worte zusammenfassen, so schliesst sie in sich den Gegensatz eines Starken, dem seine Thorheit alles Handeln in Leiden verkehrt, und eines Schwachen, der durch Klugheit alles Leiden in ein Handeln wendet zum eigenen Vortheil und zum Schaden und bis zum Untergang des ihn bedrohenden Starken[1]). Würde bloss von jenen Geschicken des Wolfes erzählt, so könnte das auch ganz wohl und zunächst in tragischem Sinne geschehen; das Hinzutreten des Fuchses aber, die Art seines Wirkens und die Art diess sein Wirken darzustellen, nähert die Thiersage viel mehr der Komik an, freilich einer sehr bitteren Komik, einer solchen die in trostlos ironischer Weltanschauung wurzelt.

Das ganze Wesen der germanischen Thiersage und noch mehr ihr Verwandtschaftsverhältniss zu der Thiersage der nordischen Nachbarvölker und zu der Thierfabel der verwandten Völker im Osten und im Süden, diess beides giebt uns die volle Berechtigung, ja verpflichtet uns sie eben als germanische Thiersage, als das gemeinsame Eigenthum aller Zweige des grossen germanischen Stammes zu betrachten, so gut als die Heldensage auch allen Germanen insgesammt, die Sage von dem Krieg gegen Troja allen Hellenen insgesammt gehört hat. Wir wissen jedoch, dass die Trojasage unter allen Hellenen vorzüglich von den Ioniern ist gepflegt worden, und dass der Kern unsrer Heldensage, die Sage von Siegfried, voraus bei den Franken daheim ist: nicht anders steht es mit diesem zweiten Sagenkreise unseres Alterthums, den Sagen vom Wolf und Fuchs. Auch sie erscheinen in dem besonderen Vorbesitz eines einzelnen Volkes, und zwar eben jenes, das auch auf die Siegfriedssage das erste Anrecht hatte, der Franken. Es konnte Reiz für die Franken

Heimath.

Franken.

---

1) Wolf und Fuchs veranschaulichen Stärke und List: wären sie beide verbunden, so würden sie mächtig sein über alles: vgl. Reinhart 397 fgg. und Reinke de Vos 6413 fgg. Aber eben sie leben in beständiger Zwietracht.

haben, so der germanischen Ilias gleich auch eine Odyssee an die Seite zu stellen, nur dass ihnen die Thiersage noch angemessener war als die hohe edle Sage von Siegfried; jedesfalls war sie ihnen angemessener als irgend welchem anderen germanischen Volke. Denn die andern hatten mehr nur die Bären- und Wolfsnatur; wenn aber irgend ein Volk die bösen Eigenschaften, die den Wolf und die den Fuchs bezeichnen, alle beide in sich vereinigt hat, so sind das die Franken: bis auf die Zeit der Karolinger hin, d. h. bis auf die Zeit, wo die Franken selbst sich in gallisch-römischen Unterthanen verloren und nur die ostwärts fortschreitende Ausdehnung ihrem Reich wieder bessere, reinere, germanischere Kräfte zuführte, bis auf diese Zeit ist ja ihre ganze Geschichte nichts als eine widerwärtige, nie abreissende Reihe von Gräueln voll Blut und Gift, ein wildes Gemisch von Gewaltthat über Gewaltthat und Untreue über Untreue, auch unter Oheimen und Neffen, auch unter Brüdern, und eines wie das andere hat sie zum Sprichwort für alle Welt gemacht. Gleichwohl mochten auch sie immer noch lieber Wölfe sein, das hatte doch die Heldenhaftigkeit für sich und wir werden gleich sehen, wie man einem fränkischen Könige den Wolf als Beispiel vorhalten durfte. Und auch die Franken gaben der Sittlichkeit doch insofern die Ehre, dass es bei ihnen beschimpfend war jemand einen Fuchs zu nennen, weil er damit als treulos und meineidig bezeichnet wurde; weshalb die *Lex Salica* diess Wort unter den Verbalinjurien aufführt, auf die eine nicht unbeträchtliche Busse gesetzt war: Gregor. Tur. VIII, 6 (es werden dem König Guntchram einige ihm gegnerische, verhasste Männer vorgestellt) *cum in eius conspectu venissent, multas eis perfidias ac perjuria exprobravit, vocans eos saepius vulpes ingeniosas. Lex Sal. tit. XXX (de conviciis), 4 Si quis alterum vulpe clamaverit, 120 dinarios, qui faciunt solidos 3, culpabilis judicetur;* dieselbe Busse wird gleich nachher auch für das Schimpfwort Hase, Feigling, *lepus, zage,* festgesetzt.

Wenn somit schon ein innerer Beruf die Franken antrieb und befähigte sich mehr als irgend ein andres germanisches Volk auf die Thiersage zu verlegen, so kam ihnen in der gleichen Beziehung auch ein äusserer Umstand noch zu statten und bestärkte und unterstützte sie in dieser Richtung. Unser sel. Prof. K. L. Roth hat in einer gelehrten Abhandlung über die mittel-

alterlichen Sammlungen lateinischer Thierfabeln (in Schneidewins Philologus 1, 523 fgg.) nachgewiesen, dass Gallien, als die Grundlage und der Sitz des Frankenreichs, sich schon im frühesten Mittelalter durch Vorliebe für die Thierfabel ausgezeichnet hat und dass von den zwei lateinischen Fabelsammlungen, welche ganz vorzüglich die Aesopische Fabel in das Mittelalter hinübergeleitet haben, von den Prosafabeln, die unter dem Namen des Romulus gehen, und den metrischen, in Distichen abgefassten des Avianus, die erstere, die des Romulus, schon in der Zeit vom 4—8. Jahrhundert ist abgefasst worden, die letztere aber, die des Avianus, deren Entstehung unbekannt ist, auch schon im 9. Jahrhundert vorhanden gewesen ist. Dieser Umstand hat für die Geschichte der Thierfabel und der Thiersage und in Betreff der Pflege der letzteren durch die Franken mehrfache erhebliche Bedeutung. Offenbar genoss die Thierfabel nur deshalb solches Ansehen gerade in Gallien, und gerade während dieser Jahrhunderte, weil die von den Franken auf den römisch-gallischen Boden mitgebrachte Thiersage ihr Ansehen erneute und erhöhte. Und nothwendiger Weise fand umgekehrt das gleiche, fand nun auch eine Empfehlung der barbarischen Thiersage durch die classische, die römische Thierfabel statt.

Und nicht bloss das, es konnte nicht ausbleiben, dass die Thierfabel, der das höhere litterarische Alter und die höhere Bildung der Römer und Romanen zur Seite stand, ganz eigentlich auch einwirkte auf Stoff und Form der Thiersage, dass dieser und jener Zug aus ihr in die Thiersage übergieng, dass sie die Eigenheiten derselben schwächte, ja dass die Franken selbst von ihr lernten Bilder aus dem Thierleben gelegentlich in bloss didactischem Sinne zu verwenden, schon selbst auch von ihr lernten Thierfabeln hinzustellen und Thiersagen in Thierfabeln umzuwenden. Gleich in den frühesten Belegen der fränkischen Thiersage ist schon nicht mehr der Bär, sondern der Löwe ist der König der Thiere (vgl. Fredegar, die Erzählung vom Hirsch ohne Herz), und weder dieser König noch ein andres Thier tritt mit Eigennamen auf: sie heissen *leo, vulpes* u. s. f.: das eine wie das andre ist ungermanisch, aber ist äsopisch. Ein Zug aus der Thiersage des Volkes herausgenommen und als Lehrfabel gebraucht findet sich in Fredegars Chronicon 38 zum Jahre 612, wo König Theudericus gegen seinen Bruder Theudebertus Krieg

führte: *beatus et apostolicus vir Leonisius* (entstellter germanischer Name, vielleicht Leodegartus), *Moguncensis episcopus, diligens utilitatem Theuderici et odiens stultitiam Theudeberti, ad Theudericum veniens dixit: „Quod coepisti perficito. satis te utiliter opportet huius rei causam expetere. Rustica fabula dicitur, quod cum lupus ascendisset in montem, et cum filii sui jam venare coepissent, eos ad se in monte vocat, dicens: „Quam longe oculi vestri in unamquamque partem videre praevalent, non habetis amicos, nisi paucos qui de vestro genere sunt. Perficite igitur quod coepistis.“ Rustica fabula:* Sage des Volkes. Das konnte aber nicht die ganze Sage sein, da sie fast ohne allen thatsächlichen Inhalt, bloss Rede ist und darin bloss der eine Gedanke enthalten ist, dass der Wolf überall nur Feinde habe und deshalb rücksichtslos vorwärts gehen müsse. Vielleicht war es nur der Anfang einer Sage und es folgten dann etwa Abenteuer der jungen Wölfe. Der Bischof aber brauchte und benützte für seinen augenblicklichen Zweck bloss dieses eine Stück, löste es von der Sage ab, machte daraus eine Lehrfabel: diese hatte so auch ganz deren Art; denn es giebt genug aesopische Fabeln, die nur abgerissene Reden eines Thieres enthalten. Dem gemäss heisst hier auch der Wolf bloss *„lupus;“* zugleich haben wir in dieser unvollständigen Sage ein Beispiel der durchaus nicht unehrenhaften Stellung, die der Wolf einnahm.

Beispiele aber, wie die Franken selbst auch mit eigener neuer Erfindung die äsopische Thierdidactik übten: erstens Gregorius Turon. 4, 9, wo vom König Theobald erzählt wird: *„Hunc Theodobaldum ferunt mali fuisse ingenii, ita ut iratus cuidam, quem suspectum de rebus suis habebat, fabulam fingeret, dicens: „Serpens ampullam vino plenam reperit, per cuius os ingressus, quod intus habebatur, avidus hausit, a quo inflatus vino, exire per aditum, quo ingressus erat, non valebat. Veniens vero vini dominus, cum ille exire niteretur nec posset, ait ad serpentum: „Evome prius quod inglutisti, et tunc poteris abscedere liber.““ Quae fabula magnum ei timorem atque odium praeparavit.“* Es lässt sich nicht läugnen, dass diese Fabel in echt äsopischer Weise erfunden ist, und stünde sie bei Aesop oder Phaedrus oder Romulus, so würde sie ganz dahin passen.

Das Gleiche gilt zweitens von einer Fabel Alcuins, also aus Karls des Grossen Zeit; sie ist zuletzt gedruckt bei J. Grimm,

R. F. S. 420[1]), handelt vom Wolf und vom Hahn *(lupus et gallus)* und ist in Hexametern abgefasst: dass wir es hier mit einer Fabel, nicht mit einer Sage zu thun haben, zeigt deutlich das beschliessende ἐπιμύθιον. Aus Aesop oder sonst einer Quelle der Art ist diese Fabel nicht entnommen; sie ist auch erfunden oder vielleicht war es ursprünglich eine Thiersage, die nur zur Fabel gemacht wurde.

Der fränkische Vorbesitz der Thiersage, den wir uns aus der Eigenart des Volkes zu erklären gesucht und dessen Einfluss auf die Sage selbst wir so eben erwogen haben, ergiebt sich aber deutlich und unzweifelhaft daraus, dass die frühesten Denkmäler, so weit es möglich ist deren Heimat nachzuweisen, und die Hauptdenkmäler darunter alle auf fränkischem Boden daheim sind. Zuerst, noch während der voll und eigentlich fränkischen Zeit, die Merovinger. Von daher freilich haben wir nur ein paar, nur zwei vereinzelte und umfanglosere Stücke; sie sind lateinisch überliefert, wie die Schriften, in denen sie aufbewahrt sind, und prosaisch, wie eben diese: aber sie haben den Werth, dass sie auch so die ältesten litterarischen Denkmäler der germanischen Thiersage sind. Wir kennen bereits beide: jene schon mehrmals erwähnte Erzählung vom Hirsch ohne Herz, von Fredegar überliefert, die dann später, um das Jahr 1000, noch einmal in Frankreich wiederkehrt, bei Aimoin Histor. Francor. 1, 10, und gleichfalls aus Fredegar das eben vorher erwähnte Stück einer *rustica fabula* vom Wolfe, das aber aesopisch gewendet und verwendet wird. Ob ebenso noch aus der Karolinger Zeit Alcuins Fabel hieherzuziehen sei, muss als zweifelhaft erscheinen. Sodann, um ein ganzes Jahrhundert später als Alcuin, im 11. Jahrhundert, ist es wiederum fränkischer und französischer Boden, auf welchem nun das Material für die eigentliche Litteraturgeschichte der Thiersage seinen Anfang nimmt, die wirkliche Litteratur derselben, mit einer ganzen, langen, bis ins 12. Jahrhundert fortlaufenden Reihe von immer inhaltreicheren und umfangreicheren Denkmälern und all diese nun auch in derjenigen Form, die der Darstellung der Sage, der Epik organisch angemessen ist, in dichterischer Form, in Versen: aus der früheren

1) Vergl. S. CLXXXIII.

Zeit haben wir in Versen nur jene eine didactische Erzählung Alcuins; was aber sonst an Thiersagen und Thierfabeln vorkommt, ist nur prosaisch überliefert. Aber keines dieser ältesten Thiergedichte, so uralt und urecht germanisch der Inhalt auch sein mag, keines derselben ist deutsch abgefasst, sondern sie sind zuerst lateinisch, weil zuerst die Geistlichkeit, die Mönche sich des Stoffes bemächtigten, die aber gewohnt waren lateinisch zu sprechen und zu schreiben; dann mit dem 12. Jahrhundert, wo die Laien zu dichten begannen, wurden die Thiergedichte französisch abgefasst, weil da schon längst das Deutsche fast überall im alten Reiche der Franken untergegangen und an seine Stelle diess romanische Idiom getreten war. Und doch, in einer Beziehung zeigen diese sprachlich undeutschen, selbst die französischen Gedichte mehr Deutschheit als jene älteren Ueberlieferungen aus der noch vorromanischen Merovingerzeit: in dieser führen die Thiere die appellativen Namen *leo, lupus, vulpes, cervus,* wie bei Aesop und nach Aesop; nun aber pflegen sie sämmtlich mit Eigennamen benannt zu sein, und zwar, was von besonderem Belang ist, die Hauptthiere selbst noch in den jüngeren, den französischen Gedichten mit deutschen Namen, mit Namen also, deren ursprünglichen, eigentlichen Sinn kein Franzose mehr verstand, die man nur brauchte, weil sie von den früheren Zeiten her, da die Thiersage noch fränkisch sprach, so überliefert waren: ein sicherer Beweis dafür, dass die Thiersage von einem germanisch redenden Volk, eben von den Franken, nach Gallien ist eingeführt worden. Also der Wolf lateinisch Isengrimus, französisch Isengrin; der Fuchs lat. Reinardus oder Renardus, franz. Renart; der Bär lat. Bruno, franz. Brun. Der letztere erscheint aber nicht mehr als König; schon die Franken haben ihn Aesop zu Gefallen abgesetzt und gegen den Löwen vertauscht. Der Löwe selbst aber führt da unecht, ungermanisch zuerst gar keinen Eigennamen, dann keinen germanischen: er heisst zuerst mit dem lateinischen Appellativnamen *leo* oder mit dem Nomen proprium *Rufanus,* später französisch *Nobles.* Andre Thiere erhielten auch entweder germanische oder, besonders diejenigen die erst bei der fortschreitenden dichterischen Ausführung und Ausschmückung des Stoffes hinzugewachsen waren, frisch gebildete französische Namen.

Natürlich waren und blieben die alten und allgemein üb-

lichen Benennungen der Thiere nicht auf die Dichtung eingeschränkt: sie giengen gleich anderen sagenhaften Beziehungen auch in die Rede des Alltagslebens über und wurden dadurch gelegentlich halb oder ganz zu Ausdrücken appellativen Sinnes. So kommt in einer Geschichtserzählung aus dem ersten Viertel des 12. Jahrhunderts, die J. Grimm S. CXCVI anführt, die Nachricht vor: „*Solebat autem episcopus eum Isengrinum* (das *n* ist französisch) *irridendo vocare, propter lupinam scilicet speciem: sic enim aliqui* (es ist ein gelehrter Abt, der etwas geringschätzig sich so ausdrückt) *solent appellare lupos.*“ Und bekannt ist, dass im neueren Französisch *renard* ganz appellativ s. v. a. Fuchs bedeutet: das eigentlich appellative Wort *goupil* ist veraltet: es beruht auf *vulpeculus*, wie das altfranzösische *goupille* auf dem femininum *vulpecula*[1]). Schon die französische Dichtung des 12. Jahrhunderts muss den Namen Renart in diesem appellativ abgeschwächten Sinne verstanden haben. Im *Roman de Renart* Z. 15877 sagt der Fuchs: „*si ai maint bon conseil doné, par mon droit non ai non Renart.*“ Unmöglich kann dieser späte Franzose noch gewusst haben, dass Renart aus Raginhard entstanden ist und *ragin* s. v. a. Rath bedeutet (J. Grimm S. CCXLI): die Meinung ist nur: von Rechts wegen heisse ich Fuchs: der Fuchs, auch ohne dass man ihn deshalb Raginhard nannte, ist das Thier, das immer, für sich und auch für Andre, Rath weiss: ich erinnere an jene früher angeführte aesopische Fabel 243, wo der Fuchs sagt, der Löwe verlange ihn stets als σύμβουλον, und an jene Stelle in Reinke de vos I, 15[2]). Ich habe einmal jemand ganz naiv sagen hören, die Säue würden doch mit Recht Säue genannt, weil sie so unreinlich seien: ganz so darf der Fuchs sagen: man heisst mich mit Recht Fuchs, weil ich so schlau bin.

Ich will jetzt mit kurzer Aufzählung und den Erörterungen, die nothwendig sind, zuerst die lateinischen, dann die altfranzösischen Dichtungen aus der Thiersage vorführen, die bis ins 12. Jahrhundert reichen.

Im 11., vielleicht schon im 10. Jahrh. wurde in Lothringen die Ecbasis *(cuiusdam captivi per tropologiam)* gedichtet, ein

1) J. Grimm, R. F. XXIV.

2) Vergl. Reinke 1316. 1329 fg. 6253 fgg.

Gedicht von 1229 Versen, zuerst gedruckt in J. Grimms und Andreas Schmellers Lateinischen Gedichten des 10. und 11. Jahrhunderts (Göttingen 1838) S. 243 fgg. Die Ecbasis erzählt die Flucht eines Kalbes von seiner Herde. Es geräth in die Gewalt des Wolfes und wird von diesem in seine Burg geschleppt. Es folgt die Belagerung derselben durch die übrigen Thiere im Auftrage des Königs Löwen und unter Anführung des Fuchses. Diess giebt dem Dichter Anlass zu einer episodischen Erzählung des Wolfes an seine Mannen, welche den Ursprung seiner Feindschaft mit dem Fuchs zu vernehmen wünschen. Der Löwe erkrankt (wodurch, wird nicht berichtet); zuletzt wird er durch den Fuchs geheilt, aber zum Schaden des Wolfes: denn diesem wird die Haut abgezogen, damit der König sich darein hülle und so erwarme. Und so hautlos muss der Wolf abziehen. Nach diesem Schluss der Episode erfolgt die Besteigung der belagerten Burg, die Befreiung des Kalbes, seine Heimkehr zu der Herde, zur Mutter und endlich die Tödtung des Wolfes.

Wieder aus dem 11. Jahrhundert sodann (so alt wenigstens ist die Handschrift, in der sie überliefert ist) stammt eine kleinere, nur 80 kurze Verse befassende Dichtung: *Sacerdos et lupus*, gedruckt bei Grimm und Schmeller, Lat. Gedichte S. 340 fgg. Die Heimat dieses Gedichtes ist unbekannt, es enthält keinen Wink darauf, keinen nach Frankreich, aber auch nirgend sonst wohin. Ein Priester auf dem Lande, *sacerdos ruricola,* dem ein Wolf unablässig Schaden thut, macht eine Fallgrube. Der Wolf fängt sich darin; aber der Priester, da er ihm das Auge ausschlagen will, fällt selber auch hinein. In seiner Angst betet und singt er, und als er zuletzt knieend das Paternoster gesprochen hat und zur Schlussbitte *sed libera nos a malo* gelangt ist, braucht der Wolf den Rücken des Priesters und steigt hinaus[1]). Bald darauf wird auch der Priester gesucht und gefunden und herausgezogen. Hier ist es also einmal der Wolf, nicht der Fuchs, der sich Rettung aus Gefahr ersinnt. Bei Aesop findet sich eine ganz ähnliche Fabel vom Fuchs (45): der Fuchs und der Ziegenbock sind in einen Brunnen gefallen; da entrinnt jener über die Hörner des Bockes: die aesopische Fabel

1) Vergl. Mone Anz. 8, 105.

unterscheidet sich vom Gedichte zunächst nur dadurch, dass bei ihr beide handelnden Personen Thiere sind.

Dieselbe Handschrift des 11. Jahrhunderts enthält noch ein Gedicht in 78 kurzen Versen, *Alveradae asina,* gedruckt bei Grimm und Schmeller, Lat. Ged. S. 337 fgg. Eine Eselinn, welche Alverad, einer Schwester, d. h. wohl der Aebtissinn des Klosters Homburh gehört, wird von einem Wolf angefallen und nach lebhaftem Widerstreit zerrissen. Alverad hört ihren Todesschrei und ruft die andern Schwestern zur Hilfe: aber sie kommen zu spät, eben hat der Wolf seinen Frass vollendet und entweicht in den Wald. Alverad empfindet grosses Herzeleid, zumal weil mit der Eselinn auch ein ungeborenes Junges verloren gegangen ist. Den Schluss des Gedichtes machen die Trostesworte der Schwestern. Das Ganze ist ansprechend erzählt, aber eigentlich doch inhaltslos, und jedesfalls keine Thiersage (die Hauptperson ist im Grunde Alverad), sondern ein dichterischer Scherz, etwa um Alverad halb zu verspotten, halb zu trösten. Wo das Gedicht ist gedichtet worden, ist zweifelhaft. Es giebt zwei Nonnenklöster mit dem Namen Hohenburg oder Homburg: das eine liegt in Thüringen an der Unstrut; für dieses sprechen die mehr sächsischen als hochdeutschen Namensformen Alverad, Rikila, Fritherun. Das andre befindet sich im Elsass, die bekannte Stiftung der heiligen Odilia: für dieses spricht die metrische Form des Gedichtes; denn es ist dieselbe wie in einem anderen Gedichte (bei Grimm und Schmeller S. 335 fgg.), das vom Erzbischof Heriger von Mainz (912—926) erzählt, aber wohl später, auch erst im 11. Jahrhundert gedichtet ist. Von dieser Form wird später noch die Rede sein.

Aus dem 11. oder 12. Jahrhundert (die Handschrift kann schon aus jenem, aber auch erst aus diesem sein) stammt der *Luparius*[1]*, de lupo, pastore et monacho;* das Gedicht giebt keine Andeutung der Heimat und enthält in seiner ursprünglichen Gestalt 108 Verse, später, vor dem 15. Jahrhundert, wurde es überarbeitet und beträchtlich erweitert: den Urtext nebst diesen Zusätzen findet man in J. Grimms Reinhart Fuchs S. 410 fgg. (vergl. CLXXXIII). Nach Grimms Vermuthung ist Marbod († 1123) der Dichter des *Luparius* (Lat. Gedichte S. 307).

1) Vgl. Mone Anz. 3, 193 fg. 8, 108 fg.

Der Inhalt desselben ist in Kürze folgender: der Wolf wird von einem Schäfer gefangen, weiss sich aber, indem er wiederzukehren verspricht und einen andern Wolf als Geisel stellt, für einstweilen frei zu machen; da begegnet ihm ein Mönch, von dem er sich eine Platte scheren und sich zum Mönch machen lässt; so kommt er wieder zum Schäfer: dieser aus Ehrfurcht vor einem so heilig gewordenen Wolfe giebt ihn und seine Geisel gänzlich frei. Aber sofort nach dem Abzuge bewähren beide Wölfe ihre alte Wolfsnatur aufs neue an den Schafen desselben Schäfers.

Nun die zwei Hauptdenkmäler dieser lateinischen Thierepik, beide in Flandern entstanden, das erste in Südflandern, das zweite in Nordflandern; das erste ist auch noch aus dem 11. Jahrhundert, vielleicht aber auch erst aus der vordern Hälfte des 12. Jahrhunderts, das zweite sicher erst aus diesem. Das ältere Gedicht führt den Titel *Isengrimus* und besteht aus 688 Versen: vgl. J. Grimm, Reinhart Fuchs S. 1 fgg. (LVII fgg.). Es umfasst zwei Abenteuer: erstens wiederum die Heilung des kranken Löwen durch Umlegen des Felles, das auf Reinharts Rath (er heisst hier *Renardus)* dem Wolf ist abgezogen worden; zweitens ein Ereigniss aus früherer Lebenszeit des Wolfes, das der Fuchs erzählt: verschiedene Thiere, darunter auch *Renardus*, machen eine Pilgerfahrt; da sie in einer Waldherberge rasten, schleicht Isengrimus in räuberischer, mörderischer Absicht herzu, wird aber durch listige Vorkehrungen des Fuchses abgeschreckt.

Das zweite aus Flandern stammende Gedicht ist der im 12. Jahrhundert, genauer zwischen 1148 und 1160 entstandene sogenannte *Reinardus* (J. Gr., R. F. LXXXIII). In den Handschriften findet sich keine Ueberschrift, dagegen schliesst eine derselben mit den Worten *Explicit Ysengrimus et Reynardus.* Es ist diess eine Dichtung von viel reicherem bunterem Inhalte, dem entsprechend auch von viel grösserem Umfang als all die bisherigen Gedichte. Sie umfasst 6600 Verse, die von den Handschriften in 4 Bücher von ungleicher Ausdehnung abgetheilt werden. In der ältesten Handschrift freilich sind der Bücher 6, in einer andern finden sich noch weitere kleinere Unterabschnitte, *Exempla* überschrieben. Den *Reinardus* hat Mone 1832 in 4 Büchern herausgegeben und zwar unter dem Doppeltitel *Reinardus vulpes,* Reinhart Fuchs, wie auch die Zuthaten des Herausgebers theils lateinisch, theils deutsch sind, ohne Ersicht-

lichkeit weshalb das eine so, das andre anders. Hier tritt uns der erste Dichtername der Thiersage entgegen; bis dahin haben wir, wenn wir nämlich von Alcuins Fabel *de lupo et gallo* absehen, noch keinen kennen lernen: es kam überhaupt erst in dieser Zeit, im 12. Jahrhundert, allgemeiner auf, dass Dichter sich selber nannten oder dass andre ihren Namen bewahrten: bis dahin galt die Person des Dichters neben dem Gedichte selbst gewöhnlich als Nebensache. Der Dichter des *Reinardus* heisst Nivardus: zwar in der Dichtung und in deren drei Handschriften wird der Name nirgend genannt: aber eine Berliner Handschrift der *Flores auctorum* aus dem 14. Jahrhundert enthält auch Auszüge aus unserem Gedichte und diese sind überschrieben: *Magister Nivardus de Ysengrimo et Reinardo* (vgl. J. Grimm, Lat. Gedichte S. XIX): ein sonst völlig unbekannter Name, so dass damit nichts weiter anzufangen ist; vielleicht ist Nivardus eine Entstellung aus Nidardus (Nithardus), etwa wie aus *strîtan,* altsächsisch *strîdjan*, das veraltete französische Wort *estriver*, zanken, streiten, geworden ist. Von Belang aber ist die Angabe des Titels der Dichtung: *Isengrimus et Reinardus*. Das Gedicht ist keine ganz neue und selbständige Arbeit: es beruht auf der Grundlage des *Isengrimus:* die 2 Abenteuer, die dieser enthält, kehren hier wieder, theils wörtlich, theils verkürzt, theils erweitert; sodann stehen davor und dahinter noch eine Reihe anderer, davor noch 3, nachher noch 7: im Ganzen also 12; die Abenteuer 5, 6 und 7 werden nicht vom Dichter selbst erzählt, sondern sie sind von Bruno dem Bären abgefasst und Grimmo der Eber liest sie am Hofe des Königs Rufanus vor. Einen Auszug des Inhalts giebt J. Grimm, R. F. LXXI, worauf ich hier verweise. Alle im *Reinardus* erzählten Abenteuer haben den uns schon hinreichend bekannten Charakter: fast in allen wird irgend welches Unheil Isengrims berichtet; einigemal glückt es ihm auch; der Anstifter des Unheils aber ist meist *Reinardus,* einigemal aber kommt auch er in Schaden gegen Isengrim und durch Isengrim; zuletzt findet Isengrim den Tod, aber durch eine Herde wilder Schweine, ohne Reinhards Zuthun und Dabeisein.

Ausser den bisher aufgezählten giebt es noch andre lateinische Dichtungen, wiederum geringeren, oft ganz geringen Umfangs, die aber meist gar keine Thiersagen sind, obwohl J. Grimm sie

mit dazu rechnet, sondern lediglich Fabeln nach aesopischer Art oder sonst entschieden lehrhaft, die auch bis auf ein einziges Gedicht erst einer jüngeren Zeit, frühestens dem 13. Jahrhundert angehören: sie liegen somit in jedem Betracht ausserhalb der litterarhistorischen Reihe, die uns jetzt beschäftigt: wir können von denselben erst später und bei anderer Gelegenheit handeln.

Jetzt müssen wir an die bisherige Aufzählung noch einige zusammenfassende und zugleich weiter führende Betrachtungen knüpfen.

Die Verfasser all dieser Gedichte waren Geistliche, und zwar wohl nur Klostergeistliche: darum sind sie auch lateinisch abgefasst. Und diese Geistlichen wendeten ihre Dichtkunst und ihr Latein auf einen Stoff, der an sich selbst ganz unlateinisch und ganz ungeistlich war. Sie stehen aber damit keineswegs vereinzelt in ihrer Zeit: auch andre Sagenstoffe der Heimat sind damals von Geistlichen in lateinische Verse gebracht worden: den Stoffen gegenüber war ihr Sinn der Heimat nicht entfremdet, aber die Formgebung schöpften sie doch lieber aus der Bildung, die ihr Stand ihnen gab; innerhalb dieses Standes war das Latein durchaus keine todte Sprache, da war es durchaus lebend und lebendiger als die deutsche, und lebte sogar über diesen Stand und über Kirche und Kloster hinaus: selbst an den Höfen durften damals geistliche Dichter sich auf Latein vernehmen lassen. Und so dichteten denn in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts Gerald und Eckehard, zwei Sanctgallische Mönche, aus der deutschen Heldensage heraus den Waltharius, gegen Ende desselben Konrad im Auftrage Bischof Pilgrims von Passau ein lateinisches leider verloren gegangenes Nibelungenlied und Fromund, Mönch zu Tegernsee, wahrscheinlich er, auf Grund mancherlei anderer, zunächst natürlich bairischer Sagen den Ruodlieb, der uns freilich nur in Bruchstücken erhalten ist. Neben Beispielen der Art hat es schon im Allgemeinen durchaus nichts befremdliches, wenn nun Geistliche des Frankenlandes, des Landes wo die Thiersage ihren Hauptsitz hatte, wo sie in der Volksart begründet war, aus der Thiersage auf lateinisch dichteten.

Es verhalten sich aber sowohl zu dem Stoff als zu der Formgebung keineswegs alle diese lateinischen Gedichte in der gleichen Weise, sondern auch in sehr verschiedener, und das neben einander und mehr noch nach einander.

Waltharius und Ruodlieb sind in Hexametern abgefasst und das gleiche darf wohl auch von Konrads Nibelungenlied vermuthet werden; unter den früheren Thierdichtungen hat diese Form nur Alcuins Fabel vom Fuchs und Hahn; von denen welche nun Thiersagen enthalten, ist nur die Ecbasis in Hexametern gedichtet, und zwar in leoninischen, d. h. gereimten, wie diess auch im Ruodlieb der Fall ist, während der classischere Waltharius keine Reime hat. Die übrigen Gedichte sind alle in Distichen abgefasst: eigentlich ungehörig, da diese Strophenform der Elegie, nicht der epischen Poesie zukommt: aber der Vorgang des Avianus scheint hier bestimmend eingewirkt zu haben. Auch der *Luparius* ist in Distichen geschrieben, jedoch so, dass mit seltenen Ausnahmen der Pentameter auf den vorangegangenen Hexameter reimt: die Schlussverse z. B. lauten: *Et simul in silvas aufugit calle citato. Se male deceptum comperit opilio.* Vereinzelt in seiner metrischen Form ist das Gedicht *Sacerdos et lupus:* es besteht aus vierzeiligen Strophen, die Verse reimen paarweise und enthalten je 4 freier gehaltene, nach dem Accent, nicht nach der Quantität gebaute Jamben: es ist die Form der lateinischen Kirchenlieder, aber zugleich steht sie der damals üblichen Form auch der deutschen Lieder nahe. Dass in der That dieses Gedicht auch für den Gesang bestimmt war, geht aus der ersten Strophe hervor: *Quibus ludus est animo Et jocularis cantio, Hoc advertant ridiculum. Narrabo non ficticium.* Ganz deutsch volksmässig gehalten ist die Strophe des Gedichtes von Alverads Eselinn: sie zählt sechs paarweis reimende Zeilen, aber geflissentlich werden bloss je vier Hebungen, Hebungen nach deutscher Betonungsweise gefordert; die Senkungen sind meist auf ein Minimum gebracht: z. B. die Schlussstrophe: *Délinque máestás, Sórór querélás: Lúpús amárúm Nón cúrat flétúm. Dóminús áliám Dábit tíbi ásinám.* Dieselbe Vers- und Strophenart zeigt auch das Gedicht vom Erzbischof Heriger von Mainz, was den elsässischen Ursprung des Gedichtes von Alverads Eselinn wahrscheinlicher macht als den thüringischen[1]).

Die vorwaltende metrische Form also ist die des Distichons. Mehr Verschiedenheit zeigen die Gedichte in Sprache und Stilisierung, in der Latinität. Die lateinischen Dichter des Mittel-

1) Vergl. oben S. 261.

alters überhaupt gehen in diesem Betreff nach zwei gerade entgegengesetzten Seiten aus einander: die einen wenden frisch und harmlos das Latein an, wie es wirklich lebte, mit all seinen Barbarismen, aber auch mit der Lebenskraft, die es in der That noch besass und bewies, mit der ganzen Fülle immer noch nachwachsender Worte und Wendungen, mit all der Geläufigkeit, die nur deshalb so mühelos dahinfloss, weil der Grund und Boden, aus welchem jenes junge Wachsthum der alten Sprache kam, die eigne heimatliche Sprache war; nur hie und da findet sich etwa als Schmuck eine classische Reminiscenz oder sonst eine minder gewöhnliche Gelehrsamkeit. Der Art z. B., um ein bereits genanntes Beispiel wieder aufzunehmen, die Latinität des Ruodlieb. Die Andern machen es sich schwerer, verfahren gelehrter und strenger, versuchen bei dem Stil der Classiker zu bleiben, haben dabei etwa auch ein ganz bestimmtes Muster vor Augen: die Dichter des Waltharius Virgils Aeneide. Aber nicht allen gelingt es dann so, wie diesen, die rechte Ausgleichung zwischen der antik classischen Form und dem vielleicht sehr unantiken Stoff zu gewinnen, nicht allen dasjenige Muster zu finden, das für den gerade vorliegenden Stoff geeignet war.

Die gleiche Doppelrichtung zeigt sich auch innerhalb unsrer lateinischen Thierepik. Ein unbefangenes Latein aus der Zeit und dem Leben heraus finden wir in den kleineren, in Distichen oder Reimstrophen abgefassten Stücken und namentlich im sogenannten *Reinardus.* Und auf jeden Fall ist diess auch das angemessenere: diess passte zu all der Barbarei die es zu erzählen galt, passte besonders auch zu all den barbarischen Namen, die Vers um Vers vorkommen mussten. Gerade auch für die Namengebung hat dieser Dichter die eignere freiere Lebendigkeit seiner Sprache auszubeuten gewusst. Z. B. III, 742 fgg. kommen noch elf Genossen Isengrims vor, von denen jeder einen aus dem Deutschen oder Lateinischen oder Romanischen geschöpften Namen oder Beinamen führt: *Gripo triventer, Grimo pilauca* (Raubegans), *Guls spispisa* (Speiespeise) u. s. f. Die übrigen Dichter stehen auf der anderen Seite und es schmeckt in ihnen nach Classicität oder doch nach Gelehrsamkeit. Mehr nach der letzteren und mehr oder minder geschmackloser. Vorbild ist nicht Virgil, auch nicht, der vielleicht noch besser gepasst hätte und sonst im Mittelalter auch wohlbekannt war, *Lucanus:* der *Isen-*

grimus hält sich an Ovid und seine Distichen, die Ecbasis gar vorzüglich an Horaz und zwar an dessen Satiren und Episteln, und an die geistlichen, also lyrisch oder episch-didactischen Gedichte des Prudentius. (Vgl. Grimm und Schmeller, Lat. Gedichte 313 fgg. und J. Grimms Sendschreiben 5.) Es ist nicht schwer zu errathen, welch eine Bastardgeburt dabei herauskommen musste.

Diese übel angebrachte Gelehrsamkeit der Ecbasis hängt mit noch einer andern Eigenheit derselben zusammen, mit der Art wie ihr Dichter den Stoff, der vor ihm lag (ich spreche nur noch von dem Stoffe), erfasst und gehandhabt hat. Wir gelangen damit zu einem anderen Punkt unsrer gegenwärtigen Erörterungen, der für die besondre Litteraturgeschichte der Thiersage von grösserer Bedeutung ist als die bisher berührten bloss metrischen und stilistischen.

Der *Sacerdos et lupus* und der *Luparius*, beide noch von den früheren Gedichten der ganzen Reihe, enthalten jedes nur eine einzige einfache Geschichte, so dass nicht viel zu componieren war. Auch die Ecbasis, wohl das früheste, erzählt im Grund nur eine, die von der Heilung des kranken Löwen: aber schlicht bloss diese vorzutragen wäre einem so gelehrten Dichter zu wenig gewesen: er fügt sie, wofür es ja mehr als ein classisches Muster gab, als Episode in eine andre Geschichte ein, in der zwar auch Thiere vorkommen, die aber doch keine Thiersage, sondern offenbar erst von ihm selbst erfunden ist, die überhaupt kaum den Namen einer Geschichte verdient, sondern nur den Rahmen bildet: nämlich die Erzählung von dem Kalbe, das erst von der Mutter entrinnt, schliesslich wieder zu ihr kommt, mit welchem Kalbe er sichtlich nur sich selbst und eine vormalige Flucht aus dem Kloster meint. Zunächst hierauf geht denn auch die Ueberschrift des Gedichtes, die vollständig also lautet: *Ecbasis cuiusdam captivi per tropologiam:* womit angedeutet wird, dass das Ganze nur figürlich zu verstehen sei. Die frühesten Thierdichtungen kommen also nicht über eine einzige Geschichte hinaus, wie natürlich auch das Volk in der Ursprache immer nur je eine erzählte und sang, wie auch die Fabeln immer nur je eine Geschichte vortrugen. In Zusammenhang mit dem höheren Alter dieser Denkmäler und zugleich mit dem Vorbilde der Fabeln, das ja so gelehrten Leuten wie dem Dichter der

Ecbasis beständig vor Augen blieb, steht noch eine andre bezeichnende Eigenthümlichkeit desselben: so vielerlei Gethier auch namentlich in der Ecbasis auftritt, weder hier noch in den andern genannten noch kleineren Gedichten werden die Thiere mit den germanischen, den so unclassischen Eigennamen genannt; es finden sich nur Appellativa, wie die Fabel sie brauchte und wie unter Einwirkung der Fabel die Merovinger- und Karolingerzeit auch in der Thiersage ihnen den Vorzug gegeben: und gleich auf diese folgte ja mit dem 10. Jahrhundert die Ecbasis u. s. f.

Anders wird es mit der Namengebung und mit der Fülle des Inhaltes und der Handhabung dieser Eülle im 11. und gar im 12. Jahrhundert, im *Isengrimus* und gar im *Reinardus,* Gedichten deren Abfassung gleichzeitig ist mit der Entwickelung der kunstreicheren Epopöie in Frankreich und auch auf deutschem Boden.

Hier kehrt die Epik mit dem endlich gereiften Bewusstsein des besseren Haltes, den die volle Heimatlichkeit gab, zu den alten heimatlichen Namen der Thiere, überhaupt zu der Eigenbenennung derselben zurück; wenn der *Isengrimus* noch den König der Thiere, diesen allein noch ohne Eigennamen lässt und ihn nur *leo* nennt, so erklärt sich diess, wie wir bereits gesehen haben, daraus, dass der Löwe eben nicht der ursprünglich germanische Thierkönig ist; im *Reinardus* führt er den Namen *Rufanus.*

Sodann, wie der *Isengrimus* mit der Bezeichnung *leo* sich noch an die früheren Gedichte anschliesst, so steht er ihnen auch darin näher, dass er es nur noch bis zu zwei Geschichten bringt und deren eine auch noch in episodischer Art und mit ähnlichem, doch anderem Ungeschick wie die Ecbasis anzubringen sucht. Der Dichter schaltet sie nicht in die erste ein, er lässt sie derselben folgen, und da ist es nicht er selbst der sie erzählt, sondern Reinhard. Der Zeitfolge der Ereignisse nach hätte sie vor die erste gehört. Der Dichter wollte künstlicher componieren, getraute sich aber doch nicht den Verlauf der einen Geschichte, der einen Volksüberlieferung durch Einschiebung einer andern zu zerreissen.

Der *Reinardus* (so schnell wächst nun das Verlangen nach grösserer Stofffülle und zugleich das Geschick eine solche zu bewältigen) schliesst in sich ein ganzes volles Dutzend von Ge-

schichten: den Kern bilden die zwei des *Isengrimus*, die übrigen krystallisieren sich zu beiden Seiten an denselben an. Die episodische Anordnung dehnt sich in Folge dessen weiter, aber auch kunstreicher aus: auf das Abenteuer, das schon im *Isengrimus* nicht unmittelbar von dem Dichter selbst erzählt war, folgen hier noch zwei von der gleichen Vortragsweise: dann aber tritt die unmittelbare grade Erzählung wieder ein. Auch hier also wird trotz der episodischen Behandlungsweise doch nicht eine Geschichte in der andern, sondern in gerader Linie eine nach der andern vorgetragen; jede steht ganz abgeschlossen für sich da, so sehr in sich abgeschlossen, dass mehrmals die eine mit der andern nur ganz lose zusammenhängt, ja eigentlich gar keine Verknüpfung stattfindet. In solcher Weise folgen hinter einander zwölf Geschichten, bis zu der letzten von Isengrims Tod. Alle zwölf laufen auf den gleichen Grundton hinaus, aber jede doch mit neuer Variation, andern Ereignissen, mehr oder weniger wechselndem Personal, so dass, während im *Isengrimus* nur dreizehn Thiere mit verschiedenen Namen auftreten, hier deren Zahl auf 38 angewachsen ist. Einen grossen Theil dieser reicheren volleren Ausführung hat man gewiss der erfindenden Selbstthätigkeit des *Nivardus* oder wie sonst der Dichter mag geheissen haben, zuzuschreiben: in den Hauptsachen aber ist er unselbständig, abhängig einmal vom *Isengrimus*, ausserdem noch ebendaher abhängig, von wo auch der *Isengrimus* abhieng, von der Sage und dem Sagengesang, wie er im Volke lebte. Nur so erklärt sich jene unkünstlerische Abgerissenheit der einzelnen Geschichten: der Dichter fühlte sich noch durch die Art gebunden, wie das Volk dieselben ebenso vereinzelt, bald diese, bald jene vortrug, und namentlich erklärt sich auch nur so eine noch grössere Unkunst. Es sind die Geschichten auch ihrem Inhalte nach nicht recht zusammenhangend und vereinbar, sie widerstreiten einander: sie thaten das nicht, so lange noch jede einzeln für sich und ohne äussere Verbindung mit den übrigen bestand: sie thun es aber jetzt, wo sie der Dichter in einen grösseren epischen Verlauf zusammengereiht und doch jede Geschichte so wie er sie vorfand belassen und die Widersprüche nicht bemerkt, nicht beseitigt hat. In der ersten Geschichte ist Isengrim gleich von vorn herein Mönch, ebenso noch in der zweiten; in den nächst folgenden wird eines besonderen Standes gar nicht gedacht, d. h.

er erscheint als Laie; wirklich kann auch wieder die siebente mit einem Male erzählen, wie Isengrim von Reinhard, der sich für einen Mönch ausgiebt, sich auch in den Orden aufnehmen, sich scheren lässt: das Mönchthum ist also hier eine ihm zum Hohn und Schaden mit ihm gespielte Gaukelei. Es schliesst damit jene episodische Einschaltung, wir erfahren aber nicht, ob dieses Ereigniss früher geschehen sein soll als die womit das ganze Epos anfängt, und wo Isengrim bereits Mönch ist, oder später. In dem einen wie in dem andern Falle wollen sich die Dinge nicht zusammenfügen. Das Mönchthum der beiden Anfangsabenteuer erscheint als ein wirkliches und kann somit nicht die Fortsetzung dessen sein, das Reinhard dem Wolf nur zum Spiele anbetrogen hat; ebenso wenig kann aber Isengrim verlangen Mönch zu werden und kann ihm Reinhard auch nur zum Betrug eine Platte scheren, wenn der Wolf schon vorher Mönch gewesen, also schon einmal in aller Form und Ordnung ist geschoren worden. Und noch ein Merkmal, wie die einzelnen Geschichten vorher im Munde des Volkes für sich bestanden. Gleich im Anfang wird erzählt, wie Isengrim Reinhard begegnet und ihm Verderben droht, weil er sein Weib geschändet und seine Kinder beschimpft hat; es wird das aber so kurz hingeworfen als wie ein bereits erzähltes, wohlbekanntes Ereigniss. Das ist es aber eben nicht, im *Reinardus* wenigstens nicht. In der mündlichen Thiersage dagegen wurde diess Ereigniss wohl vorgetragen, in anderen späteren Gedichten kommt es auch, aus eben dieser Quelle, vor. Auch im sechsten Abenteuer findet sich solch ein kurz hingeworfener Wink, der gewisse Ereignisse als bekannt voraussetzt, die doch im *Reinardus* nicht erzählt sind, und auch anderswo in unsern Quellen nicht, Ereignisse nämlich bei einer Vermählungsfeier.

Blicken wir nach diesen Einzelbetrachtungen noch einmal auf die ganze Reihe der lateinischen Thierepik zurück und fassen den Inhalt ins Auge den diese Gedichte oder, wo sie grösser und in sich mannigfaltiger sind, deren kleinere Glieder haben, so tritt uns ganz unverkennbar entgegen, dass der erste und vorderste Hauptheld der Sage der Wolf ist; nicht der Fuchs, sondern der Wolf mit seinen Thaten und Leiden, bei denen vorzüglich, aber keineswegs allein der Fuchs mitwirkt, Isengrim mit seinem Leben und seinem Tod. So ist es selbst noch in dem

letzten, dem ausgeführtesten Gedicht, wo am ehesten Anlass und Verlockung gewesen wäre den Fuchs voranzustellen, dem sogenannten *Reinardus*. Aber er wird darum auch fälschlich, ganz unurkundlich so genannt: wir wissen, dass wo ältere Autoritäten den Titel angeben, sie wenigstens beide Thiere und Isengrim zuerst nennen.

Und jetzt ist noch eine zweite Eigenheit zu besprechen, die gleichfalls allen lateinischen Gedichten mit Ausnahme allein des *Isengrimus* gemein ist, die aber nicht im Stoffe, nicht in den Geschichten selbst und deren Helden beruht, sondern in dem Sinne mit welchem die Geschichten erzählt, durch welchen sie theilweis wenigstens aus der reinen unbefangenen Epik herausgelenkt werden. Auch dieses und diess nun gar ist ein Punkt der für die ganze fernere Entwickelung der Thierepik Bedeutung hat.

Von Anfang an, so wie die Franken nach Gallien kamen, war ihre Thiersage der Einwirkung der nachaesopischen Fabel blossgegeben. Das Vorbild von lehrhafter Richtung des Dichters, welches damit vor die Barbaren gestellt war, wurde jetzt, im Fortschritte der Zeit, im 11. und 12. Jahrhundert, noch verstärkt durch litterarische Erscheinungen verwandter Art, die erst jetzt hinzukamen. Vor allem verdient hier hervorgehoben zu werden die *Disciplina clericalis,* eine lateinische Lehrschrift in Prosa; ihr Verfasser ist Petrus Alfonsi, ein getaufter Jude in Spanien, dessen Pathe der König Alfons war und der im Jahre 1106 starb. Sein Buch schrieb er erst nach der Bekehrung; es wurde 1827 von Valentin Schmidt neu herausgegeben. Es ist ein für die Culturgeschichte des Mittelalters nach allen Seiten hin reich ergiebiges Werk, und um so anziehender, da sich in ihm die christliche Bildung des Abendlandes mit der islamitischen der Araber begegnet. So werden denn auch die Sittenlehren öfters veranschaulicht durch Fabeln und sonstige lehrhaft gemeinte Erzählungen, die sichtlich theils von Aesop her, theils aus dem Morgenlande stammen; indess auch die letzteren weichen in Sinn und Gestaltung durchaus nicht von den aesopischen ab. Damit war dem Zug zur Didaxis eine noch viel breitere Strömung bereitet; wie einflussreich die *Disciplina clericalis* auch nach dieser Seite hin wirken musste, ergiebt sich aus der weiten Verbreitung und allgemeinen Beliebtheit, welche das Buch überhaupt

besass: es wurde z. B. nicht weniger als zweimal ins Französische, in französische Verse übersetzt. Daneben ist noch etwas andres zu erwähnen, das in die Didaxis der Thierwelt ein ganz frisches Element brachte, ein Element nicht aus der Vorzeit her wie die aesopische Fabel, sondern aus dem Leben erst des Christenthums und des Mittelalters, das aber um so tiefer und nachhaltiger das christliche Mittelalter in Beschlag nahm. Um die gleiche Zeit mit Petrus Alfonsi, gegen das Jahr 1000 kamen die sogenannten Physiologi auf oder der Physiologus (denn es scheint, dass Ein Werk dieses Namens die erste und gemeinsame Grundlage all der vielen und mannigfaltigen andern bildet), Schriften in lateinischer, griechischer, dann auch deutscher und anderen Volkssprachen, in prosaischer und auch in poetischer Form, die eine bald grössere bald geringere Reihe von Thieren naturgeschichtlich, besonders aber (das war der eigentliche Zweck) so behandelten, dass sie deren Eigenschaften auf geistliche Art auslegten und anwendeten, aus den Thieren Sinnbilder machten bald für den Herrn, bald für den Teufel (so beim Fuchs, vgl. *Reinke de vos,* Glosse zu 1, 7 und 1, 11 Z. 20) oder Vorbilder, positive und negative, für den Menschen. Die Einwirkung dieser Physiologi und der durch sie vertretenen Anschauungsweise lässt sich nach allen Seiten hin durch das Mittelalter verfolgen: die Dichtung ist voll davon und auch die bildende Kunst: sehr vieles von den Bildwerken an alten Kirchen, die uns jetzt nur abenteuerlich und räthselhaft erscheinen, hat seinen Ursprung und findet seine Erklärung aus dieser Naturlehre der Physiologi.

Diese zwiefach neue Verstärkung der Thierdidaxis konnte die Thierepik des Zeitalters unmöglich ganz unberührt lassen; irgendwie musste nun die Lehrhaftigkeit auch aus dieser wiederscheinen. Aber es kam eben nur zu einem Wiederschein, tiefer gieng die Einwirkung nicht: die Epik hatte jetzt noch zu viel Gehalt und Halt in sich selbst um sich von der Lehrhaftigkeit etwa ganz durchdringen, um sich von ihr durchweg auf fremdartige, unepische, undichterische Ziele hinrichten zu lassen. Diese Abirrung und Entartung war späteren Geschlechtern vorbehalten. Nur ein einziges Beispiel haben wir schon jetzt, wo die Thierdichtung im Sinne dieser Physiologi gebraucht wird: ich meine das Gedicht *Gallus et vulpes*, das in Grimms und Schmellers

lateinischen Gedichten S. 345 fgg. abgedruckt steht; es stammt aus einer der zwei Brüsseler Handschriften der Ecbasis; die Handschrift gehört dem 11. Jahrhundert an, das Gedicht selbst wird ebenso alt sein: es besteht aus 72 vierzeiligen Reimstrophen derselben Art wie *Sacerdos et lupus* und erzählt das gleiche vom Hahn und Fuchs, was die früher erwähnte Fabel Alcuins vom Hahn und Wolf. Ein Fuchs, *vulpes,* bethört einen Hahn, *gallus,* fängt ihn, aber der Hahn, da ihn der Fuchs eben fressen will, weiss ihn zu überlisten und entrinnt: dieselbe Geschichte findet sich auch in späteren Thierepen; J. Grimm rechnet deshalb dieses Gedicht auch unter die aus der Thiersage. Wenn aber irgend eines bloss eine Fabel, wenn irgend eines didactisch ist, dann ist es dieses. Schon mit Str. 35, so dass die grössere Hälfte des Ganzen davon eingenommen wird, beginnt die lehrhafte Auslegung und Anwendung und zwar im Sinne der Symbolik der Physiologi: der Fuchs ist auch wie in dieser der Teufel. Das Gedicht *Gallus et vulpes* steht aber in solcher Art ganz vereinzelt da: alle die übrigen zeigen keine dergleichen Symbolisierung, auch keine Moralisierung wie Aesop und seine Nachfolger, sie folgen dem didactischen Hang lediglich in der Weise, dass sie die Erzählung mehr oder weniger mit Satire versetzen: Satire.
das aber war bei dem ironischen Sinn, den die Thiersage von vorn herein und von Grund auf besass, nichts ihr so fremdes, dass sie dadurch in ihrer Wesenheit wäre verfälscht und aus dem Gleise gebracht worden. Und der *Isengrimus* ist selbst von dieser Beimischung gänzlich frei, insofern steht auch er wieder ganz vereinzelt da, und in seiner durch nichts getrübten Epik gerade gegenüber jener Fabel vom Hahn und Fuchs mit ihrer breit ausgeführten Symbolisierung. Dagegen finden wir Satire bereits in der Ecbasis und sofort in allen übrigen; der Reiz, den diese Behandlungsart hatte, und die Leichtigkeit, womit derselben hier zu folgen war, mag mit eine Hauptursache gewesen sein, dass man Jahrhunderte lang so unablässig fest an diesem Stoffe hielt und ihn fort und fort mit einem Eifer behandelt hat wie sonst keinen, wie vielleicht nicht einmal die deutsche Heldensage. Diese satirische Beimischung kommt in zwiefacher Weise vor, in zwiefacher mit einander oder bloss in einer von beiden. Einmal ist die Satire persönlich: sie zeigt sich in den Verhältnissen und Urtheilen des Dichters gegenüber Zeitgenossen und Umständen

und Ereignissen seiner Zeit. Solcher Art ist sichtlich vieles in der Ecbasis, und es mag dessen noch mehr darin verborgen liegen, als wir jetzt erkennen: der Dichter hat eben all diese persönlichen Bezüge aus Feigheit oder Geschmacklosigkeit räthselhaft verhüllt, so dass auch jener Zusatz *per tropologiam* in der Ueberschrift *Ecbasis cuiusdam captivi per tropologiam* vielleicht nicht bloss auf die Figürlichkeit der Rahmengeschichte von der Flucht des Kalbes geht, sondern auch auf die in diesen Rahmen eingefügte Thiersage und deren satirische Figürlichkeiten: aber es fehlt uns der Schlüssel um noch überall in das Tropologische einzudringen. Frischer, offener, kecker ist diese persönliche Satire im *Reinardus:* hier werden die Bischöfe (J. Grimm, R. F. S. LXXXV), die Aebte u. s. w., denen es gilt, ganz rückhaltlos genannt oder doch sonst so deutlich bezeichnet, dass noch jetzt in den meisten Fällen wohl erkennbar ist, welche Personen, welche Umstände gemeint seien. Sodann aber geht diese persönliche Satire Hand in Hand mit einer andern, die noch bedeutsamer, von noch viel weiter reichendem Belange ist, einer Satire, die überhaupt die ganze Thierdichtung dieser Jahrhunderte, des elften und zwölften, erfüllt und gerade jetzt erst solchen Eingang in sie finden konnte. Beachten wir wohl, es war das die Zeit, wo der weltgeschichtliche Streit zwischen Reich und Kirche und in Verbindung damit auch innerhalb der Kirche die streithafte Bewegung eines neuen Lebens sich erhob, wo der Pabst sich gegen den Kaiser, wo die Laienwelt sich gegen Priester- und Mönchthum und innerhalb des Mönchthums selbst gegen den alten Benedictinerorden sich die Reformation desselben durch den Orden der Cistercienser stellte. Und diese das ganze weltliche und geistliche Leben durchzuckende Erregung ist es, in welche nun auch die Satire der Thierepik mit immer vollerem Eifer und in allen möglichen Tönen eingreift. Der Grundton ist ein bitterer Hohn gegen die Geistlichkeit, und es hat das etwas Grossartiges: denn die Verfasser dieser Gedichte waren durchweg selber Geistliche, sie griffen mit ihrer Satire den eigenen Stand an, den Ton aber solcher Selbstironisierung anzustimmen, dessen waren nur ungewöhnliche Menschen fähig. Man könnte freilich etwa meinen, wo die Satire zunächst die Priester treffe, gehe sie von den Mönchen, wo sie die Mönche treffe, gehe sie von Priestern aus: denn allerdings standen Welt- und Ordensgeistlichkeit nicht

überall in dem besten Vernehmen. Es würde z. B. das Lied *Sacerdos et lupus* von einem Mönch gedichtet sein: denn diess macht einen Landpfarrer lächerlich und hält den Leuten dieses Standes vor, wie lässig sie ihres Amtes zu warten und mehr Sorge auf die Viehzucht als auf ihre geistliche Herde zu richten pflegen: Str. 2 *Sacerdos jam ruricola Aetate sub decrepita Vivebat amans pecudis, Hic enim mos est rusticis.* Dann, als sich der Priester in der Grube beim Wolf befindet, heisst es Str. 14 *Hoc, inquit, infortunii Dant mihi vota populi, Quorum neglexi animas, quorum comedi victimas.* Und am Schluss, wo der Wolf über seinen Rücken hinausgestiegen, Str. 19 und 20 *At ille laetus nimium Cantat Laudate dominum, Et promisit pro populo Se oraturum a modo. Hinc a vicinis quaeritur Et inventus extrahitur, Sed non unquam devotius Oravit nec fidelius,* als in der Grube dem Wolfe gegenüber. Dagegen der *Luparius,* in welchem der Wolf von einem Mönche auch zum Mönch geschoren wird und so den Schäfer betrügt um neuen Raub zu beginnen, in welchem er auch schliesslich Z. 106 sagt: „*Et modo sum monachus, canonicus modo sum*“ (Chorherr, klösterlicher Regel), würde somit die Dichtung eines Priesters sein. Indess eine solche Unterscheidung ist doch nicht durchzuführen. Die Ecbasis ist deutlich von einem Mönch, und doch werden in ihr beide, der Wolf und der Fuchs, gelegentlich Mönche genannt, und zwar nach der armseligen Weise dieses Gedichtes bloss so genannt, so angeredet, in die Handlung selbst greift diese Standesänderung durchaus nicht ein: der Dichter sprach nur nach und mit, wie er Andre sprechen hörte: um so mehr bezeugt er, wie allgemein gäng und gäbe diese Anschauung war. Auch der *Reinardus* ist eine Mönchsdichtung, und man könnte den Mönch, der den Weltgeistlichen feind ist, in den Angriffen gegen den und jenen Bischof und namentlich in der spöttischen Art erkennen, wie das zweite Abenteuer einen Priester schildert, dem der Fuchs während der Frühmesse einen Hahn stiehlt: indessen auch hier geht die Satire gegen die Geistlichkeit überhaupt, auch Aebte werden angegriffen (J. Grimm, R. F. LXXXVI), und der Wolf erscheint wiederholendlich als Mönch, und zugleich fasst die Satire noch ein andres Ziel, das auch innerhalb des Mönchthumes selber lag, ins Auge: mehrfach macht sich nämlich auch die gehässig eifersüchtige Stimmung Luft, von welcher die Benedictiner älterer

Observanz erfüllt waren gegen die Cistercienser und gegen den Hauptvertreter dieses neuen Ordens, Abt Bernhard von Clairvaux. Vgl. J. Grimm, R. F. LXXXVI. Es wird, was den letzteren betrifft, kein blosser Zufall sein, dass der *Isengrimus,* der eben dieser und aller Satire sich noch enthält, nur Einen Widder Namens Joseph kennt, der *Reinardus* aber ausser dem Joseph und zwei andern mit ebenso bedeutungslosen Namen noch einen, *Bernardus;* die französischen Dichter, die sich sofort an diese lateinischen schliessen, brauchen gleichfalls Bernart als Namen des Widders und auch des Esels (J. Grimm, R. F. CCLVI).

Also Wolf und Fuchs als Mönche: so erscheinen beide jedoch nur in der Ecbasis und auch da der Fuchs bloss einmal, der Wolf wiederholendlich: der *Reinardus* und die andern lateinischen Thiergedichte machen bloss den Wolf zum Geistlichen (J. Grimm, R. F. CXCI fg.), ebenso kommt weiterhin der Fuchs als Mönch nur selten vor (J. Grimm CCVI). Auch damit ist wieder der Wolf als der eigentlich bevorzugte Held der Sage gekennzeichnet; zugleich giebt es hiefür und nur hiefür eine biblische Veranlassung und Autorität, das Wort des Herrn von den Wölfen im Schafskleid Matth. 7, 15. Die Satire der Thiersage gestaltete daraus einen Wolf im Hirtenkleide, einen Wolf der sich geistlich stellt, einen Geistlichen der eigentlich ein Wolf ist. Auch ausserhalb der Thiersage war diess gleichzeitig und längere Zeit eine beliebte Anschauung. Walther von der Vogelweide z. B. sagt 30, 18: *sîn hirte* (der Pabst) *ist zeinem wolve im worden under sînen schâfen.* Carmina Burana 14: *Custodes sunt raptores atque lupi pastores* (die Handschrift hat *raptores,* Schmeller schreibt *et lupi praedatores).*

In solcher Weise und in solchem Maasse mischt sich Satire, satirische Betrachtung der Zeitgeschichte in die Thiersage ein. Auch Mone, der Herausgeber des *Reinardus,* und schon Andre vor ihm, zuerst Johann George Eccard sind auf eine satirische Deutung derselben ausgegangen, sie haben dabei aber jenes Maass weit überschritten und Satire von ganz andrer Art und Weise wahrgenommen als wir bisher: Eccard in seiner *Praefatio ad Leibnitii Collect. etymologica* (1717) 34—52 und *Francia orientalis* (1729) 2, 781—800; Mone ausführlicher in dem fortlaufenden Commentar zu *Reinardus vulpes;* Mone hat dabei bloss seinen *Reinardus* ins Auge gefasst, Eccard gar bloss den nieder-

deutschen *Reinke de vos.* Sie erkennen darin eine grosse satirische Allegorie, die ihren Ursprung zu Ende des 9. Jahrhunderts genommen, ihren Anlass und Gegenstand in Personen und Ereignissen der politischen Geschichte jener Zeit gehabt habe. *Rufanus,* der König Löwe, soll nach Mone mit Umstellung der Laute der König *Arnulfus* sein, *Isengrimus* nach Eccard ein bairischer Graf *Isanricus*, nach Mone Zwentibold, der Bastard König Arnulfs, 895—900 König von Lothringen (slavisch *Svetopolk* d. h. Heiligvolk, heiliger Volksführer, nach Mone *swaty wlk* d. h. heiliger Wolf); *Reinardus* ein lothringischer Herzog *Raginarius,* der einmal wirklich in seiner Burg belagert wurde, wie *Reinke de vos* belagert werden sollte; der Esel Balduin der flandrische Graf Balduin I; *Sprotinus* endlich, der Hahn, ein Graf Otacar u. s. w. Auf Grund solcher ganzen und halben und Viertelsanklänge der Namen und einer Reihe noch viel schieferer und willkührlicherer Zusammenstellungen der Personen und Ereignisse der Thierepik mit andern der politischen Geschichte wird nun behauptet, es habe sich die Thierepik zu Ausgange des 9. Jahrhunderts, nicht früher noch später gebildet, es sei der *Reinardus* damals gedichtet worden und alles nur eine unter Thierfiguren verhüllte satirische Geschichtserzählung. Es hat Mone nicht entgehen können, wie vieles der *Reinardus* enthält, das deutlich auf das 12. Jahrhundert weist, Anspielungen auf Personen, Vorfälle, Umstände dieser späteren Zeit: er hilft sich aber durch Annahme von Interpolationen, das echte Gedicht selbst sei im 9. Jahrhundert entstanden. Neben allem was wir über Thiersage und Thierepik bisher gesagt haben und fernerhin sagen werden brauchen wir keine ausgeführte Widerlegung zu versuchen; unbegreiflich bleibt es, wie ein vernünftiger Mensch sich einbilden konnte, es habe jemand am Ende des 15. Jahrhunderts den *Reinke* gedichtet um da noch auf Arnulf und *Reginarius* und *Isanricus* zu satirisieren, und gewiss ist, alle Epik, alle Poesie geht bei solch einer Auffassung zu Grunde, und alle Dichter nach dem *Reinardus* wären zu bedauern wegen der vielen Zeit und Mühe, die von Geschlecht zu Geschlecht einer nach dem andern auf diesen Stoff verwendet, zu bedauern, wenn sie noch des geschichtlich allegorischen Sinnes sich bewusst gewesen wären (denn was konnte derselbe und alle seine Mühseligkeit ihnen und ihren Lesern bedeuten?) und doppelt zu bedauern,

wenn sie, wie noch wahrscheinlicher, nichts mehr davon wussten und so nur gleich blinden Tröpfen damit hantierten. Eccard, der vor anderthalb Jahrhunderten zuerst mit jener Idee kam, ist noch zu entschuldigen: er kannte nur noch den niederdeutschen *Reinke*, und bei der Geschmacksrichtung seiner Zeit durfte er die Absicht und den Glauben hegen, er bringe das Gedicht zu hohen Ehren, indem er es in eine Allegorie und gar in eine von so uralt geschichtlicher Bedeutsamkeit verwandle.

So viel von dieser lateinischen Thierepik, deren erstes Denkmal also in das 10. oder 11. Jahrhundert fällt, das letzte um die Mitte des 12. Jahrhunderts, und deren drei Hauptdenkmäler auf dem Boden des alten Frankenreiches zu Hause sind, während das von den übrigen nicht in der Art nachweisbar, aber auch keine andre Heimat für sie nachweisbar ist. Und zwar gehören jene drei Hauptdenkmäler, die Ecbasis, der *Isengrimus* und der sogenannte *Reinardus*, nach Lothringen und Flandern, Landschaften, in deren Besitz sich die deutsche und die französische Sprache theilten: daher im *Reinardus*, wo neue Thiernamen zu erfinden sind, auch die romanische Sprache dafür benutzt wird, z. B. der Ahne des *Isengrimus* heisst *Lovo* (die romanisierte Form von *lupus*) 3, 1743. Das Verhältniss war jedoch so, dass die deutsche Sprache, wo nicht die wirklich schon zurückweichende, doch gewiss die minder geachtete war: die Verachtung des Deutschen findet im *Isengrimus* und *Reinardus* wiederholendlich sehr starken Ausdruck (J. Grimm, R. F. LXV. LXXVIII fgg.). Wir dürfen annehmen, dass wenn diese geistlichen Dichter sich einer Volkssprache bedienten, sie dann eher französisch sprachen; sie entgiengen aber allem Zweifel, indem sie lateinisch dichteten, das unter Deutschen wie Romanen gleich angesehen, gleich verständlich und verstanden lebte. Sofort nach dem *Reinardus* aber, in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, sollte die Thierepik des alten Frankenreiches wirklich auch das französische Gewand anlegen; es war das eine von den mannigfachen, tief eingreifenden Aenderungen, denen sie jetzt unterliegen sollte, unterliegen musste.

Renart. Zu dieser Zeit nämlich verrückte sich in Frankreich, wie das gleichzeitig und grossentheils durch französische Einwirkung auch in Deutschland geschah, der Schwerpunkt der gesammten Litteratur: die Poesie überhaupt gieng aus den Händen der

Geistlichkeit, unter deren litterarischer Pflege sie bis dahin gestanden, in den Vorbesitz der Laien, zumal des Adels über, vertauschte das Kloster mit dem Schloss, und damit war es wesentlich eins, dass aus der Poesie auch die lateinische Sprache zurück und an ihre Stelle die französische trat: die letztere hatte bisher nur in der Volksdichtung gegolten, nun galt sie ebensowohl in der höheren Litteratur, in der Dichtung der Höfe; bald konnten selbst die Geistlichen, soweit auch sie noch an der Litteratur sich betheiligten, nicht zögern dem neuen Umschwung nachzugeben. So ward denn auch, was man von jetzt an aus der Thiersage dichtete, fast nur noch auf Französisch gedichtet und meist von Laien oder wenn auch von Geistlichen doch wesentlich ebenso wie von den Laien.

Das Hauptdenkmal dieser nach 1150 beginnenden Thierepik ist der *Roman de Renart*, von Méon 1826 herausgegeben unter dem unrichtigen Titel *Roman du renart: Renart* ist nämlich Eigenname, nicht appellativ; und auch der handschriftlich beglaubigte Ausdruck ist *Roman de Renart.* Dieses Gedicht füllt drei starke Bände, da es nicht weniger als 30362 Verse umfasst: es sind die kurzen acht- bis neunsylbigen paarweis reimenden Verse der ritterlichen Epik. Wir dürfen uns jedoch darunter nicht ein einiges, einheitliches, in sich abgeschlossenes Epos denken: es ist vielmehr nur eine obenhin geordnete Reihe kleinerer selbständiger Stücke, man zählt deren 27 und keine der vielen Handschriften enthält alle. Diese Glieder heissen *Branches*, Zweige (am Baum der Sage): ein Name der unter gleichen Umständen auch anderweit gebraucht wird. Das Ganze ist auch nicht die einmalige Arbeit eines Dichters, sondern die allmähliche mehrerer, möglicher Weise ziemlich vieler. Sie arbeiteten daran ursprünglich von der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts an das 13. Jahrhundert hindurch, aber die älteren Branchen wurden im 13. und noch im 14. Jahrhundert vielfach überarbeitet. Die Dichter werden meistens nicht genannt; in einer Branche kommt ein Pierre oder Perrot de S. Cloot vor, der 1208 zu Paris im Alter von 60 Jahren wegen Ketzerei verbrannt wurde; in einer andern findet sich ein Robert de Lison, der ganz am Anfang des 13. Jahrhunderts lebte: dieser stammte aus der Normandie, jener aus Isle de France (S. Cloot = S. Cloud); in einer dritten Branche wird ein prestres de la Croix en Brie genannt: Brie ist

eine Landschaft zwischen der Champagne und Isle de France und Lacroix ein kleiner Ort dieser Landschaft. Andre Dichter sind in Flandern, andre wieder anderswo daheim, was besonders aus den Räumlichkeiten zu schliessen ist, die sie mit der Erzählung verknüpfen. Man sieht, die Sage und die Dichtung aus ihr waren durch ganz Frankreich hin verbreitet. Die Dichter schöpften auch das Wesentliche zum Theil aus der mündlichen Ueberlieferung: Vers 19779 (Branche 22) wird eines alten Mannes gedacht, der die Geschichte dem Dichter erzählt habe; zum Theil wurde sichtlich auch die ältere lateinische Thierepik benutzt; eine Anzahl Branchen stimmt mit dem *Reinardus* überein, und eine, die zwölfte, erzählt das Abenteuer des Priesters mit dem Wolf in der Grube, das wir in einem Gedichte des 11. Jahrhunderts bereits vorgefunden haben. Aber in der Behandlung des so überlieferten zeigt sich in noch viel höherem Grade ein selbständiges eigenes Dazuthun, als z. B. schon im *Reinardus:* die Dichter hatten neben sich die blühende glänzende Epik der Rittergedichte, standen unter deren Einwirkung, mussten mit ihnen wetteifern. Die reichere Ausführung, die sie, jeder auf seine Art, ihren Stoffen angedeihen liessen und durch die sie die Thierepik der älteren geistlichen Zeit überboten, thut sich schon kund in dem viel zahlreicheren Personal, das sie in Scene setzen: eine Menge Thiere, von denen die ältere Epik, von denen gewiss auch die wirkliche Sage nichts wusste, wilde und zahme Thiere, und bei den hauptsächlichen wie dem Fuchs ein ganzer Haufe von Familiengliedern, die alle eigens benannt sind. Schon die Namen pflegen zu zeigen, was neu erfundene Vermehrung ist: sie sind französisch, während die Hauptthiere auch hier noch die deutschen, fränkischen Namen tragen: so Renart, Isengrin, Brun u. s. w.; der König Löwe heisst *Noble.*

Die Vielheit getrennter und immer anders begabter Verfasser, die Selbständigkeit der einzelnen Branchen, der Ursprung derselben zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Landschaften des Reiches, endlich diess dichterisch freiere Verhalten gegenüber dem Stoff: das alles ist die Ursache, dass obschon das Mittelalter versucht hat all die Branchen in den Zusammenhang und Verlauf eines einzigen Romans zu bringen und zu dem Zweck wohl auch die eine und die andre mehr oder weniger überarbeitet hat, dass dennoch daraus kein Ganzes geworden:

es finden sich noch viel mehr und viel erheblichere Widersprüche zwischen den einzelnen Branchen, als früher beim *Reinardus*, und zwar in grossen und kleinen Dingen (Bernart z. B. ist sonderbarer Weise bald der Esel, bald der Widder), und ausser den Widersprüchen kommen hier auch Wiederholungen des Inhalts ganzer und halber Branchen vor; dass auch die Darstellungsweise eine fort und fort wechselnde ist, versteht sich von selbst. Der *Roman de Renart* ist eines der schlagendsten Beispiele die man zu vergleichen hat, wo für andre Gedichte der Vorzeit, z. B. das Nibelungenlied, eine ähnliche Art und Weise der Entstehung behauptet wird: beim Renart z. B. ist diese Entstehungsart eine unbezweifelte Thatsache, und die Wirkung davon hat man vor sich; das Nibelungenlied zeigt ebensolche Unvereinbarkeiten in Stoff und Form, der Anlass dazu ist allerdings nicht urkundlich nachgewiesen; wenn man aber behauptet, es sei derselbe Anlass gewesen wie dort, ein verschiedenartiger und verschiedenzeitiger Ursprung der einzelnen Glieder des Gedichtes, so wird diese Behauptung durch die Analogie des Renart unterstützt, bei dem man eben beides kennt, die Wirkung und die Ursache.

Wie verschieden aber auch auf solche Art der Renart in sich selber sei, dem Sinne nach, in welchem hier die alte Sage gefasst, der Gestaltung nach, in welche sie hier gewendet wird, waltet durch alle Branchen eine fast unverkürzte Gleichmässigkeit, herrscht durchweg eine Neuheit des Sinnes und der Auffassung, die bis an den innersten idealen Kern der Sage rührt. Zwar die Satire gegen die Geistlichkeit, welche zuerst die Geistlichen selbst in die Thiersage gebracht, dauert fort: diese französischen Dichter gaben sie deshalb nicht auf, weil sie meistens Laien waren: aber es ist doch, als wäre der Satire damit, dass sie nun eben keine Selbstironie mehr war, der rechte Reiz benommen gewesen: sie tritt viel weniger hervor, ist viel dürftiger, viel matter. Dazu hat sicherlich auch etwas anderes mitgewirkt. In jenen lateinischen Gedichten ist die Hauptperson der Wolf, und so auch die Satire mit ihm verknüpft: er der als Mönch, er bei dessen Abenteuern sonstwie die Geistlichkeit lächerlich wird. Im Renart dagegen ist der Wolf und damit auch die Wolfssatire gegen die Geistlichkeit auf die zweite, ja fast auf die dritte Linie zurückgeschoben; nur in drei Branchen noch, der

zehnten, zwölften und dreizehnten, und zwar kurzen, minder bedeutenden, ist der Wolf allein die Hauptperson, er allein, ohne dass der Fuchs dabei wäre. Sonst überall ist nun der Fuchs der Held: der altverbürgte Titel *Roman de Renart* ist hier ebenso passlich, als der Titel *Reinardus* unpasslich, aber auch unverbürgt ist. Der Fuchs: denn diese Dichter vom Laienstande, diese höfischen Dichter hielten wohl auch die satirische Wendung der Epik fest, aber sie richteten die Spitze und Schärfe derselben gegen das Hofleben, und da war der Fuchs, der Lügner, der Betrüger, der gewandte Schmeichler, der schlaue Ränkeschmied, besser zu gebrauchen als der Wolf, ja dafür eigentlich nur er und der Wolf gar nicht. Es ist nun vor allen der Fuchs, der handelt und misshandelt, namentlich misshandelt an dem König *Noble* und dessen Hof, und an Isengrin fast nur noch, insofern auch der zum königlichen Hofe gehört, und während der s. g. *Reinardus* mit dem gewaltsamen Tode Isengrims schliesst, schliesst das französische Gedicht, nachdem Renart von Isengrin gefährlich ist verwundet worden, mit dem Tode und Begräbniss Renarts, freilich fuchsmässig genug nur mit einem erlogenen.

Mit dieser Voranstellung des Fuchses und dieser Wendung der Sage in die Hofsatire tritt die Thiersage ganz auf denselben Punkt, auf welchen sie die indische Fabeldichtung gestellt hatte, die von Untreuen des Schakals, welcher Rath des Königs Löwen ist, erzählt um die menschlichen Hofherren zu belehren und zu warnen. Natürlich ist diess ein nur zufälliges Zusammentreffen. Schwerlich aber ist es ein blosser Zufall, wenn der *Roman de Renart* darin theilweise auch mit der äsopischen Fabel zusammentrifft, deren bevorzugtes Thier ja auch der Fuchs ist mit seinen weisen Reden und der nie verlegenen Schlauheit seines Handelns, auch gegenüber dem König Löwen. Die Lesung und nachahmende Benutzung der äsopischen und nachäsopischen Fabel zog sich ja (Beispiele haben wir bereits kennen gelernt und werden deren noch mehr kennen lernen) das ganze Mittelalter hindurch, und wie sie gerade jetzt und immer auch auf französischem Boden im Schwange war, zeigt die Fabelsammlung Ysopet der *Marie de France,* aus der Bretagne, vom Anfang des 13. Jahrhunderts. Sie mischt unter die altäsopischen Fabeln auch heimatliche Thiersagen (vgl. J. Grimm, R. F. CCLXX): ebenso wohl aber zeigt der Renart äsopische Fabeln in die Thiersage ein-

geflochten, und abermals wie schon früher empfieng der satirisch didactische Zug, der durch das Ganze gieng, Bekräftigung und Berechtigung von Aesop her.

Es sollte aber bei solchen blossen Einmischungen und leiseren Einwirkungen, neben denen die Epik und die Sage immer noch fortbestand, nicht bleiben: verleitet von Aesop, verleitet von dem nüchternen Sinn, der einmal der innere Schade alles Dichtens der Franzosen von je her ist, verfolgte man die Bahn lehrhafter Bezüglichkeit noch über die gebührenden Schranken hinaus, so weit, dass man die Thiersagen und die Thiernamen nur noch brauchte um mit ihrer Hilfe ganz willkührlich erfundene satirische Allegorien herzustellen. Dieser Missbrauch der Thierepik begann schon im 13. Jahrhundert. Der Art hauptsächlich zwei Gedichte, welche den vierten Band des erwähnten Buches von Méon einnehmen. Das eine führt den Titel *Le couronnemens Renart* (d. h. Reinardi), das Königthum des Fuchses, gedichtet in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, wie man kaum mit Recht annimmt, von eben jener *Marie de France:* eine Satire gegen die Minoriten und Jacobiner, d. h. Dominicaner. Sodann das Gedicht *Renart le nouvel,* gegen 1300 von Jaquemars Gielée aus Lille, also aus Flandern: der Fuchs hat durch Räubereien solchen Ruhm erlangt, dass Templer und Johanniter sich darum streiten ihn zum Grossmeister zu machen: er lässt sich ein Kleid machen, das halb das Ordenskleid der erstern, halb das der letztern ist, und regiert nun beide: diese Satire gegen die Ritterorden wird aber langweiliger ausgeführt, als nach dieser kurzen Bezeichnung des Inhalts scheinen möchte. Beide Gedichte sind gegen die Geistlichkeit gerichtet, im Gegensatz zum *Roman de Renart;* aber die Satire bleibt nicht innerhalb der Epik, sondern wird nur noch durch allgemeine Verderbniss derselben zu Wege gebracht. Noch andres der Art entstand theils auch schon im 13., theils erst im 14. Jahrhundert: vgl. J. Grimm, R. F. CXLVIII. Solche Verirrungen sind aber nur das Merkmal, die Ursache und die Wirkung von dem Aussterben der französischen Thierepik. Sie erlosch damit völlig; von der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts an ist auch nicht einmal dergleichen mehr gedichtet worden; im 16. Jahrhundert wurde der Stoff durch Uebersetzung aus dem Niederdeutschen und Niederländischen nach Frankreich zurückgeführt, die Thier-

dichtung war in Frankreich selber dahin, die Epik des *Roman de Renart* und auch die satirische Fuchsallegorie lag in Tod und Vergessenheit, bis erst Méon sie wieder an das Licht hervorzog. Indessen wenn wir von jener Zeit des Aussterbens bis zu den ersten Anfängen rückwärts rechnen, hatte die Thiersage auf gallisch-fränkischem Boden doch ihr Jahrtausend ausgedauert.

Wenn aber auch in Frankreich die Thierepik untergegangen war, so war sie damit nicht überall und überhaupt erloschen: vielmehr gerade von Frankreich aus wurde die Thiersage, die Kenntniss derselben, die litterarische Beschäftigung mit ihr theils noch anderswohin verpflanzt, theils frisch erweckt und gekräftigt in Ländern, wo sie vorher auch schon vorhanden gewesen, und das eine wie das andre nicht bloss in der Zeit, wo die Thierepik der Franzosen auf dem Gipfel ihrer Blüte stand, sondern auch da noch, als sie selbst schon ihrem Untergange entgegensank. Es war eben viel gesunde Lebenskraft in diesem unverwüstlichen Stoffe.

Von minderem Belang ist es in dieser Beziehung, dass wir Bekanntschaft mit der Thiersage, mit deren Geschichten, mit deren Namen überreich bezeugt auch bei den Troubadours der Provence im 13., ja bereits im 12. Jahrhundert finden (J. Grimm, R. F. CC fgg.); lange nicht so reich sind die Zeugnisse bei den Italiänern des 13. und 14. Jahrhunderts[1]), auch finden wir hier nicht den Gebrauch der Eigennamen (J. Grimm, R. F. CCV). Von minderem Belang, sage ich, insofern es blosse Bekanntschaft ohne eigene Weiterdichtung war: die Bekanntschaft konnte aber nur auf Mittheilung von Frankreich her beruhen. Diess Hereinziehen Italiens in den Bereich der Thierepik ist jedoch dadurch von Bedeutung geworden, dass zunächst nur an italiänische Vermittelung zu denken ist, wenn wir sogar die neugriechische Dichtung Theil an jener Epik nehmen sehen: vgl. J. Grimm, R. F. CCXVII. Von daher ist ein Gedicht namhaft zu machen in 540 Zeilen, sogenannten politischen Versen (◡⊥◡⊥◡⊥◡◡| ◡⊥◡⊥◡⊥◡); wie alt es sei, lässt sich nicht mit Bestimmtheit angeben, doch ist es gewiss nicht älter als das 14. oder 15. Jahrhundert: es hat schon Reime, wodurch je zwei Zeilen verbunden werden, das scheint aber erst in der eben genannten Zeit auf-

1) Altdeutsche Blätter 1, 4.

gekommen zu sein. Was den Inhalt anbelangt, so erzählt das Gedicht eine Wallfahrt von Esel, Wolf und Fuchs, auf welcher die beiden letzteren mörderische Anschläge gegen den Esel machen; aber die Einfalt entgeht und die Bösen gerathen in Schaden. Die Thiere tragen keine Eigennamen. Noch jetzt geht dieses neugriechische Gedicht als Volksbuch um; für uns ist es zugänglich gemacht und gedruckt in J. Grimms Sendschreiben über Reinhart Fuchs S. 75 fgg.

Nicht so schnell als über diese Ausbreitung der französischen Thierepik nach der Provence, nach Italien und bis nach Griechenland können wir über die Rückwirkung hingehen, welche dieselbe auf ihr älteres Heimatland geübt hat, auf das Land, von woher die Franken sie zuerst nach Gallien mitgebracht, auf Deutschland. Diese Rückwirkung hat sich in doppelter Richtung bewegt, zuerst, schon im 12. Jahrhundert, nach dem oberen, dem hochdeutsch redenden Lande, im 13. und 14. nach dem Niederland hin. Trotz diesem chronologischen Verhältniss scheint es Reinaert. doch angemessener, dass wir zuerst von der jüngeren Rückwirkung sprechen: wir können da näher, enger an die französische Thierepik anknüpfen, und namentlich findet dabei fast gar keine geographische Aenderung statt: wir bleiben da immer noch auf dem Boden Flanderns, auf dem wir schon mit dem *Isengrimus* und dem *Reinardus* und dann auch mit einem Theile der Branchen des *Roman de Renart* gestanden haben, nur dass wir jetzt nach den lateinisch und französisch redenden Flamländern auch deutsch flämisch redende vernehmen.

In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts hat ein Flamländer, Namens Willem (vergl. Haupts Zeitschr. 4, 565 fgg.), einen flämischen Reinaert gedichtet, oder wie es Vers 4 vollständiger heisst, *die gêste van Reinaerde: (gesta,* femin. s. v. a. Erzählung); dieses Gedicht muss schon gegen 1280 vorhanden gewesen sein; die Grundlage desselben waren, wie der Dichter im Beginn selbst bezeugt, welsche, d. h. französische Bücher, und französisch sind denn auch die Namen der Thiere. Aber gewiss war das nicht seine einzige Quelle. Die Sage, wie sie auf flandrischem Boden von lateinischen und französischen Dichtern bearbeitet wurde, war auch unter der flämischen Bevölkerung nicht ausgestorben. Dafür giebt es schon sonst mehr als ein Zeugniss (vgl. J. Grimm, R. F. CCVI): es gab z. B. im Anfang

des 13. Jahrhunderts, wie die Geschichtschreiber erzählen, zwei politische Parteien, eine, die es mit der Landesherrinn, der Gräfinn Mathilde hielt, hiess Isangrini, die andre ihr feindliche Blavotini: die letztere Benennung bezieht sich auf den Fuchs, den, wie wir bereits wissen, die Schweden *blåfot,* Blaufuss, Dunkelfuss, Schwarzfuss nennen. Der Reinaert hat wirklich auch manches eigene neue, neu dem *Roman de Renart* gegenüber und in diesem nicht nachweisbar; auch finden sich kurze Beziehungen auf Thiergeschichten, der Art, dass sie damit der Dichter als bekannt im Kreise seiner Leser voraussetzt; die Handlung bewegt sich durchweg in flandrischen Räumlichkeiten, und wo andre vorkommen, sind es eher benachbarte deutsche als französische. Besonders hervorzuheben ist eine Einfügung, die der Dichter aus der deutschen Heldensage her in die Thiersage bringt. Er lässt Reinaert dem König Nobel vorschwindeln von einem grossen Schatze, den er besitze und der herrühre von dem König Ermeline: dieser Name ist eine blosse Entstellung des aus der Sage von Dietrich bekannten Gothenkönigs Ermenrich: er war in Gent einheimisch gemacht, denn es wird erzählt, dort habe *Hermenricus rex* eine königliche Burg gehabt: vgl. J. Grimm, R. F. CLII. Den Inhalt des flämischen Gedichtes anzugeben scheint nicht nöthig: er ist Schritt für Schritt derselbe als das erste Buch von *Reinke de vos.* Wir ersehen daraus, dass die Erzählung wohl in überlieferter Weise satirisch gemeint, aber rein episch gehalten ist; ein Eingriff der lehrhaften Dichtung findet sich etwa nur an einer Stelle, Z. 2305 fgg., wo Reinaert die äsopische Fabel von den Fröschen und ihrem König dem Storch erzählt. Das Gedicht ist aber in keiner Weise abgeschlossen: die Geschichte gelangt in sich zu keinem runden Ausgange, auch äusserlich ist kein Ende bezeichnet; mit Z. 3474 bricht das Epos ganz unvermuthet ab; vielleicht ist daran der Tod des Verfassers Schuld. Der Reinaert muss aber längere Zeit in dieser unvollkommenen Gestalt bestanden und so für fertig gegolten haben: es giebt davon eine lateinische Bearbeitung in Distichen von einem gewissen Baldwinus, die nur ebenso weit reicht und versichert, dass das Gedicht zu Ende sei: *„Fabula finitur methaque finis adest.“* Dieses Gedicht kann, wie die Widmung zeigt, nicht später als 1280, es muss einige Zeit vor diesem Jahre verfasst worden sein. Es führt den Titel *Reynardus*

vulpes, hier passlich, da Reinhard der Hauptheld ist; in den siebenziger Jahren des 15. Jahrhunderts wurde es zu Utrecht gedruckt und nach dem einzigen noch erhaltenen Exemplar wurde es neu herausgegeben von Campbell, Haag 1859.

Die weitere Folgezeit hat aber doch die Empfindung gehabt, dass Willems Reinaert kein recht fertiges Gedicht sei, und noch zu Ende des 14. Jahrhunderts hat ein andrer Fläming, dessen Name nicht genannt wird, eine Fortsetzung im Umfange von 4328 Versen hinzugefügt und dabei zugleich das ältere Gedicht Willems überarbeitet, stellenweise gemindert, stellenweise gemehrt. Dem Inhalte nach entspricht diese Fortsetzung dem *Reinke de vos* vom zweiten Buche an bis zum Schlusse. Auf welche Quelle die Fortsetzung sich gründe, erfahren wir nicht. Wenn der Verfasser überhaupt deren eigentlich benutzt hat, dann waren es wahrscheinlich nur französische: er zeigt Vertrautheit mit dem Französischen, ja eine geschmacklose Vorliebe dafür: französische und französierte lateinische Worte, ja stellenweis ganz französische Verse finden sich mitten im flämischen Text mehrere hinter einander. Wie er indessen in diesem Punkt nicht zu seinem Vortheil sich von Willem unterscheidet, wie er auch in der Behandlung der Verse hinter diesem zurücksteht und z. B. nicht so künstlerisch wie dieser die Reimpaare durch Satzcäsuren zu brechen weiss, so hat er es auch wahrscheinlich mit dem Stoffe weniger ernst genommen, ist mehr der Weise der späteren französischen Dichter gefolgt und hat lieber seine eigene Erfindung walten lassen. Diess letztere ist um so eher anzunehmen, als sich ein so geringes Maass von Erfindungsgabe zeigt, und die Composition eine so armselige ist, dass ihm jedes ältere Gedicht, wenn er ein solches zum Grunde gelegt hätte, gewiss besseres würde geboten haben. Zu einem guten Stück bietet diese Fortsetzung nur Wiederholung des älteren ersten Theils.

Desto mehr Verschiedenheit, aber nicht auf die bessere Seite hin, findet sich, was die ganze Auffassungsart betrifft. Willem hat fast nirgend eine verkümmerte epische Haltung: die Fortsetzung dagegen ist ganz durchdrungen von Lehrhaftigkeit, und die Satire spielt schon stark in die Allegorie hinüber. Ganz eigentliche und ursprünglich äsopische Fabeln werden eine nach der andern episodisch angebracht; die Satire gegen die Geistlichkeit kehrt auch hier wieder, Isengrin z. B. hat auf der hohen

Schule zu Erfurt studiert, die Falschheit Reinaerts tritt auch als Scheinheiligkeit hervor; sonst aber ist die Satire nicht so in Personen und Ereignissen verkörpert, sondern ganz unumwunden in lange Reden niedergelegt, die gelegentlich ein Thier im Gespräch mit andern zum Besten giebt. Die Hauptsache ist indess auch hier die Satire in Bezug auf das Hof- und Fürstenleben. Diese Bezüglichkeit wird so geflissentlich Schritt für Schritt herausgekehrt, dass zuletzt das Ganze fast nur noch den Eindruck einer Allegorie hinterlässt, allerdings einer lebensvolleren, mehr mit epischem Schein umkleideten, als das in Frankreich dem *couronnement Renart* und dem *Renart le nouvel* kann nachgerühmt werden. Der Unterschied, der in Folge dieses Uebermaasses von satirischer Lehrhaftigkeit zwischen dem flämischen Reinaert und den älteren ihm gleichnamigen Gedichten, dem *Roman de Renart* und dem lateinischen *Reinardus* besteht, ist besonders augenfällig am Schluss. Im *Reinardus*, der ja besser betitelt ein *Isengrimus et Reinardus* ist, wird das Ende mit dem Tode Isengrims, des eigentlichen Helden gemacht, und es folgt dann nur noch ein Zwiegespräch zwischen Salaura der Sau, welche die Urheberin von Isengrims Tode ist, und *Reinardus:* ein Gespräch voll Hohn gegen die Geistlichkeit, ja gegen deren Haupt, den Pabst. Der *Roman de Renart* endigt mit dem Scheintod und dem Scheinbegräbniss des Fuchses, der dadurch der Ungnade des Königs entgeht. Der Reinaert schliesst mit dem Zweikampf zwischen Isengrim und Reinaert, letzterer geht als Sieger hervor und ist nun für alle Zeit unangreifbar und unzweifelhaft fest in der Gunst des Königs; dahinter aber folgen noch Schlussworte des Dichters (V. 4480 fgg.), welche zeigen, dass alles zuletzt nur den Sinn hat von Figuren, von Beispielen, von Exempeln, und den Zweck Tugend zu lehren und vor dem Bösen zu warnen. Machen wir jedoch unserem Dichter, dem Dichter der Fortsetzung, keinen ihn besonders und persönlich treffenden Vorwurf. Lehrhaftigkeit war der vorwaltende Zug der ganzen alten Litteratur der Niederlande, und die Thiersage ebenso aufzufassen, war schon lange vor diesem Dichter üblich geworden. Bei Willem freilich findet sich noch keine Spur davon; aber er ist eben mitten darin stehn geblieben, und man kann nicht wissen, wohin vielleicht auch er noch gerathen wäre. Jene lateinische Uebersetzung aber von Willems Gedicht, die noch

aus dem 13. Jahrhundert, älter als 1280 ist, hat bereits die satirisch-allegorischen Schlussverse: „*Finit Reynardus, per quem signatur iniquus Quivis deceptor, quem leo celsus odit. Quamvis proscriptus sit Reynart, vis tamen eius Urbibus et castris regnat et ecclesiis.*“ Und um nichts später kann der fruchtbarste und berühmteste Dichter, den die Niederländer im Mittelalter besessen, fruchtbar und berühmt als Didactiker, Maerlant († 1300) in seiner Reimbibel (J. Grimm, R. F. CCVII fg.) Aesop und Avian und die Reime vom Reinaert und Îsengrîm und Brûne in einem Athemzuge hinter einander nennen ohne den Unterschied zu spüren und anzudeuten, der zwischen jenen Fabeln und der Thierepik besteht: das eine wie das andre dient nach seiner Anschauungsweise nur der *leringhe,* eins wie das andre nur *vonden om lêre ende wîsheit.* Da war es denn auch ganz in der Ordnung, dass zu Ende des 14. Jahrhunderts der Schreiber der einen Handschrift des *Reinardus* dieses ganze durchaus epische Gedicht dennoch durch Rubriken, die er hinzufügte, in eine Reihe *exempla* zersplitterte, und gleichermaassen nur in der Ordnung, dass zu eben dieser Zeit der Fortsetzer des Reinaert seinen Stoff schon selber so didactisch ansah und handhabte.

Ehe wir weiter gehen, habe ich noch anzugeben, wo der flämische Reinaert, der von Willem und die namenlose Fortsetzung gedruckt seien. Die ursprüngliche Gestalt von Willems Gedicht ist nach der zu Stuttgart befindlichen Comburger Handschrift am besten gedruckt in J. Grimms R. F. von Seite 115 an; den ganzen Reinaert, nämlich die Arbeit von Willem nebst der Fortsetzung hat Willems nach der Comburger und einer Brüsseler Handschrift herausgegeben, Gent 1836 und besser 1850.

Zunächst aber können wir nur weiter gehn, indem wir diess flämische Gedicht durch eine Reihe von Wandelungen begleiten, die es ferner noch erfahren hat. Es ist mehrfach und stufenweis noch in andre Sprache und Gestalt übertragen worden. Erstlich in das dem Flämischen dicht benachbarte und zunächst verwandte Holländische. Und das zweimal, beidemal im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts. Nämlich erstens in Prosa, so jedoch, dass die Verse der beiden flämischen Dichter nur ganz obenhin in Prosa umgeschrieben wurden und oft genug noch Verse und Reime unverändert stehen blieben; Willems Name verschwand dabei gänzlich, aber auch den dieses Umarbeiters wissen wir

nicht: es hätte auch wenig Bedeutung. Gedruckt wurde diese Prosabearbeitung in Gouda 1479 und in Delft 1485; von diesen Drucken aber giebt es nur noch je ein Exemplar; von dem Delfter veranstaltete Suhl einen neuen Abdruck, Lübeck 1783. Aus dieser Prosa ist durch Verkürzung und mit vielfacher Entstellung ein holländisches Volksbuch hervorgegangen, das noch jetzt der gemeine Mann dort liest: es führt den Titel *Reinaert de vos*. Aus eben dieser Prosa, und zwar dem Drucke von Gouda 1479, wurde eine englische Uebersetzung veranstaltet, die 1481 zuerst erschien; auch daraus gieng später ein Volksbuch hervor. Auch eine französische Uebersetzung giebt es, betitelt *Reynier le renard*, Antwerpen 1566. So kehrte der Stoff nach Frankreich zurück.

Neben dieser Auflösung in holländische Prosa gab es zweitens auch eine eigentliche Uebersetzung in holländische Verse: der Druck derselben fällt in ebenfalls so frühe Zeit, es sind jedoch von ihm einstweilen nur noch 7 Blätter vorhanden, sie befinden sich zu Hannover und enthalten etwas über 200 Verse und nicht einmal diese alle vollständig: ein neuer Abdruck davon findet sich in Hoffmanns Horae belgicae XII, 7—15. Aus der Seltenheit und dem fast gänzlichen Verschwinden jener alten Ausgaben lässt sich übrigens entnehmen, wie fleissig sie gelesen wurden: denn dadurch wurden sie so aufgebraucht[1]). Der Verfasser ist in den lehrhaften Sinn und Zweck, den der Fortsetzer von Willem und der ganze Zeitgeschmack dem Gedichte gegeben, so sehr eingegangen, dass er nicht bloss dasselbe in Capitel eintheilt, nach Art jener *Exempla* des *Reinardus*, und jedem eine prosaische Inhaltsangabe vorausschickt, sondern auch den meisten Capiteln noch eine lehrhafte Auslegung und Nutzanwendung, gleichfalls in Prosa, folgen lässt. Diese zwiefach grössere Selbständigkeit der Arbeit, die wirkliche Uebersetzung und noch die Commentierung, giebt derselben schon an und für sich, ganz abgesehen von der weiteren litterar-historischen Bedeutung, die später noch zu besprechen ist, einen Rang weit über jener Prosaauflösung, und deshalb hat es hier einen grösseren Reiz auch den Namen dieses Umdichters zu erfahren: und zum Glück lässt er sich wenigstens vermuthen, mit einer Wahrscheinlichkeit, die an Gewissheit grenzt. In der prosaischen Vorrede zu dem niederdeutschen

1) Sie wurden auch von der Geistlichkeit vertilgt: Horae belg. XII, 6.

Reinke heisst es (Lübbens Ausgabe S. III fg.): *Ik, Hinrek van Alckmer, scholemester unde tuchtlerer des eddelen dogentliken vorsten unde heren, hertogen van Lotringen, umme bede willen mines gnedigen heren, hebbe dit jegenwerdige bôk ût walscher unde franzosescher sprake gesocht unde ummegesat in dudesche sprake to dem love unde to der ere godes unde to heilsamer lere der, de hir inne lesen.*" Bei dem Verhältniss, das wie wir später sehen werden zwischen dem niederdeutschen *Reinke* und der holländischen Umarbeitung besteht, wird auch diese Vorrede und diese Stelle derselben aus dem Holländischen herübergenommen sein, und Heinrich von Alkmar als der Verfasser jener Umarbeitung gelten dürfen. Anstoss erregt nur, dass er von einem Original in französischer Sprache redet, während sein Original doch flämisch war[1]): entweder ist anzunehmen, dass das ein unwahres Vorgeben ist und dass Heinrich von Alkmar dadurch seiner Arbeit ein höheres Ansehen hat verschaffen wollen, wie dergleichen sich öfter findet, oder dass erst bei der Umschreibung ins Niederdeutsche diese Worte zu dem gleichen Zwecke hineingekommen sind. Ein Heinrich von Alkmar hat wirklich in der Zeit, welche hier in Betracht kommt, gelebt: er kommt 1477 und 1481 in Utrecht vor, wurde aus der Stadt verwiesen und wieder aufgenommen. Er mochte 1485 in Lothringische Dienste treten: in diesem Jahre vermählte sich eine niederländische Dame, Philippa, Tochter Herzog Adolfs von Geldern, mit Renatus II. von Lothringen: es ist begreiflich, dass dieser seiner niederländischen Gemahlinn zu Liebe den Kindern einen Erzieher aus der Heimath gab und eben diesen zu einer litterarischen Arbeit solcher Art ermunterte.

Und hiemit brechen wir die Besprechung des holländischen Reinaert ab, um später eben hier und an Heinrich von Alkmar wieder anzuknüpfen.

Für einstweilen wenden wir uns weg von Flandern und von Holland und richten den Blick auf das Gebiet der oberdeutschen Sprache und weiter auf Deutschland überhaupt, auf Deutschland in dem beschränkteren Sinn, wo die Niederlande nicht dazu gerechnet werden. Wir können aber dieser Richtung nur folgen, indem wir wieder in entferntere Zeiten treten als denen der Deutschland

1) Vgl. Glosse zu Reinke I, 3, Lübben S. 9.

flämische Reinaert angehört: denn es handelt sich nun vornehmlich um ein Gedicht, das schon um das Jahr 1170 ist verfasst worden; ja wir müssen noch hinter das 12. Jahrhundert, müssen bis jenseits des *Reinardus*, des *Isengrimus*, ja sogar der Ecbasis zurückgehen.

Wir haben bisher die Thiersage als einen Vorbesitz der Franken und ihrer Nachkommen und Nachfolger in Frankreich und auf dem französisch-deutschen Boden von Flandern und Lothringen kennen gelernt: aber eben nur als deren Vorbesitz. Den andern Völkern germanischen Stammes ward der Stoff nicht so wie den Franken durch ihre Eigenart besonders nahe gelegt, und deshalb wandten sie demselben nicht eine ebenso eifrige litterarische Pflege zu: sie kannten die Sage wohl, freuten sich ihrer wohl auch, aber sie bauten nicht gleich den Franken und Franzosen auf deren Grund eine eigene Epik; sie brachten wohl auch einzelne Abenteuer in künstlerisch abgeschlossene Gedichtform, auf Lateinisch oder auch auf Deutsch: aber sie gelangten von sich selber aus nicht bis zu Epopöien, die der Abenteuer mehrere in gegliedertem längerem Verlauf enthielten.

Auf Bekanntschaft auch der nichtfränkischen Deutschen mit der Thiersage und auf Dichtung aus derselben, ja auf Dichtung die schon in satirische Bezüglichkeit gewendet war, lässt sich mit grösster Gewissheit bereits für das 10. Jahrhundert schliessen, für eine Zeit die der Abfassung der Ecbasis noch vorangieng. Nämlich in dem hochdeutschen Gedichte von Isengrims Noth, von dem alsbald die Rede sein wird, und das selber erst um 1170 entstanden ist, kommen einige Dinge vor, die nicht erst in dieser Zeit, die schon um die Mitte des 10. Jahrhunderts in die deutsche Dichtung aus der Thiersage müssen gebracht worden sein. Es wird da V. 2099 fgg. erzählt, wie der König der Thiere auf Betreiben Reinharts den Elefanten mit Böhmen belehnt und das Kamel (olbente, weiblich) aus Toscana (d. h. Italien, vgl. Lombardei J. Grimm, R. F. CCXXV. Pisa?) zur Aebtissinn von Erstein einsetzt; jener aber wird mit Schlägen aus dem Lande getrieben, diese von den Nonnen mit Griffelstichen in den Rhein gejagt; und Brune der Bär ist Kaplan und Kanzler des Königs[1]). Das alles sind deutliche Bezüge auf König Otto I., der die

1) J. Grimm, R. F. S. CCLIV.

Lehensabhängigkeit Böhmens von Deutschland neu befestigte, die Abtei Erstein im Elsass[1]) seiner italiänischen Schwiegermutter Bertha, der Mutter der Königinn Adelheid, gewiss zum grossen Verdruss der deutschen Klosterschwestern und sonst der Deutschen gab, und dessen Bruder Bruno Kanzler des Reiches und Erzbischof von Köln war. Auf die Einmischung solcher satirischer Züge konnte man aber natürlich nicht erst im 12. Jahrhundert verfallen: der Verfasser von Isengrims Noth hat sie vorgefunden in einer älteren Dichtung aus der eigenen Zeit jener Personen und Ereignisse. Wahrscheinlich war es ein lateinisches Gedicht: so am leichtesten erklärt sich, wie der Bär Brûne als Geistlicher auch in den französischen *Roman de Renart* hat gelangen können: da, Z. 10090 fgg. beauftragt ihn König *Nobles* das Todtenamt für die Henne zu halten, die Renart getödtet hat: eine deutsche Quelle aus dem 10. Jahrhundert hätte ein französischer Dichter des 13. Jahrhunderts schwerlich gekannt und benutzt, eine lateinische leichtlich.

Während diese verlorene satirische Thierdichtung des 10. Jahrhunderts, wie die Erwähnung der Abtei Erstein zeigt, im Elsass daheim war, an der Grenze Lothringens und Frankreichs, so dass man noch Einwirkung der französischen Thierepik annehmen dürfte, gehört ein andres Zeugniss, das auch noch in das 10. Jahrhundert oder an den Uebergang ins 11. fällt, weit von da ab nach Baiern; eben dasselbe zeigt zugleich die Liebhaberei der Klostergeistlichen für diesen Stoff. Froumunt, der Mönch von Tegernsee spricht in einem Gedichte von theatralischen Belustigungen innerhalb der Klostermauern und sagt (Pez, Thesaur. anecd. 6, 1, 184): *Si facerem mihi pendentes per cingula caudas, Gesticulans manibus, lubrice stans pedibus, Si lupus aut ursus (sed vellem fingere vulpem), si larvas facerem furciferis manibus* (Teufel), — *Gauderet, mihi qui propior visurus adesset.* Froumunt gebraucht den Plural *caudas:* Füchse mit mehr als einem Schwanze sind als Versinnlichung der gesteigerten Fuchshaftigkeit zu betrachten. Dergleichen findet sich auch im 38. Märchen der Br. Grimm, das die Hochzeit der Frau Füchsinn erzählt, und im *Reinardus* kommen Widder mit 4, 6, 8 Hörnern

---

1) Vergl. Elsäss. Neujahrsbl. 1848 S. 210 (oben S. 228); Altd. Bl. 1, 417 fgg.

vor. Uebrigens nennt Froumunt *ursus, lupus, vulpes:* die drei Hauptträger der echt germanischen Thiersage, wo noch der Bär König war. Wir müssen uns dabei erinnern, und das ist zugleich ein zweites Zeugniss aus derselben Zeit, aus demselben Land und demselben Munde, wie Froumunt auch die Geschichte von dem Hirsch ohne Herz wirklich und ausdrücklich so erzählt, dass der Bär über die Thiere herrscht. Gehen wir sodann von Froumunt weiter und machen einen Sprung bis um die Mitte des 12. Jahrhunderts, so erzählt die Kaiserchronik, wie bereits erwähnt, ebenfalls diese Geschichte: die gleiche Geschichte findet sich also im 12. wie vorher im 10. und wie schon im 7. Jahrhundert auf fränkischem Boden bei Fredegar, aber in so selbständig abweichender Gestalt von Fredegar, von Froumunt erzählt, dass die Ueberlieferung von Land zu Land und von Jahrhundert zu Jahrhundert eine lebendig mündliche muss gewesen sein, keine in gelehrter Art schriftliche: denn da wäre die Uebereinstimmung grösser. Sodann endlich, nicht um viele Jahre später als die Kaiserchronik, in der Zeit, als die lyrische Kunstdichtung sich anfieng zu entwickeln, finden sich unter den Liedern eines dieser Anfänger, Spervogels, drei nach einander, deren jedes mit einem neuen Zug die sagenhafte Auffassung der Thierwelt vor Augen stellt; alle drei handeln, was wohl zu beachten ist, vom Wolf. Von der Hag. Minnes. 2, 375a (vgl. 373b). Zweimal erscheint der Wolf als Hirte, und zwar so, dass damit gleichsam historisch begründet wird, weshalb alle Welt den Wolf verfolgt und wo man seiner habhaft wird, ihn hängt; es erinnert das an einen noch im *Reinke de vos* 1, 29 wiederkehrenden Zug: wir haben da den geschichtlichen Anfang dafür, dass die Schafe die voraus zugewiesene Beute des Wolfes sind. Das andre Mal finden wir bei Spervogel den Wolf zugleich als Mönch: wir kennen das beides bereits[1]) als einen Lieblingsgedanken der alten Zeit; wir begegnen ihm auch bei Freidank S. 137: *„Swâ der Wolf ze hirte wirt, dâ mite sint diu schâf verirt“* und *„Swie dicke ein Wolf gemünchet wirt, diu schâf er drumbe niht verbirt.“*

Diese Beispiele lehren uns, dass die Thiersage wohl auch in Deutschland lebte als ein altes Gemeingut aller germanischen Völker, keines aber deutet auf eine deutsche Thierepik der Art

1) Vergl. oben S. 275 f.

hin, wie die Nachkommen der Franken eine solche schon im 11. Jahrhundert hatten. In eben jener Epoche aber, welcher Spervogel angehört, begann und wuchs immer voller und breiter der Einfluss der französischen Poesie, der französischen Epik, der französischen Lyrik auf die deutsche, und wie auf diesem Wege nach französischen Vorbildern und Quellen Karl der Grosse, doch gewiss ein echt altdeutscher Held und König, erst jetzt in die deutsche Ependichtung eingeführt ward, durch das Rolandslied des Pfaffen Konrad um 1171, so dann auch jetzt, um 1170, jetzt endlich und zuerst die echt altdeutsche Thiersage, durch Heinrich den Gleissner und sein Gedicht von Isengrins Noth.

Heinrich der Glîchezâre, Glîchesære, Glîchsenære (d. h. simulator, Heuchler, Gleissner) war der Sprache nach und wie noch sonst sich ergiebt, ein Elsässer, ein Alamanne, kein Franke. Er giebt sich selbst als einen fahrenden Dichter kund (Z. 855. 1786. 1792), besass aber ein gewisses Maass höherer Bildung und brauchte dieselbe hier und gebrauchte sie. Er schöpfte nicht aus mündlicher Ueberlieferung: diese floss nicht reichlich genug um aus ihr diejenige Fülle zu schöpfen, die man jetzt anfieng von dem epischen Dichter zu begehren; er benützte schriftliche Quellen. Man hat aber auch, wie sein Vortrag trocken und ungelenk ist, den Eindruck, dass etwas ausser ihm liegendes ihn behindere, dass eben die fremdländische und vorzeitliche Gewährschaft, an die er sich bindet, ihm eine störende Fessel sei. Heinrichs schriftliche Quellen waren von zwiefacher Beschaffenheit. Einmal waren es, wie wir schon vorher vermuthet haben, lateinische Gedichte, diese gebrauchte er aber nur für untergeordnete, bloss gelegentlich angebrachte Nebendinge: so die zeitgeschichtliche Satire auf Otto I., also das 10. Jahrhundert; vielleicht kannte er auch lateinische Gedichte des 11. und 12. Jahrhunderts, in denen sich der Hass und Hohn der Benedictiner gegen die Cistercienser kund gab, wie im *Reinardus,* der selbst eine Mönchs-, eine Benedictinerdichtung ist, während die französischen Thierepiker als Laien diesen Ordenszank eher bei Seite liessen. Seine eigentliche Hauptquelle aber, wie ihm, dem Elsässer dergleichen nahe genug zur Hand lag, war ein französisches Epos, d. h. eine Zusammenstellung französischer Branchen. Diese sind aber verloren und lassen sich aus den Branchen, die jetzt den *Roman de Renart* bilden, nicht mehr

herstellen: neben wiederholten Anklängen findet sich darin doch eine beständige Verschiedenheit. Noch aber schimmert die französische Grundlage überall durch die deutsche Dichtung durch: mehr als ein französisches Wort und gerade nicht von den geläufigeren sind an ihr hangen geblieben; das vorzüglichste Merkmal jedoch bilden die französischen Namenbildungen und Namenumbildungen: der Wolf heisst bei Heinrich Îsengrîn, der Hahn Schanteclêr; nur wo die deutsche Urform sich noch lebendig darbot, hat er dieselbe hergestellt: den Fuchs nennt er nicht Renart, sondern Reinhart, die Wölfin nicht Hersent, sondern Hersint, den Kater nicht Tibert, sondern Diepreht; ja einigemal wagt er völlige Verdeutschung: aus Malpertuis macht er Uebelloch, aus Chanteclin (Chanteclers Vater) Sengelîn, aus Nobles, freilich nur zweimal (Z. 1241. 1282) Vrevel, sonst heisst er kurzweg der Künec. Der Gang des Gedichtes ist in Kürze folgender: man kann 12 Abenteuer oder Branchen unterscheiden. Nach vier Abenteuern, welche Reinhart, er allein, noch ohne den Wolf, und immer zu seinem Schaden besteht, sucht und erlangt er Isengrin zu seinem Gesellen: das nun folgende fünfte Abenteuer gereicht dem Wolf zum Schaden und zur Schande. Die drei übrigen Abenteuer, welche beinah die ganze zweite Hälfte des Gedichtes ausmachen, erzählen die Krankheit Frevels, die gerichtliche Anklage und Vorladung Reinhards, die Schändung der Boten, das Erscheinen vor Gericht, die Heilung des Königs, indem Reinhard Leib und Leben all seiner Feinde und Ankläger dazu verwendet, dann aber die Vergiftung desselben, die Heimkehr Reinhards und den Tod des Königs in bittrem Leid über Reinhard und sich selbst. Dem Sinne des Ganzen nach stimmt Heinrichs Gedicht mit dem *Roman de Renart* zusammen: der Fuchs ist auch hier, ja hier noch viel mehr als dort die Hauptperson: die vier ersten Abenteuer, die noch zu seinem Nachtheile ausgehen, werden sonst vom Wolf erzählt, sind aber hier auf den Fuchs übertragen um zu begründen, dass nun er, der unglückliche Schwache, die Bundesgenossenschaft des Stärkeren, des Wolfes, sucht. Und wie schon in dieser Einleitung eine gewisse Vorliebe für den Fuchs, ein Streben ihn vor der Sittlichkeit zu entschuldigen, sich kund giebt, so auch im weitern Verlauf. Zwar wird sein Charakter je mehr und mehr die tückische Bosheit: aber der Wolf missbraucht gleich im Beginne jenes Bünd-

niss um Reinhard zu übervortheilen: dadurch wird seine Rachlust erweckt und in Folge der Rache wächst die Feindschaft der Andern und nun, nur wie zur Nothwehr dagegen, verübt Reinhard immer neue Missethaten. Für diese ethische Auffassung ist es nicht bedeutungslos, dass auf dem Sühnungstag zwischen Wolf und Fuchs, der im 9. Abenteuer veranstaltet wird, dem Wolf die grossen, dem Fuchs dagegen all die kleineren Thiere folgen: er erscheint so als der Anwalt der Schwäche gegen die Stärke und deren Uebermacht.

Diese hier nun voll entschiedene Voranstellung des Fuchses steht damit in Zusammenhang, dass auch der satirische Bezug, den schon die Dichter des *Roman de Renart* in ihre Erzählung legten, hier ebenfalls noch viel nachdrücklicher und ausdrücklicher zu Tage tritt. Die Satire gegen die Geistlichkeit findet sich nur nebenzu: so wird der Wolf zum Schein und Hohne Cistercienser; das eigentliche Ziel ist der Hof und das Leben, wie die Herren der Höfe, die Fürsten selbst, es dulden und nähren. Darum nimmt die Erzählung von der Krankheit des Königs und was damit sich verbindet, beinahe die Hälfte des ganzen Gedichtes ein, und es bricht ab, wo dem Könige durch Vergiftung die Gunst belohnt ist, die er der Untreue erwiesen hat, und mit der Schlussbetrachtung Z. 2172—2186. Die Krankheit des Königs und dessen Heilung kommt auch anderswo vor, in der Ecbasis, im *Isengrimus,* im *Reinardus,* in der 21. Branche des *Roman de Renart*, aber nirgend da mit diesem Ausgange, der auch die Heilung in Lug und Trug verwandelt: für die Hofsatire ist gerade dieser Ausgang der ausdrucksvollste.

Der deutsche Dichter aber ist mit alle dem um so gewisser einer fremden, einer französischen Urschrift gefolgt, als er für sich selbst und aus der Heimat her noch einer ganz anderen Auffassung der Sage, noch der älteren, echteren, deutscheren, gewohnt war, welche den Wolf in den Vordergrund stellte. Das zeigt ganz unverkennbar der Titel, den er selber seiner Dichtung gab: er betitelte sie nicht Reinhard, wie doch dem Inhalt und Sinn entsprochen hätte, sondern (Z. 1790) Isengrins Noth: *er hât daz buoch gedihtôt umbe Îsengrînes nôt.*

Leider ist das Gedicht Heinrichs in seiner Urgestalt nicht vollständig auf uns gelangt, wir besitzen davon nur einige Bruchstücke, die jedoch gross genug sind, um uns die Sprache und

die Dichtart Heinrichs des Gleissners zu veranschaulichen. Sie sind gedruckt in J. Grimms Sendschreiben über R. F. 1840.

Die übrigen Theile des Gedichtes sind nur in einer jüngeren Umarbeitung vorhanden und waren in dieser allein bekannt bis zur Auffindung jener Bruchstücke: aber schon aus dieser konnte man ersehen, dass sie eben auf solchem Wege aus einem älteren Gedicht hervorgegangen waren. Isengrins Noth hat in der Weise seiner Zeit noch manchen ungenauen Reim und auch noch keinen rechten Versbau: die Sätze die paarweis reimen zeigen noch kein festes Maass der Hebungen, meist sind es deren wohl vier, oft aber auch mehr oder weniger, ohne dass man Fehler der Schreiber annehmen dürfte: es ist eben Reimprosa. Daran nahm die spätere Zeit, die doch die Dichtung gern noch lesen mochte, Anstoss, sie fühlte sich im Genuss dadurch gestört, auch gestört durch diese und jene inzwischen veraltete Ausdrucksweise, und so gieng ein unbekannter Dichter etwa um die Mitte des 13. Jahrhunderts daran, so gut er es vermochte, die Sprache zu erneuern und wirkliche Verse und volle reine Reime herzustellen: er bezeugt das selbst am Schlusse Z. 2249: *„Hie endet ditze mære. daz hât der glîchesære her Heinrîch getihtet und lie die rîme ungerihtet; die rihte sît ein ander man, der ouch ein teil getihtes kan: und hât daz ouch alsô getân, daz er daz mære hât verlân ganz rehte, als ez ouch was ê; an sümelîch rîme sprach er mê, dan ê dran wære gesprochen. ouch hât er abe gebrochen ein teil, da der worte was ze vil.“* Der Umdichter änderte auch schicklich die Benennung: zwar Z. 1790, wo Heinreich der Gleissner von *Îsengrînes nôt* spricht, heisst es hier damit gleichbedeutend: *„der hât diu buoch zesamene geleit von Îsengrînes arbeit,“* aber im Eingang wird gleich bezeichnet, dass Reinhart der Held sei; vgl. Z. 1—10. So geben auch die Schreiber dem Gedichte den Titel *„fuhs Reinhart.“*

Uebrigens ist auch diese Umarbeitung nicht vollständig: innerhalb des sechsten Abenteuers ist eine Lücke: wie gross dieselbe aber sei, ist nicht zu ermessen, und so ist nun auch nicht zu ermessen, welches der eigentliche ursprüngliche Umfang des Gedichtes gewesen: was wir noch haben, beträgt 2266 Verse. Eine Ausgabe des Gedichtes gab J. Grimm in seinem Reinhart Fuchs S. 25—103, die allerdings noch mancher Besserung bedürftig und fähig ist.

Mit jenem Urtext, den das 13. Jahrhundert ungern mehr las, und mit dieser Ueberarbeitung, die man auch nur wenig las (sonst würden wir mehr als zwei Handschriften davon besitzen, die sich ohne diess so verhalten, dass sie fast nur für eine gelten können), mit diesem einen Versuch in umfangreicherer Dichtung aus der Thierepik hat sich die Litteratur des deutschen Mittelalters, haben sich das 13. und die folgenden Jahrhunderte voll begnügt: bis zu Ablauf dieser Periode erweckte er keine Nachfolge, keinen Antrieb ähnliches hinzustellen, das vielleicht grösseren Beifall fände. Im Anfange jenes Zeitraumes erschien die Thiersage bei aller Bezüglichkeit auf das Leben der Höfe, die hineinzulegen war und die man gewohnt war hineinzulegen, doch zu unhöfisch: Dichter und Leser wendeten sich ekel davon ab und zogen Geschichten vor, in denen doch Menschen agierten. Weiterhin aber wirkte der Thiersage entgegen, was ihr von je her und überall verderblich gewesen, die Thierfabel: diese duldete, ja diese liebte und pflegte man je mehr und mehr: denn auch die Lehrhaftigkeit wuchs je mehr und mehr, der Lehrhaftigkeit aber sah man es schon nach und von ihr sah man es gerne, wenn sie nach äsopischer Art auch von Thieren erzählte und Thiere sprechen liess: da hatte doch die Phantasterei wieder einen greifbaren Zweck und Nutzen.

Wir wollen nun einen kurzen Ueberblick zu gewinnen suchen über die Fabellitteratur des deutschen Mittelalters vom 12. und 13. Jahrhundert an bis zum Schlusse, und zwar über die lateinische und die deutsche; wir werden dabei zugleich sehen, wie sich mit in ihr, gelegentlich auch neben ihr die alteinheimische Thiersage noch einen gewissen Fortbestand sicherte: eigentlich haben wir auch nur um dessentwillen davon zu sprechen. Wir sprechen von den lateinischen Fabeln schicklich zuerst; namentlich hier geht neben der Thierfabel gelegentlich auch jetzt noch die Thiersage her. In dichterischer Form weiss ich davon freilich nur ein einziges Beispiel, ein Gedicht wiederum in Distichen, in J. Grimms R. F. S. 397—409 gedruckt: der Poenitentiarius; in seiner ursprünglichen Gestalt umfasst er 388 Zeilen, es giebt jedoch davon auch noch eine jüngere Erweiterung[1]). Der Inhalt ist in Kürze folgender: Wolf, Fuchs und Esel beichten einander, Lateinische Fabeln.

1) Mone Anz. 3, 188 fgg.

Wolf und Fuchs absolvieren sich gegenseitig für die schwersten Verbrechen, der Esel dagegen, weil er nur vom Stiefel eines Wanderers einen schmutzigen Strohhalm weggefressen, wird mit dem Tode bestraft. Der Poenitentiarius zeigt auch die altübliche Satire gegen die Geistlichkeit und schliesst sich damit den Gedichten des 12. Jahrhunderts an: er stammt selbst aber erst aus dem 13. Jahrhundert. Der Esel wird hier mit einem sonst in der Thiersage ungehörten Namen bezeichnet, er heisst Brunellus: dieser Name rührt her von Nigellus Wireker, einem Mönch von Canterbury um 1200, der in einer Satire gegen die Hoffahrt der Mönche den Esel, der anstatt eines kurzen Schwanzes einen längeren begehrt, Brunellus benannte und so auch sein Gedicht betitelte. Dieses Werk wurde alsbald auch in Deutschland beliebt: so kam es, dass Brunellus fast appellativ s. v. a. Esel bedeutete: Carm. buran. 40 *Brunelli chordas incitant, boves in aula saltitant.* Viel mehr als appellativ ist der Name auch im Poenitentiarius nicht: der Wolf heisst daneben *lupus,* der Fuchs *vulpes.* Während somit der Poenitentiarius nach 1200 fällt, muss er, wie der Renner beweist, doch noch vor dem Ende des Jahrhunderts gedichtet sein. Gleichfalls aus der Thiersage schöpft seinen Stoff noch ein zweites Gedicht in lateinischen Distichen, *Lupus monachus* betitelt, bei J. Grimm R. F. S. 416 bis 418 abgedruckt; nur 50 leoninisch reimende Verse. Es wird darin von einem Wolf *(„lupus")* erzählt, der Mönch und bald auch Hirte des Klosters und Mörder der Schafe wird (vergl. oben S. 275): hier spielt bereits die Fabelart herein: die Satire zeigt sich nicht bloss wie die des Poenitentiarius in den Thaten und den Reden der Thiere selbst, sondern noch eigens und einzeln in den Schlussworten aus dem Munde des Dichters: *„Sub vestimentis ovium sunt crimina mentis; qui placet exterius, est lupus interius."* Der *Lupus monachus* zeigt in solcher Weise allerdings die Fabelart, aber in einem Hauptbezug steht er ganz vereinzelt allen andern lateinischen wie deutschen Fabeln gegenüber: all die anderen haben nichts von Satire gegen die Geistlichkeit, weil ja natürlich auch Aesop nichts davon hat: diese also blieb der Thierepik überlassen, und wo die Lehre der Fabel sich auch satirisch wendete, nahm sie doch nicht diese Richtung. Während somit der *Lupus monachus* noch in einer Schwebe zwischen Thiersage und Thierfabel steht, ist eine Reihe anderer

Gedichte, die offenbar denselben Verfasser haben, vollständig in der äsopischen Art gehalten; sie sind nicht aus der Thiersage genommen, sondern eigentliche Fabeln und auch in dem entsprechender Kürze abgethan[1]); so die welche J. Grimm S. 418. 419 abgedruckt hat: sie enthalten nicht mehr als 12, 16 Zeilen. Der *Lupus monachus* und diese andern Gedichte sind vielleicht erst im 14. Jahrhundert gedichtet worden: bereits das 13. aber hatte in diese Art der lateinischen Litteratur eine Wendung gebracht, die charakteristisch genug, die zum Theil recht unangemessen und deshalb auch nicht ohne weiter fort gehende Wirkung war. Diess geschah durch die *Gesta Romanorum*, die in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts verfasst wurden und vielleicht einen deutschen Mönch Helinandus zum Verfasser haben. Mit dem Titel dieses Werkes sind die *Gesta Romanorum imperatorum* gemeint: aber nicht bloss von diesen wird darin erzählt, sondern auch von andern Personen; das Buch enthält überhaupt geschichtliche Anecdoten, Legenden, Novellen, auch Thiersagen (wir haben davon früher ein Beispiel kennen gelernt, die Geschichte vom Hirsch ohne Herz): alles aber ist lehrhaft gemacht, geistlich aufgefasst, daher denn auch jeder Geschichte eine Moralisatio beigegeben ist: manches ist blosse Allegorie von vorn herein, ohne geschichtlichen oder sagenhaften Grund. Durch diese Auffassungsweise sprach das Werk den Sinn der Zeit und noch mehr der weiteren Folgezeit aus und an: daher denn auch die vielen Handschriften, Drucke und Uebersetzungen; es diente zu immer tieferer Befestigung der Lehrhaftigkeit, der Symbolisierung, der Allegorisierung, und wenn von Aesop und den Aesopikern bisher eigentlich nur die Thierfabel war gelernt worden, so stellte sich nun daneben, mit breitester Geltung, mit breiterer als jemals früher, auch die Parabel, Erzählungen, die Thaten und Reden von Menschen zu lehrhaftem Zwecke vortragen. Diese ganze Beschaffenheit der *Gesta Romanorum* war nun freilich eine Abirrung und Verführung in armselige Einseitigkeit: minder ungehörig war etwas andres. Die Abfassung in Prosa war solcher Handhabung der Stoffe jedesfalls angemessener als die sonst gebrauchten Hexameter und Pentameter. Das Buch blieb denn auch in dieser formellen Beziehung nicht

---

1) Vergl. Mone Anz. 8, 105 fg.

wirkungslos. Es giebt eine noch lange nicht vollständig bekannte Anzahl von Fabeln in lateinischer Prosa, wozu der Anfang im 14. Jahrhundert in Frankreich gemacht scheint; sie finden sich aber auch noch in Handschriften des 15. Jahrhunderts und auch in Deutschland; ein Theil derselben ist gedruckt in den frühesten Ausgaben des lateinischen Aesop und findet sich da unter dem Titel „*Fabulae extravagantes*," so genannt weil sie ausserhalb der Grenzen der classischen Ueberlieferung liegen. Darunter sind nicht wenige, die echt alte Thiersagen Frankreichs und Deutschlands enthalten; obgleich als Fabeln den äsopischen beigegeben, sind sie in Stoff und Vortragsart rein episch, farbig und breit ausgeführt. Ein Nachklang der Thiersage ist es, wenn hier zuweilen noch der Fuchs *Renardus* (entstellt *Reynoldus*) und der Wolf *Isengrinus* genannt wird. Eine gut getroffene Auswahl aus diesen *Fabulae extravagantes* giebt J. Grimm, R. F. S. 421—431.

Deutsche Fabeln.

So viel über die lateinische Fabellitteratur des 13., 14., 15. Jahrhunderts. Von deutscher lassen sich die ersten schüchternen Versuche bereits bald nach der Mitte des 12. Jahrhunderts nachweisen; im Uebrigen jedoch hält sie Schritt mit der lateinischen, wird von dieser aus bestimmt und geleitet; zugleich aber und noch viel mehr wirkt auf sie die äsopische und äsopisierende Fabeldichtung des griechisch-römischen Alterthums ein.

Deutsche Fabeldichtung schon bald nach der Mitte des 12. Jahrhunderts: wir finden nämlich bei Spervogel, aus dessen Mund wir früher einige Wolfsgeschichten vernommen, die noch ganz sagenhaft, deutsch sagenhaft erklingen, noch einige andre Sprüche, die ebenso entschieden unsagenhaft, die ganz lehrhaft gemeint, die Fabeln sind oder auch Parabeln. Fabeln v. d. H. Minnes. II, 375a (15. 16), 376? (8); Parabeln 376? (7). 377a. 10. Es sind das verlorene erste Versuche: von da an erstreckt sich eine lange, fast ein Jahrhundert lange Lücke: die deutsche Dichtung war noch nicht reif für die Fabel, die Dichter waren einstweilen noch zu laienhaft und zu deutsch: hätten die gelehrten Geistlichen noch die Ueberhand in ihr gehabt wie vordem, sie würden schneller die Thiersage gegen die Fabel vertauscht haben. Bei Walther von der Vogelweide und namentlich in Freidanks Bescheidenheit finden wir wohl eine vertraute Bekanntschaft mit den lateinischen Fabeln: aber weder hier noch

sonst in dieser Zeit, im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts, giebt es auch ausgeführte Fabeln auf Deutsch; es sind immer nur Andeutungen, Anspielungen: einzig eine Ausnahme begegnet uns bei einem deutschen Dichter undeutscher, italiänischer Herkunft, der auch sonst gelehrt ist und seiner Gelehrsamkeit gerne und über Gebühr nachgiebt, bei Thomasin von Zirclar, einem Friaulischen Edelmann, der in den Jahren 1215 und 1216 eine umfassende Tugendlehre, den welschen Gast, geschrieben hat. Im 6. Capitel des 9. Buches, Z. 13261 fgg. erzählt er die Fabel vom Esel, vom Löwen, der vor des Esels Stimme erschrickt, und vom Wolf, der die Eselsnatur aufdeckt: sie ist derjenigen vom Esel in der Löwenhaut ähnlich (Aesop 333, Avian 5) und wahrscheinlich aus dieser umgeändert, weil die Löwenhaut dem verständigen Dichter zu abenteuerlich erscheinen mochte. Der Esel führt hier den Namen Baldewîn. Zu bemerken ist, dass hier zuerst das Wort *bîspel* vorkommt, womit eine Erzählung gemeint ist, bei der noch etwas zu verstehn ist, also eine Fabel oder Parabel; man sagte dafür auch *bîschaft*.

Den vollen Anfang, einen Anfang von dem man ununterbrochen weitergeht, nahm die deutsche Fabeldichtung erst gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts, dieselbe Zeit, in welche man etwa auch die Umarbeitung von Heinrichs des Gleissners Isengrin zu setzen hat: jetzt war die Blüte der höfischen Dichtung vorbei, das classische Zeitalter der Epik und Lyrik war zu Ende, und die ganze äussere wie innere Geschichte des Volkes brachte es mit sich, dass nun die Lehrhaftigkeit den Stuhl einnahm und sich immer breiter und breiter darauf machte. Bis dahin hatte man sich zwar der Thierepik enthalten, aus höfischem Widerwillen, aber auch der Thierfabel, aus demselben Beweggrunde: jetzt endlich kam auch diese an die Reihe. Als der älteste an der Spitze dieser Fabeldichter ist der Stricker zu nennen, wahrscheinlich ein Oesterreicher, der um 1250 lebte; eine Handschrift seiner Fabelsammlung, die Würzburger zu München, trägt den Titel *diu welt.* Weiterhin haben wir ganze Sammlungen von Ulrich Bonerius, einem Predigermönch zu Bern, der zwischen 1320 und 1340 hundert Fabeln dichtete, welche den Titel *der edelstein* führen; sodann von Heinrich von Müglin (Mügeln), einem Meissner, um 1350: er dichtete seine Fabeln in lyrischer Strophenform, während die übrigen Fabeldichter sich der paarweis

reimenden kurzen Verse bedienten; ferner aus demselben 14. Jahrhundert, um 1370, eine niederdeutsche Sammlung von Gerhart, Dechant zu Minden (vgl. Wiggert Scherflein 2). Von Andern, Bekannten und Unbekannten, besitzen wir nur gelegentlich Einzelnes; als einer, der sich in solcher Art besonders reichlich und mit Geschick betheiligt hat, ist Hugo von Trimberg, Schulmeister in Bamberg, auszuzeichnen, der 1300 den Renner, ein Lehrgedicht mit Fabeln, dichtete. Die hauptsächliche, nicht gerade immer benannte, aber deutlich erkennbare Grundlage ist überall Aesop, wie nämlich die Römer und das lateinisch schreibende Mittelalter, Avianus und Romulus, ihn ausgebildet und fortgebildet hatte; von einem Unbekannten wurde im 15. Jahrhundert Avian mit ausdrücklicher Nennung dieses Namens in deutsche Verse gebracht (vgl. Haupt und Hoffmanns Altd. Blätter 1, 113 fg.). Und auch wo die Dichter nicht aus Aesop schöpften, ist er das beständig befolgte Vorbild: hie und da finden sich nämlich neben den Fabeln auch Thiersagen der Heimat, auch epische Stoffe andrer Art, Novellen und Schwänke: aber auch diese werden gleichfalls äsopisiert, zu einem lehrhaften Zwecke erzählt, sind also Parabeln, und um dieses Zweckes willen wird hier ebenfalls eine Schlussmoral, ein ἐπιμύθιον beigefügt, also ganz wie in den *Gestis Romanorum,* nur dass hier die Moralisationen religiöser, dogmatischer Art sind, in den *bîspellen* dagegen überwiegend moralisch. Die Aesopisierung der Thiersage führt es mit sich, dass deren Eigennamen der Regel nach gegen Appellativa vertauscht werden. Beispiele hiefür: die Geschichte von dem Kater der aufs Freien ausgeht (sie ist mit einigen Abweichungen auch dem Orient bekannt, vgl. Altd. Wälder 3, 195 fg.): Stricker L. B. 1, 621 fgg. Herrand von Wildonje, ein Steiermärker und Zeitgenosse des Strickers: Beziehung darauf im Krieg von Wartburg v. d. H. M. S. 2, 5 fg. Ferner die mehrfachen deutschen Gedichte von der Beichte zwischen Wolf, Fuchs und Esel (Poenitentiarius): Hugos von Trimberg Renner Z. 3509 fgg. L. B. 1, 265 fg. Heinrich von Müglin (Ausgabe W. Müllers VII, Mones Anzeiger 8, 108). Erzählungen von Keller 503 fgg. (15. Jahrhundert). Nur zur Ausnahme finden wir in den Fabeln die Eigennamen bewahrt; so im Wolf in der Schule L. B. 1, 639 fgg.: hier heisst der Wolf Îsengrîn, sein Ahnherr Îsenbart, seine Mutter Herrât (sonst

Hersint, französisch Hersent); denselben Namen führt in der deutschen Heldensage das Schwesterkind Etzels oder seiner Gemahlin Helche, die Gattin Dietrichs von Bern. In einem Spruche des Marners, also in einem strophischen Gedichte, L. B. 1, 748 fg. ist der Esel appellativ benannt, der Fuchs und der Wolf dagegen tragen die Eigennamen Reinhart und Îsengrîn (im 11. Abenteuer des *Reinardus*, wo dieselbe Geschichte erzählt wird, heisst der Esel Carcophas und wird als der Sohn Balduins bezeichnet). Eigens hervorzuheben ist eine Gruppe von gleichartigen Gedichten von bald mehr, bald minder abweichender Fassung, die sich das 14. und 15. Jahrhundert hindurch in Ober- und Niederdeutschland zeigen, ihren Ursprung jedoch in Niederland haben, wo sich der älteste Beleg findet. Es giebt ein altes, nicht bloss den germanischen Völkern eigenes Märchen, welches erzählt wie der kleinste aller Vögel, der Zaunkönig, König dieser Thiergattung wird: in deutscher Fassung ist es mitgetheilt in den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm 171. Hieran nun schliessen sich Gedichte, die in den Handschriften gewöhnlich Vogelgespräch, d. h. Besprechung, Berathung der Vögel, betitelt sind, indem ein Vogel nach dem andern dem neuen König weisen Rath ertheilt, wie auch die Könige der Menschen sich mit Räthen umgeben. Also auch hier wieder ein Stück Thierwelt dichterisch behandelt, ein episches Motiv, aber zu lehrhaftem Zwecke benutzt. Pfeiffers German. VI, 83 fgg. und 232.

Aus all diesen Beispielen sehen wir, wie sich die Thiersage auch inmitten der äsopisierenden didactischen Behandlung und Misshandlung immer noch aufrecht erhält. Aber nicht bloss das. Da jetzt einmal beide Elemente, die Thiersage und die Thierfabel, sich mischen, übt jene auch eine nicht unbeträchtliche Wirkung auf die ganze Darstellungsweise der Fabel aus. Es kommt zuweilen vor, dass deutsche Eigennamen in die äsopische Fabel eingeführt werden: so in einem niederrheinischen Gedichte des 14. Jahrhunderts von der Beutetheilung zwischen Löwe, Bär und Fuchs die Nomina propria Brûne, Reinaert: J. Grimm, R. F. 388 fgg. CLXXXI. CXCI. Ferner verlangt das Wesen der Fabel möglichste Kürze: davon aber wissen diese altdeutschen bîspelle nichts: überall, auch wo sie aus Aesop und seinen Nachfolgern rühren, geht die Erzählung in all der epischen Breite, welche die Thierepik mit der übrigen Epik gemein hatte, in der

behaglichsten Redseligkeit vor sich: dem gegenüber tritt dann freilich um so störender das Missverhältniss vor Augen, das in dem schliesslich angehängten und meist ganz kurzen ἐπιμύϑιον liegt. Und noch eins eignet sich jetzt die Fabeldichtung aus der Thierepik an: diese liebt es ihre Ereignisse heimatlich zu localisieren: der *Reinardus* nimmt die Orte aus Flandern, der *Roman de Renart* aus Frankreich: dergleichen kommt nun auch jetzt hie und da in Fabeln vor, und es werden ursprünglich äsopische Fabeln zu deutschen Orten in Bezug gebracht: so Braunschweig und Wesel im Renner, L. B. 1, 831 fg.; ebenso auch bei Gerhard von Minden.

Wir haben vorher auf die lateinische Fabeldichtung zuletzt noch lateinische Fabelprosa folgen sehen: denselben Ausgang nimmt die Fabeldichtung auch innerhalb der deutschen Litteratur, hier jedoch nicht früher als im 15. Jahrhundert, während dort schon im 14.: es scheint, es habe für die Deutschen erst dieses Beispiel in der angesehenen fremden Sprache vorangehen müssen; zugleich fiel noch ein andrer wesentlich mitbestimmender Vorgang hier erst in das 14. oder 15. Jahrhundert: es war das eine Verdeutschung der *Gesta Romanorum* unter dem Titel *der Römer tât:* die Moralisation ist hier öfters in Reimen abgefasst, ein Gegenspiel zum Reinaert Heinrichs von Alkmar, wo die Erzählung poetisch, die moralisierende Glosse aber prosaisch ist. Die Bedeutung, welche jenes Buch für die lehrhafte Art des Erzählens, und die enge Verwandtschaft, welche es sonach mit der Fabel hatte, zeigte sich auch sofort auf das schlagendste in der deutschen Litteratur des 15. Jahrhunderts: die Handschrift zu Leipzig, aus welcher in Haupt und Hoffmanns Altdeutschen Blättern 1, 113 fgg. Auszüge mitgetheilt sind, enthält nach jener gereimten Uebersetzung der Fabeln Avians noch eine buntgemischte Reihe von allerhand Prosaerzählungen, die Arbeit eines obersächsischen Geistlichen, Stoffe geschichtlicher und romanhafter Art, aus dem Alterthum und aus dem Mittelalter, darunter auch solche, wie sie z. B. Bonerius unter seine Fabeln mischt, andre aus den *Gesta Romanorum* entnommen, alle aber in deren Sinn und Weise gehandhabt: jeder Erzählung ist eine in Reimen abgefasste religiöse oder ethische Moralisierung beigefügt. Auch das Buch der Sieben weisen Meister, das wir bereits als einen jüngeren abendländischen Ausfluss der altindischen Lehrdichtung,

des Pantschatantra und Hitopadesa kennen, wurde jetzt in den Wirkungsbereich der *Gesta Romanorum* hereingezogen: es wurden einzelne Geschichten aus ihnen, ja die Sieben weisen Meister ganz den *Gestis Romanorum* einverleibt und zuweilen wurden auch ihre Geschichten mit geistlicher Moralisation begleitet; selbst der Titel der *Gesta Romanorum* wurde auf sie übertragen: so die *Cronik und histori aus den geschichten der Römer,* die in Handschriften und Incunabeldrucken vorliegt. Ausser den Sieben weisen Meistern lebte jetzt noch in einem andern deutschen Prosawerke die Lehrweisheit des indischen Morgenlandes wieder auf: das Bidpai der Perser und Araber; durch Johann von Capua war dasselbe in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts unter dem Titel *Directorium humanae vitae* lateinisch bearbeitet worden: daraus übersetzte es Heinrich Steinhöwel, ein Schwabe, der als Arzt zu Ulm lebte, ins Deutsche unter dem Titel Buch der Beispiele der alten Weisen, gedruckt 1483.

Während man mit diesem Buch wie mit den Sieben weisen Meistern zu den Anfängen und der Heimat der Fabeldichtung und aller lehrhaften Epik zurückkehrte, blieb man mit einem andren Uebersetzungswerke bei den Quellen, die unmittelbar in Europa selber flossen: der gleiche Steinhöwel verdeutschte auch den Aesop nebst einer Anzahl der Extravagantes, gedruckt im gleichen Jahre 1483. Und damit es neben all diesen Uebersetzungsarbeiten doch nicht ganz an etwas Originalerem fehle, entstand im 15. Jahrhundert auch eine Sammlung von Fabeln, die sich handschriftlich zu Erlau in Ungarn befindet und deren einzelne Stücke nach den vier Cardinaltugenden Weisheit, Grossmuth, Gerechtigkeit und Mässigkeit geordnet sind; dem Stile nach stammt sie zwar auch aus dem Lateinischen, aber einem mittelalterlichen Latein, keinem das so in gerader Linie bis nach Griechenland oder gar nach Indien zurückreicht.

Wir haben die Litteraturgeschichte der Thiersage von den frühesten Zeiten an, aus denen man Kunde über Dichtungen dieser Art besitzt, bis zum Ende des 15. Jahrhunderts verfolgt und gesehen, wie das Morgenland bei der Neigung zur Lehrhaftigkeit, die ihm von je her und überall eigen war, sich gleichsam beeilt hat aus der Thiersage die Thierfabel zu entwickeln, wie Griechenland ihm darin gefolgt ist, wie aber die Deutschen die Thiersage anfänglich nur in unschädlicher Weise mit Satire

20*

versetzt haben und erst, als die Lehrhaftigkeit überhaupt alle Dichtung überwucherte, auch von der Thiersage zur Thierfabel übergegangen sind. Jetzt haben wir noch von dem Leben der Thiersage und Thierfabel auf zwei Gebieten zu sprechen, die zwar ausserhalb der Litteratur selber liegen, aber so nahe und unmittelbar an die Litteratur angrenzen, dass sie unausgesetzt unter deren Einfluss stehn: ich meine das Sprichwort und die bildende Kunst.

Sprichwort. Das Sprichwort unterscheidet sich überall namentlich dadurch von dem blossen Spruch, der Sentenz, dass es den abstracten Gedanken in eine concrete Sinnlichkeit, in eine Anschauung aus dem Leben sei es der Menschen, sei es der Natur einkleidet und die Lehre auf die es zielt gern in die Gestalt eines Erfahrungssatzes bringt. Vgl. LB. 1, 139 fg. 985 fg.: z. B. *Dir scolo dir scofficit io* (dichtet, lügt) *unde dir gouh der guccôt io;* Sprichwörter von Thieren auch in Freidanks Bescheidenheit 136 fgg.: die in Sprichwörtern vorkommenden Thiere sind der Wolf, der Fuchs, das Reh, der Hund, die Katze: Haupts Zeitschrift 6, 286 fgg. Die Erfahrung erscheint aber erst dann recht verbürgt, wenn sie bis in alle Vergangenheit zurückreicht; zugleich macht sich der epische Zug, der Trieb der erzählenden Dichtung, welcher der alten Zeit innewohnt, auch hier geltend: darum ist es eine voraus bezeichnende Eigenheit des alten und altererbten Sprichwortes seiner Erfahrung gern auch die Form der Erzählung, die imperfectische Form zu geben: vgl. LB. 1, 985 fg.; z. B.: *„Daz mir, daz dir,“ sprach der hamer zuo dem ambôs;* wir sagen: Wer wagt, gewinnt; unsre Väter: *Der genante, der genas:* Haupts Zeitschr. 6, 287 fgg. 13, 124 fg. Diese Sprechform wird denn auch da angewendet, wo das Sprichwort aus dem Leben der Thiere schöpft: diese werden in geschichtlicher Bewegung aufgefasst, gerade wie das die Thiersage und die Thierfabel auch thut; solche Sprichwörter sehen dann aus wie Thiersagen, die nur auf möglich grösste Kürze zurückgeführt sind, und nicht bloss das; öfters sind sie ganz eigentlich aus der Thiersage entlehnt, aus dem epischen Cyclus, in dessen Mitte Isengrim und Reinhard stehn. Dergleichen von den Thieren erzählende Sprichwörter gehn das ganze Mittelalter hindurch neben der Thierepik her, ja sie gehn noch über das Mittelalter hinaus und liefern auch ihrerseits einen

Beweis, wie episch dieselbe eben ist: mag man auch ganz allgemeine Lehren aus ihr entnehmen, es wird doch die epische Ausdrucksweise, die Form der Erzählung festgehalten, nur tragen die Thiere keine Eigennamen. Beispiele dieser Art LB. 1, 140: *Hirez rûneta hintûn in daz ôra „Wile du noh, hinta?* (Hattemer 1, 409a). Spervogel v. d. H. M.S. 2, 374b: *Weistu wie der igel sprach? „Vil guot ist eigen gemach."* Freidank 138, 15: *Bî hunden und bî katzen was ie bîzen unde kratzen* (139, 23). Bonerius Edelstein 22, 35: *Ein wolf was siech; dô er genas, er was ein wolf, als er ê was.* Niclaus Manuel v. Grüneisen S. 431: *„Wo nun usz?" sprach der fuchs in der fallen.* Sebastian Franck 2, 48b: *„Die wort seindt guot," sprach jener wolf, „aber ich komm ins dorf nit"* u. dgl.

Bildende Kunst.

Wenn wir jetzt noch von der bildenden Kunst zu sprechen und zu zeigen haben, wie die Thiersage auch auf sie eingewirkt, in ihr gelebt habe, so kommen hier einmal die Miniaturbilder in Betracht, mit denen nach Angabe des Flacius Illyricus in seinen *Varia doctorum piorumque virorum de corrupto ecclesiae statu poemata,* Basel 1557, eine Handschrift zu Fulda, aus dem 13. oder 14. Jahrhundert, geschmückt war: vgl. J. Grimm, R. F. CLXXXIV fg. CXCII. Sie enthielt aesopische Fabeln und ausserdem satirische Thierdichtungen, beide lateinisch (J. Grimm CXCII). Die Sitte Handschriften mit Bildern zu illustrieren war im Mittelalter allgemein: in diesem Fall, wo es sich um Thierbilder handelte, war sie noch durch ältere Beispiele besonders nahe gelegt: auch die Handschrift, aus welcher Nilant den *Romulus* herausgab, und welche um das Jahr 1200 geschrieben wurde, war eine Bilderhandschrift (*ad lector.* ** 2), und noch früher, im 12. Jahrhundert enthielten auch die deutschen Bearbeitungen des Physiologus Bilder. Hier jedoch war die Malerei dem dichterischen Texte untergeordnet, begleitete denselben unmittelbar von Blatt zu Blatt. Anders und ansprechender und geschichtlich bedeutsamer gestaltet sich das Verhältniss in den Beispielen, die jetzt noch zu betrachten sind, deren Zahl auch grösser und die sich eine Reihe von Jahrhunderten hindurch ziehen. Das germanische und das romanische Mittelalter liebte es, in derselben natürlichen Art wie das griechisch-römische Alterthum, die plastische und malerische Verzierung von Geräthen und Wohngemächern, auch von öffentlichen Gebäuden und

selbst von Kirchen auf Gedichte, auch weltliche Gedichte zu begründen, die allgemein bekannt und beliebt waren, die Personen und Ereignisse von denen man so gerne lesen hörte nun auch durch Bildnerei oder Farbe dem Auge sichtbar und anschaulich zu machen. Aus allen Kreisen der Epik entnahm man die Bilder, sichtlich aber mit dauernder Vorliebe aus der Epik der Thierwelt und namentlich so wie dieselbe zugleich in Satire gegen die Geistlichkeit gewendet war. Dergleichen Bilder wurden denn auch in und an den Kirchen, an Wänden, Pfeilern, Chorstühlen angebracht, es geschah mit Wissen und Willen der Geistlichkeit, oft auch waren die Darstellungen das Werk geistlicher Hände selbst, eben wie jene Bilder zu den Spottgedichten der Fuldaer Handschrift: indem so die Geistlichen auf Jahrhunderte hinaus unaufhörlich vor den Augen aller Welt in ihren Gotteshäusern sich verhöhnen liessen und selbst verhöhnten, gaben sie gewiss das schlagendste Beispiel jener Selbstironisierung, von der schon beim *Reinardus* die Rede gewesen, und jenes Beispiel war noch grossartiger als dieses, wo nur innerhalb eines Gedichtes, das wiederum bloss Geistliche lasen, die Selbstironie zu Tage trat, es war auch bedeutender als jene Miniaturen eines Buches, das auch nur Geistlichen und einer noch kleineren Anzahl solcher zugänglich war.

Auch hier steht der Wolf voran. Gautier de Coinsi sagt in einem 1233 verfassten Gedichte (in Méons *Roman de Renart* 1, V): *en leurs moustiers ne font pas faire sitost l'image nostre dame, com font Isangrin et sa fame en leurs chambres, où ils reponnent.* Besonders beliebt war aber der Wolf in der Schule (Haupts Zeitschr. 6, 286 fg.), derselbe Stoff, den wir schon in einem eigenen Gedichte kennen gelernt haben: der Wolf ist als Schüler dargestellt, aber unaufmerksam und stäts von wölfischen Blicken und Gedanken zerstreut. Aehnlich dem schachspielenden Wolf bei Spervogel, der beide Thürme für einen Bauer hergiebt, weil er einen Widder kommen sieht: so nun auch hier, beim Wolf in der Schule: was der Lehrer ihn auch sprechen heisse, er sieht nur das Lamm und spricht nur Lamm. So nun auch in einem Sprichwort, das in wechselnder Fassung vom 12. Jahrhundert an bis in die neueste Zeit, in Deutschland und auswärts vorkommt: z. B. bei Thomasin im Welschen Gast 10, 6: *ez ist verlorn, swaz man dem wolf gesagen mac paternoster durch*

den tac: wan er spricht doch anders niht niuwan lamp. Der Wolf in der Schule findet sich denn auch mehrfach auf Bildwerken: so im Chor des Freiburger Münsters an einem romanischen Capitell des 12. Jahrhunderts: zuerst erscheint der Wolf vor dem Meister schreibend, über ihm steht das ABC, aber er blickt nach einem Schafe um; daneben ist er noch einmal dargestellt, einen Widder zwischen den Klauen und von dem Meister mit der Ruthe gestrichen. Aehnliche Darstellung zeigt ein Relief im Kreuzgang von S. Paul bei Rom, das dem 12. oder 13. Jahrhundert angehört. In der westlichen Schweiz hat man auch Backsteine gefunden, auf welchen der Wolf in der Schule dargestellt ist: sie stammen alle aus der gleichen Fabrik, die bei St. Urban von französischen Künstlern betrieben wurde. Einen Abguss besitzt die Mittelalterliche Sammlung in Basel: vergl. H. Hammann, Briques Pl. 1.

Nächst dem Wolfe wird in Bildwerken des Mittelalters sein Geselle, der Fuchs, häufig dargestellt. Von dem westfriesländischen Dorfe Oosterbierum erzählt Schotani in seiner Schilderung von Friesland: „In der Kirche sieht man einen Fuchs an einem Balken gemalt, in einer Capuze, predigend vor den Gänsen. Diese Malerei hat der papistische Maler in den Zeiten des Pabstthums gemacht, die Geistlichkeit verhöhnend.“ Auch im Münster zu Strassburg war vormals dem Fuchs ein sehr reich ausgeführtes Bildwerk gewidmet; es war 1298 verfertigt und befand sich an zwei Capitälern der Kanzel gegenüber, wurde aber 1685 um Aergerniss zu verhüten weggehauen; jetzt haben wir davon nur noch Fischarts Beschreibung und Abbildung [1]). Es war eine freiere Widerholung der Schilderung vom Begräbniss des todten, scheintodten Fuchses, womit der französische *Roman de Renart* schliesst. Das eine Capitäl stellte den Zug mit der Leiche dar: voran der Bär, Weihkessel und Weihwedel in den Händen (Bruno); ihm folgen der Wolf mit dem Kreuz, der Hase mit der Kerze; hinter diesen die Bahre mit dem Fuchs, getragen von Eber und Bock; unter ihr am Boden kauernd der Affe. Am andern Capitäl befand sich das Todtenamt: am Altar mit Kelch und Buch steht, in letzterem lesend, der Hirsch, und hinter ihm der Esel, welchem der Kater ein gleichfalls aufgeschlagenes

1) Fischarts Dichtungen v. Kurz, Bd. 3, S. 57 fgg.

Buch vorhält. Der Bär erscheint auch sonst noch an geistlichen Handlungen betheiligt: so befindet sich an einem Hause zu Breslau ein grosses Bild, das den Bären auf der Orgel und zuhörende Thiere darstellt: vgl. Haupts Zeitschr. 6, 185. Mit dem 14. Jahrhundert folgt auch in der bildenden Kunst auf die Thiersage die Thierfabel. Im *Reinke,* Buch 3, Capitel 8—12, ist von Bildwerken solches Inhaltes die Rede, die sich auf dem Rahmen eines Spiegels befinden: vgl. den zweiten Theil des Reinaert. Die Lust der Künstler und der Beschauenden begnügte sich aber nicht mit solcher Darstellung bloss einzelner Scenen: schon im Uebergang vom 12. zum 13. Jahrhundert hielt die Kunst Schritt mit der Dichtung, und es wurde der ganze lang fortschreitende Verlauf eines Epos bildlich dargestellt. Ein Werk dieser umfassenderen Art, und wohl das einzige, befindet sich hier in Basel. Die Pfeilerfriese in der Crypta des Münsters, wovon die Mittelalterliche Sammlung einen Abguss besitzt, enthalten so ziemlich den ganzen Inhalt von Isengrims Noth, namentlich die Krankheit und Heilung des Königs Löwen: das zu Grunde liegende Gedicht war kurz vorher im Elsass verfasst worden. Ein zweites Denkmal der Art befindet sich zu Lübeck, es ist nicht Stein, noch Holz, noch Malerei, sondern eine Stickerei mit bunter Wolle auf weisse Leinwand: das Tuch diente früher als Altardecke und gehört dem Stile nach noch ins 14. Jahrhundert; den Wappenschilden nach, die am Rande angebracht sind, stand der Stifter, vielleicht eine Frau, die zugleich die Stickerinn war, in verwandtschaftlicher oder sonst persönlich naher Beziehung zu den Grafen von Schauenburg und von Lippe, die damals in Holstein herrschten. Hier finden wir eine ganze Anzahl von Einzelbildern aus der Geschichte und Fabel des Wolfes und des Fuchses; ausserdem sind um das Tuch noch weiter auszufüllen allerhand abenteuerliche andre Thiergestalten angebracht. Vgl. die Abbildung und Besprechung in der Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Alterthumskunde 1, 122 fgg. Die Einmischung einzelner Bilder, die nicht aus der Epik, sondern aus der Fabel entnommen sind, entspricht dem Gang, welchen damals die Thierdichtung nahm: für jenen Theil Deutschlands war sie auch den Laien nahe gelegt durch die Uebersetzung der Fabeln Avians von Gerhard von Minden. In Bezug aber auf die Thiersage ist die Lübecker Altardecke von

ganz besonders erheblicher Bedeutung. Sie bezeugt die Bekanntschaft mit derselben auch in diesem Theile des deutschen Sprachgebietes, im Nordosten Deutschlands, in Niederdeutschland. Und dieses Zeugniss steht nicht vereinzelt da. Wenn es auch dort keine litterarisch ausgebildete Thierepik gab, so wird doch das Leben der Sage noch anderweitig bezeugt, bezeugt für das 14., dann auch für das 15. Jahrhundert durch den Gebrauch einiger Thiereigennamen, die von den sonst üblichen eigenthümlich abweichen. Der Name Reinhart wird hier gegen die sonst nicht übliche Verkleinerungsform *Reineke* vertauscht. Einer der ältesten Texte jener niederdeutschen Vogelgespräche schliesst mit dem ironischen Rathe des Fuchses: *Wultu hebben vrede, lat Reineken lopen mede* (Ettmüller, Wizlaw S. 68): gleichzeitig ist diese Namensform auch in ein mitteldeutsches Gedicht übergegangen, wo all die andern Thiere appellativ benannt sind, der Fuchs aber *Reineke* heisst: vgl. J. Grimm, R. F. 432 fgg. Noch abweichender verhält es sich mit dem Namen des Hasen: im flämischen Reinaert heisst derselbe *Cuwaert,* wie im französischen *Roman de Renart Coars,* (neufranzösisch *couard,* feige, memmenhaft: italiänisch *codardo,* von *coda, cauda,* der sich hinten hält): in Niederdeutschland dagegen heisst er *Lampe,* d. i. Lamprecht, Lambert, mit deutlichem Bezug auf die Thiersage. In Pommern wurde dieser Name schon 1465 gebraucht. Thomas Kantzow nämlich berichtet in seiner Pommerischen Chronik (Pomerania 2, 127) von einem Raubritter Zacharias Hase, dessen Burg 1465 gebrochen wurde; unter den Feinden und Belagerern befand sich der Marschall des Herzogs, Clawes Vos (d. i. Niclaus Fuchs). Auf diess Ereigniss wurden folgende Reime gemacht: *„Ick arme Hase Ligge nu im grase; Kame ick averst herut, Vos, ik torite dine hut. Vos andeworded: Ach, Lampe, du bist dôrt? Ich hebbe ni gehôrt Enen hasen je so wrêt* (grausam), *Dat he enem vos sine hut torêt.“* Hier ist also der Name Vos nicht geändert, aber für Hase ist der Eigenname Lampe gesetzt.

Die Lübecker Stickerei und diese Bemerkungen über Reinke und Lampe haben uns nach Niederdeutschland, zugleich haben uns die letzteren und ebenso früher die geschichtliche Uebersicht der deutschen Fabeldichtung bis gegen das Ende des 15. Jahrhunderts geführt, eben dahin sind wir auch schon mit der Nennung Heinrichs von Alkmar gelangt, des Holländers der den flämischen

Reinaert übersetzt hat. Wir bleiben, um nun endlich auch von unserem *Reinke de vos* zu reden, in der gleichen Zeit und auf dem gleichen geographischen Boden stehn, müssen jedoch den Ausgang für diese unsre Schlussbetrachtung im obersten Deutschland, auf alamannischem, auf elsässischem Boden nehmen, von dem namhaftesten und bedeutendsten Gedicht, mit welchem die hochdeutsche Litteratur des Mittelalters ihr Ende nimmt, von dem Narrenschiff Sebastian Brants, des berühmten Humanisten und Rechtsgelehrten zu Basel und Strassburg. Seine satirische Lehrdichtung war der Ausdruck der verzweiflungsvoll ironischen Stimmung jener Zeit der Zertrümmerung des alten und der Gährung eines neuen Lebens und trug zur Verstärkung und Verbreitung dieser Zeitstimmung bei: alles Leben und Treiben der Menschen erscheint dem Dichter als eine grosse Fastnacht, als eine Narrheit Aller, aber in dem ernst biblischen Sinn, wo Weisheit und Gottesfurcht eins sind, also auch der ein Narr ist der die Gebote Gottes übertritt. Brants Werke wurde der Eingang dadurch erleichtert, dass es nicht systematisch aufgebaut ist, sondern eine Reihe abgerissener einzelner Capitel enthält, deren Betrachtungen jedesmal ihren Ausgang nehmen von einem Bild und einem Spruch, welche darüber gesetzt sind, oder in diesen ihre kürzeste Zusammenfassung finden. Das Narrenschiff erschien zuerst hier in Basel 1494; sofort wurde es in die Sprache aller Welt, ins Lateinische, übersetzt, bald auch in mehr als eine Volkssprache, ins Französische, ins Englische, ins Niederländische. Auch eine niederdeutsche Uebersetzung ist erhalten in der Rostocker Ausgabe von 1519. Es muss aber noch eine davon verschiedene, ältere gegeben haben, die schon 1497 zu Lübeck erschien und wahrscheinlich von Hermann Barckhusen verfasst und gedruckt war: vgl. die scharfsinnige Combination Zarnckes in Haupts Zeitschrift 9, 380 (Narrenschiff S. XCVIII fg.)[1].

In eben diesem Lübeck nun erschien gleich das Jahr darauf, 1498, die erste Ausgabe des niederdeutschen Gedichtes, von dem jetzt noch ausführlicher zu reden ist, erschien zuerst der *Reinke de vos*. Schon dieses Zusammentreffen in Ort und Zeit weist auf eine nähere innere Beziehung zwischen beiden Werken, dem Narrenschiff und dem *Reinke de vos*, hin und erweckt die Ver-

1) Vgl. Haupts Ztschr. 11, 375.

muthung, dass die Bearbeitung des Narrenschiffs Anstoss gegeben habe zu der des Reinke. Solch eine Beziehung ist auch sonst unverkennbar. Der Grundton des Narrenschiffes, der Gedanke, dass alles Treiben der Welt nichts als eine grosse sittliche Verkehrtheit und der Vertreter der Menschheit in kürzester Auffassung der Narr sei, findet seinen Widerklang in der jetzt üblichen Gestaltung der Thiersage, wo der Fuchs die Hauptperson ist und wo seine Geschichte veranschaulicht, wie die Falschheit obenan sei und die Bosheit siege und herrsche. Beidemal ist es wesentlich dieselbe Idee, nur im Reinke enger gefasst, wie der einmal gegebene epische Stoff dazu nöthigte. Und wie die Thiersage ausser der Dichtung noch vorzüglich lebte in Bildern und Sprichwörtern, die auf sie sich begründeten, wie man vorzüglich gewohnt war sie in diesen beiden Formen täglich vor Aug' und Ohr zu haben (ich erinnere gerade an die Lübecker Altardecke), so standen auch im Narrenschiff, wie wir vernommen haben, Bild und Spruch Capitel für Capitel zu allervorderst und an der Spitze der satirischen Belehrung. Der Zusammenhang wäre noch unzweifelhafter, wenn sich auch eigentliche Entlehnungen aus dem Narrenschiff im Reinke nachweisen liessen. Dazu bot jedoch weder das eine noch das andre Gedicht viel Gelegenheit. Gleichwohl giebt es auch hievon wenigstens ein Beispiel und ein recht schlagendes. In der Vorrede des Narrenschiffes, V. 53 fg. lesen wir: *Hie findt man der welt ganzen louf: Diss bůchlin wurt gůt zů dem kouf.* Damit übereinstimmend heisst es am Schlusse des Reinke V. 6839 fg.: *Dit bôk is sêr gût tô deme kôp: hir steit vast in der werlde lôp.*

So ist, während das Narrenschiff selbst nirgend auch nur den leisesten Bezug auf die Thiersage nimmt (ein Beweis mehr, wie im obern Deutschland und selbst in der engeren Heimat von Isengrims Noth die Thiersage damals verklungen war), dennoch durch einen Anstoss, der vom Narrenschiff kam, die Thierepik noch einmal ins Leben gerufen und aufs neue in die deutsche Litteratur eingeführt worden, und zwar auf niederdeutschem Boden. Und hier war das möglich: hier war sie noch nicht in dem Maass erstorben: Zeugnisse, wie sie dort noch in der Erinnerung lebte, haben wir aus dem 15. Jahrhundert, in Lübeck aus dem 14. Jahrhundert kennen gelernt.

Dieser niederdeutsche Reinhard Fuchs ist nun freilich kein

selbständiges und originales Gedicht, sondern eben wie das niederdeutsche Narrenschiff nur eine Uebersetzung, und zwar aus dem Holländischen, die niederdeutsche Uebersetzung jener holländischen Uebersetzung des flämischen Reinaert, die Heinrich von Alkmar angefertigt hat. Dass der Reinke kein Original sei, dass er auf den flämischen Reinaert zurückgehe, hatte jeder bemerken müssen, sobald diess flämische Gedicht war bekannt geworden; den genaueren Verhalt, dass Heinrich von Alkmar als Vermittler zwischen inne stehe, kennt man freilich erst, seitdem man jene wenigen Blätter kennt, die einstweilen der einzige Ueberrest der holländischen Bearbeitung sind. Es kann also auch nicht mehr so, wie das früher und lange Zeit geschehen ist, von einem Dichter des niederdeutschen Reinhard Fuchs gesprochen und nach dessen Person und Namen geforscht werden. Man hat da lange zwischen zwei Namen geschwankt und hin und her gestritten. Einmal Heinrich von Alkmar, dessen Name als der des Dichters allerdings in der Vorrede steht: jetzt wissen wir, dass auch diese Vorrede nur aus dem Holländischen übersetzt und Heinrich von Alkmar der Name des älteren holländischen Bearbeiters ist. Sodann Niclaus Baumann, der zuerst in Diensten des Herzogs von Jülich, dann von Neidern verdrängt in denen des Herzogs von Mecklenburg gestanden habe und zu Rostock 1526 gestorben sei; den ganzen Inhalt habe dieser ersonnen um im Fuchs Reinhard und dessen Geschichte den neidischen und verläumderischen Kanzler des Herzogs von Jülich satirisch darzustellen: solcher Ansicht war George Rollenhagen, Vorrede zum Froschmeuseler (1595). Die einzige Nachricht der Art fällt aber erst 100 Jahre nach dem ersten Erscheinen des Gedichtes; sie musste auch sonst schon aus noch allerlei andern Gründen verdächtig scheinen (Haupts Zeitschr. 9, 375 fgg.): Rollenhagen meint z. B. auch, der niederdeutsche Reinhard Fuchs sei zuerst 1522 gedruckt worden, während es eine Ausgabe von diesem Jahr gar nicht giebt und der erste Druck vielmehr eben in das Jahr 1498 fällt. Aber wie gesagt, von einem Verfasser und gar einem, der die ganze Dichtung erst zum Zwecke persönlicher Satire ersonnen habe, kann hier überhaupt nicht gesprochen werden, und im besten Falle dürfte Niclaus Baumann nur als Uebersetzer bezeichnet werden. Aber selbst hiezu ist seine Persönlichkeit nach allem, was man mit geschichtlicher Zuverlässigkeit über ihn weiss,

nicht angethan, und viel besser begründet erscheint die von Zarncke in Haupts Zeitschrift 9, 381 fgg. aufgestellte und begründete Vermuthung, Uebersetzer und Drucker der ersten Ausgabe des niederdeutschen Reinhard Fuchs, der Lübecker Ausgabe von 1498, sei derselbe gewesen, dem die Lübecker niederdeutsche Uebersetzung des Narrenschiffes von 1497 beizulegen ist, Hermann Barckhusen.

Lassen wir aber auch diese Vermuthung auf sich beruhen, so viel steht fest und ist keine blosse Vermuthung, sondern steht mit urkundlichem Augenscheine fest, dass *Reinke de vos* nur aus dem Holländischen übersetzt ist. Allerdings übersetzt in derjenigen Art, wie man damals bei dergleichen Arbeiten zu verfahren pflegte, halb mit getreuem Anschluss an das Original, halb auch wieder, wo es geboten oder doch erlaubt schien, mit freier Abweichung von demselben. Auf der einen Seite also auch hier wie bei Heinrich von Alkmar die Eintheilung des dichterischen Textes in Bücher und Capitel und die Begleitung dieser Capitel mit prosaischen Ueberschriften und Ausdeutungen. Im Anfange des zweiten Buches hat dieser Wechsel von Prosa und Poesie zu einer Verkürzung der letzteren geführt: Dinge, die in Versen gesagt sein sollten, werden in Prosa vorgetragen: ob diese Mangelhaftigkeit und Lückenhaftigkeit auch schon bei Heinrich von Alkmar vorhanden gewesen sei, ist nicht zu ersehen, da für diese Stelle des Gedichtes kein holländisches Bruchstück vorliegt. Sodann sind wiederholendlich Ausdrücke festgehalten, die nicht niederdeutsch sind, so dass an solchen Stellen eigentlich gar nicht übersetzt ist. Einmal werden dergleichen fremde Worte ausdrücklich gekennzeichnet: in der zweiten Vorrede (bei Lübben S. IV) lesen wir: *de hampster, hasen, kaninen, de froien* (eine Art Wiesel, Frettchen?), *strîpen, de so westwart werden genomet:* der Uebersetzer wusste hier offenbar kein niederdeutsches Wort. Nicht selten aber hat er auch sein Original falsch verstanden oder gar nicht verstanden, wodurch Verkehrungen des rechten Sinnes entstanden. Andrerseits aber kommen Abweichungen vor, und zwar bewusste und geflissentliche. Freilich lässt sich deren Maass und Art nicht recht erkennen, da von der Bearbeitung Heinrichs von Alkmar zu wenig erhalten ist. Bedeutend sind die Abweichungen gegenüber dem flämischen Reinaert: das Personal ist, wie wir später noch sehen werden, weniger zahl-

reich, und der Text ist hier gemehrt, dort gemindert, so dass der Reinaert 1816 Verse zählt, während der Reinke deren 6844 enthält. Am wesentlichen Inhalt, am eigentlichen Sinn wird dadurch jedoch nichts geändert. Wir wissen nun aber nicht, ob schon Heinrich von Alkmar alles das so umgestaltet habe, oder erst Hermann Barckhusen. Einiges aber kann mit Sicherheit als Abweichung des Niederdeutschen von dem Holländer bezeichnet werden; denn es ergiebt sich theils aus der Verbindung der vom letzteren noch vorhandenen Bruchstücke, theils aus der Sache selbst. Unter den Namen der Thiere und der Menschen finden sich z. B. einige, die Heinrich von Alkmar nicht so hatte noch so haben konnte: er nennt den Fuchs Reinaert, im niederdeutschen Gedicht heisst er mit abkürzender und verkleinernder Form Reinke oder Reineke, nur einige Male, und zwar im Reim, Reinart: so V. 2059 u. a. Der Hahn heisst im Reinke Hennink, während Heinrich von Alkmar ihm den französischen Namen Cantecleer (Singehell) giebt; der Kater Hinze, nicht wie in der holländischen Bearbeitung Tibaert, Tibert: der Hase führt niederdeutsch den Namen Lampe (wir haben gesehen, dass er in Pommern schon vor der niederdeutschen Uebersetzung so hiess): Heinrich von Alkmar wird nicht so, er wird wahrscheinlich Cuwaert gesagt haben. Gleiches ist von noch anderen theils nachzuweisen, theils zu vermuthen: doch davon später. Sodann ist die geographische Anberaumung zum Theil zwar die des Originals, die Oertlichkeiten sind meist niederländisch: aber es finden sich auch niederdeutsche, auf die Heinrich von Alkmar nicht konnte verfallen sein, auf die erst der Niedersachse, der Lübecker verfiel um die Dichtung den neuen Lesern heimatlicher zu machen. So heisst es V. 4880 *von Poitrow an wente to Luneborch*: Poetrau ist ein Dorf im Lauenburgischen, wenige Meilen von Lüneburg entfernt. Noch bezeichnender aber ist V. 2485 die Einführung von Lupke, Lübeck, und gar V. 6168 und 6712: dort wird *de abbet van Slukup* erwähnt (d. h. Schluckhinunter): Slukup ist ein Grenzort des Gebietes von Lübeck, der wegen seiner Lage wichtig und von je her befestigt war; er hiess darum auch Vretup (d. h. Frissauf): vgl. Haupts Zeitschrift 11, 374. Vers 6712 erwähnt *velemeisters von Krummesse:* so heisst ein Dorf an der Grenze von Lübeck gegen Lauenburg (vielleicht stehen sogar Vers 1517 fgg. in Beziehung auf die Lübecker

Stickerei). Auf dieselbe Art wie in diesen Beispielen sind Lübische Ortsnamen auch in die Uebersetzung des Narrenschiffes gebracht worden: vgl. Haupts Zeitschr. 11, 375.

Von jener ersten Ausgabe des Jahres 1498 ab sind bis auf den heutigen Tag immer neue erschienen. Sie zerfallen in zwei Classen. Die ärmere an Zahl ist die erste, die ältere: sie bietet den Text mit der ursprünglichen Gestalt der Glosse, um die zugesetzten prosaischen Auslegungen und Anwendungen in Kürze so zu benennen: hieher gehören die Lübecker Ausgabe von 1498 und die Rostocker von 1517. Vollständige Neudrucke der erstern wurden veranstaltet von Hackmann, Wolfenbüttel 1711, von Gottsched, Leipzig 1752, von Lübben, Oldenburg 1867. Auch Hoffmann von Fallersleben, Breslau 1834 und 1852, folgte dem Lübecker Druck, aber ohne die Vorreden und die Glosse abzudrucken. Die zweite Classe beginnt mit dem Rostocker Druck von 1539: die frühere Glosse, die noch im Boden der alten, katholischen Kirche gewachsen war, ist in dieser Ausgabe vom protestantischen Standpunkt aus umgearbeitet oder vielmehr gegen eine ganz neue vertauscht; diese ist sehr weitläuftig und durchwoben mit zahlreichen Anführungen aus damals beliebten Büchern; dagegen ist hier der Name Heinrichs von Alkmar aus der Vorrede verschwunden: wessen Arbeit die protestantische Glosse sei, ist unbekannt. Eine Probe des Unterschiedes und Gegensatzes giebt die Vergleichung der alten und der neuen Glosse zum 6. Capitel des 4. Buches. Vom neuglossierten Texte erschienen im 16. und 17. Jahrhundert viele Abdrücke, zu Rostock, Hamburg und anderwärts; der Text wurde aber immer verwahrloster. Auf Ausgaben dieser zweiten Classe beruht auch die neue von Bredow, Eutin 1798; die von Scheller, Braunschweig 1825, entbehrt, wie die von Bredow, der Glosse und ist unbrauchbar wegen der willkürlichen Zusammenmischung der Texte und der eigenmächtigen Aenderungen, dann auch wegen der abenteuerlichen ganz sprach- und geschichtswidrigen Schreibung.

Die zwei Ausgaben der ersten Classe, die mit der alten, katholischen Glosse, gehören zu den grössten Seltenheiten: vom Lübecker Druck sind nur noch zwei Exemplare, vom Rostocker gar nur eines vorhanden. Dieser Umstand bezeugt, wie eifrig das Buch gelesen wurde, dass es so fast gänzlich aufgebraucht ist; vielleicht wurde es auch durch den Eifer katholischer und

protestantischer Geistlicher beseitigt, von jenen, weil sie an der Glosse, von diesen, weil sie an dem Texte Anstoss nahmen. Gleichviel, wenn in der ganzen vierzigjährigen Zeit von 1498 bis 1539 nur diese zwei Ausgaben erschienen, so genügten sie um das Bedürfniss zu befriedigen. Erst von der Ausgabe von 1539 an wurden die Drucke häufiger, von da bis zu Ende des 16. Jahrhunderts erschienen deren wenigstens acht. Nun aber enthielten sie eben die neue, die protestantische Glosse: mit dieser trat das Buch in die frische Strömung ein, welche durch die Reformation in das Leben und die Litteratur Deutschlands gekommen war. Nun war es auch nicht mehr so, wie bisher, eingeschränkt auf Niederdeutschland und die niederdeutsche Sprache: 1550 und 1562 wurde es auch zu Frankfurt am Main gedruckt, und zwar niederdeutsch in dieser oberdeutschen Stadt. Und noch mehr, es wurde nun, im 16. Jahrhundert, auch in die hochdeutsche und in andre fremde Sprachen übersetzt, in die französische (und welch ein weiter Umweg war das, auf welchem damit der Reinhard Fuchs wieder nach Frankreich kam!), in die dänische (J. Grimm, R. F. CLXXIX) und aus dieser im 17. Jahrhundert auch in die schwedische und isländische (J. Grimm, ebenda fg.), im gleichen 17. Jahrhundert auch in die englische und sogar in die holländische, aus der es nach Niederdeutschland gekommen war. Das Wichtigere aber für uns und überhaupt ist die hochdeutsche Bearbeitung des 16. Jahrhunderts. Durch diese wurde nun, nachdem Deutschland, jenen Winkel im Nordosten abgerechnet, schon längst alle Thiersage hinter sich gelassen hatte, der Fuchs Reinhard aufs neue ein allgemeines Nationaleigenthum; es war diess Gedicht das letzte, das jüngste Glied in der langen Genealogie der Thierepik, der äusserste, entlegenste und in seinem Ursprung ein nicht einmal mehr recht deutscher Spross, den der uralte Baum der Thiersage getrieben hatte: gerade diesem wurde nun dadurch, dass gerade jetzt die grosse litterarische Bewegung ihn mit in sich aufnahm, die lebensvollste Einwirkung auf die übrige Litteratur des Zeitalters verschafft und ein so langer Fortbestand gesichert, wie dessen kein früheres Erzeugniss der Thierepik sich rühmen darf, ein Fortbestand Jahrhunderte lang bis auf den heutigen Tag: es sollte nun und von nun an auch in der Litteratur sich bewähren, welch ein zähes Leben der Fuchs hat.

Der Verfasser jener älteren hochdeutschen Umarbeitung des Reinke war Michael Beuther, ein sonst nicht sonderlich bekannter Name: auch hat sein Reinike Fuchs keinerlei dichterisches Verdienst, das Original ist durch Missverstand und Unverstand und Ungeschick mannigfach misshandelt: aber auch so hat der Bearbeiter den Reiz, den zumal für seine Zeitgenossen diese mit Lehre und Spott getränkte Erzählung hatte, nicht verwischt: auf den ersten Druck von 1544 sind noch bis zum Jahre 1617 deren mindestens zwölf gefolgt. Und als man im weitern Verlauf des 17. Jahrhunderts keinen Gefallen mehr fand an der eintönigen Gleichmässigkeit der paarweis reimenden Verse von 8 oder 9 Sylben, da wurde 1650 und 1662 von der Hand eines Ungenannten eine Umdichtung veranstaltet in allerhand bunt wechselnden Strophenformen. Und noch eine andre Umgestaltung beruht auf dem Grunde von Beuthers Arbeit: das 16. Jahrhundert, dessen deutsche Litteratur Hand in Hand mit lateinischer gieng und dessen Gelehrte sogar einen Gedichtstoff lieber in Latein als in Deutsch gekleidet sahen, hat dieses Gewand auch dem Fuchs Reinhard verschafft: der Titel dieser Bearbeitung lautet: *Speculum vitae aulicae. De admirabili fallacia et astutia Vulpeculae Reinikes libri quatuor auctore Hermanno Schoppero* (aus Neumarkt in der Oberpfalz): sie wurde von 1566 bis 1595 siebenmal gedruckt: die achtsylbigen deutschen Verse sind hier durch iambische Dimeter wiedergegeben; auch die Glosse hat Schopper lateinisch beigefügt.

Das 16., 17. Jahrhundert blieb jedoch nicht stehn bei dem blossen Uebersetzen ins Hochdeutsche und ins Lateinische und bei dem blossen Lesen dieser Uebersetzungen und des Originals: in beiderlei Gestalten hat der Reinhard Fuchs auch befruchtend auf die nachwachsende übrige Litteratur selber eingewirkt. Es war das natürlich, es konnte nicht wohl anders sein. Die Fabeldichtung stand in frischer voller Blüte: der humanistisch gelehrte Sinn, der das Jahrhundert beherrschte, machte das alte äsopische Muster neu und doppelt werth, und auch Luther empfahl die äsopische Fabel; zugleich, was sich damit von selbst verband, liebte und lobte er, und sein Urtheil war maassgebend für die Meisten, den Reineke Fuchs, den er, der geborene Niedersachse, auf niederdeutsch las: vgl. Matthesius im Leben Luthers S. 126a der Nürnberger Ausgabe von 1583: „auf ein ander Zeit bracht

Doctor mit sich den sächsischen Renkefuchs: den lobt er für ein werklich Gedicht und lebendige Contrafactur des Hoflebens.“ Daher nun immer anwachsend stärkere Spuren des Fuchses innerhalb der deutschen Fabeldichtung und weitere Entwickelungen derselben, die sichtlich nur durch den Einfluss dieses letzten deutschen Thierepos hervorgerufen sind. Zwar in den zahlreichen Fabeln von Hans Sachs findet sich noch nichts der Art, wohl aber ihm gleichzeitig bei denen, die als Fabeldichter bedeutender sind denn er, bei Burkard Waldis und Erasmus Alberus. Beide haben, der erstere 1548 eine grössere, der zweite 1550 eine kleinere Sammlung von Fabeln, theils aus Aesop, theils doch in aesopischer Weise der Auffassung herausgegeben, beide aber nicht bloss in der altgewohnten Art aller älteren deutschen Fabeldichtung mit behaglicher epischer Breite des erzählenden Theils, sondern mit noch viel bestimmteren Merkmalen gerade auch einer vom Reineke Fuchs geübten Einwirkung. Alberus kannte denselben und rühmt ihn hoch in der Vorrede seiner Fabeln (J. Grimm, R. F. CCXIII); auch aus Dankbarkeit dafür, dass Schriften von ihm selbst auch in der neuen Glosse benutzt wurden; was er sichtlich sich von da her angeeignet (vergl. oben S. 306.), das ist seine Gewohnheit die Ereignisse der Fabeln heimatlich zu localisieren: den Anfang jeder Fabel macht eine dem dienende Ortsbeschreibung. In anderer, noch vollerer Weise zeigt sich die Einwirkung des Reineke Fuchs bei Burkard Waldis. An ihn mochte der Reineke Fuchs schon ehe es eine hochdeutsche Uebersetzung gab, schon in seiner niederdeutschen Urgestalt herangetreten sein: ein Theil seiner Fabeln ist älter als vom Jahre 1544, er hatte die Dichtung derselben schon da er in Riga lebte angefangen: in Riga sprach man damals niederdeutsch, und er selbst hat dort 1527 ein niederdeutsches Spiel vom verlorenen Sohn aufführen lassen. Er nun hat aus dem Reineke Fuchs sich das angeeignet, dass er gern und sogar da, wo er eigentlich und ursprünglich aesopische Fabeln vorträgt, den Thieren die epischen Eigennamen giebt (J. Grimm, R. F. CCXIII); den Wolf nennt er also Eisengrimm, den Hahn Henning, den Fuchs jedoch nicht Reinike, sondern Reinhart, weil er sich des Sprachunterschiedes bewusst ist, wie er denn auch Îsengrîm gegen Eisengrimm vertauscht; einmal, 1, 59, heisst bei ihm der Fuchs auch Herr Reynolt, diess wohl

auf Anlass der *Fabulae extravagantes,* wo, wie wir früher gesehen, bereits die gleiche Entstellung vorkommt.

Der hauptsächlichste Ausfluss aber des Reineke Fuchs in die hochdeutsche Litteratur herein gehört ganz an das Ende des 16. Jahrhunderts: ich meine den Froschmeuseler von Georg Rollenhagen, gedruckt 1595; ein Werk, das nicht aus einzelnen Fabeln besteht, sondern eine ganzes, weitläuftiges Fabelepos bildet. Anstoss und Grundlage dieses Gedichtes war die sogenannte homerische Batrachomyomachie; dieser ist auch die Art entnommen, wie Rollenhagen seine Frösche und Mäuse benennt, aber sein Werk ist nicht episch wie das griechische Gedicht, sondern durchweg didactisch, stellenweise auch satirisch, also wie der Reineke Fuchs, den er selbst (S. 1. Bv. vw. rw.), nachdem er von ihm auch sonst gesprochen und die grundlose Nachricht von Niclaus Baumann als dem Dichter vorgetragen, als sein Vorbild bezeichnet. Rollenhagen hat aber doch Sinn für die reinere Epik, und die Bekanntschaft mit dem Reineke Fuchs hat ihm Auge und Herz für die volksmässige Thiersage überhaupt geöffnet: unter den zahlreichen Episoden, durch die er seinen einfachen Stoff in eine so überaus weite und breite Ausführung dehnt, kommen auch mehrere Thiergeschichten vor, die der niederdeutsche *Reinke de vos* ihm nicht an die Hand gab, die er anderswoher und wohl auch aus noch lebendiger mündlicher Ueberlieferung schöpfte; z. B. Th. 3. Bch. 1. Cap. 8 wird erzählt wie Ochs, Esel, Hund, Katze, Hahn und Gans ein verödetes Waldhaus in Besitz nehmen und den Angriff des Wolfes durch leeren Schrecken abtreiben: es ist das das zweite Abenteuer des *Isengrimus.* Für die anderen Thiere ausser den Fröschen und Mäusen braucht denn auch er die epischen deutschen Eigennamen, und er nennt den Fuchs Reinick: Rollenhagen war eben ein Niederdeutscher aus Bernau in der Mark Brandenburg, und Rector in Magdeburg.

Wie aber im Froschmeuseler die Haupthelden nicht die der altdeutschen Thiersage, nicht der Wolf, der Fuchs u. s. w. sind, sondern eben Frösche und Mäuse, so hat Rollenhagen zwei anderen Schriftstellern, die alsbald, im Beginn des 17. Jahrhunderts, auf ihn gefolgt sind, ein Vorbild gegeben die satirisch lehrhafte Thierdichtung auch noch in andrer Weise freier mit noch anderem Personal zu erweitern: *Lycosthenes Psellionoros Andro-*

pediacus,. d. h. Wolfhart Spangenberg aus Mansfeld dichtete nämlich 1607 den Ganskönig, „ein kurtzweylig Gedicht, von der Martins Ganss: wie sie zum König erwehlet, resigniret, jhr Testament gemacht, begraben, in Himmel und an das Gestirn kommen;“ ein reizvolles Gemisch von Humor und Pedanterei, in engste Verbindung gebracht mit dem fröhlich festlichen Schmause der Martinsgans. Sodann 1617 der Eselkönig, worin erzählt wird, wie der Esel zum Nachfolger des verstorbenen Löwen ernannt wird; eine Geschichte, die schon in früherer Zeit umgieng (J. Grimm LIII), auf die vielleicht bereits Freidank anspielt, wenn er S. 140, 3 sagt: *swâ man den esel krönet, da ist daz lant gehönet*. Dieses Werk wurde nach unbekannter Quelle oder nach dergleichen blossen Winken und Andeutungen 1608 von Wolfhart Spangenberg entworfen und 1617 von einem unbekannten Verfasser ausgeführt; gedruckt erschien es 1625. Der Verfasser nennt sich pseudonym Adolph Rose von Creutzheim mit spottendem Bezug auf die Kabbalisterei des Geheimbundes der Rosenkreuzer, denn auch gegen diese Seite hin wendet sich hier die scharfe und bittere Satire. Die vielen vorkommenden Thiere sind alle mit Eigennamen benannt; einige wie im Reineke Fuchs, der Fuchs eben Reinike, der Hund Wacker (Wackerlos); andere, auch solche die sich im Reineke Fuchs finden, anders; z. B. der Löwe heisst Grimbart, der Bär Brummer, der Wolf Leutsch, der Esel selbst Simpel. Das ganze Werk ist in Prosa abgefasst. Als mit antreibendes Vorbild bezeichnet auch der Verfasser des Eselkönigs in der Vorrede den Reineke Fuchs.

Von da an hat die Thierdichtung wiederum geruht, wie auch nach dem Jahre 1662 einstweilen keine hochdeutsche Bearbeitung des Reineke Fuchs mehr ist herausgegeben worden: aber darum war sie nicht erstorben, nicht der Nation aus den Augen geschwunden. Das 17. und 18. Jahrhundert entlang erschienen fortgesetzte Ausgaben des niederdeutschen Originals, und endlich brachte das Jahr 1794 eine neue Umarbeitung in die hochdeutsche Sprache, die von Göthe. Er war damit schon länger bekannt und gedenkt in seinem Briefwechsel des Interesses dafür schon 1778 (Goedeke 2, 804). Im Jahre 1793 begann Göthe die Bearbeitung um der ihm leidigen Welthändel, der Revolution zu vergessen. Im Druck erschien die Bearbeitung 1794, in 12 Gesängen. Sie ist in Hexametern abgefasst, was dem alten

Gedicht einen neuen Reiz verleiht: wie bei der Batrachomyomachie ist ein Schimmer unabsichtlicher Parodie der homerischen Heldendichtung darüber ausgegossen. Die alterthümliche Derbheit und Rohheit hat Göthe verfeinert und veredelt, so dass nun auch sprödere Leser sich dem Gedichte nähern mögen. Die Hauptsache ist, dass hiemit der Reineke Fuchs für alle Zeit der deutschen Litteratur angeeignet war, dass er nun in noch viel weiter ausgedehntem Maasse und höherem Sinn, als im 16. Jahrhundert, ein Gemeingut der Nation wurde.

Der Ausgabe von 1846 wurden Bilder von Wilhelm Kaulbach beigegeben, wie derjenigen Gottscheds solche von Everdingen. Sie sind werthvoll durch Composition und naturgetreue Auffassung der Thiere, die von Kaulbach auch durch den charakteristischen Gesichtsausdruck. Ebenso illustriert waren auch all die älteren Ausgaben vom Ende des 15. bis 17. Jahrhunderts, und zwar die niederdeutschen wie die hochdeutschen und lateinischen; auch schon die Bearbeitung Heinrichs von Alkmar war mit Holzschnitten ausgestattet. Besonders gut sind die Bilder von Jost Ammann und Virgilius Solis. Hier überall, namentlich in den niederdeutschen Ausgaben, sind die Thiere nicht so naturgetreu dargestellt; die Umrisse ihrer Gestalten sind öfters so verzogen, wie in der Heraldik, namentlich gilt diess vom Bilde des Löwen, das einen Löwen mehr nur bedeutet als darstellt. Aber darin liegt vielleicht eher ein Vorzug: die Bilder passen so besser zu der Dichtung, die ja auch, indem sie vermenschlicht, bald mehr, bald weniger von der eigentlichen Naturtreue abgeht und für die ja auch die Thiere mehr nur Symbolisierungen gewisser didactischer und satirischer Ideen sind.

Göthes Reineke Fuchs: hiemit denn ist die Geschichte der epischen Thierdichtung vollkommen abgeschlossen: im andern und im eigentlichen Sinne war sie das freilich schon mit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, mit dem flämischen Reinaert: denn von diesem an ist alles nur ein Stufengang von Uebersetzung zu Uebersetzung: vom flämischen Reinaert zu der holländischen Heinrichs von Alkmar, von da zu der niederdeutschen, von da zu der hochdeutschen. Die neue freie Dichtung auf dem alten Grund und aus dem alten Stoffe heraus ist schon mit dem flämischen Reinaert zum Stillstande gelangt, und man wird kaum irren, wenn man diese Unfähigkeit zu fernerem Wachsthum,

diese nun halbtausendjährige Unfruchtbarkeit herleitet von der alles durchdringenden Tränkung des Stoffes mit satirisch-didactischer Zweckmässigkeit: was der angeborene und eigentliche Lebenssaft des Stoffes war, das epische Element, musste daran vertrocknen. Aber es erstarb darum nicht, es behielt auch so, wie die Litteraturgeschichte vom 15. Jahrhundert an bis auf unsre Tage zeigt, seinen unverwüstlichen Werth und Reiz, noch für uns wie für die lange Reihe früherer Geschlechter: mit vollem Rechte konnte daher Göthe darauf das Xenion dichten: „Vor Jahrhunderten hätte ein Dichter dieses gesungen? Wie ist das möglich? Der Stoff ist ja von gestern und heut.“

Ausserhalb der Litteratur aber im engern Sinne des Wortes, auf einem still abgelegenen Fleck, wo die Poesie unbeschädigt blieb von der Didaxis, hat denn auch dieser altepische Stoff fort und fort bis auf heut noch ein volleres eigentlicheres Leben bewahrt und sein Wachsthum nicht gestockt. Unter den Märchen der Kinder des Volkes giebt es jetzt noch mehr als eines, das Zeugniss und Erzeugniss der uralten Thiersage ist, mehr als eines, in welchem entweder bloss Thiere unter einander handeln und sprechen oder Thiere in episch belebter Weise mit betheiligt sind an den Thaten und Geschicken der Menschen; einige sind sogar wirkliche alte Thiersagen. Beispiele finden sich genug in der Sammlung der Brüder Grimm: ich verweise ohne die Mittheilungen und Erörterungen weiter auszudehnen auf die Nummern 5. 23. 26. 27. 38. 58. 60. 72—75. 86. 102. Vgl. J. Grimm, R. F. S. CCXVII.

Walther von Klingen,
Stifter des Klingenthals und Minnesänger*).

(Academisches Programm 1845.)

Unter den zahlreichen adlichen Geschlechtern welche uns die Geschichte des Mittelalters im Thurgau zeigt ist eines der ältesten und bedeutendsten das der freien Herren von Klingen: schon jene heil. Wiborad, die Jahre lang bei St. Gallen als Klausnerinn lebte, und zuletzt im J. 925 unter dem Schwerte der hereingebrochenen Ungern fiel, wird von Klingen genannt[1]). Auf dem Gipfel aber seines Glanzes, reichbegütert von Constanz abwärts bis hier in den Schwarzwald, dort in das Aargau und den Baarer Boden hinein, und mit den Mächtigsten rings im Lande befreundet und verschwägert erscheint uns das Geschlecht seit dem Beginn des dreizehnten Jahrhunderts. Ganz eigentlich seit dem Beginn: der SanctGaller Abt Heinrich von Klingen, den im engern und im weitern Gebiet die Geschichte wegen seiner Verdienste um das Stift und wegen seiner treuen und streithaften Anhänglichkeit an König Philipp rühmt, war gerade im J. 1200 erwählt worden[2]). Ein Menschenalter nach ihm kam zu den zwei Herrensitzen die das Geschlecht schon früher

*) [Ueber Walther v. Klingen Mone Zeitschr. für die Gesch. des Oberrheins 1, 455. 2, 214. Basel im 14. Jahrh. S. 95 fg. Pfeiffers Germania 9, 148.]

1) Ild. v. Arx, Gesch. d. Cant. St. Gallen 1, 211—216; Pupikofer, Gesch. d. Thurgaus 1, 66—68.

2) Ild. v. Arx a. a. O. 1, 305.

innegehabt, dem Stammhause Alten-Klingen zwischen Constanz und Wyl und dem Schloss Hohen-Klingen ob Stein (die von Klingen. waren Kastvögte des dortigen Stiftes) noch ein dritter neugegründeter: Herr Ulrich von Klingen baute im J. 1240 Schloss und Stadt Klingnau an der Aar; den Boden dazu hatte er vom Kloster St. Blasien für andere Güter eingetauscht[1]).

Ulrich starb etwa im J. 1251; er hinterliess von seiner Gemahlinn Ita drei Söhne, Ulrich, Walther und Ulrich-Walther; den letzteren, der 1240 noch gar nicht lebte, als unmündigen Schulknaben[2]). Walther scheint der zweitgeborne gewesen zu sein: die erste Erwähnung der Brüder noch zu Lebzeiten des Vaters[3]) nennt Ulrich vor ihm; aber gleich nach des Vaters Tode, da sie noch in der Erbtheilung begriffen waren, und den ersten frommen Gebrauch von ihrem neuen Besitzthume machten, 1251—53, steht Walther voran[4]), und auch fernerhin ist es immer er, der als Haupt des Geschlechtes den Glanz desselben hält und vertritt und seine Brüder werden kaum noch genannt.

Persönliche Eigenschaften und äussre Verbindungen sicherten ihm solch Ansehn. Seine Gemahlin Sophia (er hatte sie schon als der Vater starb) war aus dem gräflichen Hause von Froburg[5]); von seinen Kindern (auch deren besass er damals schon), fünf Töchtern nämlich, Agnes, Verena, Herzelauda, Katharina und Clara, und einem Sohne Namens Ulrich[6]), ward die zweite

---

1) St. Blasier Urkunde in Gerberts Cod. dipl. hist. Nigræ Silvæ no. 101.

2) Jene St. Blasier Urkunde macht nächst der Gemahlinn Ita nur zwei Söhne, Ulrich und Walther, namhaft; die gleich anzuführende von 1251—53 spricht von Ulrich-Walther als einem *puerulo literis imbuendis apposito.*

3) in der angeführten St. Blasier Urkunde.

4) Schenkung an die Johanniter zu Lüggern, *primo quidem a. d. 1251 m. Martio, paterna hæreditate ac possessionibus adhuc indivisis, post divisionem iterata* 1253, beides zu *Clingenowe:* Herrgott, Geneal. dipl. Habs. Cod. probat. no. 375. Hier im Anfange *nos viri nobiles Walterus et Ulricus dicti de Chlingen una cum fratre nostro Ulrich Waltero;* nachher *inter me Walterum et Ulricum* u. s. f. und *a me Waltero.*

5) *karissimum sororium* nennt ihn Graf Ludwig von Froburg in einer Urk. v. 1263, Herrg. no. 462.

6) Eine Urkunde von 1256 (Anhang no. I) hat die jüngste Tochter noch nicht; in den späteren fehlen wieder die Namen Ulrich und Agnes:

an den Grafen Heinrich von Veringen, Herzelauda und Katharina an zwei Freiherren von Liechtenberg vermählt, deren Geschlecht die Reichsvogtei von Strassburg inne hatte[1]; Katharina sodann in zweiter Ehe an Graf Diepold von Pfirt[2]; Clara endlich (vielleicht jedoch erst nach seinem Tode) an einen Markgrafen von Baden[3]. Nächst dem waren unter den übrigen Herrn in diesem Theil des Reiches besonders die Grafen von Habsburg ihm befreundet: zu häufig wiederholten Malen leisten sie ihm und leistet er ihnen Zeugniss bei der Ausfertigung von Urkunden. Namentlich aber stund er mit dem bedeutendsten dieses Hauses, dem Grafen Rudolf, in engerem Verhältniss. Es war Herr Walther von Klingen den im J. 1271 beim Streit um die Kiburgische Erbschaft der Graf von Habsburg und der Abt von St. Gallen Berthold sich zum Gescheidsmann setzten[4]; und als zwei Jahre nachher die Fürsten Deutschlands im Begriffe waren ein neues und nun wieder ein einheimisches Oberhaupt zu erwählen, da schaute er in einem Traumgesichte den Erfolg voraus den ihre Berathungen haben sollten. Er sah die Fürsten ver-

---

also Clara erst später geboren, Ulrich und Agnes schon frühzeitig weggestorben.

1) Die *Comitissa de Veringen,* die *Dominæ de Liechtenberch* mehrfach in den Urkunden, jene seit 1269, diese seit 1270; nach einer Strassburgischen von 1272 hatte Bischof Walther von Geroldseck den Herren von Liechtenberg 200 Mark Silbers gelobt *ad dominam Katharinam maritandam;* jetzt zahlte sein Nachfolger Heinrich diese Summe an Walther von Klingen aus: Schöpflin, Alsatia dipl. no. 668. Wahrscheinlich eine Mitgift für eben diese zwei Töchter waren die Güter zu Sesenheim *(Sehzinsheim)* und Wisentau im Elsass die Walther im J. 1271 vom Stift St. Blasien eintauschte gegen Güter und Leibeigene *(viginti septem et dimidiam personas)* zu Birdorf, Buch, Kadelburg und Ober-Endingen: Gerbert, Cod. epist. Rudolphi pg. 227.

2) Diepolds Sohn, Graf Ulrich, nennt Walther seinen Grossvater: Urk. v. 1298 bei Herrgott no. 682; ein Jahrzeitrodel des Klingenthales *die von klingen* als Mutter *der von phfirt:* Anhang no. IX; und Diepolds Gemahlinn hiess Katharina: Urk. v. 1278 und 1311, Herrgott no. 576. 713.

3) In den bekannten Urkunden des Vaters kommt sie immer noch als unverehlicht vor; indessen scheint ihre Grabschrift im Klingenthal, die gleich den Jahrzeitregistern sie Markgräfinn nennt, den Vater als noch lebend zu bezeichnen: s. den Schluss dieser Darstellung und Anhang no. IX u. X. Ihr Gemahl war nach Schöpflins Vermuthung (Hist. Zar. Bad. 2, 22) Markgraf Hesso, gest. etwa 1317.

4) Herrgott no. 516.

sammelt und hörte sie sprechen: „Wer von uns diese Krone zu erheben vermag, der soll uns König sein." Da versuchte es einer nach dem andern: aber niemand vermochte es. Endlich hub Graf Rudolf von Habsburg kräftiglich die Krone empor und krönte sich[1]). So lagen dem von Klingen die Ehre des Reichs und die seines Freundes in Sinn und Herzen. Ritterlich wie er war, wie ein Bild des vierzehnten Jahrhunderts ihn turnierend darstellt[2]), blieb er nun auch dem Könige auf seinen Heerfahrten treu zu Handen: wenigstens an der gegen Ottocar von Böhmen 1276 nahm er zuvorderst und mit vorsorglicher Berathung Antheil[3]). Und bevorzugt von Rudolf und öfters in dessen Gefolge war er auch jetzt noch. Als dieser den Bürgern von Strassburg 1275 zu Hagenau, denen von Breisach 1275 zu Breisach selbst, denen von Aarau 1283 zu Lautern ihre Stadtrechte verbriefte und bestätigte, musste allemal Walther die Urkunden mit unterzeichnen[4]), und einen Vergleich zwischen Heinrich Bischofe von Basel und Diepold Grafen von Pfirt, 1285 zu Colmar abgeschlossen, bekräftigten mit ihren Namen und Siegeln nur die drei, König Rudolf, Graf Heinrich von Fürstenberg, und Herr Walther von Klingen[5]). Auch mit Geldvorschüssen durfte er seinem Herrn vertraut und dienstlich sein, der reiche dem stäts

---

1) *Dominus de Clingen, vir libere conditionis, personatus, dives et devotus, vidit principes et electores imperii congregatos et dicentes „Quicunque ex nobis hanc coronam levare poterit rex ab omnibus habebitur." Singulis autem se probantibus nullus eorum levare potuit eam. Tandem Rudolfus de Habsburc comes coronam potenter elevavit seque coronavit. Visionem hanc eventus subsequens approbavit: eligitur enim in crastino Michahelis anno M.CC.LXXIII.* Chron. Colmar. in Urstisii Germ. Hist. 2, 40. Böhmer Fontes 2, 49.

2) Das Bild das in der Pariser Handschrift mittelhochdeutscher Lyriker seinen Liedern vorangeht: v. d. Hagens Minnesinger 4, 104.

3) Eine charakteristische Besprechung des Königs mit dem von Klingen, die zu Mainz noch im Beginn der Kriegsrüstungen 1276 vorgekommen, berichtet die Colmarer Chronik a. a. O. 41 fg. Böhmer Fontes 2, 53. Und ein Unterthan Walthers, Steinmar von Klingenau, war mit vor Wien (v. d. Hag. 2, 155a.) als Rudolf diese Stadt belagerte: dann wohl auch Walther selbst.

4) das Breisacher in Schöpflins Hist. Zaringo-Bad. 5, 261; das Aarauer in Gerberts Cod. epist. Rudolphi 247 sq.; die Bestätigung des Strassburgischen in Schöpflins Als. dipl. no. 701.

5) Herrgott no. 634.

armen: im J. 1283 war ihm derselbe nicht weniger als 1100 Mark schuldig, zu jenen Zeiten ein sehr grosses Geld; er ward dafür auf die Reichssteuer der Stadt Zürich angewiesen[1]).

Da wird denn auch kein Zweifel obwalten dürfen dass niemand anders als er unter jenem *werden Klinger* zu verstehen sei, den ein Dichter der Zeit und auch ein Thurgauer, der von Wengen, um seine Treue und Milde und Wohlgezogenheit, um alle Tugend rühmt[2]): denn nur er, der so hoch gestellte, konnte so kurzweg *der Klinger* heissen[3]).

Dank habe der werde Klinger, dar gehûset hât
triuwe, milte und dâ bî zuht! die wil er wol behalten,
Daz er sî von dem lande niht vertrîben lât.
des lâze in got nâch sînem willen wunneklîchen alten!
Sî hazet leider maniger man;
vor den er sî behalten wil: daz ist in allen swære.
wie schône erz in gebieten kan!
er möht ir niemer baz gepflegen, ob er ein keiser wære.
ir werden froun, ir sulnt im wünschen guoter zît,
sît hôhiu tugent in sînem süezen herzen lît.
er ist erbarmic, unde ist och den friunden guot.
sælde hât in wol dâ her vor aller missetât behuot.

Es waren aber vorzüglich zwei Dinge in denen sich Walthers auch den Frauen gepriesene *tugent* und diess sein Erbarmen bewährte; zwei Seiten auf denen das Bild seines Lebens und seines Charakters, so verblichen es sonst auch sein mag, uns noch anschaulich genug entgegentritt: seine dichterischen Bestrebungen und seine mildthätige Frömmigkeit.

Seine Heimat das Thurgau mit den nächst angrenzenden Gauen von Schwaben war recht eigentlich ein Lieblingssitz des altdeutschen Minnegesanges: so viel Rittergeschlechter, fast ebenso viel Dichter auch hatte diess Land aufzuweisen[4]): die zwei Dienst- und Lehnsherren der meisten unter ihnen, der Abt von St. Gallen und der Bischof von Constanz, giengen darin gelegentlich selbst mit ermunterndem Beispiele voran: grade zu Walthers Zeiten hatte St. Gallen einen Abt der Tagelieder verfasste, Wilhelm

1) Urkunde in Gerberts Cod. epist. 246 sq.
2) v. d. Hagen 2, 144.
3) wie dort in der Colmarer Chronik bloss *Dominus de Clingen.*
4) ein noch mehr als vollständiges Verzeichniss in Lassbergs Vorreden zum ersten und zum zweiten Bande des Liedersaals.

Grafen von Montfort[1]); und auch Heinrich von Klingenberg, seit 1293 Bischof von Constanz, verstand sich darauf, Lieder zu dichten und zu singen[2]). So war denn Walther ringsum von Poesie berührt, von Poeten umschlossen: es giebt nur wenige von ihm ausgestellte oder von ihm mitbezeugte Urkunden in denen nicht sein Name begleitet wäre von irgend einem andern litterarisch bekannten und vielgenannten, den Namen Buchein oder Gutenburg, Hohenfels, Tettingen oder Winterstetten. Und Ein Dichter, der sich zum mindesten durch Eigenthümlichkeit auszeichnet, Steinmar, gehörte mit zu seinen Unterthanen, war Bürger von Klingnau und wohl bei ihm angesehen[3]). Diess dichterische Klima hatte schon darin Einfluss auf ihn gezeigt, dass er die eine seiner Töchter Herzelaude nannte, mit einem ganz romanhaften, aus Wolframs Parzival oder dem Titurel entlehnten Namen[4]): es ergriff ihn noch mehr und bestimmte ihn selber auch die Sangeskunst zu versuchen. Gehörte es doch nach den Vorstellungen des dreizehnten Jahrhunderts mit zu den *tugenden* eines nach feiner Hofsitte wohlgezognen Adlichen, gleichsam als Krone der Ritterlichkeit, den Frauen auch mit Gesange zu dienen, Minnelieder zu singen. Wo Hartmann von Aue in seinem Armen Heinrich alle Vorzüge dieses Herren aufzählt, ist noch das letzte Lob der ganzen Reihe „*er sanc vil wol von minnen.*“ Nach solchem Lobe trachtete nun auch Walther.

---

1) *Wem solte daz niht wol gevallen, daz ein abt von Sante Gallen tagliet macht sô rehte schœne, daz Sante Gall sô hôh gedœne durch werltlich êre nie gesanc? des habe sîn abt immer danc daz man dâ bî gedenket sîn:* Renner 53 a. Bamb. Ausg.

2) *er kan wîse und wort* Hadlaub v. d. Hagen 2, 280 b.

3) Unter den Zeugen der Klingnauischen Urkunden Walthers kommen auch immer die Brüder Steinmar, Konrad und Berthold, vor.

4) In den Abdrücken der Urkunden zuweilen unrichtig *Hertzelanda* oder *Herzlanda.* Herzelaudens Name gieng dann auch auf ein Schwesterkind über, eine Tochter der Gräfinn Katharina von Pfirt: Herrgott no. 713. In ähnlich romanhafter Weise hiess damals ein Basler Bürger *Virianus* (Alb. Argent. Urstis. 2, 103 und Urkunden): dieser Name aus Wolframs heil. Wilhelm; andere (in Urkunden) *Wielant:* dieser aus der deutschen Heldensage, eben wie *Schrutan,* der ständige Beiname derer von Winkelried (Herrgott no. 689) welchen ein Lesefehler späterer Zeit in *Struthan* entstellt hat. [*Ezelinus:* Tonjala 3. *Horand* ein Baselbieter Geschlechtsname. Eigennamen aus der Artus- und Parzivalsage: Mone im Anz. 2, 301.]

Nur stellte sich diesem seinem Bestreben mehr als ein Hinderniss in den Weg. Einmal die Ungunst der Zeit. Mochte auch in ihm und in andern die Liebe zur Kunst unerloschen fortwalten, dennoch war, als er die Bahn betrat, die Kunst selber, die rechte Kunst bereits verloren: sie hatte sich überblüht in der reichen Fülle früherer Jahrzehnde. Und wenn im Sinne des Mittelalters die Dichter meist angewiesen waren auf den milden Schutz der Könige und der Fürsten des Reiches, wenn dieser den künstlerischen und den sittlichen Werth dessen bedingte was sie leisteten: so war jetzt auch in dieser Beziehung keine Zeit mehr für ein frisches freudiges Dichten. Rudolfs Regiment war in allen Stücken ein Heil für Deutschland, nur nicht für die Dichtkunst der Deutschen: er besass alle Tugenden eines Königs, nur die der Milde nicht.

Der künic von Rôme engît ouch niht, und hât doch küniges guot.
ern gît ouch niht: erst wærlich rehte alsô ein löu gemuot.
ern gît ouch niht: erst kiusche gar.
ern gît ouch niht, und ist doch wandels eine.
Ern gît ouch niht: er minnet got, und êret reiniu wîp.
ern gît ouch niht: ezn wan nie man sô vollekomenen lîp.
ern gît ouch niht: erst schanden bar.
ern gît ouch niht: er ist wîs unde reine.
Ern gît ouch niht: er rihtet wol.
ern gît ouch niht: er minnet triuwe und êre.
ern gît ouch niht: erst tugende vol.
ern gît ouch leider nieman niht. waz sol der rede mêre?
ern gît ouch niht: er ist ein helt mit zühten vil gemeit.
ern gît ouch niht, der künc Ruodolf, swaz ieman von im singet oder geseit[1]).

1) Meister Stolle, v. d. Hagens Minnesinger 3, 5. In der letzten Zeile ist statt *von* vielleicht *vor* zu lesen: wie der Unverzagte von Rudolf sagt, ebda 45 a. *der meister singen gîgen sagen daz hœrt er gerne, und gît in drumbe niht.* Auch der Schulmeister von Esslingen schilt diesen Geiz des Königs vdH. 2, 137 fg. [Joh. Vitod. S. 21: *liberalis fuit, sed precipue suis militibus sibi fideliter militantibus.* — Grössere Milde von Rudolfs Schwager, dem Grafen Albrecht von Hohenberg: Klage um ihn († 1298) bei Ottocar cp. 671:

Klage, ellendiu diet,
die von kumber dicke schiet
grâf Albrehtes miltiu hant!
ez enwirt in Swâben lant
niemer mê geborn

Denn ihm mussten mancherlei andre Dinge noch angelegener sein, als wie er die Dichter zufrieden stelle. Aber er stund damit nicht allein: er gab ein Beispiel; und wenn auch Walther von Klingen der milden Gaben niemandes bedurfte noch begehrte, immerhin lag in diesem Verhalten seines Herrn und Freundes keine Aufmunterung für ihn. Um so löblicher dass er sich dadurch nicht irren liess, dass er die Kunst dennoch übte, und er für sich doch milde war gegen ärmere Kunstgenossen. Denn jenes Lob aus dem Munde des von Wengen war auch durch Mildthätigkeit verdient.

Aber es kam zu diesem Mangel an Aufmunterung von aussen und von oben her noch ein andres Hemmniss, das gewichtiger und nicht so leicht zu überwinden war, weil es im Dichter selbst beruhte. Bei aller guten Meinung gebrach es ihm doch an der rechten von innen heraus drängenden Fähigkeit die Dinge poetisch anzuschauen und zu gestalten: nicht weil er musste und weil es ihn sonst nicht ruhen liess dichtete er, sondern nur weil das allgemeiner Brauch war, weil es eben für adlich und höflich galt, weil er damit gleichsam ein Standesrecht und eine Standespflicht erfüllte. So trieben es viele: warum nicht auch er?

Wir haben acht Minnelieder von ihm; sie stehn einzig in der Pariser Handschrift die man fälschlicher Weise die Manessische zu nennen pflegt. Eben diese beweist dass wirklich er der Verfasser sei, und nicht etwa Herr Walther von Hohen-Klingen, der gleichzeitig mit ihm in Urkunden vorkommt: denn die von Hohen-Klingen führten in ihrem Wappenschilde ein fünfblättriges Eichenreis[1]), den Liedern aber setzt die Handschrift das Wappen derer von Alten-Klingen und Klingnau voran, einen aufrecht stehenden und gekrönten goldenen Löwen in schwarzem Felde[2]).

---

dâ so vil an werde verlorn
als an im, der dâ ist tôt;

vgl. Kurz Beitr. 1, 54. An seinem Hofe Klein Heinzelein von Constanz, von ihm begünstigt Johann von Würzburg (Haupt 1, 221 fg.), und er selbst ein Dichter: v. d. Hagen Minnes. 1, 63.]

1) Urkunde v. 1293 bei Neugart, Cod. dipl. Alem. no. 1049; so auch auf dem Thierstein-Klingischen Grabmale im Klingenthal.

2) v. d. Hagens Minnesinger 4, 104; Grabstein der Markgräfinn Clara im Klingenthal.

Ich theile die Lieder vollständig mit um dann noch einiges über Werth und Unwerth derselben beizufügen[1]).

Her Walther von Klingen.

1.

Swie diu zît sich wil verkêren,
sêren   muoz daz sende herze mîn:
Wil mîn frowe mich niht êren,
mêren   muoz mîn senelîcher pîn.
Frowe, ir tuont mir helfe schîn!
frowe, ir sult mich frœide lêren,
ald ich muoz verdorben sîn.
  Ach, ich sach ein güetlich lachen
machen   minneklich ein mündel rôt:
Von dien minneklîchen sachen
krachen   muoz daz herze mîn von nôt.
Minne jâmer mir gebôt,
daz mîn sin begunde swachen:
des bin ich an frœiden tôt.
  Frowe mîn, gebieterinne,
minne   hânt ir, dâ bî reine site:
Hœhent, frowe, mîne sinne.
minne   ich iuch, des i'emer bite,
Teilent mir die minne mite,
der ich frœide noch gewinne:
ach, die minne ich sanfte lite.
  Frowe, ir sint sô wol bescheiden:
leiden   sol iu guotes friundes leit.
Frœide diu ist an uns beiden:
scheiden   sult ir mich von arebeit.
Al mîn frœide ist gunterfeit,
welt ir, frowe, mich niht kleiden
schiere in frœide rîchiu kleit.
  Der vil süezen minne wunden
funden   habe ich ûf der frœiden tôt:

1) Frühere Abdrücke in Bodmers Samml. v. Minnes. 1, 30—32 und bei v. d. Hagen 1, 71—74; Angaben über die handschriftlichen Lesarten an letzterem Orte 3, 592 und 826.

Abweichungen. 1, 4 *seneklicher* vdHagen. 5 *tuot* vdH. und so nirgend ein *n* in der 2 plur. 6 *sült* vdH. ebenso später. 15 *gebietærinne* hier und nachher vdH. 16 *sitte: bitte: mitte: litte* cod. 18 *i'emer* d. h. *ich iemer] iemer* vdH. „das Komma nach *iuch* zu tilgen“ vdH. 3, 592. „ist zu kurz; etwa *minne ich, ich iuch des*“ 4, 105. Eher wohl fehlt vor *bite* noch ein zweisylbiges Adverbium. 26 *cunterfeit* vdH.

In kan niemer wol gesunden,
kunden müeze ir minne gerndiu nôt.
Trôste mich ir mündel rôt,
sô wære all mîn leit verswunden,
swie sî senen mir gebôt.

2.

Winter wil uns aber selwen
liehte bluomen ûf der heide breit;
Er wil ouch die boume velwen,
die dâ hiure wâren vil gemeit.
Unbesungen sint diu tal,
dâ vil manic stimme erhal,
dur diu ôren suoze in sendez herze ergal.

Ouch clage ich die mîne swære,
diu mir senden man sô nâhe lît,
Daz mîn frowe ist frœidebære,
unde ir güete mir niht frœide gît.
Diu vil liebe diu gît mir
frœide bernde minne gir:
ach, ir süeze ich sender man embir.

Elliu frœide kumt von wîben
diu dien mannen hôhgemüete birt:
Ez kan nieman frô belîben
dem ir süeziu minne niht enwirt.
Wîbes minne sanfte tuot;
sî gît frœide rîchen muot;
guoter wîbe minne ist bezer danne guot.

Ez ist maneger hande minne:
nâch der besten minne senet mîn lîp:
Die hât mîn gebieterinne;
süeze minne hât sî sælic wîp.
Al die minne der ich ger,
die hât sî: des bin ich wer.
ich bin tôt, wil sî daz ich ir minne ember.

Allez daz ich gerne schowe,
dast ein wîp diu mich ungerne siht:
Ach, sî ungenædic frowe,
war umb trœstet sî mich senden niht?

2, 14 fehlen zwei Sylben. *enbir* vdH. ebenso 28 *enber*. 16 *hochgemuete* vdH. 23 „Der Vers fordert *senet sich m.*“ vdH. Nur würde er dann um einen Fuss zu lang. 26 *alle die* cod. *Alle* vdH. 30 oder *dâst?* 32 *Warumbe* cod.? Bodmer.

Si ist mir âne schult gehaz:
wê, war umbe tuot sî daz,
sît daz ich ze guot der guoten nie vergaz?

3.

Frœit iuch, frœit iuch, grüeniu Heide!
frœit iuch, vogele! frœit iuch, grüener Walt!
Swaz inc ie geschach ze leide,
daz tet inc der leide winter kalt:
Daz habt ir wol überwunden:
noch hân ich niht trôstes funden
an der lieben diu mich twinget mit gewalt.
Dô von êrst ir lichten ougen
lieplich sâhen in das herze mîn,
Dô wânde ich des âne lougen,
daz ich solde wol getrœstet sîn
Von ir: nû hât siz verkêret,
unde hât mich sô gelêret,
daz ich weiz waz sorgen ist und sender pîn.
Owê, frœide rîchez grüezen,
owê, minneklîcher rôter munt,
Wenne wiltû swære büezen
mir? ich bin nach frœiden ungesunt
Von der lieben diech dâ minne.
nu ist siz doch mîn küniginne,
swie sî hât daz sende herze mîn verwunt.
Minneklîchez umbevâhen
daz tuot von den reinen wîben wol.
Swem sî went mit küssen nâhen,
waz der ganzer stæte haben sol!
Gegen der wunne ich niht gelîche.
swem ein wîp genædeklîche
frœide gît, des herze ist ganzer frœide vol.
Süeze minne, twinc die hêren
daz si erkenne mînen senden pîn;
Dû solt ir gemüete sêren,
sam dû hâst getân daz herze mîn.

33 *schulde* cod. vdH. 34 *ümbe* vdH. ebenso später. 35 oder *ich ir guoten güete nie?* vgl. 7, 15 fg. *ich der guoten ze guote nie* cod. vdH.

3, 1 *heide* vdH. Das pluralische *iuch* zeigt hier und im nächsten Verse die Personification. 2 *vogel* cod. *vogel'* vdH. *walt* vdH. 3. 4 *iuch* cod. *iu* vdH. Der Dualis *inc* stellt die Vögel auf die eine, Heide und Wald zusammen auf die andere Seite, oder auf jene die Heide, auf diese den Wald mit seinen Vögeln. 5 beständig *uber* cod. 19 *die ich* cod. 24 *welnt* vdH. 26 *niht* fehlt cod. vdH.

Wirt ir kunt dîn minne-twingen,
sô muoz sî mir sorge ringen;
dar nâch kurzer stunde wil ich frœlich sîn.

4.

Ich sach bluomen schône erspringen:
daz ist vor dem walde schîn.
Dâ von muoz mîn herze ringen
nâch der lieben frowen mîn.
Wil sî mir genædic sîn,
mit den vogelîn wolde ich singen,
uns den lieben sumer bringen.

Genâde, frowe! ich muoz verderben
jæmerlîche und unverscholt.
Ist iu liep daz ich muoz sterben?
ich wart nie frowen mê sô holt.
Sô wær ze kupfer worden golt.
lîhte wil sî prîs erwerben,
lât sî mich in ir dienste sterben.

Meien bluot und ouch ir güete
sint einandern wol gelich;
Swâ die rôsen stênt in blüete,
die sint niht sô minneklich
Als mîn liep: des frœwe ich mich.
doch beswæret mîn gemüete
daz man ir sô sêre hüete.

Sî verliesent alle ir huote,
mac ich mich zuo ir versteln:
Daz gefüeget wol diu guote;
wan sol friuntschaft sêre heln.
Elliu huote ist gar verlorn:
ob ich die lieben vinde aleine,
sô schât uns ir hüeten kleine.

Ach got, wie brinnet mir mîn herze
nâch der lieben frowen mîn!
Noch mêre danne tûsent kerze;
ach got, wan solde ich bî ir sîn!
Si ist sô schœne und ouch sô fîn
als die vîôl in dem merzen;
dur sî sô lîde ich manigen smerzen.

Solher swære, sô mich twinget,
nieman sich verkunnen sol.

4, 1 *etspringen* cod. *entspringen* B. 15 *bluete* cod. vdH. 23 *zuo zir* vdH.

Diu mich wol von sorgen bringet,
swenn sî wil, sô wirt mir wol.
Maniger mînen kumber klagt
mit süezen worten ûz dem munde,
der mir wol des tôdes gunde.

5.

Heide ist aber worden schœne:
sî hât manger hande varwe kleit;
Die vogele singent süeze dœne.
swie diu sumerwunne ist vil gemeit,
Dâ bî dulde ich sendiu leit;
swie der meie vogellîn frœne,
ich hân nôt von liebe und arebeit.
Wild und zam daz frœit sich sêre
gegen des wunneklîchen meien zît:
dannoch frœit sich michels mêre
swer bî herzeliebe tougen lît:
âhy waz dem frœide gît
werder reiner wîbe lêre
machet mannes ungemüete wît.
Wol gemuoten guoten wîben
wünsche ich heiles sunder nît.
Sî kunnen ungemuot vertrîben;
wê waz wunne an wîben lît!
Wîbes minne frœide gît.
got füege iemer hübschen lîben
âne swære minneklîchiu zît.
Manger giht, in müeze blangen
nâch den frœiden die man wîlent vant.
Derst mit sorgen umbevangen:
wurde aber im von wîbe ein liep erkant,
Bezer frœide er nie bevant.
frœide ist noch sô niht zergangen,
wîp geben frœide als ie über elliu lant.

6.

Wie mac mir sô liep gesîn
ein wîp der ich unmære bin?
Wil diu liebe frowe mîn,
hât sî mîn besten frœide hin.

---

39 *swenne* cod. vdH.

5, 3 *vogel* cod. vdH. 6 *vogelin* vdH. 7 *arbeit* cod. vdH. 8 *Wild* aus *Wilt* oder *Wilt* aus *Wild* gebessert cod. 17 *ungemuete* cod. vdH. 22 u. 8, 12 *jiht* vdH. 25 *lieb* cod. vdH.

6, 3 *liebiu* cod. nach vdH. *liebe* B. 4 *sî* fehlt cod.

Wil sî, mir mac trûren swinden:
lât sî mich genâde vinden,
ich bin vrô, dâ bî gemeit.
wil diu liebe, ich hân ouch kumber unde leit.

Minne und ouch unminne hât
mîn frowe, diu mir trûren gît:
Ir unminne mir niht lât
ir minne, an der mîn frœide lît.
Teilte mîn gebieterinne
mir ir minneklîche minne,
sô wær al mîn trûren hin:
ir unminne machet daz ich trûric bin.

7.

Ich wil diu sældehaften wîp
niht biten wan des einen,
daz sî mir sîn genædic sô,
daz ân ir laster sî;
Swelh wîp hât minneklîchen lîp
hübschen unde reinen,
wie kunde ich dâ von werden frô,
ob sî wurde êren frî?
Bæte ieman reine frowen guot
daz niht ir êren zæme,
dem trüege ich selten holden muot:
diu bete ist ungenæme,
diu schaden ir êren tuot.

Diu guoten wîp sint alse guot,
daz ich ir guoten güete
ze guote niht vergezen wil
unz an daz ende mîn.
Ir süeze, ir edele, ir herze, ir muot
daz liebet hôchgemüete.
ich wünsche in allen sælden vil;
ich wil ir diener sîn.
Nû gere ich anders niht von in
ze dienestlîchem lône,
wan swa ich bî guoten frowen bin,
daz sî mich grüezen schône:
dast mir ein guot gewin.

7, 5 *Swelch* vdH. 9 *reinen* cod. 12 *bette* cod. 19 *liebt* cod. vdH. 23 *dienstlichen* cod. nach vdH. *dienstlichem* B. 26 *dâst?*

8.

Ez sint manger hande dœne
die dâ liebent guoten muot;
Dar ûz ich ir einen krœne,
der dem herzen sanfte tuot:
Minneklîchiu rede ist guot
von den reinen wîben schœne:
die tuont sendiu herzen fruot.
  Mir tuot baz in mînen ougen
guotiu wîp danne anders iht;
Weder ofenbâr noch tougen
nieman bezer wunne siht.
Mîn herze allen wîben giht,
ez sî wâr und âne lougen,
niender sî sô guotes niht.
  Wîp sint guot in mangen enden,
schœne und dâ bî tugende vol;
Ez begreif nie man mit henden
daz dem herzen tuo sô wol.
Swer ein guot wîp triuten sol,
der kan bezers niht verenden:
minne gît dâ süezen zol.

Zwar den grammatischen Formen nach ist die Sprache dieser Lieder die reine edle Hofsprache des dreizehnten Jahrhunderts, wie die Thurgauischen Dichter sie auffassten[1]), und nur der Gebrauch des Dualis *inc*, falls derselbe richtig vermuthet ist, 3, 3 fg. so wie der Sinn der offenbar willkürlich und aus Mangel an Sprachbewusstsein den Worten *frœnen* und *fruot* gegeben wird 5, 6 u. 8, 7[2]) kann als Abweichung von den classischen

8, 2 „bessere *guotem*“ vdH. Unrichtig, da *muot* kein Dativus ist; unnöthig, da *lieben* auch den Accusativ regieren kann. 9 *guetiu* cod. 16 *tugenden* cod. vdH. 17 *nieman* cod. vdH.

1) Ein Hauptmerkmal der Thurgauischen Mundart ist die Kürzung der Sylbe *lich* in der unflectierten Form und Beibehaltung ihrer Länge in der Flexion und der adverbialen Ableitung: also *gelîche: genœdeklîche* 3, 26. 27. aber *gelich: minneklich: mich* 4, 16 fgg. Auch das Pronomen *sî* mit langem Vocal und *wunne, kunnen* ohne Umlaut (6, 17) wie ich beides geschrieben habe, erweisen sich anderswoher als Thurgauisch.

2) *fruot*, ein veraltetes Wort, missbrauchen noch mehr Dichter: *an freuden der fruote* Ulr. v. Liechtenstein 394, 21. [v. d. Hg. 2, 394a] *früetende unde wüetende* Gottfr. v. Strassb. vdHg. 2, 277b. *die spœten und die fruoten* (frühen) Ulr. v. Turheim im Wilhelm; *frœnen* als factit. zu *frô* auch bei Hugo von Werbenwag vdH. 2, 68b. [Andere Nachweise bei J. Grimm, kleinere Schriften 3, 118.]

Mustern gelten. Sonst aber erweist sich eine auffallende Ungewandtheit der Rede, ein Ungeschick für klaren und zusammenhangenden Vortrag der Gedanken das in jener Zeit vielfacher Litteraturübung selten ist. Wie lassen sich z. B. in der vierten Strophe des dritten und in der sechsten des vierten Liedes die einzelnen Sätze mit einander vereinigen[1])? An Originalität der Gedanken fehlts nun gar: der Dichter bringt nur schlecht und recht was in dieser Art von Liedern herkömmlich ist, die gewohnte Sentimentalität, die gewohnten Spitzfündigkeiten der Liebeskunst; und mehr als eine Wendung ist wörtlich von andern, von Aelteren und von Zeitgenossen, entlehnt: 1, 27 fg. von Konrad von Würzburg v. d. Hag. 2, 319a.

Owê daz diu liebe mir niht dike
heilet mîner wunden funt!
ich bin funden
wunt von ir: nû mache si mich heil.
Sendez trûren lanc breit unde dike
wirt mir zallen stunden kunt:
wil mir kunden
stunt gelükes, sô find ich daz heil,
Daz si mich in spilnde frœide kleidet.
leit an mir niht lange wert:
ir gewant mir ungemüete leidet.
kleit nie wart sô rehte wert
sô diu wât der mich diu herzeliebe danne wert.

6, 1 fg. von Reimar dem Alten vdH. 1, 180a. *Wie mac mir iemer iht sô liep gesîn dem ich sô lange unmære bin?* oder noch eher von Wachsmuth von Künzingen 302a. *Wie mac mir ein wîp sô liep gesîn der ich alse gar unmære bin?* Dann wieder 7, 22 fgg. von Walther von der Vogelweide 56:

Waz wold ich ze lône?
si sint mir ze hêr:
sô bin ich gefüege und bite si nihtes mêr
wan daz si mich grüezen schône.

Vielleicht dass auch die kühnere Wortbildung *minne-twingen* 3, 33 erst nach dem Beispiele Neidhards und Wolframs gewagt

1) Aber das pron. fem. hinter dem neutr. *wîp* 6, 2. 8, 7. das singularische Prädicat zu pluralischem Subjecte 8, 8. der Wechsel der Zeitformen in der Bedingung 4, 6 und die Verschleifung zweier Sätze in Einem Substantivum das hinter sich und vor sich bezogen wird 5, 13 sind Freiheiten und Leichtigkeiten die auch sonst vorkommen.

ist: *minne-rüeren* vdH. 3, 207b. *loup-ûz-dringen* Wolfr. Lachm. 7, 11[1]). Alles das zugleich genügende Beweise dass unser Dichter wie von dem gleichzeitigen Walther von Hohen-Klingen (oben S. 334) so auch von dem *Waltherus advocatus de Klingin* verschieden sei der urkundlich schon im Jahre 1209 vorkommt[2]): denn dieser wäre zu früh für solche Entlehnungen.

Jedesfalls demnach, wenn er auch selber nichts ausgezeichnetes leistete, war Walther bekannt mit den ausgezeichneten Leistungen Anderer. Kannte er etwa auch die französische Lyrik? Man möchte es schliessen aus einer Stelle die auf den französischen Gebrauch der Liederkrönungen zurückzugehen scheint, 8, 3. Ein Zeitgenosse und Landsmann des Dichters, Konrad der Schenke von Landeck, hatte Frankreich weit und breit durchfahren[3]). Oder ist hier *krœnen* ganz uneigentlich und unbezüglich nur s. v. a. loben? Uebrigens hat Walther auch diesen ganzen Gedanken nur entlehnt, und zwar diesen aus dem Ecclesiasticus 40, 21: *Tibiæ et psalterium suavem faciunt melodiam, et super utraque lingua suavis.*

Die gleiche Unselbständigkeit, das gleiche Verhältniss blosser Nachahmung gilt für die metrische Seite seiner Poesie. Er hatte wenig Geschick neue Strophenformen zu erfinden: fast alle kommen, nur mit geringer Abänderung, auf eins hinaus; daneben wieder eine Regelrechtigkeit welche die Kenntniss und Beobachtung guter Muster verbürgt, und allerhand Künste und Künsteleien die mit jenem Mangel an erfindender Kraft zu wenig stimmen um nicht anderswoher erlernt zu sein. So der strengere Rhythmus in der Mehrzahl der Lieder, der trochäische des 1. 2. 3 und 8, der jambische des 7. der gemischte des 6; der dreitheilige Bau nicht bloss der Strophen, sondern auch der ganzen Gedichte, indem sich fast alle entweder in fünf oder auch in

1) Andre Uebereinstimmungen beruhen nicht sowohl auf Entlehnung fremder als auf Benutzung solcher Gedanken die freies Gemeingut waren: z. B. 1, 26 u. 4, 12, verglichen mit Heinr. v. d. Türlîn 266 *sô het ich für daz golt gelesen daz kupfer und den messinc,* Ottocar 463b. *ach daz er swachez kopher für rôtez golt wag* und zahlreichen andren Stellen. Auch Ottocar nennt vergoldetes Kupfer *gunderveit,* mit weicherem Anlaute, nicht *cunderveit.*

2) Tschudis Chron. Helvet. 1, 108.

3) v. d. Hagen 1, 357b.

drei oder sechs Systeme gliedern[1]); die bloss zwiereimigen Strophen im 1. 4. 5 und 8, nur im 4 und 8 zugleich mit der Unkunst, dass dort die Zwiereimigkeit nicht vollständig durchgeführt, ja der Reim einigemal ganz verabsäumt, und hier ein Gleichklang der zweiten Strophe in der dritten noch einmal aufgenommen wird; endlich die Binnenreime im ersten und die grammatischen in der vierten, aber nur in dieser Strophe eben desselben und in der zweiten des siebenten Liedes. Das nächste Vorbild der zuletzt genannten Künste war unzweifelhaft Konrad von Würzburg: ein Lied von ihm, das gerade mit gehäufter Anwendung derselben gedichtet ist, hat ja auch Gedanken und Bilder an eben diess erste Waltherische hergeben müssen (oben S. 342). Dann aber wirkte wohl auch das Beispiel Gottfrieds von Neifen, eines Thurgauers und des eigentlichen Meisters in all solchen Spielen und Zierlichkeiten; um so wahrscheinlicher, als noch ein Kunstgriff welchen namentlich Gottfried liebt auch von unserm Dichter gebraucht wird, das Hinüberziehen des Satzschlusses an den Versanfang: 3, 12. 18. vgl. bei Gottfried

Rœselehter rôter munt,
scheit den strît
und hilf enzît
mir: sô bin ich wol gesunt (v. d. Hag. 1, 46 b.).
Frowe, ir sît mîn frowe aleine,
diech vor allen wîben meine.
des sult ir geniezen lân
Mich. ich lebe in senden sorgen (58 a.) u. a.

Blicken wir zurück und fassen die Reihe der Betrachtungen in ein kurzes Urtheil zusammen, so wird dem Dichten Walthers von Klingen kaum ein höherer Werth beizumessen sein als der eines immerhin löblichen, jedoch wenig berufenen und auch wenig belohnten Strebens; er war eben nur eine Stimme in dem grossen Chor, und manche andre sang gebildeter und stärker.

Reicher belohnt und mit einer gesegneten Hinterlassenschaft ihres Wirkens noch bis auf den heutigen Tag fortreichend war seine mildthätige Frömmigkeit, wohl vereinbar diese mit jener minniglichen Sangesübung.

Es lag im Wesen des Christenthumes und der Christenheit des Mittelalters, den Glauben irgendwie recht nachdrücklich ins

1) Beim fünften bezeichnet ein in der Handschrift frei gelassener Raum dass noch eine Strophe zu den vieren fehle.

Werk zu setzen, für ihn und mit ihm etwas tüchtiges zu thun oder zu leiden, auf Kreuzfahrten für ihn zu kämpfen, nach seinen Wahrzeichen in weiteste Ferne auf die Pilgerschaft zu gehn, Kirchen und Klöster zu bauen und auszustatten damit er verherrlicht, Hab' und Gut aufzugeben und der Welt zu entsagen damit er bethätigt und mit aller Lebenskraft nur Gotte gedient werde. Ein deutscher Dichter des zwölften Jahrhunderts spricht von dieser Heiligung der irdischen Güter und der ewig lohnenden Verdienstlichkeit solcher Aufopferung in so lebendiger und zugleich so charakteristischer Weise, dass ich nicht umhin kann die ganze Stelle hier mitzutheilen[1]).

Diz ist des heiligen geistis rât.
swer sô den mit ime hât,
dise werlt beginnet ime leide.
manig gêt aleine
in einen vinsterin walt
unde lât[2]) sih in di gotis gewalt,
unde lîdit dar inne
durch di gotis minne
bêde hunger unde durst,
nacketagen unde frost,
vil manig ungemah
bêde tag[3]) unde naht.
dâ wonet er in den holren,
in bergen unde in telren,
er trinket wazzer unde izzet crût,
unde wirt gote vil trût,
wander ime dienet âne veichen.
er tût dicke durch in zeichen,
daz er deme lûte
dâ mite gedûte
daz er gwislîche wêre
gotis dienêre,
daz er hie werde geêret
unde gotis lob mit ime gemêret.
Den wâren gotis holden
di daz tûn wolden,
ir herze bran in innen
in der gotis minne.
des hât in got vil wole gelônet:
nû hât er si gecrônet
dâ in himelrîche
den engelen gelîche
di dâ heizint seraphîn.
got gab in den sin
daz siz gedâchten,
mit den werken vollenbrâhten
biz an ir ende.
des sulen si sih iemer mende.
Diz ist des heiligen geistis rât.
swer sô den mit ime hât,
der beginnit gote flêhen;
er lêzit eigen unde lêhen,
beide wîb unde kint,
di frûnt di ime lieb sint,
scône hof unde hûs:
er vert zô clôster unde zô clûs
unde lîdit dar inne
durh di gotis minne
manige grôze arbeit,
di er dâ understeit
durh di gotis hulde,
daz er di versculde.
swer daz volbrengit,
wi wole er daz bewendet!
deme gibit got zô lône
di êwigen crône

1) Hartmanns Rede von dem heil. Glauben, Strassb. Handschr. C. V. 16b. Bl. 8 d.

2) oder *leit?* die Handschr. *lit.*

3) HS. *tage.*

dâ in himelrîche
den engelen gelîche
di dâ heizent cherubîn.
got gab in den sin
daz siz gedâchten,
mit den werken vollenbrâhten
biz an ir ende.
des suln si sih iemer mende.
Diz ist des heiligen geistis rât.
swer den mit ime hât,
der beginnet vil dicke trahte,
in sîme herzen ahte
wi er wole bederbe
sîn eigen unde sîn erbe:
daz gibit er an di gotis hûs;
selbe vert er dar ûz
durh di gotis êre,
daz er dâ mite gemêre
gotis lob unde sin dienist.
daz ist ime allir liebist,
daz erz gote bekenne,
in sîn dienist wende
durh die hoffenunge
ablâz sîner sunde.
di daz tûn woldin,
zeinzichvalt wart iz in vergolden[1]):
dar umbe wart in gegeben
der êwige leben.
wi mohten si ir erbe
iemer baz bederbe?
iemer baz bewende?
si suln sih iemer menden
der gnâden in himelrîche
den engelen gelîche
mit allen gotis heiligen.

In solchem Sinne nun handelte auch Walther von dem Tage an, da er mit den Brüdern die reiche Verlassenschaft des Vaters theilte, fort und fort bis an sein Lebensende. Gleich die Erbtheilung selbst 1251—1253 war von einer Schenkung an Grund und Boden begleitet die er und seine Brüder Ulrich und Ulrich-Walther den Johannitern von Luthigern[2]) machten, damit auch zu Klingnau ein Ordenshaus gegründet würde[3]); 1254 kam dazu als neue Gabe noch ein Weinberg bei Brugg[4]). Vielleicht dass sie auf diesem Weg eine Ausgleichung alter Misshelligkeiten suchten die zwischen ihrem Vater und dem Hause von Lüggern bestanden hatten oder gar eines Unrechts das er demselben angethan: wir wissen wenigstens dass Ulrich von Klingen um den Besitz von „Lutigarn" selbst mit den Johannitern in Streit gelegen hatte[5]).

---

1) Ev. Matth. 19, 29. Marc. 10, 29 fg.

2) auch *Lutigarn*, d. h. wohl *ad Leodegarium;* jetzt Lüggern im Aargau.

3) Klingnauer Urkunde von 1251 und 1253 (vgl. oben S. 328. Anm. 4) bei Herrgott, Geneal. dipl. Habsb. no. 375. Unter den Zeugen *Comes Albertus de Habisburc* (Domherr zu Strassburg und zu Basel) und *C. et B. fratres dicti Steinmar.*

4) Herrgott no. 379. *Actum Clingenowe, testibus — C. Steinmaro, B. fratre suo.*

5) Entscheid des Bischofs von Constanz zu Gunsten der Johanniter 1236: Herrgott no. 305.

Diese Schenkungen vollzog Walther noch in Gemeinschaft seiner Brüder, obschon deutlich als Leiter derselben und als Hauptperson der ganzen Handlung (S. 328); aber von da an erzeigte nur noch er sich so fromm und milde. Es lässt sich vermuthen was ausser jener allgemeinen Zeitgesinnung gerade für ihn ein stäts erneuter Antrieb möge geworden sein: nächst dem Andenken an die heil. Wiborad, die Ahninn seines Hauses, der schmerzliche Mangel eines Erben welcher all den Reichthum beim Klingischen Namen und in diesem Zweig des Geschlechtes erhalten hätte. Ein einziger Sohn Ulrich den er besass starb ihm bald wieder weg, schon vor 1265[1]): ihm blieben nur die Töchter und deren Gatten.

Im J. 1267 also schenkte er den Rittern des Deutschen Ordens zu *Bukein* d. i. Beuken das Todmoos[2]); zwei Jahre nachher gründete er in Klingnau, seinem Sitz und Hauptbesitz, zu dem Johanniterhause das schon dort war noch ein Haus für die Ordensbrüder des heil. Wilhelm, gab dazu Land und Gebäulichkeiten und Jahreseinkünfte her: der angewiesene Ort hiess Sion, und so nun auch das Kloster[3]); noch das Jahr 1280 vermehrte diese Schenkung um neue Güter[4]).

Seine bedeutendste Stiftung aber und ihm selbst und den Seinigen sichtlich die angelegenste war das Kloster Klingenthal; uns hier in Basel kommt sie noch heut auf die mannigfachste Art zu Gute. Aus beiden Gründen von dieser einige Worte mehr als von den übrigen.

Zu Hüsern im Elsass[5]) hatte sich bei der Kirche St. Leonhards ein Frauenconvent zusammengethan der nach der Regel des heil. Augustinus lebte; Pabst Innocenz IV gab ihm 1245

---

1) ebenso die älteste Tochter Agnes: beide nennt nur eine Urkunde von 1256 (Anhang no. I), keine spätere mehr; schon 1265 (Gerbert, Cod. dipl. hist. Nigræ Silvæ no. 1:1) nur die Töchter *Verena, Herzelauda, Katerina et Clara.* Wenn übrigens jene Urkunde neben dem Namen bloss Eines Sohnes den pluralischen Ausdruck *filiorum meorum* hat, so muss das s. v. a. Kinder bedeuten sollen.

2) *silvam que Totmos dicitur:* Neugart, Cod. dipl. Alem. no. 998.

3) Urk. v. 1269 bei Herrgott no. 504 und Neugart no. 135: — *in præsentia Conradi Steimare et Bertoldi fratris sui — cum sigillo Comitis Rodolfi de Habisborg.*

4) Gerbert Hist. N. S. no. 146.

5) am Abhang der Vogesen zwischen Rufach und Colmar.

seine Bestätigung, 1248 aber die Erlaubniss sich unter den Schutz und theilweis auch die Regel des Predigerordens zu begeben[1]). Diesen Convent nun verpflanzte Walther aus dem Elsass in den Schwarzwald, aus der Basler Diöcese in die von Constanz, indem er ihm hier einen Theil seiner Güter und Gerechtsame im Werra-Thal nebst dem Patronat der Kirche von Werra[2]) zu eigen gab um so für sein und seiner Gemahlinn, seiner Kinder und Vorfahren Seelenheil zu sorgen: das geschah zu Klingnau im J. 1256 und mit einem Zusatz weiterer Veräusserungen durch Kauf 1257; unter den Zeugen der Handlung war auch Rudolf von Habsburg[3]). Das neugegründete Kloster empfieng, sei es durch den Stifter, sei es durch die dankbaren Bewohnerinnen, den Namen Klingenthal: gleich im J. 1257, als ihm Pabst Alexander IV der Ortsveränderung wegen die älteren Privilegien neu bestätigte, und wieder 1259, als eben derselbe ihm die Befugniss ertheilte zu besserer Aufnahme des Vermögensstandes auch geraubtes und erwuchertes Gut sich schenken zu lassen, falls der rechtmässige Herr nicht mehr zu ermitteln sei, und um Geld von gethanen Gelübden zu entbinden, schon da ward es in den betreffenden Bullen so benannt, und jene Bestätigung auch des neuen Namens wegen gegeben[4]). Die von Klingen liebten es, den Namen ihres Stammhauses (*klinge* bedeutet in der alten Sprache einen schnellfliessenden und rauschenden Bach) auch auf die späteren Anbauten, weltliche und geistliche, zu übertragen: so Klingen ob Stein oder Hohen-Klingen, in dessen Nachbarschaft Klingenried das Dorf und Klingenzell die Probstei[5]), an der Aare die Stadt Klingenau, und ebenso nun Klingenthal an der Werra.

In nächster Zeit, 1261, nahm noch ein andres Glied des Klingischen Geschlechtes sich hilfreich der neuen Stiftung an: Ita von Klingen, Wittwe Konrads Vogtes von Fridingen, übertrug derselben all ihr Hab' und Gut nebst allen etwa noch aus-

---

1) Schöpflin, Als. dipl. no. 513. 532.

2) jezt im Amt Seckingen, und Fluss und Ortschaft beide Wehr genannt.

3) Die Urkunde steht im Anhang no. I.

4) Die Bulle von 1257 im Anhang no. II; die von 1259 bei Schöpflin, Als. dipl. no. 578.

5) gestiftet von Johann Walther von Hohen-Klingen 1336: Leu, Helvet. Lex. 11, 127.

stehenden Forderungen, und trat selbst in die Zahl der Klosterschwestern[1]): sie also folgte ganz dem Rathe des heiligen Geistes von welchem oben S. 345. 346 der Dichter gesprochen: sie gab das Ihrige und sich selber hin.

Trotz alle dem aber und trotz jener bedenklichen Vergünstigung vom J. 1259 wollte es in Werra mit dem Kloster nicht recht vorwärts gehn. Es scheint so, da die Schwestern sich alsbald zu einer neuen Wanderung entschlossen, im J. 1273. Walther, dessen einziger Sohn inzwischen gestorben war (bei der Schenkung von Werra hatte er noch gelebt und selbst daran Theil genommen) half auch jetzt wohl mit seinem Reichthum, unverkennbar aber mit dem Einflusse den ihm seine Stellung zu den Grossen im Lande. und zu dem Grösten im ganzen Reiche gab. Er war in Ansehn beim Könige, in Ansehn beim Bischofe von Basel[2]), und so gelang alles wohl, als die bedrängten Schwestern aus der Einsamkeit ihres stillen armen Waldthales den Blick nach Basel wandten und auf die Nachbarschaft der Brücke welche die Reichs- und Handelsstrasse von Schwaben nach Burgund hinüberführte, als sie da eine neue gelegnere Stätte suchten[3]). Rudolf empfahl ihr Anliegen der Baslerischen Geistlichkeit, und seine Bitte durfte für ein Gebot gelten: münd-

1) Die Urkunde im Anhang no. III.

2) Walther unter den Zeugen einer Kaufverhandlung zwischen Bischof Heinrich und dem Grafen Diepold von Pfirt, Basel 1278, und eines Friedensvergleiches zwischen eben denselben, Colmar 1285: Herrgott no. 576 u. 634. vgl. oben S. 330. In der Gunst des Königs, an seinem Hof und auf seinen Heerfahrten trafen beide zusammen, Walther und der Bischof; letzterer war des Königs vertrauter Schreiber, und wie auch er gegen Ottocar mit ins Feld gerückt erzählen namentlich Albrecht von Strassburg und die Colmarische Chronik. Ja in der Schlacht auf dem Marchfelde ritt der Bischof von Basel dem deutschen Heere voran und sang mit lauter Stimme das übliche Schlachtlied: so nach Ottocars Reimchronik bei Pez, Script. rer. Austr. 3, 149, während nach Albertus Argent. Urstis. 2, 102 Ritter Rudolf von Rhein der kriegerische Sänger gewesen wäre. Aber auch die Schlacht bei Tusculum 1167 eröffnete der Gesang eines Kanzlers und Erzbischofs: Muratori, Script. rer. Ital. 6, 1147.

3) [Walther wohnte in Basel in einem Hause bei S. Peter, 1280 als dasselbe von diesem Stifte an Probst und Capitel von Oelenberg gegen andere Liegenschaften abgetreten ward, und noch nachher 1283: *domus sita juxta cimiterium S. Petri inhabitata a nobili viro Waltero domino de Klingen*. Urkunden des S. Peter-Archivs.]

lich und schriftlich durch den Archidiakonus ward den Schwestern gestattet und wurden sie eingeladen sich im jenseitigen Basel niederzulassen[1]); die Predigermönche in der St. Johann-Vorstadt verzichteten ihnen gegenüber auf ihr Privilegium wonach bis zu einer gewissen Entfernung von ihrem Kloster kein anderes durfte gebaut werden[2]); zu dem Grund und Boden, den ihnen wahrscheinlich der Bischof als weltlicher Herr von Klein-Basel (der geistliche war der von Constanz) eingeräumt hatte, kauften sie selber gleich noch mehr hinzu, eine Hofstatt um 20 Mark Silbers von Herrn Heinrich von Rafensburg dem Brotmeister[3]). Alles das war in Jahresfrist bereinigt; schon zu Martini 1274 stund ihr Wohnhaus da, binnen dreizehen Wochen fertig gemauert und unter Dach gebracht. Vorläufig zogen nur zwölf Schwestern in das neue Klingenthal ein; einige Güter des alten in Werra, die sie dem von Klingen abgekauft hatten, wurden an den König verkauft[4]).

Walther hatte die Freude noch länger als zehn Jahre hindurch Zeuge von dem frischen Emporblühen seiner Stiftung zu sein, die allerdings hieher in besseren Boden versetzt war, zu sehn und zu vernehmen wie die milden Gaben, wie andre Erwerbungen sich mehrten, wie schon 1278 die Schwestern mit dem Ausbau ihres Wohnsitzes so weit gediehen waren, dass sie denselben unter Vergünstigung des Bischofs und des Rathes von Klein-Basel fest und bequem mit Mauern und Thüren und Stegen umfrieden konnten[5]), und wie in eben demselben Jahre Rath und Vogt und Schultheiss der grösseren Stadt sie ihre Mitbürgerinnen nannten und sie frei sprachen von jeder andern weltlichen Gerichtsbarkeit: denn sie hüteten, heisst es in der

---

1) im Anhang Urkunde no. VI.

2) im Anhang Urkunde no. IV (die zur Maassbestimmung gebrauchte *canna* wird hier zehnschuhig gemeint sein). Wahrscheinlich zum Lohn für diese Vergünstigung so wie für den Schutz und die Aufsicht welche sie ordnungsgemäss dem neuen Kloster mussten angedeihen lassen, bedachte Walther auch sie mit Stiftungen: vgl. den Jahrzeitrodel im Anhang no. IX.

3) im Anhang Urkunde no. V.

4) Ann. Dominic. Colmar. in Urstisii Germ. Hist. 2, 11.

5) Anhang, Urkunde no. VII.

Urkunde, der Frauen von Klingenthal noch sorglicher in allen Stücken als der eignen Augäpfel[1]).

Die Geschichte des Klosters noch weiter zu verfolgen liegt hier nicht in unsrer Aufgabe: wir begleiten nur noch den Lebenslauf des Stifters bis an sein Ende.

Dem scheinen durch die fromme Mildthätigkeit die er so unausgesetzt übte, noch mehr vielleicht durch die grossen Vorschüsse die er seinem Freund dem Könige leisten musste, wiederholendlich eigne Verlegenheiten erwachsen zu sein: aber man sieht, sie behinderten ihn nicht seinem Triebe nachzuhangen. Er veräusserte, doch wohl indem er Geldes benöthigt war, ein Gut nach dem andern, und gleich wieder brauchte er den Reichthum der ihm noch blieb zu milden Zwecken. Im J. 1270 verkaufte er Güter zu Birdorf und Schadbirdorf an einen Schuster Mangold in Laufenburg[2]), und schon 1269 Klingenau, das sein Vater gegründet, das der Mittelsitz all seiner Herrschaften war, Klingnau und die Burgstätte zu Tegerfeld und die Vogtei zu Tettingen um 1100 Mark Silbers an das Bisthum Constanz; in drei Jahresfristen sollte die ganze Summe gezahlt sein[3]). Um 1100 Mark: grade so viel bekannte späterhin König Rudolf dem Herrn von Klingen schuldig zu sein (oben S. 331). Aber es kam durch irgendwelche Störungen zu keiner ganz vertragsgemässen Vollziehung des Handels: denn gleich im J. 1270 konnte Walther eben jene Burgstätte von Tegerfeld nebst einigen andern Gütern und Rechten um 155 Mark Zürcher Gewichtes an das Stift St. Blasien verkaufen[4]), und noch 1277 sass er in Klingnau als Herr dieses Ortes[5]). Erst 1280 war er desselben wirklich entäussert: da nennt er sich bei einer Schenkung an das Kloster Sion den weiland Herren von Klingenau, und muss die betreffende Urkunde zu Stein ausfertigen, am Fusse von Hohen-Klingen[6]).

---

1) Anhang, Urkunde no. VIII.

2) Klingnauer Urkunde bei Herrgott no. 509; daran auch das Siegel *Comitis Gotfridi de Habsburch* (von der Laufenburger Linie); unter den Zeugen *Chunradus et Berchtoldus dicti Steinmar.*

3) Urkunde von Klingnau und Constanz bei Herrgott no. 503 und Neugart no. 1000.

4) Klingnauer Urk. bei Neugart no. 1003.

5) Herrgott no. 574.

6) Gerbert, Cod. dipl. hist. Nigræ Silvæ no. 146. *Waltherus nobilis vir de Klingen, quondam Dominus in Klingenowe.*

Der Käufer aber war wiederum der Bischof von Constanz: wenigstens hat Klingnau späterhin an dieses Bisthum gehört[1]).

War das wirklich ein Verfall seiner Glücksumstände, so hat Walther denselben doch nicht gar lang überlebt: mit dem J. 1285, wo er noch Vermittler und Zeuge eines Vergleichs zwischen Bischof Heinrich von Basel und Graf Diepold von Pfirt seinem Schwiegersohne war[2]), verschwindet sein Name, der bis dahin so vielgenannte, ganz aus den Urkunden, und 1298 gedenkt Ulrich von Pfirt seines Grossvaters als des weiland erlauchten Freiherrn von Klingen[3]). Wo er gestorben sei, erhellt nirgend; in welchem Alter, lässt sich nur ohngefähr vermuthen, wenn man bedenkt dass er schon 1251 vermählt war und Kinder hatte[4]). Die Gemahlinn scheint ihm schon - früher vorangegangen zu sein[5]); von den Töchtern überlebte ihn mit Gewissheit Katharina, vielleicht auch Clara die jüngstgeborne[6]). Sterbend liess er dem Klingenthal noch eine, die letzte mildreiche Gabe werden[7]).

So weit das Leben eines Mannes dessen Gedächtniss Basel wohl in Ehren halten, an dessen Bilde es sich wohl erfreuen mag, trotz den Schatten die eine geistig trübere Zeit darauf wirft, und trotz der Unvollkommenheit in der es sich nur mühsam aus verstreuten und unergiebigen Nachrichten zusammenstellt.

---

1) Leu, Helvet. Lex. 11, 129.

2) Herrgott no. 634.

3) Herrgott no. 682. *inclidus quondam — Waltherus Nobilis de Klingen.* Tonjola, ich weiss nicht worauf sich stützend [nach Wurstisens Epitome], berichtet in der Basilea sepulta pg. 323 „Walther von Klingen Freyherr, ein stiffter des Closters Klingenthal, ligt daselbst begraben, mit Sophia seinem Ehegemahel, und dreyen Töchteren, Marggräfin von Baden, Katharin Gräfin von Pfirt, Verena von Veringen. Ist gestorben Anno 1295."

4) Herrgott no. 375.

5) die letzten Urkunden Walthers erwähnen ihrer nicht mehr.

6) Katharina, *eteswenne Grevin von Pfurt,* ward erst 1311 beerbt: Herrgott no. 713; über Clara vergl. oben S. 329. Die Urkunden nennen sie noch nirgend Markgräfinn, erst ihr Grabstein; zugleich aber sagt dieser *von Klingen ist ir vater ginant.* Soll hier das präsentische *ist* streng genommen werden, so starb sie nach kurzer Ehe noch vor dem Vater. Von Verena wissen wir nur dass sie 1314 nicht mehr lebte: Neugart no. 1087.

7) Stelle des Jahrzeitenbuches im Anhang no. X.

Die Frauen im Klingenthal haben Jahrhunderte hindurch, so lang ihr Kloster nur bestand, das Angedenken des mildthätigen Stifters fest und werth gehalten, und mit ihm das Andenken Sophiens seiner Gemahlinn und zweier Töchter die liebevoll im Sinn des Vaters ihnen Anhänglichkeit bewiesen, der Gräfinn Verena von Veringen und der Markgräfinn Clara. An vier Tagen des Jahres geschah beim Gottesdienst Fürbitte für die Seelen der Dahingeschiedenen, für Sophien an St. Andreas, für Verena und ihren Gemahl auf Amon und Zenon (20 Christm.), für Clara auf Mathildis (14 Merz), für Walther selbst an St. Albinus Tag, den ersten Merz. Und auch Katharina von Pfirt hatte durch Stiftung der Mutter ihre Jahrzeit[1]).

Jene zwei Töchter fanden im Klingenthal auch ihr Begräbniss[2]), und ebenso eine Tochter des Hauses Hohen-Klingen die einem Grafen von Thierstein vermählt war. Von den Grabmälern hat sich mitten in all der Verwüstung welche Krieg und Frieden über das Kloster gebracht haben, eines theilweis noch bis auf den heutigen Tag erhalten, das Grabmal der Markgräfinn von Baden: eine reich verzierte Spitzbogennische, davor einst ein Stein mit den Wappenschilden von Alten-Klingen und von Baden und der Umschrift

VON. BADIN. MARGRAVINNE.
VROWA. CLARA. ROWIT HINNE.
VON. KLINGEN. IST. IR. VATER. GINANT.
NV. BRECHE. GOT. IR. SELIN. BANT.
OBIIT. XII. KAL. APRILIS.

Und diesen Stein hat ihr wohl noch der Vater setzen lassen (S. 329. 352) und die Umschrift selbst dazu gedichtet. Ein zweites, jezt verlornes Denkmal, das Thierstein-Klingische, bildet Emanuel Büchel in seinem malerischen Werk über das Klingenthal ab[3]);

1) vgl. im Anhang no. IX das unvollendete älteste Verzeichniss der von den Jahrzeiten herrührenden Einkünfte, und no. X die betreffenden Stellen eines Jahrzeitbuches aus dem 15. Jahrh.

2) *von der begrebt:* Anhang no. X.

3) Der Todten-Tanz in dem Klingentahl zu Basel, Nach dem Original gezeichnet und an das Liecht gestellt von Emanuel Büchel, im Jahr 1768. Nebst einem Anhang der übrigen Gemählden welche sich alldorten befinden, wie auch der Grabsteinen in der Kirche, samt derselben Umschriften. Handschrift der Univ. Bibliothek.

dieses ist einfacher: bloss ein Stein mit der Rehgeiss von Thierstein und dem Eichenast von Hohen-Klingen; die Umschrift .†. HIE. LIT. DES. GESLEHTES. VON TYERSTEIN. VNDE. VON. KLINGEN. †

Das Grabmal der Markgräfinn befindet sich im Innern der Kirche. Gerade an der entsprechenden Stelle der Aussenseite, im Kreuzgang, hat die Mauer wiederum eine Nische, diese jedoch mit einem geschweiften Bogen überwölbt. Jezo ist ein Kochherd hineingebaut, und die Wand von dickem Russe geschwärzt: vor Zeiten war da ein schönes Gemälde; eine Copie davon gleichfalls in dem erwähnten Bilderwerke Büchels. In einem Steinsarge liegt, reichgekleidet und mit übergeschlagenen Händen, eine Frauenleiche, um das Haupt einen Kranz von Perlen und rothen und weissen Rosen und einen Heiligenschein; vor dem Sarge zwei brennende Leuchter, und links und rechts knieende Engel welche Rauchfässer schwingen; hinter dem Sarg in der Mitte ein Pabst mit Buch und Weihwedel, ihm zu den Seiten ein Cardinal welcher das Wassergefäss und ein Bischof der ebenfalls ein Buch hält, zu äusserst am linken und am rechten Ende ein edler Herr und eine Frau, jener die Hand an der Mütze, also mit der Gebärde welche den Stifter eines Bildes zu bezeichnen pflegt. Eine Heiligenleiche, von Engeln verehrt: gleichwohl meint Büchel in dem Text womit er seine Abbildungen begleitet, „dise Vorstellung wolle die Marggräfin von Baden bedeüten.“ Sicherlich falsch: aber welche Heilige bedeutet diese Vorstellung? Der Stil ist in Composition, Zeichnung und Farbe der des fünfzehnten Jahrhunderts.

ANHANG.

Von nachstehenden urkundlichen Belegen sind no. 2—4 und 6—10 aus den alten Originalen im Archiv des Klingenthals abgedruckt; no. 1 und 5 jedoch, deren Originale trotz wiederholtem Suchen nicht aufzufinden gewesen, aus Abschriften Christian Wursteisens[1]). Bereits früher gedruckt sind no. 1 und 4 in Schöpflins Alsatia dipl. no. 569 und 669, gleichfalls nach Wursteisenschen Copien, aber so, dass deren Ungenauigkeiten noch um neue vermehrt und bei no. 1 der spätere Zusatz von 1257 gänzlich ist weggelassen worden.

Die Abkürzungen der alten Schrift habe ich wo es angieng aufgelöst; das *v̈* der deutschen Stücke je nach Umständen bald in *vi* d. h. *ü*, bald in *iv*, d. h. *iu*.

I.

In nomine sanctæ et indiuiduæ Trinitatis Quæ geruntur in tempore, ne labantur cum tempore, literarum solent apicibus et bonorum testimonijs perhennari. Noverit igitur tam præsens ætas quàm futura posteritas, quod ego Vualtherus nobilis de Klingen, inspiratione divina, ac religiosorum virorum consilio, pro remedio animæ meæ et uxoris meæ, filiorum meorum atque progenitorum meorum, de possessionibus meis iure proprietatis liberè ad me in valle Werra spectantibus, Priorissæ et Conventui sororum quondam in Huserin Basiliensis diœcesis, ordinis fratrum prædicatorum, quinque mansus cum iure patronatus Ecclesiæ Werra, et capellæ in Castro sitæ, ad eandem Ecclesiam spectantis, per manus Sophiæ uxoris meæ, et Vlrici filij mei, et 4 filiarum mearum, Agnetis, Verenæ, Herhelaudæ[2]) et Katharinæ, ac fratris mei Vlrici Waltheri, eorum vnanimi accedente consilio et

1) Chr. Urstisii Codex diplomaticus Brucknerianus, Handschrift der Univ. Bibliothek.

2) In der Urschrift also jenes dem *h* ähnliche z, das schon so oft zu Fehlern verleitet hat; Schöpflin *Hertzelande*.

consensu, liberè contuli et donaui, nullum omnino mihi seu successoribus meis in præfatis possessionibus, aut in iure patronatus Ecclesiæ prænotatæ, ius advocatiæ, seu alterius cuiuscunque servitij retinendo

Sunt autem hæc nomina mansuum et redditus prædictarum possessionum. Bolleuirst duodecim solidi, In der Ewalt an Bollevirst sexdecim solidi. In Ruodinsgrabin sex solidi. In niter Rosterucge [1]) et Vischebach quatuordecim solidi. In Bodilhart octo solidi. In superiori Werrun quatuordecim solidi præter 4 denarios. Duæ Schoposæ in Arnach. Vndir Leun duæ scoposæ, Vffin Leun una Scuoposa. In Kilchperc quatuor Scuoposæ. Tria feoda in Hornberc, de quibus triginta tres solidi. In Mettelon tria feoda de quibus 24 solidi. In Meisunbach novale, de quo 6 solidi. Insuper liberam facultatem piscandi in omnibus aquis meis, cum pascuis et nemoribus communibus eisdem contuli, ut ibidem perpetuò habeant, quod vulgò dicitur, Wune vnnd Weida, secundùm communem consuetudinem vallis memoratæ. Si verò in supradictis possessionibus aliquo tempore Argentifodinas contigerit inveniri, medietas totius lucri cedet Priorissæ et Conventui iam præscriptis: quæ etiam promiserunt, ut se ad Vallem prædictam transferant, et ibidem Monasterio constructo, Domino perpetuò famulentur.

Vt autem omnia hæc firma et inconuulsa permaneant in futurum, præsens scriptum ipsis contuli, Sigillorum Venerabilis scilicet Domini Episcopi Constantiensis et Domini Rudolfi Comitis de Habisburc, atque mei, munimine confirmatum. Testes qui huic donationi aderant sunt subscripti, Dominus Rudolfus Comes de Habispurc, Vlricus frater meus de Klingen, Vlr. et H. fratres de Tuifinstein, Vl. et Ebirhardus fratres de Guotinburc, Johannes de Wessenberc nobiles. Item R' et Fr. de Racinhusin, Vol. de Howenstein milites. Item B^{a} de Henchart, H. de Eschince, Hartliebus et Jo. de Tottingen, H. de Tegervelt. C. et B. dicti Steinmar, et multi alij fide digni Acta sunt hæc in Clingenowe, Anno domini 1256, quarto Non. Septemb. Indict. 14.

Ad hæc de consensu prædictæ uxoris meæ atque supradictorum, quorum intererat consentire, totam. syluam scilicet

1) d. h. *Nideroste rucge.*

Ewalt, ad me iure hæreditario et proprietario pertinentem, à loco qui dicitur Hornbergrise supra, usque ad Luchbrunnin, et ab inde usque in Widunbach, et sicut idem riuus defluit in Werrun, et sicut Werra defluit usque in iam dictum locum Hornbercrise, vendidi Priorissæ et Conventui sæpedictis, pro 27 marcis argenti, quas etiam confiteor mihi integraliter persolutas, ut ipsam syluam omni iure ac libertate perpetuò possideant, quod mihi in eadem antea competebat, et tam de illa quàm de alijs syluis quas eisdem dedimus, nemo ab ipsis uel ab alijs, quibus ipsæ vendiderint, exigat ullo tempore, quod Holtzlose dicitur. Acta sunt hæc etiam in Klingenowe, Anno domini 1257, VI Kal. Aprilis, præsente Bertoldo sacerdote et Capellano dictarum sororum, in cuius manus nos omnes dictam syluam resignauimus nomine earundem. Aderant etiam fratres hospitalis .S. Johannis, Ruo. et Johannes de Tottingen, H. de Tegervelt, C. et Waltherus de Molistorf. Item Arnoldus nobilis de Keiserstuol, et C. de Tottingen, C. et Bertoldus dicti Steinmar, Ruo. minister, et alij fide digni.

II.

ALEXANDER episcopus seruus seruorum dei. Dilectis in christo filiabus. . Priorisse et Conuentui Monialium inclusarum Monasterij de klingental ordinis sancti Augustini Constantiensis diocesis secundum instituta ordinis fratrum predicatorum uiuentibus Salutem et apostolicam benedictionem. Solet annuere sedes apostolica pijs uotis. et honestis petentium precibus, fauorem beniuolum impertiri. Exhibita siquidem nobis uestra petitio continebat, quod uos Monasterium uestrum et ipsius nomen, de quodam loco in quo hactenus fuerat, propter plures eius ineptias, ad illum in quo ad presens degitis religioni uestre aptum et congruum de consensu Diocesani uestri deliberatione prouida transtulistis. Quia uero diuersas libertates et immunitates a Romanis Pontificibus, predecessoribus nostris ac libertates et exemptiones secularium exactionum a nonnullis Regibus et Principibus ac alijs christi fidelibus uobis concessas sub nomine prioris Loci uos rationabiliter et pacifice asseritis obtinere. nos uestris supplicationibus inclinati, ut libertates, immunitates et

exemptiones huiusmodi quoad locum in quo nunc degitis in suo robore perseuerent. uobis auctoritate presentium indulgemus. Nulli ergo omnino hominum liceat hanc paginam nostre concessionis infringere uel ei ausu temerario contraire. Siquis autem hoc attemptare presumpserit, indignationem omnipotentis dei et beatorum Petri et Pauli apostolorum eius se nouerit incursurum. Datum Laterani iiiJ. Kal. Aprilis. Pontificatus nostri Anno Tertio.

Angehängt das bleierne Pabstsiegel Alexanders IV.

III.

Omnibus christi fidelibus presentis scriptJ continentiam Jnspecturis. B: de hohenvels, Desaurarius, Ecclesie, Constantiensis. vices DominJ, Episcopi, eiusdem ecclesie gerens, noticiam rei geste. Constituta coram nobis. Ita, Nobilis, de .Clingen relicta quondam .C. aduocatJ de, fridingen. verbo monita sapientis, Incertus es in quo te loco mors inueniat, tu itaque illam in omni loco expecta, ad honorem omnipotentis dei, laudem gloriose sue genitricis, et beati Dominici, presentia pensans et de futuris prudenter inquirens, sua, ad anime sue medelam, et ad parentum suorum animarum remedium disponendo, dotem suam, cum omnibus aliis rebus suis mobilibus et in mobilibus omnes quoque actiones, quas occasione dotis et rerum earundem ipsam subire neccesse foret, contra aduocatum de. Creigen, fratrem•quondam suJ maritJ, Monasterio reuerendarum inchristo, Priorisse et sororum, Jn Clingital. ordinis fratrum predicatorum legauit liberaliter et omnino, renuncians omnJ dominio, et iurJ proprietatis, que de rebus eisdem ad ipsam pertinere deiure noscuntur, Jnmanus fratris. H. conuersi eiusdem ordinis loco, Priorisse et conuentus Cenobi memoratJ. Dando eis potestatem planam et plenam disponendi derebus prenominatis, secundum quod ad utilitatem prefati monasteriJ et ibidem deo famulantium, sibi uisum fuerit expedire, Incuius rei testimonium presentem paginam nostri sigilli insignitam munimine, ipsi monasterio transmittimus, presens sibi ne alicuius proteruia uel calumpnia valeat Jnfirmari, negocium attestantem. Testes autem, qui isti donationJ affuerunt sunt hii, .Dominus prepositus maioris ecclesie Constantien-

sis, Dominus W. prepositus Sancti Stephani. Canonici eiusdem ecclesie, videlicet . . Dominus de Valchenstein. B. Dominus de Annuwiler. Dominus de Heidelberch. Dominus Hilteboldus miles. de Stegboren. Dominus Volricus. dictus amme, Greize. C. de Tetinchon, Ille de Ræitershoven. Ille. .Sub Matello, et aliȷ quam plures. Datum, Constantie. Anno dominȷ. M° cc° lx. ȷ. Indictione iiii[ta] pridie. Nonas maiȷ. In die sancti Johannis ewangeliste, Ante portam latinam.

Das Siegel verloren. Auf der Aussenseite von einer Hand noch des 13 Jahrh. *Sororis ite de vridingen.*

IV.

Uniuersis, hanc literam inspecturis, Frater. H. Prior et conuentus fratrum de penitencia Jhesu christi. Basiliensium. Noticiam subscriptorum. Noueritis, quod cum venerabiles in christo, Soror L. priorissa, et conuentus sororum in klingintal, in nouam siue vlteriorem Basileam cupiant se transferre, nos desiderio earum et peticioni beniuolum. prebentes assensum, vt claustrum ibidem et ecclesiam construant. que a nostra distet, ad spacium, non minus quam centum cannarum, tenore presentium. liberam concedimus facultatem, non obstante priuilegio, quod de non edificando prope nos infra mensuram. C. xl. cannarum, contra quosdam conuentus, nobis a sede apostolica est indultum. Incuius rei testimonium presens scriptum. sigillo nostro fecimus communiri. Nos, Priorissa et conuentus monasterii supradicti. fideliter promittimus. et spondemus, quod iam dicte mensure spacio contente, infra ipsum, nostram nullatenus ecclesiam construemus, nostrum sigillum in robur ueritatis presentibus appendentes. Ego frater. h. prior et seruus fratrum ordinis predicatorum Basiliensium. sigillum meum huic litere appono. in predicte testimonium sponsionis. Actum Anno domini M. CC. lxxiii. v. Idus. Ianuarii.

Angehängt drei Siegel: des Predigerklosters, des Priors der Prediger, und des Klosters Klingenthal (unter drei zusammengereihten Bogen, die mit drei Thürmchen überbaut sind, der englische Gruss; Umschrift S. ꝯVENTVS. SCE. MARIE. I. CHLINGENTAL.). Aufschrift der Aussenseite von einer Hand noch des 13 Jh. *von vnserre hofstat*

V.

Wir Cuonrat geißriebe ein Ritter, schultheisse ze enrun Basil, tuon kunt allen den die disen brief sehint vnnd hœrent, daz herr Heinrich von rafinsburch, dem man sprichit der brotmeister, die[1]) frowen von klingendal vnnd iren schaffenern, die hoffstat enzwischen irine[2]) guote vnnd der ziegil muli, da das nüwe huß was angiuangen, het gigebin vmbe xx Marc silbers, vnnd sol man die hofstat fertigin[3]) hinnan zi vnser frouwen mes der anderin, mit al de[4]) gwarsami, so daz kloster bidarf, mit seiner tohter von tasfenne, vnnd mit iren kinden: wande es ir eigin was. Deß sint die vier bürgen, Herr Hug der kinden, herr kuonrat hern ludiwigs, herr wernher der munzmeister vnd olrich des brotmeisters sun. Man sol auch wissin das enzwischin disem guote, das die frouwen von klingendal gekofit hant, vnnd der ziegil müli xx fuose breit an der hofstat, zir müli hœrit, vnnd den bu, den Herr Henrich von rafinsburg bi der selbin hofstat wolte han gebuwin. Misseuallit der dem kloster, so gent sie ime zwo marc silbers für den bu. Dur das diß alsus gischehin si, so hencken wir herr kuonrat geisriebe schultheisse ze enrun basil vnsir ingisigel an disen brieff, vnnd herr Henrich von rafinsburch. Die gezeuge die da waren da diß bischach, ist der schultheisse, herr henrich von Hagindal, herr Henrich vor gassen, herr Huc der kinden, herr Niclaus von titinsheim, herr Thomas zobel, herr kuonrat hern Ludiwich, herr Wernher der rote, der kenler, herr Henrich von soloder, herr wernher der muntzmeister vnnd Dietrich sin bruoder, herr schœnkint, herr Henrich merschant. Diß bischach an dem ihare nach gottis giburth M° CC° lxx∘iii.

Angehängt die Wappen von Geissriebe und von Rafinsburg.

VI.

Uenerabilibus ac deuotis in christo . . Priorisse et conuentui sororum in klingental. sub cura fratrum predicatorum degentium, P. Archidiaconus Basiliensis. et plebanus in ulteriori Basilea. Sinceram in domino caritatem. Et si omnem religionem affectuosis

---

1) lies *den* 2) *irme* 3) den Käuferinnen übergeben 4) *der*

studiis amplectamur, speciali tamen deuocione, ad ea que uobis nouimus profutura, eo feruenciori desiderio ferimur, quo per uestra studiosa precamina, quibus sanctitatis merita suffragantur, apud deum fiducialius speramus abolicionem peccaminum cum reconciliatione diuina, nos misericorditer obtinere. Ea propter deum pre oculis habentes, tenaci memoria retinemus, qualiter illustrissimus dominus. R. dei gratia romanorum rex et semper augustus, nos dignanter interpellare uoluit, cuius preces apud nos ut dignum est obtinent vim precepti, quatinus uestrum collegium in nostram parrochiam basilee trans renum constanciensis dyocesis fauorabiliter recipere curaremus, receptasque fouere, accedentibus ad hoc precibus dilectorum in christo fratrum predicatorum Basiliensium, quibus nos familiaritatis uinculo tenerius obligamur, sicut tunc annuimus et promisimus sponsione uocali, sic eciam nunc promissa effectiue complentes, uos ad dictam nostram parrochiam sollempniter inuitantes, concedimus presencium per tenorem, vt cum uobis fuerit oportunum siue cum conuentu toto uel in parte, prout uobis uidebitis expedire, venire possitis, claustrum edificare, ecclesiam construere, ac alias officinas erigere, que uestris noueritis commodis et profectibus oportunas, et uestri capellani, qui pro tempore fuerint, uobis diuina celebrent, secundum uestram consuetudinem approbatam. Incuius rei testimonium, nostrum sigillum duximus presentibus apponendum. Actum et datum basilee. Anno domini. M° cc° Lxxiiii°

Siegel mit der Umschrift S. PETRI. ARCHIDIACONI. BASILIENSIS. Aeussere Aufschrift des 13 Jh. *von vnserre hofstat.*

VII.

Wir Bruoder Heinrich von Gottes gnaden Bischof ze Basile. vnser Schultheize. vinser Rât. vnde vinser Stât gemeinlich von Enrvn Basile. tvon kvnt allen den die disen Brief sehent, oder hœrent lesen, daz wir mit gemeinem Rate vinserre Stette von Enrvn Basile gvinnin den Vrovwen von Klingental daz sie den Graben vor irme Dormenter wider den Rin besliezen mit einre Mvre, Also, daz sie mit der selbvn Mvre allez ir Gvot vmbeslahen, vnde den selben Graben dvrh slahen mit einre Mvre oberthalp swa ez inen vueget gegen irme vzzerme Gvote, also

daz ez der Stât vnschedelich si, In dem gedingde, daz sie einen karren wec, vzzerthalp an irme Bivange vf irme Gvote vinsern Bvrgern sviln geben. Vnde den graben der die Stât da vestet, den svln sie vollebringen an der vzzervn Mvre. von dem Stucke da er nu abe gienc, vntze an den Rin, mit also gvoter Mvre alse div erre was, vnde sviln den Graben rvmen in der tiefi als er oberthalp ist. Man sol wissen daz si gewalt hant vf die selben Mvre ze buwende, dvr ir heinliche, vnde der livte vppiges kapfen swie hohe sie went. Man sol ovch wissen daz sie gewalt hant die inrvn Bvrcmvre von dem huse der herren von sante Blasien abe, vntze vf ir Gvot ze Buwende alse die alten zinnen stant, dvr daz sie nieman mveie mit anderm bvwe, weder viber die Mvre noch drin. Vnde swer ez wider irme willen wolte tvon, daz svln sie[1]) helfen wern mit allem vlize. Man sol ovch wizzen daz sie gewalt hant eine gevuege tvir ze machende mit einem beslozzem Stege, swa ez inen alre beste vueget dvrh die Bvrcmvre, in dem gedingde, daz sie vinsern Bvrgern ein michel Tore machen niderthalp der ziegel mvilJ. daz die Bvrger brvchen ze iren nottvirften. vnder ir selbes slozzen. vnde sviln daz die vrowen Bvwen, vnde gewinnen mit ir koste. Man sol ovch wissen daz Tore daz inrthalp ir kloster ze Rine gât. daz sie dâz niezen sviln alle die wile so daz lant ane virlige[2]) ist. Were aber daz ez vibel in dem Lande wurde stênde, so hant die Bvrger gewalt daz Tore ze vermvrende, oder anders ze bewarnde, daz sie da ze dem zite vor schaden sicher sicher[3]) sin. Dvr daz diz stête vnde war belibe so geben wir der vorgenante Brvoder Heinriche von Gottes gnaden Bischof ze Basile, vinser, vinsers Schultheizen, vnde vinserre Stette von enrvn Basile gemein Ingesigele an diesen Brief. Do dirre Brief ze Basile wart gegeben, do zaltem von Gottes gebvirte, Tusent, zwei hundert, vnde ahtovwe vnde sibenzec iar, an dem nehsten Samstage vor dem Svnnentage so man singet Oculi mei semper. an der Sehsten Indictione.

Nur noch das Stadtsiegel von Klein-Basel.

---

1) nämlich die Bürger.
2) *ürlige* d. h. *urliuge* Krieg.
3) so.

VIII.

Vniuersis christi fidelibus presentes litteras inspecturis. Nos. . . Consules, Magister Ciuivm, Aduocatus, et Scultetus Ciuitatis Basiliensis. salutem in omnium saluatore. Quia ignorantia, rugosa mater erroris, plurimos iam deicit, decipit, et decepit, intantum, quod eciam nonnulli quasi ceci palpitantes, offensis membris, turbare pacem Capitis non agnoscunt, lesisque partibus in totam vniuersitatem inpingere non formidant, Idciro tenore presentium uolvmus esse notum, et communiter protestamur, quod sanctitatis filie, venerabilis et in christo dilecte, Sorores Ordinis Fratrvm Predicatorvm, dicte de Klingental, Ciuitatis nostre Ciues, in desiderio salutis eterne, pro bono communitatis nostre sine intermissione domino famulantes, non solvm omni libertate ciuili Ciuitatis nostre gaudent, Immo ipsas, ut oculorum nostrorum pupillas, diligentius in omnibus custoditas, in nullo seculari iudicio, preter quam coram nobis, quantum in nobis est, uolumus, et permittimus conuenirJ. In cuius rei testimonivm, Sigillum ciuitatis nostre, communJ consilio et fauore, presentibus dvximus apponendum. Datum In Basilea, Anno dominJ M° CC° LxxviiJ° Indictione vJ°.

Anhangend das Stadtsiegel; alte Aufschrift *Daz wir bvrger recht han ze basel.*

IX.

Alsvs vil geltes hant die iargezit vnsers herren von klingen. vnde siner vroiwen. vnde siner tochter der marcgrevin von baden. vnde hoiret vnseren conventen an. vnde nivt die brediger. Wir han ze tvirinkein .v. vnde zwenzig amivn win geltes. vnde .ii. stvike reben. vnde .ii. ß phenningen geltes. vnde .xv. kappen geltes. vnde fvir der cappen iegelichen git man .vi. δ. Item ze sowenshein han wir eins vnde .xx. vierteil korn geltes. der sint .xi. roggen. vnde .x. haberen. vnde gent daz zwene man. einer git .xix. der sint .ix. haberen. vnde .x. roggen. vnde der ander man git .i. roggen. vnde .i. haberen. Item ze galvingen .iiii. vierteil. der sint .ii. roggen. vnde .ii. haberen. der vierteilen eins haberen hoiret die brediger an zuo iren iargeziten.

Item ze merkenshein .viii. vierteil. vieriv roggen. vnde .iiii. gersten. Alsvs vil geltes hant die iargezit vnsers herren von veringen. vnde siner vroiwen. Siben phvnt geltes andem rate von genren basel. vnde .x. ß sol man nemen von den vor geschribenen iargeziten vnsers herren von klingen. zvo der von veringen iargezit. vnde .x. ß. zvo der von phfirt iargezit. dis heis die von klingen selige ir beider mvoter daz man dis phvnt alsvs teilen soilte zvo ir beider iargezite. So han wir von der von blvomenberch .ii. ß. vnde .iii. 𝔐 δ geltes. vnde .ii. kappen. hie von sol man alle iar zvo irme iargecite ieklicher swester .vi. δ geben. vnde waz da viber wirt daz sol man den swesteren viber tisch des tages gieben vmbe win vnde vmbe eger. Dis gvot lit zvo rvfach. .ii. 𝔐 δ geltes inder stat vf rvodolf weibels hvse. vnde sol man zvo winachten .i. 𝔐 geben. vnde ze svngicht och .i. 𝔐 vnde zvo sante Martins mes och von dem selben hvse zwene kappen geben gerliche. Vnde .i. 𝔐 git man von eime hvse daz lit zvo svnthein. zvo einer siten nebent werlin von bollenbvrch. vnde zvo der ander siten nebent bertschin legelin. Unde von den .ii. 𝔐 geltes die wir han zvo tvirenkein der sol man .xii. ß geben zvo diseme iargezite. Alsvs vil geltes hant die brediger von den iargeziten vnsers herren von klingen. vnde siner vrovwen. vnde siner tochter der marcgrevin von banden[1]). Ze richenshein .xvi. vierteil. viii. roggen. vnde. viii. haberen. tem von galvingen eins haberen. vnde von diseme gvote git man dem phaphen indem dorfe ze richenshein eins .δ. minre denne .iii. ß. tem ze mercgete .iii. vierdenzal .i. roggen .vnde .i. dinkelen. vnde .i. haberen. tem in der minren basel. vnde da vor .iiii. 𝔐. δ. geltes. vnde .iiii. ringe. vnde .i. hvon. vnde von den .ii. 𝔐 geltes die thoman zebels waren so·sol man ze sante alban geben .i. ß ze sante Martins mes. tem vf dem var ze hivningen .iii. ß vnde .i. 𝔐 geltes daz wart gekovfet vmbe den convent vmbe .vi. marc silbers insolicheme rechte. were daz daz var abegienge. older ob es der convent verkofte so

---

1) so.

X.

An S andres tag sol man began miner frouwen von klingen iortzit die gab vins by irem leben lxxxx libras vnd nach irem tod lx marck vnd vi viernzal geltz Do von sol man ir vnd ires herren vnd tochter iortzit began sol man viber tisch geben

---

An S albinus tag ist mines herren von klingen iortzit der gab vins by sinem leben xi huoben vnd den kilchensatz von werr vnd nach sinem tod lx marck wert

---

Mornendes[1]) ist miner frouwen margræfin von dem nydren baden[2]) iortzit von der begrebt ward vins. C. marck wert

---

Vf abdon et sennen ist miner frouwen von feringen iortzit von der begrebt ward vins xxv libre vnd ii guldin geltz sol man viber tisch geben

---

1) am zweiten Tage nach St. Gregorius.
2) zur Unterscheidung von Ober-Baden im Aargau.

Walther von der Vogelweide.

(Geschrieben zu Nizza im April 1865.)

Aus Herzogs Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, 21. Bd., S. 467—480.

Unter den verschiedenen Dichtarten, in denen die mittelhochdeutsche Litteratur sich bewegt, ist die Lyrik in mehrfachem Betracht als die hauptsächliche voranzustellen, als diejenige, welche die zumeist und eigentlich bezeichnende für die genannte Litteraturperiode sei: denn sie hat erst in dieser ihre Entstehung und sofort auch die Vollendung gefunden, sie ist von der grösten Zahl der Dichter geübt und von allem Volk, nicht bloss von den Fürsten und Edeln, zu dem besten Schmuck des geselligen Lebens gerechnet worden, und neben ihr und durch ihren Einfluss zeigt sich die gesammte übrige Dichtung bald mehr, bald minder und oft bis zur Ungebühr mit durchdrungen von lyrischer Auffassungs- und Ausdrucksweise.

Es ist aber jene Vollendung auf einen schmalen Zeitraum eingeschränkt, auf die zwei Menschenalter vom Ausgange des zwölften bis um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, und wenn nun aus den vielen Namen, welche zwischen diesen engen Grenzen gedrängt dastehen, wiederum die charakteristischen, die Führer und Stellvertreter all der Uebrigen sollen hervorgehoben werden, so kann diese Auszeichnung nur auf drei nach einander fallen, auf Reinmar von Hagenau oder den Alten, Walther von der Vogelweide und Reinmar von Zweter. Es gehören dieselben schon insofern zusammen, als alle drei Oesterreichische Dichter sind, zwar nicht durch Geburt, sondern so, dass Reinmar von Hagenau alle Zeit nur in Oesterreich gesungen,

Walther aber wie auch der von Zweter ebenda seine Kunst erlernt hat, und alle drei verbindet ein ununterbrochener Zeitverlauf, zum Theil auch ein Meister- und Schülerverhältniss: Walther war Reinmars des Alten, Reinmar von Zweter wiederum Walthers jüngerer Zeitgenoss, und sichtbar hat sich je der jüngere an dem Beispiel, das ihm der ältere gab, gebildet. Aber es ist zugleich eine Zusammengehörigkeit wie die des Emporsteigens zum Gipfel, des Gipfels selbst und wiederum des Hinuntersteigens, und der mitteninne auf dem Gipfel steht, ist Walther. Reinmar von Hagenau hat zuerst die voll entwickelte reine Lyrik, voller und reiner als irgend jemand vor und neben ihm: aber er beschränkt sich damit auf die Liebe als den einzigen Gegenstand und auf das Lied als die einzige Form. Walther von der Vogelweide bleibt nicht so bei dem Minnegesang allein: er zieht auch den Glauben, die Sitte, das öffentliche Leben der Zeit in den Bereich seines Dichtens; und es ist nicht bloss die Stimmung des gegenwärtigen Augenblickes, aus welcher heraus er singt, er knüpft die Empfindung auch an ein vergangenes, frisch vergangenes geschichtliches Ereigniss an oder verfolgt, indem er zugleich lehrt, einen noch in der Zukunft liegenden Zweck: dergleichen theils epische, theils auch didactische Lyrik aber bringt er, mit gut künstlerischem Sinn für eine angemessene Formgebung, nicht in Lieder, noch in die freier bewegte Nebenform des Liedes, den Leich, die er überhaupt nur ein einziges Mal gebraucht um Gott und die heilige Jungfrau zu lobpreisen, sondern fast ausnahmlos in sogenannte Sprüche, in Strophen, die vereinzelt für sich stehn, die meist in grösserem Umfang und aus längeren Versen aufgebaut sind und deshalb nicht den gesangartigen, melodischen, rein lyrischen Eindruck machen wie die Strophen der Lieder und der Leiche; Walther hat auch zuerst diese Form und solche Verwendung derselben festgestellt. Endlich Reinmar von Zweter zeigt sich nach einer dem älteren Reinmar gerade entgegengesetzten Richtung in Einseitigkeit befangen: er auf seiner schon wieder abwärts führenden Stufe kennt nur noch didactische oder episch-didactische Lyrik, Lehre oder Schelte in Bezug auf Glauben und Sitte, auf Staat und Kirche, auf Volk und Fürsten, und wo auch ihn die Liebe berührt, hat er nicht mehr die Lyrik derselben, sondern nur noch Didactik über sie. Demgemäss findet sich bei ihm

auch gar kein Lied mehr vor, nur etwa noch ein Leich, sonst weiter nichts als Sprüche, Sprüche zu Hunderten, und während Walther für die seinigen, gleichwie für seine Lieder, bald diese, bald jene metrische Gestaltung abwechselnd neu erfindet und nur innerhalb engerer Schranken der Zeit und der Bezüglichkeit die gleiche Gestaltung öfter wiederholt, gehen die Hunderte des von Zweter Jahrzehende lang und bei jeglichem Inhalt eintönig alle auf dasselbe Vers- und Strophenmaass. Und so nimmt Walther schon durch seine Mehrseitigkeit den Vorrang vor Reinmar von Hagenau und Reinmar von Zweter und vor all den vielen Anderen ein, die bloss Liebesdichter und Liederdichter wie der erstere oder bloss Lehrdichter und Spruchdichter wie der letztere sind. Aber auch jede der zwei Seiten für sich allein genommen, übertrifft Walther sowohl den älteren als den jüngeren Zeitgenossen weit, übertrifft im Liede den älteren durch noch gehaltnere Strenge und zugleich noch süsseren Wohllaut im Bau der Verse und der Strophen, durch noch feinere Zartheit, durch noch höheren Schwung, durch die unendlich reichere Mannigfaltigkeit der Bezüge, der Empfindungen, der Stimmungen und Töne, in denen bei ihm die Minne sich ausspricht und sich selber singt (die Laune zum Beispiel und die Volksmässigkeit, die eine so gesund, die andere so veredelt bei Walther, sind jenem gänzlich fremd), übertrifft im Spruch den jüngeren durch die Fülle der Begabung, die bei ihm auch der Lehrhaftigkeit noch Gehalt und Gestalt von dichterischer Art zu verleihen weiss, durch das Beiseitelassen solcher Gegenstände, denen, wie der Liebe, die lehrhafte Auffassung nicht gebührt, durch noch bewegteren Reichthum, vollere Reife, männlicheren Ernst der Gedanken und, wo es die höchsten Güter des Deutschen und des Christen gilt, durch noch viel heldenhaftere Gewalt der Rede. Auch Reinmar von Zweter und ausser ihm noch manch anderer Dichter des Jahrhunderts hat die Sache des Reiches und die der Kirche selbst gegen das Pabstthum verfochten, keiner jedoch mit solchem Ingrimm des in seinem Heiligsten verletzten Herzens, keiner mit so unerschrockenem Muth, während noch wir jetzt ob den ungeheuren Worten erschrecken möchten, keiner mit so blanker und tief einschneidender Waffe als Walther von der Vogelweide. Erst die Reformationszeit sollte wieder ein derartiges Deutsch vernehmen. Und wohl hätte sie auch unseren Dichter noch aus

dem Grabe als Zeugen aufgerufen, wäre das nicht in dieser späteren Zeit schon längst verschüttet und überwachsen, wäre, wenn man wohl auch hie und da noch den Namen Walthers kannte, doch dieser sein gewaltigster Ton nicht längst verschollen gewesen.

Die geschichtlichen Bezüge, von denen fast die gesammte Spruchdichtung Walthers erfüllt ist, geben denselben noch einen andern und in seiner Art auch nicht unerheblichen Werth: es ist mit ihrer Hilfe möglich, das Leben des Dichters beinahe Schritt für Schritt durch Zeit und Raum zu begleiten und, wie wir Regesten für die Lebensbeschreibungen unserer Kaiser und Könige besitzen, hier eben dergleichen für einen armen Edelmann aufzustellen, der mit unsern Kaisern und Königen gewandelt hat. Es giebt ausser ihm nur noch einen deutschen Dichter des Mittelalters, über den wir ebenso gut, ja noch besser, noch vollständiger und überall gewisser biographisch unterrichtet sind, Ulrich von Lichtenstein, der sogar selbst sein Leben erzählend vorträgt und je an der gehörigen Stelle Mittheilung macht, unter welchen Umständen u. s. f. er diess und jenes seiner Gedichte verfasst habe. Nur reicht dieser Ulrich weder mit seinem Leben noch mit seinem Dichten an die Bedeutung Walthers heran.

Versuchen wir jetzt nach den Fingerzeigen, die vorzüglich also in jenen Sprüchen, die ausserdem auch in einzelnen Liedern und anderweitigen Quellen uns gegeben sind, das Leben und Wirken Walthers von der Vogelweide den Hauptzügen nach zu überblicken.

Seine Geburtszeit wird um das Jahr 1170 und vielleicht noch früher anzusetzen sein: denn es lässt sich sein Leben nicht über das dritte Jahrzehend des dreizehnten Jahrhunderts hinaus verfolgen, wir haben aber mehr als ein Gedicht von ihm, in welchem er als betagter, von langem Leben gesättigter Mann, als Greis vor uns steht, und eines, worin er selbst berichtet schon vierzig Jahre oder mehr von der Minne und sonst gesungen zu haben (Str. 402). Und der Ort seiner Geburt? Der Zuname *von der Vogelweide* gewährt zu dessen Auffindung nicht die Beihilfe, die man von ihm erwarten möchte. Vogelweiden d. h. bestimmte Plätze, an denen wildes Geflügel zu weiden und zu hausen pflegte oder für die Lust und das Bedürfniss eines welt-

lichen oder geistlichen Herrn eigens gehegt ward, solcher Vogelweiden gab es natürlich manche auf deutschem Boden und so denn auch hie und da in der Nachbarschaft von Herrensitzen Höfe, die so benannt waren, weil sie die Vogelweide in sich schlossen, oder weil der Dienstmann, welchem deren Besorgung oblag, sie bewohnte. Wir wissen z. B. von solchen Höfen in Würzburg und im Tirol und von einem bürgerlichen Geschlechte in S. Gallen, das Vogelweider hiess, doch wohl nach eben solch einem Amte oder Hofe. Das nun ist Anlass geworden, und ausser Mängeln der Kritik und der Exegese haben gelegentlich auch patriotische, vielleicht selbst politische und sociale Vorurtheile dabei mitgewirkt, die Heimath Walthers bald in Franken, bald im Thurgau, bald auch innerhalb des Kaiserthums Oesterreich, in Böhmen oder im Tirol, zu suchen. Die einzige jedoch unter diesen verschiedenen Anberaumungen, der ausser dem unsicheren Zunamen noch ein Beweis von grösserer Sicherheit zur Seite steht, ist die nach Würzburg, nach Franken also: dieses und unzweifelhaft nur dieses bezeichnet einmal der Dichter selbst als seine Heimath, indem er die fränkischen Fürsten „unsre heimischen Fürsten“ nennt (Str. 95).

Im Grunde aber ist die Frage nach dem Geburtsorte Walthers und aller Streit über denselben ziemlich müssig, da er, soweit wir seine Gedichte kennen und deren Zeugniss reicht, im Thurgau und im Tirol und in Böhmen niemals, in Franken kaum jemals gesungen und selbst die erste Schule dieser Kunst weder hier noch dort, sondern im Herzogthum Oesterreich durchgemacht hat, wie wiederum er selbst es angiebt (Str. 36). Was ihn, den zukünftigen, den angehenden Dichter, bestimmte gerade dorthin sich zu wenden, das konnte, wenn nicht irgendwelche Umstände sonst ihn dazu veranlassten, nur die Blüte sein, deren sich schon seit langem jegliche Art der Poesie, deren sich namentlich die junge Lyrik dort erfreute, die schöne Pflege, die sie in den Händen Reinmars von Hagenau, die Gunst, die sie am Hofe Herzog Leopolds VI (1177—1194) und nach ihm Friedrichs I, des Katholischen (1194—1198), fand.

Es war das aber nur der erste, nicht der einzige Schritt in die Fremde, den Walther weitab von seinem Heimathlande that: er machte damit nur seines Theils den Anfang jenes Wanderlebens, das seine Standesgenossen überhaupt und zumal

die Dichter seines Standes, auch die besten darunter, zu führen pflegten.

Walther war, wie man aus den Titeln *hêr* und *miles* ersieht, deren ersteren er sich selbst (Str. 28) und Andere ihm geben (Wolfram im Wilhelm 286, 19 und die Schreiber der Liederbücher), den letzteren aber die alte Nachricht über sein Grab, er war ein Ritter und von Adel (auch diess ein Grund ihn nicht dem bürgerlichen Geschlechte der Vogelweider in S. Gallen beizuzählen), aber von dem niederen Adel, der nicht so reich als der eigentliche, der hohe an alten Erbgütern und somit meist genöthigt war den Dienst der Könige, der Fürsten, der freien Herren und darin erst den Erwerb von Gut und Ehren zu suchen, falls nämlich keine bereits angestammte anderweitige Dienstpflicht dem entgegentrat. Daher finden wir Edle dieser untersten Stufe und finden Dichter, die auf eben derselben standen, abwechselnd bald an dem, bald an jenem Hofe; das, womit letztere dem Herren dienten, wofür ihnen dessen Gunst und der Unterhalt ward, war ihr Gesang und das Saitenspiel dazu (Str. 21): keine Entwürdigung der Kunst und kein Verkauf ihrer Freiheit: unter allen Arten der Dienstmannschaft war diese die löslichste und meist eher nur das Verhältniss von Wirth und Gast: nur darum eben finden wir auch die edeln Dichter bald an dem, bald an jenem Hofe.

Walther jedoch besass ausser dem Adel und seiner Kunst noch ein Drittes, dessen seine Standes- und Berufsgenossen fast durchweg ermangelten: ihm war, wie Hartmann von Aue, ausser der allgemeinen ritterlichen auch noch gelehrte Bildung und diese in nicht geringem Maasse eigen, Kenntniss der heiligen Schrift, Bekanntschaft auch sonst mit geistlicher Litteratur und überdiess noch mit der weltlichen des Alterthumes, mit der letzteren freilich nur in der Ausdehnung und in der Sprache, wie sie damals pflegte zugänglich zu sein, namentlich also mit den lateinischen Dichtern und hier wieder (die Vorliebe giebt sich deutlich kund) besonders mit denen, die sich an Aesop anschliessen. Wo ihm diese Gelehrsamkeit mitgetheilt worden, darüber ist uns die Vermuthung freigegeben: es mag in einer Stifts- oder Klosterschule zu Würzburg geschehen sein. Das aber ist unzweifelhaft, so wenig Prunk oder sonstigen Missbrauch Walther mit diesem seinem Wissen treibt, so sehr die Gelehr-

samkeit bei ihm verhüllt wird von der Kunst (so sehr, dass sie bisher gänzlich unbemerkt geblieben ist), ein so grosser Vortheil hat dennoch der letzteren daraus erwachsen müssen und ist ihr eben nur deshalb, weil er das alles sich so ganz zu eigen gemacht, daraus erwachsen: wesentlich mit von daher kam, was ihn über seine Zeitgenossen und für seine Zeit auf den Gipfel der Classicität erhob, kam seinem Denken festerer Halt und reicherer Gehalt, seinem Dichten feinere Vollendung der Form und mannigfachere Fülle des Stoffes.

In solcher Art doppelt und dreifach befähigt den Mächtigen im Reich mit seiner Kunst so zu dienen, dass keine noch so freigebige Vergeltung dem Dienst an Werthe gleich kam, hat Walther von da an, wo er noch jugendlich die erste oder die vollere Ausbildung zum Dichter in Oesterreich suchte, sein ganzes Leben in beständiger Wanderschaft von Hof zu Hofe zugebracht und das Reich nach allen Seiten hin von einer Grenze zur anderen durchmessen (vgl. Str. 47. 341. 342). Das prägt sich selbst, wie die gleiche Erscheinung bei Berthold, dem Wanderprediger, wiederkehrt, in seiner Sprache aus, die auf solchem Wege ein wahres Gesammthochdeutsch geworden ist: im Allgemeinen fehlt ihr jegliche Färbung nach der Weise einer einzigen bestimmten Mundart; zugleich aber ist bald diese, bald jene Mundartlichkeit, bald aus Oesterreich, bald aus Alamannien, bald wieder aus Thüringen oder Meissen an ihr haften geblieben. So ganz hat sich Walther, in seiner Lebensführung und selbst seinem Sprechen, der Heimath entäussert: auch deshalb sollte man kein zu gross Gewicht auf die Frage nach dieser legen.

Es waren in Walthers Zeit namentlich zwei deutsche Fürsten, welche durch ihre Vorliebe für die Dichtung und durch ihre milde Gunst gegen die Dichter deren stäts eine besonders grosse Anzahl um sich sammelten und so ihre Höfe wetteifernd zu Brennpunkten der deutschen Litteratur erhoben, zu Wien Herzog Leopold VII von Oesterreich, der Glorreiche, der Milde (1198—1230), und auf der Wartburg bei Eisenach Landgraf Hermann von Thüringen (1195—1216): der Ruhm, der sich damit innerhalb der litterarischen Kreise an ihre Namen geknüpft, scheint noch um das Jahr 1300 aus unserm ältesten Drama, dem Kriege von Wartburg, wieder, wo von den Sängern um das höhere Lob Hermanns oder Leopolds gestritten wird. Walther

nun hat an dem einen wie dem anderen dieser Höfe sich aufgehalten und an beiden mehr als einmal, sichtlich aber mit grösserer Liebe an dem zu Wien, wo er sich bereits von dem Beginn seines Dichtens an und schon durch die Gunst von Leopolds Vorgänger, Friedrich I (Str. 21), heimisch gefühlt: es ist unverkennbar, dass zwischen Leopold und Walther, obschon jener zuerst mit der gleichen Gunsterweisung gezögert hatte (Str. 10. 21), eine gewisse Vertraulichkeit und hier auf Seiten des Dichters eine gleichmässig dauernde Herzensneigung waltete: mochte und durfte er doch sogar den Fürsten mit „Du" anreden (St. 35. 51). In seinem Verhältnisse zu Hermann tritt dergleichen nicht so zu Tage: da wechselt vielmehr die Befreundung ebenso mit Entfremdung, wie der Landgraf selbst in seiner politischen Wandelbarkeit bald auf der, bald auf jener Seite stand und damit den Dichter bald an sich zog, bald wieder abstiess. Andere Höfe hat Walther weniger gesucht und meist nur solche, die in der Nachbarschaft derer zu Wien und auf der Wartburg lagen, wie die von Kärnthen und von Meissen; im Jahre 1212 sehen wir ihn dem Herzog Ludwig von Baiern gegenüber in förmlich bezeichneter Dienstmannschaft (Str. 29).

Es scheint jedoch hier nicht der Platz dergleichen Dinge bis in das Kleine und Einzelne zu verfolgen: für uns hier sind das Nebendinge, auf die es genügt so im Vorübergehen hinzudeuten. Wichtiger in jedem Betracht und einer mehr eingehenden Darstellung werth und bedürftig sind die Beziehungen Walthers zu den Königen und Kaisern des Reiches, ist der Antheil, den er als Dichter und nicht bloss als Dichter an deren Thun und deren Geschicken und somit an Dingen genommen hat, die der Weltgeschichte zufallen. „Es soll der Dichter mit dem König gehen:" bei keinem sonst hat so wie bei ihm dieses stolze Wort sich verwirklicht.

Als nach dem Tode Kaiser Heinrichs VI die deutschen Fürsten in Zwist geriethen, wem anstatt des noch allzu unmündigen Friedrich die Krone zu übertragen sei, ob Philipp, dem Bruder des Verstorbenen, ob Otto, dem Vertreter des Welfenhauses, oder wem etwa sonst noch, da, im Jahre 1198, legte Walther, der bis dahin noch in Oesterreich geweilt (Str. 21), sein Dichterwort (und es ist diess unter allen, die sich von ihm erhalten haben, das nachweisbar älteste) für die Wahl Philipps

ein (Str. 3), weil er nur von diesem ein einiges und kräftiges Deutschland hoffte, nicht von Otto, den die Unterstützung durch die römisch gesinnte Geistlichkeit von vorn herein zur Abhängigkeit von Rom und damit zur Unliebsamkeit bei der Mehrzahl der Deutschen selbst, also stäts nur zu einem Parteikönigthum zu bestimmen schien. Und wirklich auch ward dem Dichter alsobald sein Wunsch, wennschon nicht ganz erfüllt, da die Fürsten in fortdauerndem Zwiespalt beide, Philipp und Otto, neben und gegen einander wählten, aber doch erfüllt dem schöneren, mehr Glück verheissenden Theile nach, da Philipp mit den echten alten Reichskleinodien gekrönt ward, und so sah ihn Walther selbst, er verkündet es uns mit Jubel (Str. 22. 23), unter Krone gehn: denn sein Herz hatte ihn an den Hof Philipps getrieben. Und längere Zeit hindurch sehen wir ihn da gastlich festgehalten (Str. 21) und hören ihn, während er die Arglist des feindseligen Pabstes und die Ungebühr der Geistlichkeit mit Schärfe angreift (Str. 4), an den König selbst aufmunternde und ermahnende Worte richten (Str. 24. 25); sein Eifer für dessen Sache und die vertraute Stellung, die ihm derselbe eingeräumt (Walther durfte sogar ihn auch duzen), gaben ihm das Recht und die Pflicht dazu.

Bald aber tritt für diesen Theil von Walthers Leben eine empfindliche Lücke in der Ueberlieferung seiner Gedichte ein: aus der ganzen Zeit von 1205 bis 1208 besitzen wir keines, welches die Geschichte des Reichs beschlüge, mithin auch keines, das Bezug hätte auf die Ermordung Philipps. Oder sollen wir lieber annehmen, Walther habe wirklich vom Jahre 1205 an Philipp gegenüber und über Philipp geschwiegen, weil er aus irgend einem Grunde sich von demselben zurückgezogen? Schwerlich: denn selbst gesetzt, dass eine Entzweiung des Königs und des Dichters eingetreten wäre, dürfen wir doch, soweit wir das Gemüth des letzteren kennen, ihm schwerlich zutrauen, dass er sogar bei dem Tode und bei solchem Tode Philipps noch an der Feindseligkeit festgehalten und unversöhnt kein Wort der Klage gewusst hätte über den blutigen Untergang seiner politischen Jugendliebe. So war er ja auch mit Reinmar von Hagenau, einst seinem Meister, in ein gespanntes Verhältniss gerathen (Str. 154), und doch wie rückhaltslos die dichterischen Verdienste anerkennend sprach er von ebendemselben bei dessen Hinschied (Str. 87. 88)!

Zwei Jahre nach König Philipps Tode zeigt sich uns Walther voll und entschieden auf der Seite Ottos, und diese neue Stellung kommt so plötzlich und auf einmal, dass man vermuthen möchte, es sei auch hier noch eine Anzahl von Gedichten verloren gegangen, Gedichte, welche dem Uebertritt auf die Seite des Welfen zur Vorbereitung und Einleitung gedient. Diessmal aber liegt zu solcher Annahme keinerlei Nöthigung vor, vielmehr hat Walther gerade die Umwendung zu Otto hin gewiss nicht anders als wirklich so mit Plötzlichkeit vollzogen. Achten wir nur auf die Zeit und die Umstände und auf den Charakter des Dichters, der gerade hier mit besonderer Deutlichkeit hervortritt. Wohl stand mit dem Tode Philipps der bisherige Gegenkönig nun als der einzige und der allgemein anerkannte Herrscher da, und die echte Krone, für das Gemüth von so entscheidender Bedeutung (Str. 22), schmückte nun sein Haupt: aber um Walthers Herz so zu gewinnen, wie einst Philipp, dazu war Otto in seiner unfeinen tugendlosen Art doch nicht angethan, und immer noch haftete an ihm der Verdacht und der Vorwurf undeutsch-päbstischer Gesinnung. Diesen Makel aber nahm das Jahr 1210 von ihm durch die Entschiedenheit, womit er da, sofort nach seiner Kaiserkrönung, die Rechte des Kaisers gegenüber dem Pabste wiederherzustellen und aufrecht zu erhalten strebte, durch den Bannstral, den er damit aus der Hand Innocenz III auf sich zog, durch die Bedrängniss, in welche der Pabst und die Päbstischen ihn zu versetzen wussten, indem sie zugleich den inzwischen herangewachsenen Friedrich, Kaiser Heinrichs VI Sohn, als den schon früher gewählten und allein berechtigten König gegen ihn aufstellten. Nunmehr war Walther ebenso entschieden für Otto, als er bisher dessen Gegner gewesen war. Nicht aus irgendwelcher nun erst erwachten Liebe für die Person des Kaisers: so untreu ward er weder Philipp noch sich selbst; in keinem auch unter all den vielen Gedichten, mit denen er von jetzt für Otto einstand, äussert sich etwas von persönlicher Zuneigung: was ihn hinüberzog, war die Idee, welche Otto, freilich roh und würdelos genug, vertrat, oder um es vielleicht noch treffender zu bezeichnen, es trieb ihn sein nationaler Instinct. Walther war erfüllt von der wärmsten stolzesten Vaterlandsliebe (wie schön für alle Zeit drückt diese Gesinnung sich aus in dem Liede *Ir sult sprechen willekomen!* Str. 339 ff.), Frömmigkeit

und Sittenernst gaben derselben noch festeren Halt, und er empfand und erkannte, dass für die Nationalität, für den Glauben und die Sitte Deutschlands die Gefahr von Rom her komme und deshalb immer derjenige König der beste Freund des Reiches sei, der des Pabstes Freund nicht sei. Darum also, wie er darum einst Philipp angehangen, ward er nun der Anhänger Ottos und ward das ebenso plötzlich, wie Otto selbst seine Stellung zum Pabstthum plötzlich jetzt geändert hatte.

Es ist eine ganze Reihe von Sprüchen (Str. 13. 39—45. 55—60), mit denen nun, von 1210 bis 1213, Walther auf Ottos Seite oder vielmehr dem Pabst entgegensteht: denn Otto selbst wird dabei kaum angeredet, und nirgend auch wird von ihm mit diesem seinem Namen, sondern überall nur von dem Kaiser gesprochen. Und es sind das eben jene Dichtungen, von denen und von deren ingrimmiger Gewalt schon im Eingange unserer Darstellung die Rede gewesen ist. Einige freilich (Str. 58—60) begnügen sich noch, voll von dem Selbstgefühle des Deutschen, auf die Stellung hinzuweisen, die der deutschrömische Kaiser als Richter an Gottes Statt hoch über den Völkern und Gebietern dieser Welt einnehme, und überlassen es den Zuhörern zu ergänzen, was dem gegenüber von der Stellung zu sagen wäre, die dem Pabst gebühre. All die andern jedoch, d. h. die weit überwiegende Mehrzahl, wenden sich rückhaltlos gegen diesen selbst und allein und rügen mit nationaler, mit religiöser und sittlicher Empörung bald die Doppelzüngigkeit, die zuerst bei der Krönung den Kaiser gesegnet und aller Christenheit zum Herren gesetzt, nun aber den Segen in Fluch verkehrt und den Gehorsam wiederum verboten habe; bald beschuldigen sie den Pabst (ich fahre fort, nur das Bezeichnendste hervorzuheben), er habe nur darum die zwei *„Alemanni"* unter eine Krone gebracht, damit er die Verwirrung des Reiches benütze sich und seine wälschen Cardinäle mit deutschem Silber zu bereichern, damit seine Pfaffen sich mästen könnten, während die deutschen Narren fasteten; nur darum auch lasse er vorgeblich für einen neuen Kreuzzug Steuern sammeln: das Geld werde in Rom bleiben; seine Habgier treibe ihn in die Sünde der Simonie, ja er sei mit dem Bösen selbst im Bunde, nicht anders als vor Zeiten Pabst Gerbert-Silvester und noch viel schlimmer als dieser: denn er jetzt ziehe alle Christenheit mit sich in das Verderben; wie

könne, wehklagt der Dichter, die Laienwelt noch den rechten Weg finden, da der Pabst, da alle Geistlichkeit durch Beispiel und Lehre, durch unrechtes Werk und jetzt auch unrechtes Wort sie irre leite, da der Hirt Christi zu einem Wolf in dessen Herde und ein zweiter Judas geworden sei: wer jetzt nicht in Ketzerei verfalle, den schütze davor eine besondere Gottesgnade. Das alles aber habe Kaiser Constantin verschuldet, indem zuerst er den Pabst reich und übermüthig gemacht; deshalb habe auch bei seiner Schenkung (die Echtheit derselben ward damals noch von niemand bezweifelt, aber wohl erlaubte man sich Zweifel an der staatsmännischen Weisheit Constantins) es habe dabei ein Engel dreimal Wehe gerufen und das Unheil prophezeit, das alles von dieser *gift* noch kommen werde: ein Wortspiel, da *gift* auf Altdeutsch so viel als *donum* und als *venenum* ist. Den Eindruck, den solche Worte der leidenschaftlichsten Erregung auf die Nation gemacht, die Wirkung, die sie, wenn auch nicht gerade für Otto, doch gegen den Pabst ausgeübt haben, können wir uns nicht gross genug denken; die mündliche Verbreitung, fast die einzige, die bei dergleichen in Anwendung kam, verstärkte noch den Eindruck durch die lebensvollere Art, die einer solchen nothwendig innewohnt. Ein Zeitgenosse, Thomasin in seinem Welschen Gast (Z. 11191 ff.), bezeugt es erlebt zu haben, wie durch den von Walther ausgesprochenen Verdacht, der Pabst lege die Steuern für einen Kreuzzug doch nur in seinen eigenen Kasten, Tausende abwendig gemacht wurden etwas zu geben, und da dieser Zeuge ein Italiäner ist, liegt es am nächsten die Tausende, die so durch den deutschen Dichter sich bestimmen liessen, sich ebenfalls in Italien, wenn auch nur an dessen Grenze, in Friaul, der Heimath jenes Thomasin, zu denken: wie viel mehr dann aber in Deutschland selbst!

Otto jedoch war nicht der Mann um durch die Noth zur Grösse der Gesinnung und der That gehoben zu werden: sobald ihm erst Friedrich auf deutschem Boden unmittelbar gegenüber wie ein König dem andern auf dem Schachbrette stand (Str. 46), erlosch sein Muth und sein Glück und schwand sein Anhang je mehr und mehr vor dem neu aufgehenden Gestirn. Nur Walther hielt stäts noch bei ihm aus, mit Unwillen ob der rohen Art des Mannes, mit Widerwillen gegen dessen Persönlichkeit (Sprüche wie Str. 54 und 63 bis 69 gehn doch gewiss auf nie-

mand sonst als den Kaiser selbst und dessen einflussreichere Umgebung), aber aus Treue und in Behauptung des einmal eingenommenen Standpunktes; er hielt es so lange bei ihm aus als irgend einer. Endlich jedoch, im Jahre 1216 oder zu Anfang 1217 (Str. 74), überwand Friedrich, wie er länger schon den Kaiser überwunden, nun auch den Dichter des Kaisers und zog ihn von dessen Seite auf die seinige. Sollen wir Walther deshalb der Gesinnungslosigkeit und nach so lange und so geduldig bewährter Treue noch des Wankelmuthes beschuldigen? Es wirkte hier zu vieles zusammen, das den Uebertritt vor des Dichters eigenem Gewissen rechtfertigen musste und auch vor unserm Urtheil ihn wohl rechtfertigen darf: die jugendlich glänzende Erscheinung des neuen Königs, die schon so viele und jetzt beinah alle sonst ihm gewonnen hatte, die Ueberzeugung, dass es unweise und unrecht wäre, nachdem Deutschland endlich wieder den Mittelpunkt einer festen Einigung gefunden, dem gegenüber noch im Zwiespalt zu beharren, die alte Neigung zu einem Hohenstaufischen Königthume, die einstige Parteinahme für Philipp, der ja eigentlich seiner Zeit nur Stellvertreter des noch regierungsunfähigen Friedrich gewesen war, endlich die Ahnung und die Zuversicht, dass dieser Jüngling, wennschon er vom Pabste auf den Platz gestellt, wennschon er, wie ihn Otto nannte, der Pfaffenkönig war (vgl. Str. 13), doch zu viel Geist, zu viel Willen und Kraft besässe um deshalb sich und das Reich dem römischen Gönner dienstbar zu machen: Friedrich II war so früh gereift und in seinem Jugendmuthe offen genug, dass es keines ungewöhnlichen Scharfblickes bedurfte um ihm schon jetzt seine Zukunft abzuspüren.

So mithin wandte sich nun auch Walther ihm endlich zu, und Friedrich wusste den neuen Gewinn zu schätzen. Noch eben hatte der Dichter, da er in eigner Bedrängniss nicht die so oft von Otto verheissene Erleichterung finden konnte, schmerzlich erfahren, wie treulos und undankbar der bisherige Schützling seiner Dichtkunst wäre (Str. 71. 73); dieser rohe Wortbruch war das letzte, was Otto an ihm that: das erste, was Friedrich that, war, dass er Walther mit einem Lehn bekleidete (Str. 72); mochte das auch keine sonderlich grossen Einkünfte abwerfen (Str. 74), es gewährte doch dem Dichter einen eigenen festen Herd und überhob ihn der äusseren Nöthigung zum

Wanderleben, des Verdrusses immer und überall nur Gast zu sein und niemals Wirth (Str. 46. 70). Wo dieses Lehengut gelegen habe, wissen wir nicht; die Vermuthung, auf die man leichtlich verfallen könnte, es sei etwa jener Hof zu Würzburg, der die Vogelweide hiess, gewesen, so dass Walther erst von jetzt, von 1216 oder 1217 an, den Zunamen von der Vogelweide geführt habe, wird dadurch sehr in Zweifel gestellt, dass er bereits in Wolframs von Eschenbach heiligem Wilhelm (286, 19), einem Gedichte, das grösseren Theils noch vor dem Tode Landgraf Hermanns, also noch vor dem Frühling 1216 verfasst worden, und hier in Beziehung auf einen Spruch bereits vom Jahre 1212 (Str. 26) *hêr Vogelweide* genannt wird.

Friedrich blieb aber dabei nicht stehen: er behielt den Dichter fort und fort und auch von weiter Ferne und Fremde her im Auge, mit einer Vorliebe, um die Andere denselben beneiden durften, und erwies ihm stäts noch grössere Begünstigung, nahm ihn, was die höchste Stufe war, die einer vom niederen Adel ersteigen konnte (ein Bürgerlicher aber niemals), unter die Reichsdienstmannen auf (Str. 94. 100) und betraute ihn sogar, während er selbst, seit 1220, in Italien weilte, mit einem Antheil an der Erziehung Heinrichs, seines in Deutschland zurückgelassenen unmündigen Sohnes. Wir wissen nämlich, dass letzterem zwei ergebene Freunde des Kaisers als Pfleger gesetzt waren, der Reichsverweser Erzbischof Engelbrecht von Köln und der Verweser des Herzogthums Schwaben Heinrich von Neifen; unseren Dichter aber zeigen mehrere Sprüche einerseits mit Engelbrecht irgendworin (die Sache wird nur sinnbildlich angedeutet: Str. 93) gemeinsam wirkend, andrerseits beschäftigt mit der Jugendbildung eines vornehmen Knaben (Str. 102—107), beides in solcher Art, dass wenn man eines mit dem andern verbindet, nur die Auslegung auf Heinrich übrig bleibt. Und wohl zu beachten, einzig zu Engelbrecht, dem geistlich gelehrten Herren, bringt den Dichter diess sein Amt in Beziehung, nicht auch zu dem von Neifen, und er bezeichnet es selbst mit dem Ausdruck *schuole:* es war somit viel mehr die gelehrte als die weltlich ritterliche Bildung des jungen Königs oder gar etwa nur dessen Anleitung zu Saitenspiel und Gesang, wofür Walther zu sorgen hatte: erwünschte Gelegenheit die Kenntnisse, die er selbst einst in der Jugend sich erworben, nun endlich noch in

der Reife seiner Jahre und so an höchster Stelle zu verwerthen. Indessen es sollte ihm das nicht gelingen: der Schüler vereitelte durch Zuchtlosigkeit jede Bemühung seines Lehrers, und dieser verzichtete zuletzt (Str. 107) auf fernere Versuche, wir wissen nicht, nach wie langer Dauer seines Amtes, auf jeden Fall schon vor dem Sommer 1224 (Str. 95), nicht etwa erst im Winter von 1225 auf 1226, als Erzbischof Engelbrecht, sein hilfreich und zunächst ihm vorgesetzter, durch Verwandtenhand umgekommen war (Str. 96).

Diess Aufgeben seines Verhältnisses zu dem Sohne Friedrichs sollte jedoch in sein Verhältniss zu Friedrich selbst keinerlei Störung bringen, und beide blieben nach wie vor im besten Einvernehmen. Abgesehen von all dem, was schon sonst den Fürsten zu solch einem Dichter, den Dichter zu solch einem Fürsten hinziehen musste, war namentlich noch ein Punkt, in welchem sie einander mit Uebereinstimmung begegneten und in welchem die Uebereinstimmung damals seltener war: ich meine die religiöse Duldsamkeit. Allerdings beruhte dieselbe bei Walther nicht auf eben dem Grunde als bei Friedrich; sie wuchs bei ihm nicht aus deistischer Gleichgültigkeit hervor, wie diese in der Novelle jener Zeit von Saladin und den drei Ringen, noch weniger gar aus der lästerlich frevelhaften Gesinnung, die zuletzt in dem Buche *de tribus impostoribus* ihren Ausdruck gefunden hat: sie verband sich in ihm noch mit wirklicher Glaubensstrenge: es widersprach ja auch einer solchen nicht, wenn er bereits in einer seiner frühesten Dichtungen (Str. 5) Christen, Juden und Heiden d. i. Mohammedaner schlechthin neben einander als Verehrer Gottes genannt, nicht aber zugleich die Gottesverehrung der Christen als die einzig richtige bezeichnet hatte. Anders jedoch in einer der späteren, der spätesten unter allen, die wir zu datieren wissen, vom Jahre 1228. Diese, ein Kreuzfahrerlied und sonst durchweg von dem geziemenden Inhalt, endigt mit den hier doppelt befremdlichen Worten (Str. 146): *Juden, cristen unde heiden Jehent, daz diz ir erbe sî: Got müez ez ze rehte scheiden Dur die sîne namen drî. Al diu werlt diu strîtet her „Wir sîn an der rehten ger: Reht ist, daz er uns gewer.“* Das nun geht allerdings über das Maass jener älteren Aeusserung hinaus; zwischen diesem Gedanken und der sonstigen, sogar hier sich mit aussprechenden Gläubigkeit des Dichters (er beruft sich

ja auf Gottes Dreieinigkeit) gab es kaum noch eine Vermittelung: das war etwas ihm selber fremdes, nur von dem Kaiser her ihm angeflogenes. Friedrich dachte so und konnte gleichwohl seinen Kreuzzug machen: Walthers eigne und eigentliche Gesinnung bei solch einem Anlass war aber gewiss nicht diese: das zeigen deutlich seine anderen Kreuzlieder und zeigen die Sprüche, mit denen er bereits Kaiser Otto zu einer Heerfahrt gegen die Heiden angemahnt hatte (Str. 59 fg.).

Wir sind mit Nennung der Kreuzlieder Walthers bei dem Ausgange seines Wirkens auf dem Gebiete der Lyrik angelangt. Wohl hatte sich der Dichter, neben aller Heiterkeit des Minnegesangs, auch dem Ernste des Lebens nie verschlossen: mit höher gereiftem Alter jedoch überwältigte ihn derselbe völlig: er gab den Minnedienst auf und setzte sich mit der Welt, der Frau Welt, wie sie in einem der bezüglichen Gedichte zeitgemäss personificiert wird, auseinander (Str. 402—410). Davon nun war es bloss der natürlich thatsächliche Ausdruck, wenn er zur Bewährung der Reue, zur Vollendung der Busse, zur Leistung des höchsten Ritterdienstes das Kreuz nahm und sich dem Heere anschloss, das Kaiser Friedrich nach Palästina führte. Aber auch hiebei blieb er stäts noch Dichter und begleitete jeden Schritt des grossen Werkes mit seinem Worte, von da an, wo es noch auf dem Boden der Heimath galt auch Andre zur Theilnahme zu gewinnen (Str. 129—135), und von dem Wege zur Seefahrt an (Str. 136—139) bis dahin, wo er dankend ausrufen konnte (Str. 140) *Mirst geschehen, des ich ie bat: Ich bin komen an die stat, Dâ got menneschlîchen trat.* Und wie ganz anders ertönt dieser sein Kreuzgesang als der aus dem Munde fast aller übrigen Dichter seiner Zeit! Diese wissen (beinahe nur Hartmann von Aue macht eine Ausnahme davon; als Beispiel aber, das zunächst liegt, möge Reinmar der Alte genannt sein) auch auf dem Zug nach dem gelobten Lande und noch auf dessen Boden selbst allein von der Geliebten zu singen, die sie daheim gelassen, und haben für die Hauptsache und für die Hauptperson kaum ein flüchtiges Wort: Walther dagegen ist von diesen beiden ganz erfüllt, und wenn dennoch die letzte dieser seiner Dichtungen (Str. 140 ff.) etwas unläugbar trockenes und nüchternes hat, wohl nur weil er zu geflissentlich darauf ausgieng, ihr die übliche Haltung der Kriegs- und Kreuzlieder des Volks zu geben,

so ist dafür eine frühere, noch in der Zeit der Vorbereitung abgefasste (Str. 129 ff.) desto vollendeter und sein selbst würdiger, gehört zu dem schönsten, nicht allein was die Lyrik Walthers, sondern was je in irgend einer Zeit, bei irgend einem Volke die Lyrik hervorgebracht hat: wunderbar klingt hier, nur elegisch gedämpft, die Dichtweise Pindars wieder.

Ausser der Liederdichtung ward aber von dem grossen Anlass, der ihm nahe trat, auch die andere Seite seiner Kunst, wennschon diese nur in gebührend untergeordnetem Maasse und nicht so unmittelbar, berührt. Friedrich unternahm seinen Kreuzzug im Bann des Pabstes und hatte sich den ganzen Verlauf desselben hindurch mehr gegen die Feindseligkeit der Geistlichen als gegen die der Sarazenen zu wehren. Darin lag für Walther jedoch keinerlei Irrung: vielmehr, wie er gewohnt war die Menschen und die Dinge anzusehen, musste ihm Friedrich nun erst der rechte Kaiser und Liebe und Treue gegen denselben nun doppelt geboten scheinen. So nahm denn, noch während der Kaiser trotz dem Pabst sich rüstete, seine Spruchpoesie (Str. 97. 98. 100) mit frischer Freudigkeit den Ton wieder auf, in welchem sie einst für Philipp und für Otto gefochten; da aber erreicht sie von neuem ihre ganze Schärfe, wo sie (und dieser Spruch ist wohl erst in Palästina selbst, unter dem Eindrucke der dort gemachten bittersten Erfahrungen gedichtet) Friedrichs christliche Gegner noch schlimmere Feinde Gottes als die Heiden nennt: denn die Heiden seien doch wenigstens offen und ehrlich in ihrer Feindschaft, ehrlicher als jene, die es nur insgeheim mit ihnen hielten (Str. 101).

Uebrigens hat Walther, soviel aus dem Wortlaut seines letzten Kreuzliedes (Str. 140 ff.) zu entnehmen ist, wohl das heilige Land, jedoch nicht den Boden Jerusalems betreten: er mochte mit bei dem Heerestheile geblieben sein, den Friedrich in Ptolemais zurückgelassen.

Walthers Kreuzlieder nebst jenen Sprüchen sind die letzten Worte, die wir um daraus das Bild seines Lebens zu entwerfen noch aus dem eigenen Mund unseres Lyrikers haben, und wir wären zu der Annahme berechtigt, dass er nicht nach Deutschland zurückgekehrt, sondern mit so viel Andern in Ptolemais gestorben und begraben sei, wenn nicht ein Zeugniss von vollgültiger Zuverlässigkeit dennoch das Erstere bewiese: eine im

vierzehnten Jahrhundert zu Würzburg angefertigte Sammelhandschrift berichtet von dem Grabe Walthers von der Vogelweide im Kreuzgange des Neuen Münsters daselbst und theilt auch die damals schon verschwundene Grabschrift mit: *Pascua qui volucrum vivus walthere fuisti. Qui flos eloquii. qui palladis os abiisti. Ergo quod* (d. h. *ut) aureolam probitas tua possit habere. Qui legit hic dicat. deus istius miserere.* Er ist mithin nicht bloss im Vaterlande, sondern recht eigentlich in der Heimath, in der Vaterstadt gestorben, aber sicherlich bald nach dem Kreuzzuge: einen längeren Zeitraum zwischen diesem und dem Tode würde wieder auch lyrische Dichtung ausgefüllt haben: es ist jedoch mit Gewissheit nichts von Liedern, nichts von Sprüchen nachzuweisen, das jünger als der Kreuzzug wäre, und auch, was man mit bloss zweifelhafter Vermuthung noch hinter denselben rücken und da in Bezug auf das Verhalten König Heinrichs bringen könnte (Str. 89. 90. 110), auch das würde nicht weiter als bis in das Jahr 1230 reichen.

Die hohe litterarische Bedeutung, deren Walther in seiner Zeit genoss, wird durch die auszeichnende Gunst, die in dargestellter Weise all die Hohen und Höchsten im Reich ihm schenkten, sie wird auch durch den Ruhm dargethan, den er auf lange Zeiten hinaus bei den anderen Dichtern und selbst bei solchen gefunden, die doch in der Art und den Gegenständen ihrer Kunstübung sich weit von ihm entfernten, wie Gottfried von Strassburg, der mit begeisterungsvoller Lobpreisung zur Heerführerinn aller Nachtigallen d. h. der Lyriker Deutschlands die von der Vogelweide ausruft (Tristan 4799); sie wird dargethan durch die Vielen in diesem Heere selbst, die sich an Walthers Mustern gebildet und ihm nachgeahmt, oft in so bestimmter Weise nachgeahmt und sich an ihm gebildet haben, dass man sie seine Schüler nennen muss und Gedichte von ihnen wohl auch irrthümlich für solche ihres Meisters sind angesehen worden, wie Ulrich von Singenberg, ein Thurgauer, und Leutold von Seven, ein Tiroler; sie wird dargethan durch die ganze lyrische Spruchdichtung, wie gleich nach Walther zumal Reinmar von Zweter sie vertritt und neben und nach diesem noch so viel Andere sie treiben: denn es war ja Walther, dem die Lyrik diese Form verdankte; dargethan auch durch die Art, wie sogar ein Lehr- und Fabeldichter, der nicht einmal des lyrischen Vor-

trages sich bedient, der Stricker, doch wiederholendlich hier aus einem Liede, dort aus einem Spruche Walthers schöpft; dargethan endlich durch die zahlreichen, man möchte sagen zahllosen Handschriften, die uns vom dreizehnten Jahrhundert an bis in das funfzehnte, sechzehnte bald grössere, bald kleinere Reihen von Gedichten Walthers, bald eine beinah vollständige Sammlung derselben, bald nur eine zufällig getroffene Auswahl, bald gar nur ein einziges bieten. Kein altdeutscher Dichter sonst kann sich einer so fleissigen, so überall hin verbreiteten, so lang andauernden Ueberlieferung rühmen; für Walther beweist sie, wie viel besonders aus ihm hin und her an den Höfen gesungen ward (denn die schriftliche Aufzeichnung von Liedern sollte im Anfang namentlich dem Bedürfniss der wandernden Sänger dienen) und wie gerne man noch in spätern gesangloseren Zeiten von ihm las. Trotzdem ist durchaus nicht alles aufgezeichnet und uns überliefert, was sein beredter Mund gesungen hat: so nimmt einmal Wolfram von Eschenbach (Parzival 297, 25) Bezug auf ein Lied Walthers, das sich noch nicht wieder aufgefunden; wir selbst haben vorher für die Zeit von 1205 bis 1208 einen Ausfall geschichtlicher Sprüche annehmen müssen, und ein Verlust von noch grösserem Umfange dürfte das Jahrzehend vor 1198 betroffen haben: gesungen hat Walther bereits in diesem: ich erinnere an die mehr als vierzigjährige Frist, die er selbst für die Ausübung seiner Kunst angiebt, und daran, dass schon Friedrich I von Oesterreich, der 1198 starb, sein Gönner gewesen: dennoch ist 1198 die früheste Jahrszahl, die wir jetzt bei ihm haben, und unter den jahrzahllosen Minneliedern tragen nur noch sehr wenige das Gepräge der ersten Jugend und des jugendlichen Anfangs.

Noch-aber ist unsere Darstellung nicht beendigt. Nämlich gegenüber den Gedichten, die Walther nachweislich oder doch aller Wahrscheinlichkeit nach verfasst hat, die jedoch, für einstweilen wenigstens, verloren gegangen sind, steht mit ungefährer Umkehrung der Verhältnisse ein anderes, das auf uns gekommen, das auch in ungewöhnlich vielen Handschriften uns geblieben ist, als dessen Verfasser jedoch bis auf unsere Tage Walther von der Vogelweide nicht ist erkannt worden, weil es ihm selbst dabei beliebt hat seinen Namen zu verbergen, ein Gedicht, das ebenso ganz an das Ende seines Lebens fällt, wie die meisten

jener verlorenen an dessen Anfang, und das hier den sonst mit Dichtung unbesetzten Zeitraum zwischen der Heimkehr aus Palästina und seinem Tode zu Würzburg einnimmt. Ich meine nicht das Nibelungenlied, für das Von der Hagen den Einfall gehabt hat auf Walther von der Vogelweide als den Verfasser zu rathen: nichts besseres als eben nur ein Einfall, und kein besserer Einfall, aber auch kein schlechterer als die andern, die es da mit den Namen Wolfram von Eschenbach oder Heinrich von Ofterdingen oder Klinsor von Ungerland u. s. f. versuchen. Sondern ich meine jenes grosse Gedicht, das in wohlgeordneter Sammlung Tausende von Lehrsprüchen der Lebensklugheit und der höheren Weisheit des Lebens vorträgt und solchem Inhalte wohl entsprechend sich selbst *Bescheidenheit* d. i. Verständigkeit betitelt. Und der Verfasser dieser Bescheidenheit, zwar giebt er auch seinen Namen an und zwar nicht den Namen Walther, sondern Freidank, und das Mittelalter selbst und noch die neuere Zeit hat sich dabei um so leichter beruhigt, da Freidank, altdeutsch *Frîgedanc* oder *Frîdanc*, in seiner Bedeutsamkeit (es besagt s. v. a. frei denkender) auf das treffendste zu der Art der ganzen Dichtung passt. Aber gerade dadurch verräth er sich als einen bloss angenommenen Namen: diess zuerst deutlicher erkannt und als den wahren Verfasser Walther aufgestellt zu haben ist eines der Verdienste Wilhelm Grimms und nicht sein geringstes. Die Gründe, auf die er eine so gewagt erscheinende Behauptung (er hat sie anfänglich selbst nur fragweise und dann erst mit wachsender Zuversicht als Ueberzeugung ausgesprochen) theils schon selber stützt, theils auch noch hätte stützen können, lassen sich hier am besten beibringen, indem wir das Gedicht überhaupt in Bezug auf Form und Inhalt und Charakter, auf Entstehungszeit und Entstehungsort kurz besprechen.

Die lehrhafte Neigung, die Walther innewohnte, zeigt sich uns schon in der grossen Anzahl seiner Sprüche, in eben diesen aber auch sein künstlerisches Bedürfniss solcher didactischen Lyrik eine andere Form als der reinen und eine ihr mehr angemessene zu geben. Die Bescheidenheit nun dient jenem Hang ausschliesslich und leistet diesem Bedürfniss noch vollere und die vollste Genüge: hier hat die Form auch nicht einmal den Schein der Sangbarkeit: es ist die der s. g. *Rede*, die schon

seit längerer Zeit für die Lehrdichtung galt und zuerst nur für diese gebraucht, dann auch auf die Erzählung war übertragen worden, ein Verlauf von paarweis reimenden kurzen Zeilen ohne strophische Gliederung, nahe angrenzend an den prosaischen Vortrag und erwiesener Maassen auch aus diesem hervorgegangen. Aber der Dichter bewegt sich hier mit der Redeform doch nicht in all der Freiheit, welche derselben sonst gelassen ist: er handhabt sie augenscheinlich mit den Gewöhnungen eines Lyrikers, mit grösserer metrischer Strenge. Der gleichen Versart, was nicht minder zu beachten, bedient sich Walther wirklich auch in der Lyrik selbst, gerne und wiederholendlich, und hier denn wird sie der lyrischen Regelung vollständig unterworfen. Diesem metrischen Anklange zur Seite steht der volle Zusammenklang der Sprache Walthers mit der Sprache Freidanks: letztere ist ebensolch ein Gesammthochdeutsch mit einzelnen Mundartlichkeiten des verschiedensten Ursprunges, wie das vorher von der Sprache Walthers ist bemerkt worden.

Tumpheit strâfen unde spot, Die werlt erkennen, minnen got, Des lîbes und der sêle heil, Wertlîcher êren teil In dirre werlte kurzen tagen Lêrte kunstelich bejagen Der sinne rîche Frîgedanc, Dem âne valschen wanc Elliu rede volge jach, Swes er in tiutscher zungen sprach: so mit lobenden Worten giebt ein jüngerer Zeitgenosse, Rudolf von Ems in seinem Alexander, den Inhalt und Zweck der Bescheidenheit an. Denken wir uns jedoch diesen Inhalt nicht in der uns gewohnten Form eines Lehrgedichtes, nicht als ein Lehrgebäude in Versen ausgeführt: der Verfasser war, obwohl Didactiker, doch zu sehr Dichter um dergleichen sich zur Aufgabe zu setzen, und schon das gleichzeitige Beispiel des Welschen Gastes hätte ihn von solch einem Missbrauche der Gedichtform abschrecken müssen. Er zog ein Verfahren vor, dem ähnlich, das in unserer Zeit Rückert in seinen Aufgereihten Perlen und in der Weisheit des Brahmanen beobachtet hat. Auch er, indem er nach allen Seiten hin, auf Gott und Natur, auf Staat und Kirche und die Sitten der Menschen blickt und von überall her die Erndte weiser Gedanken sammelt, reiht nur tausend und aber tausend einzelne Sprüche an einander, allerdings jedoch so, dass immer Verwandtes bei Verwandtem steht, dass sich die Masse des Ganzen je nach dem Wechsel der Bezüge gruppenweise gliedert und Gruppe auf

Gruppe zugleich frei und schicklich folgt. Woher nun aber all diese vielen Sprüche? Die Gelehrsamkeit, die schon durch Walthers Lyrik schimmert und sich da namentlich in biblischer und kirchlicher Belesenheit und in Bekanntschaft mit der Fabeldichtung verräth, daneben sein volksmässiger Sinn, der ihn dort gern altüberlieferte Sprichwörter brauchen und seine eigene Rede in sprichwörtlicher Weise gestalten lässt, das Eine wie das Andre konnte und musste sich in der Bescheidenheit noch voller geltend machen. Was die Bescheidenheit bringt, es sind theils Sprichwörter des Volkes, denen nur hier zuerst eine geregelte Vers- und Reimform und allen dieselbe angemessen wird, theils Sprüche der Bibel, Salomonische namentlich, theils solche, die sich auf die alte Fabel gründen, theils endlich und zu weit überwiegendem Theile solche, die der Dichter frei und eigen aus sich selber schöpft, denen er aber den Gehalt, die Kürze, die Schärfe, die Abrundung des Salomonischen Spruches und des deutschen Sprichwortes zu geben weiss.

Und die Augen, mit denen Freidank um sich und über sich, auf die Dinge dieser Welt und auf die höheren Dinge blickt, es sind keine andern, als die uns aus den Liedern und Sprüchen Walthers entgegenleuchten: dieselbe Freiheit des Sinnes, die Gott gegenüber keinen Unterschied mehr zwischen Herrn und Knecht, selbst keinen durchweg trennenden zwischen Christen, Juden und Heiden kennt, derselbe Eifer für das Recht und die Ehre des Reiches, derselbe Zorn und Hass gegen Rom und die Habgier, die Herrschgier, all die Anmassungen des Pabstthumes, dieselbe Unterwerfung unter die Glaubenslehren der Kirche und daneben wieder, in ganz ähnlichen Ausdrücken als dort bei Walther, wie denn überhaupt nicht bloss in den Formen der Sprache, sondern auch in einzelnen Worten und Wendungen beide mannigfachst übereinstimmen, daneben wieder jene gleichgültige Verzichtleistung auf den Offenbarungsglauben, die es noch dem alleinigen Wissen Gottes anheimstellt, ob Christ oder Jude oder Heide das bessere Recht habe (S. 6, 11 ff.): *Wer kan den strît gescheiden Under cristen, juden, heiden, Wan got, der sie geschaffen hât Und alliu dinc ân iemens rât? Der wiste wol ir aller strît, Ê ers geschüefe, und ouch ir nît.*

Walther sprach diesen Gedanken einhellig mit der Gesinnung seines Kaisers aus, als er mit ihm auf dem Boden des

heiligen Landes im Angesichte der Heiden, aber auch der christlichen Feinde stand. Ebendort und ebendamals ist aber auch die Bescheidenheit oder ist doch an der Bescheidenheit gedichtet worden: ein Abschnitt derselben (S. 154—164) bezeichnet sich als verfasst zu Ptolemais, während dort ein Theil von Friedrichs Heere lag, und schildert und beurtheilt die Dinge dort vollkommen so, wie auch Walther in seinem deutschen und dem Kaiser treu anhänglichen Sinne davon gesprochen hätte. Wir wissen, dass er nicht mit in Jerusalem, dass er sonach wahrscheinlich eben nur in Ptolemais war, wissen aber auch, dass er von Palästina in seine Heimath zurückgekehrt ist. Hier denn mag er das fern im Osten nur begonnene, nur stückweis abgefasste Gedicht vollendet und den Rest seiner Tage mit dieser Beschäftigung ausgefüllt, seine Tage damit beschlossen haben. Nicht unpasslich noch unwürdig: es war gleichsam die Summe seines Lebens, die er mit solcher Spruchweisheit zog. Dabei musste ihm selbst zum abschliessenden Bewusstsein kommen, was den Kern und das Gepräge seines Wesens machte, ein Denken nämlich, das durch keinerlei äussere und zufällige Beschränkung sich bedingen oder einengen liess, und so wollte er nur sich selbst, nur seine Lebensführung und Kunstübung charakteristisch bezeichnen, nicht aber etwa mit Feigheit sich verstecken, indem er sich hier den Namen Freidank gab. Und vielleicht nicht bloss hier, vielleicht auch sonst und schon vorher: denn es drängt sich dem Ohre wie ein Wortspiel mit *Frîgedanc* auf (Walther aber liebt das Wortspiel), wenn eine Liedsstrophe, die er auch erst in höherem ernsterem Alter kann gesungen haben, mit den zwei Versen endigt: *Liezen mich gedanke frî, Son wiste ich niht umb ungemach* (Str. 273). Für den Dichter der Bescheidenheit aber war der Name jedesfalls doppelt schicklich, da schon er mit Abkürzung ein Sprichwort in sich schloss, das alte, bereits damals und auch Walther wohlbekannte von den zollfreien Gedanken: *Joch sint iedoch gedanke vrî* (Str. 283).

Durch die Bescheidenheit hat Walther von der Vogelweide ebenso Epoche machend auf die Litteratur des Mittelalters und noch viel weiter und tiefer und dauernder eingreifend auf die ganze geistige Entwickelung der Nation gewirkt als durch die Lieder und Sprüche, die seinen unveränderten Namen tragen.

Denn zu derselben Zeit, wo die letzteren schon längst vergessen und so gut als verloren und kaum noch einzelnen Gelehrten bekannt waren, hat man doch den Freidank immer noch gelesen und viel gelesen, wennschon allerdings nicht mehr in seiner echten Urgestalt, sondern so, wie ihn im J. 1508 Sebastian Brant der Sprechweise des späteren Geschlechtes angenähert hatte: aber gerade diese Erneuerung, ohne die auch Freidank eine Antiquität bloss für die Gelehrten geworden wäre, verbürgt uns den lebendigen und lebendig wirkenden Fortbestand und wir sind zu der Annahme, dass an der reformatorischen Auffrischung Deutschlands auch diese freien Gedanken des alten Sängers ihren nicht unwesentlichen Antheil haben, um so mehr berechtigt, wenn wir dieselben dreissig Jahre später in einer Umarbeitung des Brantischen Textes durch mancherlei Zusätze und auch durch Weglassungen noch verstärkt und verschärft und auf streithafteste Art gegen die römische Kirche gewendet sehen.[1]) Zunächst aber und noch im Mittelalter selbst hat die Bescheidenheit nicht bloss eine stäts sich erneuende, stäts noch wachsende Verbreitung durch das ganze Gebiet der Sprache, in welcher sie zuerst gedichtet worden, und damit allerdings auch mannigfache Verderbniss, bald Erweiterung, bald Verkürzung ihrer echten Gestalt erlebt, sondern auch über jenes Gebiet hinaus den Weg in das niederdeutsche, das niederländische, ja durch Uebersetzung ins Lateinische gefunden; es hat ihr Vorgang gleich jenem der lyrischen Sprüche Walthers genug andre Gedichte ähnlicher Art nach sich gezogen, sie hat fort und fort auf die ganze Haltung aller lehrhaften Poesie den bestimmendsten Einfluss ausgeübt (ich erinnere, um nur ein Hauptbeispiel anzuführen, an den Renner Hugos von Trimberg), und namentlich ist sie, indem es schon frühzeitig Sitte ward, Blumenlesen aus Freidank zu veranstalten und diesen vereinzelten Reimsprüchen sofort andere neue nachzubilden, die Grundlage und der Anlass geworden für eine eigene deutsche Epigrammendichtung: die Priameln von Rosenblut und Folz haben ihre ersten Wurzeln hier. Damit aber, dass sich auch das deutsche

1) eines der im J. 1550 unter dem Namen Karls V verbotenen Bücher: Zarncke, S. Brants Narrensch. S. 168 Anm.

Sprichwort durch die Bescheidenheit gern an den voller tönenden Reimvers hat gewöhnen lassen, nachdem es vorher beinahe nur in Prosa oder, wenn in mehr dichterischer Form, dann in der allitterierenden geredet, ist schliesslich eine Wirkung des Gedichtes angegeben, die sich unausgesetzt bis in unsere Tage forterstreckt.

Es ist jetzt noch übrig die bisherigen Ausgaben Walthers und Freidanks und die hauptsächlichsten Schriften, die sich auf beide beziehen, namhaft zu machen.

Walther: Die Gedichte Walthers v. d. Vogelweide, hsggb. v. Karl Lachmann, Berlin 1827. 1843. 1853. 1864 (die beiden letzten Ausgaben besorgt von Moritz Haupt). — Walther v. d. Vogelw. nebst Ulrich v. Singenberg u. Leutold v. Seven, hsggb. v. Wilh. Wackernagel und Max Rieger, Giessen 1862 (auf diese Ausgabe gehn die oben beigebrachten Anführungen). — Walther v. d. Vw., hsggb. v. Franz Pfeiffer, Leipz. 1864. 1866. — Glossarium zu den Gedichten Walthers v. d. Vw., übersetzt von Karl Simrock u. erläutert v. K. Simrock u. Wilh. Wackernagel, Berlin 1833, zwei Bände. — Walthers v. d. Vw. Gedichte, übersetzt v. Friedr. Koch, Halle 1848. — von Weiske, Halle 1852. — von Simrock, Leipz. 1853. 1862. — Walther v. d. Vw., ein altdeutscher Dichter, geschildert v. Ludwig Uhland, Stuttg. u. Tübingen 1822. — Minnesinger v. Friedr. Heinrich von der Hagen, Th. IV (Leipz. 1838, 4°), S. 160—190. — Das Leben Walthers v. d. Vw. von Max Rieger, Giessen 1863. — — von Rud. Menzel, Leipz. 1865. — Ueber zwei Gedichte Walthers v. d. Vw., ein academischer Vortrag v. Th. G. von Karajan, Wien 1851. — Zur Lebensgeschichte Walthers v. d. Vw. von Anton Daffis, Berlin 1854. — Ueber Walthers v. d. Vw. Herkunft u. Heimat v. Heinr. Kurz: Programm der Aargauischen Kantonsschule, Aarau 1863, 4°. — Walther v. d. Vw. identisch mit Schenk Walther v. Schipfe, von Elard Hugo Meyer, Bremen 1863. — Geschichte der Deutschen Litteratur von Wilh. Wackernagel, Basel 1848, S. 240—245.

Freidank: Vridankes Bescheidenheit v. Wilhelm Grimm, Göttingen 1834. 1860. — Ueber Freidank von Wilh. Grimm,

Berlin 1850, 4°.; Zweiter Nachtrag, Göttingen 1855, 4°. — Gesch. d. Deutschen Litt. v. Wilh. Wackernagel, S. 279 bis 282. — Zur Deutschen Litteraturgeschichte, drei Untersuchungen v. Franz Pfeiffer, Stuttgart 1855, S. 37—87. — Sebastian Brants Narrenschiff, hsggb. v. Friedr. Zarncke, Leipz. 1854, S. 164—169.

Sebastian Brant.

(Aus Herzogs Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche. Band 19, S. 259—262.)

Sebastian Brant, dessen Name einer der berühmtesten in der Vorgeschichte der Reformationszeit ist, war im Jahre 1457 oder 1458 zu Strassburg geboren als der älteste Sohn eines Gastwirthes Diebolt Brant; er verlor den Vater schon, als er erst zehn Jahre alt war. Da es ihn auf die gelehrte Laufbahn trieb, bezog er, nur durch Privatunterricht vorbereitet (denn eine öffentliche Schule, die hiefür taugte, besass damals seine Vaterstadt noch nicht), im J. 1475 die Universität zu Basel, die den strebsamen Jüngling wohl durch den Glanz und die Fülle ihrer ersten Blüthe anlocken durfte und ihn festhalten sollte auf Jahrzehende lang. Ein frisch pulsierendes Leben der Wissenschaft empfing und umgab ihn hier: abermals erwacht der alte Kampf zwischen Realismus und Nominalismus, aber hier und jetzt in solcher Wendung, dass es eigentlich ein Kampf gegen alle Scholastik war, und wesentlich damit verbunden, ja damit zusammenfallend, der neue Humanismus; über ihm Lehrer und ihm zur Seite Genossen der bedeutendsten Art, und neben dem allem in der schwungvoll betriebenen Buchdruckerei ein beständiger Anreiz zu schriftstellerischer Thätigkeit, einer Thätigkeit zu der ihn schon frühzeitig auch das äussere Bedürfniss nöthigte. Brant wählte das Studium der Rechte und ward auch 1477 Baccalaureus in dieser Facultät, nicht gerade mit Neigung: er zog es anfangs vor, sich freier und allgemeiner in der Litteratur, in Philosophie und Poesie umzuthun, und erst da er ein-

sehen lernte, dass damit allein das Leben nicht zu führen und die Abfassung lateinischer Empfehlungsgedichte, womit ihn die Buchdrucker Basels gern ihre neu herausgegebenen Werke begleiten liessen, kein sicherer Erwerb sei, nahm er es ernstlicher mit der Jurisprudenz und erlangte im Jahre 1484 den Grad eines Licentiaten, 1489 den eines Doktors beider Rechte. Mit dieser bestimmteren Gestaltung des Berufes ist sichtlich auch ein volleres Behagen in die ganze Wirksamkeit Sebastian Brant's gekommen: denn eher so als etwa daraus, dass er mit seiner Verehelichung im J. 1485 neue Bedrängniss über sich gezogen habe, wird die litterarische Fruchtbarkeit zu erklären sein, womit er von nun an neben den rechtswissenschaftlichen Vorlesungen, die er hielt, ein Buch nach dem andern schrieb und drucken liess, und nun auch eigene Bücher und Bücher grösseren Umfangs, nicht mehr bloss Vorreden und Schlussverse zu fremden Werken. Und es waren das theils, seinem Amte gemäss, juristische Arbeiten auf Deutsch wie auf Lateinisch, theils auch, indem die alte Vorliebe keineswegs erstickt, sondern nur in Schranken gewiesen war, Arbeiten von dichterischer Art, diese mit Uebergewicht des Deutschen. In solcher Stellung und mit solchem Wirken hat Brant das Jahrhundert hier zu Basel voll ausgelebt: da erweckte in ihm eine Reise, auf der er Strassburg und die Brüder und noch die betagte Mutter und manchen Freund wiedersah, der ihn zurückwünschte, stärker als je den Zug nach der Stätte der Geburt und der Jugendjahre, und so heimisch er auch in Basel geworden, er bewarb sich in Strassburg um das erledigte Amt eines Syndikus und erhielt dasselbe, da ausser seinem eigenen Ruhm noch die Verwendung Joh. Geilers das Gesuch unterstützte, zu Anfang des Jahres 1501. Hier, in der Vaterstadt denn lebte er noch zwei Jahrzehende, immer noch litterarisch, mehr aber und bedeutender in seinem Amte thätig, von Kaiser Maximilian mit seinem Vertrauen und der Ernennung zum Rath beehrt, dann auch von der Stadt durch Erhebung zu ihrem Schreiber ausgezeichnet; er starb im Mai 1521.

Ueberblickt man aber die lange Reihe der Schriften, die den Namen Sebastian Brant's auf dem Titel tragen, sei es, dass er selbst sie verfasst, sei es, dass er sie nur herausgegeben habe, man wird mit Ausnahme einer einzigen sonst keine darunter finden, die seinen Namen für längere Zeit oder gar für immer

berühmt gemacht, die ihm einen Ehrenplatz in der Geschichte der Litteratur und ein Anrecht auf Nennung auch in dieser Encyklopädie erworben hätte. Das Alles gilt nun von der einen, dem Narrenschiff von 1494.

Mit dem Ausgange des Mittelalters, mit der Zerrüttung all der bisherigen Verhältnisse in Staat und Kirche, in Sitte und Gesellschaft, die am empfindlichsten das Herz Europa's, Deutschland traf, war in die deutsche Litteratur ein vorwaltender satirischer Zug gekommen, ein Hang, alle Dinge dieser Welt und das Leben wie den Tod mit dem Lachen des Spottes, mit dem bittern Hohne der Ironie zu betrachten und darzustellen, und vornehmlich dieser Zug, der, einseitig verfolgt, stäts von der Kunst abführen wird, trägt Schuld daran, dass damals auch die Litteratur, dass namentlich die Poesie so tief verfiel. Den stärksten Widerhall nun, mit der vollsten Zusammenfassung all der bunt durch einander klingenden Töne, hat jene Zeitstimmung, wenn wir absehen von den Reimen und Bildern des Todtentanzes, in dem genannten Gedicht Seb. Brants gefunden. Wohin der Dichter nur sein Auge lenkt, in beiden Geschlechtern, in allen Altern, in allen Ständen gewahrt er nichts als Narrheit: nach alttestamentlicher Weise aber ist ihm unterschiedslos sowohl der ein Narr, der von der göttlichen, als der von der menschlichen Weisheit abirrt, sowohl der Glaubens- und der Sittenlose, als der unkluge Thor; und wie es damals noch allgemeiner Sitte war als jetzt, dass die Leute zur Fastnacht als Narren verkleidet durch die Gassen liefen, und hie und da auch Sitte, dass man dabei einen Umzug mit einhergerollten Schiffen hielt, so erscheint ihm nun das ganze Leben wie eine grosse Fastnacht, und Narr auf Narr, Mensch auf Mensch wird vorgeführt, um in das Narrenschiff mit einzusitzen und auch nach Narragonien zu fahren. Sebastian Brant war aber deshalb so zum Wortführer seiner Zeit berufen, und es ward diese Dichtung unter all dem Vielen, das er geschrieben, deshalb das Gelungenste, weil in seinem ganzen eigenen Wesen und Thun Altes und Neues ebenso trümmerhaft durcheinander lagen, wie in der Welt ausser ihm, und das Ergebniss der allgemeinen Zerrüttung und Fäulniss, eine unfertige, ruhelose, friedlose Gährung voraus in ihm selbst arbeitete. Wohl nahm der gewaltige Zug des Humanismus auch ihn mit sich fort, auch ihn erfüllte

Bewunderung und Nacheiferung gegenüber dem klassischen Alterthum, und die meisten und treffendsten Sentenzen des Narrenschiffes und nicht wenige Beispiele, die er dazu bringt, rühren aus den alten Dichtern und Philosophen her, und wohl empfand sich auch er als ein Glied des Gelehrtenadels, den die Einführung des römischen Rechtes gegründet und dem Adel der ritterlichen Geburt an die Seite gestellt, ja noch über denselben erhoben hatte: dennoch will er zugleich dem Volk und der Deutschheit nahe bleiben: die Erneuerung des Freidank, die er zwar später als das Narrenschiff, erst im J. 1508 verfasste, beweist uns, wie gut er auch die heimatlichen Quellen zu schätzen gewusst; die überwiegend grössere Fülle seiner Anschauungen und seine Hauptgedanken schöpft er doch aus der Gegenwart, aus dem, was unmittelbar und lebendig ihn umgab: Beispiel die vielen, bald bewussten, bald wohl auch unwillkürlichen Bezüge auf das damalige Basel; sein Deutsch, obwohl sichtlich an der klassischen Latinität gebildet, ist darum doch nicht so mit Ungelenkigkeit und bis zum Unverstand latinisiert, wie dicht vor ihm bei Niclas von Wyle und nach ihm bei Hutten, und so wenig rechnet er für sein Gedicht bloss auf gelehrte Leser, dass er sogar auf solche rechnet, die nicht zu lesen verstehen, und um solcher ganz ungelehrten willen es mit Bildern schmückt, deren Beschauung das Lesen ersetzen könne: dieselbe Rücksicht und Absicht wie sonst bei den offenen Bogen, die er zahlreich ausgehen liess, mit Bildern und lateinischen oder deutschen Versen auf Zeitereignisse. So stellt nun das Narrenschiff einen gleichmässig wiederkehrenden Wechsel dar von Bild und Text, von malerischer und dann von dichterischer Schilderung und Betrachtung dieser und dieser Narrheit; freilich zerfällt das Gedicht dadurch in lauter zusammenhanglose Stücke, ist nur wie ein Convolut von fliegenden Blättern jener Art, und ihre Anordnung geschieht durchaus nach Zufall, ohne Plan: schwerlich aber wäre der Verfasser auch im Stande gewesen, den reichen mannigfaltigen Stoff mehr abzurunden und einheitlich als Ganzes zu gestalten. Und wohl auch war Brant in Folge beider, seiner humanistischen Bildung und seines offenen theilnahmsvollen Blickes in Zeit und Volk, nicht unberührt geblieben von den grossen neuen Gedanken, die seit Huss und dem Basler Concil sich immer lebhafter regten und immer weiter hinaus, immer

tiefer griffen: er rügt ohne Scheu die Gebrechen in dem äusseren Leben der alten Kirche, den Unglauben und die Unsitte, denen sie nicht steuert, die kindisch verkehrte Gelehrsamkeit, die ihr ja nur dient: aber er scheut sich, er hält zurück, wo es in diesen Dingen auf das Innere und auf Höheres geht, ja er steht für das Alte mit streitbarem Eifer ein, und wie er in lateinischer Dichtung die Jungfrau Maria und die Heiligen Roms überschwänglich hat lobpreisen mögen, so beklagt er im Narrenschiff mit Zorn, wie St. Petri Schifflein schwanke, und schilt die Ketzer und sieht von dem vielen Bücherdrucken auch nach dieser Seite hin nur Unheil.

Wollen wir aber Sebastian Brant, gerade ihn besonders, deshalb tadeln, dass er mit seinem Denken und Dichten so auf halbem Wege und inmitten seines Zeitalters stehen blieb und nicht die Kraft oder nicht den Muth besass, ihm voraus zu eilen? Das ist überall nur den Wenigsten und den Auserkorenen verliehen, und ihn mag noch eigens der Umstand entschuldigen, dass seine allernächste Umgebung sich nicht anders als er verhielt und sie sein Verhalten noch mitbestimmte. Der Gelehrtenkreis Basels, die Professoren seiner hohen Schule haben sich noch, da die Reformation der Kirche bereits voll angebrochen war, mit zäher Beharrlichkeit gegen sie gesträubt und ihr, die einen mit Bedenklichthun, die andern mit offener Feindschaft entgegengewirkt. Seine Zeitgenossen sprach der Dichter, eben weil er so getreu den Sinn und die Stimmung der Mehrzahl aussprach, auch im höchsten Grade an, und die Verehrung, ja Bewunderung, die sie ihm seines Werkes wegen zollten, war so gross, dass sie nachhaltig von ihnen sich auf die folgenden Geschlechter fortvererben und dasselbe noch auf diese maassgebend wirken konnte. Nicht genug, dass auf die erste Ausgabe von 1494 alsobald wiederholt neue, Originalausgaben hier in Basel, Nachdrücke an andern Orten kamen, die Theilnahme gab sich vielleicht noch deutlicher in den mehrfachen Ueberarbeitungen, die das Gedicht immer noch zeit- und volksgemässer machen sollten, besonders bezeichnend aber in der lateinischen Uebertragung kund, die Jacob Locher Philomusus im J. 1497 davon fertigte: bezeichnend für Sebastian Brant, dessen deutsche Reimverse nur deshalb so leicht in lateinische Hexameter umzusetzen waren und dazu reizten sie umzusetzen, weil hinter ihnen solch

ein starker und hell durchscheinender Kern des Humanismus lag; bezeichnend für die Zeit, deren Gelehrte ein Erzeugniss der Litteratur viel besser zu würdigen wussten und es lieber genossen, wenn es in der Sprache ihrer Gelehrsamkeit ihnen dargeboten ward. Und während die Volksmässigkeit, die gleichwohl dem Narrenschiff mit innewohnte, es Geiler von Kaisersberg angemessen erscheinen liess, im Jahre 1498 sogar eine Reihe von Predigten daran anzuknüpfen, und im Jahre 1519 ganz am anderen Ende Deutschlands, zu Rostock, eine niederdeutsche Uebersetzung gedruckt ward, trug die lateinische von Locher den Ruhm des Dichters noch weit über das deutsche Sprachgebiet hinaus, und es ward auf ihrem Grunde das Narrenschiff 1501 noch einmal von Jodocus Badius Ascensius in lateinische Verse gebracht, von Anderen schon seit 1497 wiederholendlich ins Französische und ins Englische und noch im Jahre 1635 ins Niederländische.

Hier überall haben wir noch das Narrenschiff selbst in Umarbeitung, in Uebersetzung, in homiletischer Commentirung vor uns: aber auch die freiere Nachbildung hat sich seiner bemächtigt, um uns gleichfalls zu bezeugen, welchen Eindruck und Einfluss das Gedicht auf die Mitlebenden und noch die Spätern geübt. Eine Schrift z. B., welche zu Strassburg im J. 1497 die geistliche St. Ursula-Bruderschaft veröffentlichte, *„von S. Ursulen Schifflin,“* folgt unverkennbar in Bild und Wort dem erst kurz vorher erschienenen Narrenschiffe, und noch entschiedener ahmt Thomas Murner dasselbe nach, der jüngere Landsmann Seb. Brants: seine Narrenbeschwörung, seine Schelmenzunft, theilweise auch noch sein lutherischer Narr, sind immer neue Nach- und Wiederklänge des Tones, den zuerst Brant angeschlagen, nur unhumanistischer und inhumaner: nicht bloss die Gestaltung und äussere Einrichtung des Narrenschiffes wiederholt sich in der Narrenbeschwörung und der Schelmenzunft, jenes Anhängen einer Einzelheit nach der andern an ein darübergesetztes Bild und Sprichwort: auch die Grundstimmung ist wesentlich dieselbe, und besonders den Dingen der Kirche gegenüber derselbe Sinn, nur eben Murnerisch vergröbert. Es würde jedoch zu weit abführen, wenn ich auch diejenigen Nachwirkungen des Gedichtes, die nicht so unmittelbar zu dessen Bibliographie und nicht so zu der Biographie des Verfassers gehören, noch

des ferneren alle verfolgen wollte: es genüge, daran zu erinnern, welch eine hervorstechende Rolle die Gestalt des Narren, d. h. die personificierte Thorheit und Unsitte und Gottlosigkeit in der Dichtkunst, noch viel mehr aber in der zeichnenden Kunst des ganzen 16. Jahrhunderts, in den Holzschnitten z. B. von Hans Scheufelin und Hans Burgmaier spielt: es ist Sebastian Brant, der ihr zuerst und zumeist diesen Stempel aufgedrückt hat.

Mit Gebühr erkennt auch unsere Zeit noch die geschichtliche Bedeutung des Mannes an: unter den Einzelarbeiten über ihn hebe ich nur die Ausgabe des Narrenschiffs durch den verstorbenen Adam Walther Strobel (Quedlinburg u. Leipzig 1839) hervor, deren Verdienst in der beigefügten Lebensbeschreibung des Dichters und der Aufzählung seiner sämmtlichen Werke beruht, namentlich aber die neuere durch Friedrich Zarncke (Leipzig 1854), die Alles, was zur Geschichte dieses seines Hauptwerkes und zu dessen Verständniss und richtiger Würdigung gehört, mit Gelehrsamkeit und Geschmack zusammenstellt und dafür als abschliessend darf betrachtet werden.

Zur Erklärung und Beurtheilung von Bürgers Lenore.

(Einladungsschrift zur Promotionsfeier des Pädagogiums und zur Eröffnung des Jahrescurses 1835 in Basel. 20 Seiten in 4°. Mit einigen Nachträgen wieder abgedruckt in den altdeutschen Blättern von Moriz Haupt und Heinrich Hoffmann, Bd. 1, 1836, S. 174—202.)

Die Lenore ist von jeher unter Bürgers Balladen obenan gestellt worden; August Wilhelm von Schlegel hat über sie den Ausspruch gethan, sie würde, wenn Bürger auch sonst nichts gedichtet hätte, allein hinreichen ihm die Unsterblichkeit zu sichern.[1]) Es schien deshalb keine müssige Aufgabe, durch Zusammenstellung dessen, was die Poesie der Deutschen und anderer Völker Aehnliches aufzuweisen hat, zur Erklärung und Beurtheilung eines so ausgezeichneten Gedichtes einiges beizutragen. Zugleich

1) Characteristiken und Kritiken II, 44. Bürger selbst beurtheilte keine seiner Arbeiten mit so grosser Vorliebe: man vergleiche im Morgenblatt f. 1809 Nr. 241 fgg. die Briefe die er darüber mit Boie gewechselt, z. B. jenen vom 12. August 1773 (Nr. 242): „Gottlob, nun bin ich mit meinem schweren Horatio fertig! rief weiland Caspar Gottschling. Gottlob, nun bin ich mit meiner unsterblichen Lenore fertig! ruf' auch ich in dem Taumel meiner noch wallenden Begeisterung Ihnen zu. Das ist Dir ein Stück, Brüderle! Keiner, der mir nicht erst seinen Batzen giebt, solls hören. Ists möglich dass Menschensinne so was köstliches erdenken können? Ich staune mich selber an, und glaube kaum dass ichs gemacht habe; ich zwicke mich in die Waden, um mich zu überzeugen, dass ich nicht träume.“ u. s. w.

mögen diese Blätter nicht den ersten, aber doch den erneuerten Beweis liefern wie sich auch den Sagen und Märchen der modernen Welt eine wissenschaftliche Bedeutung abgewinnen lasse.

Curae non ipsa in morte relinquunt. Virgil. Aen. VI, 444.

Zu allen Zeiten haben Sagen und Märchen davon erzählt, wie übermässiger Schmerz der hinterlassenen Lieben die Todten in ihrer Ruhe störe; die Wehklage weckt sie auf, jede Thräne, die über ihrem Grabe vergossen wird, fällt ihnen schwer und klingend auf die kalte Brust, dass sie aus dem Schlafe auffahren, und ihre Leichenhemder werden nass vom vielen Weinen. Sie möchten gern das alte Leben verschlafen und vergessen; aber die Liebe mahnt sie wieder ihren Willen: das Kind wird von der Mutter, die Mutter vom Kinde, der Gatte von der Gattin noch auf einige Zeit an das Leben gefesselt. Es giebt ein schönes deutsches Märchen, wo das Kind in seinem weissen Todtenhemdchen Nachts vor das Bette der unaufhörlich weinenden Mutter tritt und zu ihr fleht: «Ach Mutter, höre doch auf zu weinen, sonst kann ich in meinem Sarge nicht einschlafen: denn mein Todtenhemdchen wird nicht trocken von deinen Thränen die alle darauf fallen.» Dann, als die Mutter seine Bitte erfüllt hat, erscheint das Kind noch einmal: «Siehst du, nun ist mein Hemdchen bald trocken, und ich habe Ruhe in meinem Grabe.»[1]) Noch rührender ist das Bild, wenn Waisen, die eine böse Stiefmutter peinigt, Schmerz und Sehnsucht nach der verstorbenen Mutter ergreift. Davon giebt es ein Volkslied unter den Bewohnern des Kuhländchens.

Und Gott, erbarme dich, Herrgott mein,
Ueber mich armes Waiselein!

Wo ist meine liebe Mutter?
„Geh du ein Steiglein hinunter.

---

1) Kinder- und Hausmärchen d. Br. Grimm II, 118. Poetisch bearbeitet von Chamisso (Gedichte, Ausg. II. S. 147—149). Ein ähnliches, wie es scheint wahrhaftes Ereigniss erzählt Schubert in Knapps Christoterpe 1835. S. 278. [vgl. Müllenhoffs Sagen 143. 144. 597. Mythol. 884 fg. Todte soll man nicht beweinen: A. Kuhn in Wolfs Zeitschrift f. deutsche Mythol. 1, 62 fg.]

Geh du dem schmalen Steiglein nach
Bis auf den lieben Kirchhof."

Und Gott, erbarme dich, Herrgott mein,
Ueber mich armes Waiselein!

Wacht auf, meine liebe Mutter,
Und lasst mich zu euch hinunter!

„Was willst du denn da unten thun?
Da unten hast du ja keine Ruh."

Faul Holz das will ich essen,
Trübes Wässerlein will ich trinken.

Wenn mir meine Mutter soll Brot geben,
So schüttet sie mir immer Asche darauf.

Und Gott, erbarme dich, Herrgott mein,
Ueber mich armes Waiselein!

Wenn sie mir soll ein weiss Hemdlein geben,
So schmeisst sie mirs vor die Füsse hin.

Und Gott, erbarm dich, Herrgott mein,
Ueber mich armes Waiselein!

Wenn mich meine Mutter strählen soll,
So strählt sie, dass mir das Blut nach lauft.

Und Gott, erbarme dich, Herrgott mein,
Ueber mich armes Waiselein! 3)

Es ist zu beachten, dass die littauische Poesie, die reich ist an Klageliedern verwaister Kinder (Nesselmann nr. 69. 70. 71), nur ein einziges darbietet, wo die Todte vom Weinen des Zurückgebliebenen erwacht, und dass hier die Klage sogar durch tröstliche Verheissungen beschwichtigt wird.

Diess das Lied.

Sie schickten mich hinaus zum Walde,
Damit ich Heidelbeeren pflückte:
Nass wurden mir die Augen balde,
Als ich mich nach den Beeren bückte.

Ich ging davon und warf mich nieder
An meiner lieben Mutter Grabe;
Nun weint' ich recht und weinte wieder:
„Ach, dass ich dich verloren habe!"

---

3) Meinert, Volksl. in d. Mundart d. Kuhländchens I, 89. 90. Ich habe hier und weiterhin den mundartlichen Text Wort für Wort in die Schriftsprache übertragen.

„Wen hör' ich droben um mich klagen?
Wer tritt den Hügel mir zu Haupte?"
„Ach, soll die Tochter Leid nicht tragen,
Die früh verwaiste, dein beraubte?

Muss mir denn alles Glück nicht fehlen,
Seit dich beschliesst des Grabes Pforte?
Wer wird mir meine Haare strählen?
Wer wird mir reden Liebesworte?"

„Geh heim, o Tochter, und gewahre
Wie zärtlich dir an meinem Orte
Die zweite Mutter strählt die Haare,
Ein Jüngling redet Liebesworte." 4)

Wie hier die Mutter der Schmerz des Kindes, so beunruhigt auch in einem serbischen Liede die Verzweiflung einer Jungfrau ihren gestorbenen Geliebten.

Konda starb, er seiner Mutter Einz'ger.
Weint die Mutter, will ihn fern vom Hofe,
Fern von ihrem Hofe nicht bestatten,
Trägt ihn in des Hauses grünen Garten
Unter goldne Pomeranzenbäume:
Dorten liegt in tiefer Gruft der Knabe.
Und sie schleicht zu ihm jedweden Morgen;
Schaurig hauchts und säuselts auf der Stätte.
„Sprich, Sohn Konda, drückt dich wohl die Erde?
Stöhnst du um den Druck der Ahornbretter?"
Horch, da haucht es aus der Tiefe leise:
„Nicht die Erd' ists die mich drückt, o Mutter,
Nicht die Ahornbretter meiner Wohnung:
Was mich quält, der Schmerz ists der Geliebten.
Wenn sie seufzt, so bangt der Seel' im Himmel;
Aber wenn sie sich verschwört verzweifelnd,
Bebt die Erde und der Leib erzittert." 5)

Aehnlich in einer italiänischen Sage, die dem Verfasser des Decamerone zu einer seiner schönsten Novellen den Stoff geliehen hat. Lisabetten haben ihre Brüder heimlich den heimlich geliebten ermordet; sie harrt mit Angst auf seine Rückkehr und beklagt allnächtlich unter heissen Thränen sein langes Ausbleiben. Da erscheint er ihr endlich im Traume, bleich, entstellt, in halb vermoderten

4) Das Original bei Rhesa, Litt. Volksl. S. 22—24. Eine andere Bearbeitung in Chamissos Gedichten S. 154. 155.

5) Talvj, Volksl. d. Serben I, 67.

Kleidern: sie solle aufhören ihn zu rufen und ihn mit Thränen anzuklagen, er könne nicht zurückkehren: er sei ermordet.[6])

Ein uraltes und grossartiges Beispiel von gespenstischer Wiederbelebung des Gatten durch sein Weib gewährt die Edda im zweiten Liede von Helgi dem Hundings-Tödter.[6b]) Helgi ist im Kampfe gefallen, ein Hügel wird über seinem Leichnam errichtet, Oðinn nimmt ihn in Valhall auf. Am Abend sieht die Magd seiner Gattin Sigrun ihn mit manchen Männern zum Hügel reiten. Die Magd berichtet es, Sigrun geht hin. Sie spricht

„Dein Haar ist, Helgi, reifdurchdrungen,
Ganz ist der König leichenthaubespritzt."

Er antwortet

„Allein verursachst du, Sigrun von Sefafiöll,
Dass Helgi ist mit Leidesthau benetzt:
Du weinst, Goldgeschmückte, grimme Zähren,
Sonnenglänzende, südliche, eh du schlafen gehst:
Jede fiel blutig auf die Brust dem Helden,
Auf die urkalte, eingegrabene, angstbedrungene."

Dann bringt Sigrun im Grabeshügel die Nacht mit ihm zu, bis es wieder Zeit für ihn ist

zu reiten geröthete Wege,
Das fahle Pferd den Luftsteig treten zu lassen.[7])

Daneben stellt sich ein noch im Kuhländchen lebendes deutsches Volkslied; hier nimmt die Geschichte einen eigenthümlichen Ausgang: das zurückgelassene Weib muss die Unvorsichtigkeit ihrer Liebe und ihres Schmerzes mit dem Leben büssen und wird dem todten Gatten im Grabe vereinigt.

---

6) *Boccaccio, Decamerone, giorn. IV. nov. V.* Von einem alten Liede das sich auf dieselbe Geschichte bezogen giebt Boccaccio die beiden ersten Zeilen; sonst ist es untergegangen: aber ein andres von gleichem Inhalte steht in den *Canzoni a ballo composte dal Magnifico Lorenzo de' Medici e da M. Agnolo Politiano etc.* (Florenz 1568. 4). Vgl. Büschings Wöchentliche Nachrichten II, 310. Simrock hat im Berlinischen Musenalmanach auf 1830 S. 253—255 Boccaccios Novelle poetisch wiedererzählt; bei Hans Sachs findet man sie zweimal, in epischer und in dramatischer Form. [Kemptner Ausg. I, 325—328 und II, 3, 198—210. — Eine schöne Tageweise, Im Thon, Es wonet lieb bey Liebe. Basel, Joh. Schroeter, 1607. 8°.]

6b) [vgl. Sigurds Versprechen, Gudrun in das Todtenreich nachzuholen (schwarzes Ross): Gudrunar hvöt 18. 19 = Völs. Saga cap. 50.]

7) Lieder d. alten Edda d. d. Br. Grimm I, 114—119.

Es hütete ein Herr sechs graue Ross
Auf einem wüsten Kirchhof;
Er hütete den Kirchhof um und um,
Bis er kam zu seines Vorwirths[8]) Grab.
„Wer hütet mein Grab? wer knetet mein Grab?
Wer hütet mir all meine Gräslein ab?
Wer zieht mir denn meine Waislein fort
Mit Ruthe und auch mit Geisel scharf?
Wer schläft auch bei meinem jungen Weib?
Wer schwächt ihr denn den stolzen Leib?"
„Ich ziehe dir wohl deine Waislein fort
Mit Ruthe und nicht mit Geisel scharf;
Ich schlafe wohl bei deinem jungen Weib:
Ich schwäche ihr nicht den stolzen Leib."
„Und wenn du wirst heim kommen,
Sag' ihr, sie soll mir bringen
Ein abgetrocknetes Hemde.
Das erste ist mir geworden so nass:
Was weint sie immer? was thut sie das?"
Und wie der Herre heim kam,
Er sah seine Frau gar sauer an.
„Du sollst deinem Vorwirth bringen
Ein abgetrocknetes Hemde.
Das erste ist ihm geworden so nass:
Was weinst du immer? was thust du das?"
„Und wüst' ichs nur dass es wahr wär,
Ich liess' ihm gleich anschneiden
Einen Kittel von weisser Seide."
Die Schöne erwischt' ihren Rocken,
Sie ging ans Grab anklopfen.
„Thu dich auf und thu dich, Erdenkloss,
Und lass mich hinunter auf seinen Schoss."
„Was willst du denn da unten thun?
Da unten hast du ja keine Ruh.
Da unten darfst du nichts backen,
Da unten darfst du nicht waschen;
Da unten hörst du keinen Glockenklang,
Da unten hörst du keinen Vogelgesang;
Da unten hörst du keinen Wind nicht wehn,
Da unten siehst du keinen Regen nicht sprähn."[9])
Da krähte die erste Himmelstaub;
Die Gräblein thaten sich alle auf:
Die Schöne stieg zu ihm hinunter.

---

8) Vorwirth (Virwiet) der verstorbene frühere Eheherr eines Weibes.

9) sprähen (sprehn, mittelhochd. *spræjen*) tropfen- oder flockenweis fallen wie Schnee und Regen.

Da krähte das andere Höllenhuhn;[10])
Die Gräblein thaten sich alle zu:
Die Schöne must' unten verbleiben.[11])

So kann selbst der Tod die Bande nicht lösen die den Menschen an das Erdenleben knüpfen. Die Klage der Liebe öffnet sein Ohr zum Hören und seinen Mund zum Reden, und der Lebende muss seinen Schmerz bezwingen oder dem Todten gleich werden, wenn dieser das finden soll weswegen er gestorben ist. Aber auch den hält die Erde nicht fest, den der Tod mitten in einem eifrigen Streben, im hastigen Begehren abgerufen hat: seine Gebeine noch reisst die unheimliche Macht des nicht befriedigten Verlangens herauf, damit er, wenn auch nur für kurze Zeit, das unwillig verlorene Leben scheinbar fortsetze. So erhebt sich nach einem deutschen Soldatenliede der Trommelschläger vom Tode, trommelt die Leichen seiner besiegten Cameraden zusammen, und sie schlagen ihren Feind.

Er schlägt die Trommel auf und nieder,
Er wecket seine stillen Brüder:
Sie schlagen ihren Feind,
Tralali Tralalei Tralala,
Ein Schrecken schlägt den Feind.

Er schlägt die Trommel auf und nieder,
Sie sind vorm Nachtquartier schon wieder,
Ins Gässlein hell hinaus;
Tralali Tralalei Tralala,
Sie ziehn vor Schätzels Haus.

Da stehen Morgens die Gebeine
In Reih' und Glied wie Leichensteine;
Die Trommel steht voran,
Tralali Tralalei Tralala,
Dass sie ihn sehen kann.[12])

---

10) Der erste Hahn heisst die Himmelstaube: denn er warnt sie und mahnt zur Heimkehr; der zweite das Höllenhuhn: denn sein Ruf bedeutet, dass es nun zu spät sei. Ebenso werden in der weiter unten angeführten schottischen Ballade von Wilhelms Geist der rothe und der graue Hahn unterschieden.

11) Meinert I, 13. 14.

12) A. v. Arnim und Cl. Brentano, des Knaben Wunderhorn I, 73. 74. Nach einer deutschen Sage bei den Br. Grimm I, 424 sind einmal Todte aus den Gräbern aufgestanden um den Ihrigen, die schon unterliegen wollten, gegen den Feind beizuspringen.

Und so befiehlt in einem klephtischen Liede ein sterbender Armatolenführer, weil er auch im Tode noch nicht den unausgefochtenen Türkenhass aufgeben mag:

„Die Grabesstätte baut mir aus, macht eine breit' und hohe,
Damit ich aufrecht streiten kann und in die Quere laden;
Und auf der rechten Seite lasst ein Fensterlein mir offen,
Damit die Schwalbe kommen kann den Frühling anzusagen
Und kommen kann die Nachtigall den Mai mir zu verkünden."[13])

Die mannigfachen und weit verbreiteten Sagen vom ewigen Jäger[14]) beruhn auf keiner andern Idee.

Man könnte leicht darauf verfallen, auch die nordische Sage von Högni und Heðinn (neben anderen die Grundlage des deutschen Gedichtes von Gudrun) hieher zu ziehen. König Högni, berichtet die Snorrische Edda, hatte eine Tochter Namens Hilldr; die raubte König Heðinn, Hiarrandens Sohn. Högni schiffte ihm nach bis zu den Orkneys und traf ihn bei Haey. Beide machten sich kampfbereit. Noch bot Heðinn Sühne und Busse. Högni aber verwarf sie: „Ich habe mein Schwert Dainsleif schon entblösst, und ist das einmal aus der Scheide, so muss es eines Mannes Lebensblut trinken; nie heilen die Wunden die es schlägt." Da kämpften sie und kämpften den ganzen Tag. Am Abend aber stiegen die Könige wieder auf ihre Schiffe. Da ging Hilldr Nachts auf die Wahlstatt und gab es den Leichen durch Zauberei, dass sie am folgenden Tage den Kampf fortsetzen konnten. So kämpften sie Tag für Tag, bis endlich Alle todt lagen. Zu Stein wurden die Leichen und Waffen: aber wenn es tagte, so erhoben sie sich und erneuerten die Schlacht. Und so sollen sie fort kämpfen bis an das Ende der Tage.[15]) Mag sein dass im Hintergrunde dieser Erzählung die Idee von der Ruhelosigkeit solcher liegt die in unentschiedener Schlacht gefallen: aber so wie der Stoff sich gestaltet hat, ist es eine wesentlich unterscheidende Abweichung, dass der gespenstische Kampf durch Zauber hervorgebracht wird; dieser kehrt auch und zum Theil noch bedeut-

13) Fauriel, Chants populaires de la Grèce moderne I, 56.

14) z. B. Deutsche Sagen d. Br. Grimm I, 248 fg. 397—399. vgl. Boccaccio, Decam. V, 8. Orion setzt seine Jagden auch in der Unterwelt fort: Odyssee XI, 572 fgg.

15) Snorra Edda af Rask S. 163—165. vgl. Mythol. 898.

samer in den andern Erzählungen derselben Sage wieder, zum Beispiel in der welche die Olaf-Tryggvasonar Saga enthält.[16])

Wie hier der unbefriedigt gebliebene eigene Wille, so vermag auch ein auferlegtes und nicht befolgtes Gebot, ein gegebenes und nicht erfülltes Versprechen[16b]) den Schlaf der Gestorbenen zu stören und ihnen, damit sie Wort halten können, ein kurzes Scheinleben zu verleihen. Wir erwähnen hier zunächst des deutschen Kindermärchens voh den veruntreuten Hellern. Ein Kind bekommt von seiner Mutter zwei Heller, um sie einem armen Manne zu geben; es behält sie aber für sich und versteckt sie in die Dielenritzen. Es stirbt. Aber nun kommt sein Gespenst alle Mittage gegangen und sucht ängstlich in den Dielenritzen nach den beiden Hellern, vier Wochen lang, bis sie endlich von den Aeltern gefunden und einem Armen gegeben sind: da erscheint es nicht wieder.[17]) Von einem Bruder den die Trauer der Schwester, einem Sohne den das verzweifelte Mahnen der Mutter nöthigt, schon gestorben, ein im Leben gethanes Gelübde wahr zu machen, erzählen zwei merkwürdig mit einander übereinstimmende Lieder, ein serbisches und ein neugriechisches. Sie können beide nicht wohl anders als vollständig mitgetheilt werden.

Das serbische.

Neun der lieben Söhne blühten einstmals
Einer Mutter; doch das zehnt' und letzte
War Jelitza, eine liebe Tochter.
Alle hat genährt sie und erzogen,
Bis die Söhn' im Bräutigamesalter
Und das Mädchen zur Vermählung reif war.
Viele Freier warben um Jelitza:

---

16) Th. II, S. 49 fgg. der Skalholter Ausg. Saxo Grammaticus motiviert die zauberische Wiederbelebung der Gefallenen ganz im Geiste mehrerer anderer oben behandelter Sagen: *Ferunt Hildam tanta mariti cupiditate flagrasse, ut noctu interfectorum manes redintegrandi belli gratia carminibus excitasse credatur*: Hist. Dan. lib. V pg. 90 ed. Stephanii. Vgl. noch Wilh. Grimm, die Deutsche Heldensage S. 327—329.

16b) [Eine begangene und nicht verziehene Unthat: vgl. Judas der Erzschelm I, S. 261 (Hand aus dem Grabe gewachsen). Wunderh. I, 226. Märchen II, 152. eine unbezahlte Schuld: Elsäss. Neujahrsblätt. 1845 S. 140. Eine nicht bezahlte Schuld nach dem Tode noch abverdient: Souvestre, les derniers Bretons 2, 240 fgg.]

17) Märchen d. Br. Grimm II, 277. 278.

Eins ein Ban, ein Feldherr war der Andre,
Und der Dritt' ein Nachbar aus dem Dorfe.
Gern dem Nachbar gäbe sie die Mutter,
Doch dem übermeerschen Ban die Brüder;
Sprachen also zu der lieben Schwester:
„Gehe nur, du unsre liebe Schwester,
Geh nur mit dem Bane überm Meere!
Geh nur: oft besuchen dich die Brüder,
Kommen zu dir jeden Mond im Jahre,
Kommen zu dir jede Woch' im Monde."

Als die Schwester dieses Wort vernommen,
Gieng sie mit dem Bane überm Meere.
Siehe, da geschah ein grosses Wunder.
Es begab sich dass die Pest des Herren
Hin die Söhne alle neune raffte,
Und allein blieb die verwaiste Mutter.
Also giengen hin drei Jahrestage.
Schmerzlich stöhnte Schwesterchen Jelitza:
„Lieber Himmel, welch ein grosses Wunder!
Wie hab' ich an ihnen mich versündigt,
Dass die Brüder nimmer zu mir kommen?"
Und es höhnten sie die Schwägerinnen:
„Du Verworfne! Deine Brüder müssen
Dich verachten, dass sie nimmer kommen."[18])
Schmerzlich stöhnte Schwesterchen Jelitza,
Schmerzlich von dem Morgen bis zum Abend,
Dass den Herrn im Himmel es erbarmte.
Zween seiner Engel rief er zu sich:
„Geht hinunter, meine beiden Engel,
Zu dem weissen[19]) Grabe des Johannes,
Des Johannes, ihres jüngsten Bruders:
Haucht den Knaben an mit euerm Geiste,
Aus dem weissen Grabstein macht ein Ross ihm,
Und ein Brot bereitet ihm aus Erde,
Aber aus dem Leichentuch Geschenke:
Rüstet ihn dass er zur Schwester gehe."

Eilig gehen Gottes beide Engel
Zu dem weissen Grabe des Johannes,

18) Der Bruder ist einer Serbinn unter allen Verwandten der theuerste; die alten Deutschen betrachteten die Kinder der Schwester wie eigene (Tac. Germ. XX. vgl. Nib. 1853). Auch Kriemhild klagt im Nibelungenliede, dass ihre Brüder nicht zu ihr nach Heunenland kommen; sie stehe deshalb bei den Leuten in Unehren (Str. 1343. vgl. Klage 38).

19) weiss ist in der serbischen Poesie das stehende Beiwort der Auszeichnung; ähnlich brauchten die Griechen ihr λευκός.

Machen aus dem Leichenstein ein Ross ihm,
Hauchen an mit ihrem Geist den Knaben,
Brot bereiten sie ihm aus der Erde,
Aber aus dem Leichentuch Geschenke,
Rüsten ihn dass er zur Schwester gehe.

Eilig gieng dahin der Knab Johannes.
Als er kam ins Angesicht des Hauses,
Schon von fern erblickt' ihn seine Schwester.
Als er nahte, lief sie ihm entgegen;
Ihn umhalsend, ihm die Wange küssend,
Schluchzte herzlich sie vor Leid und Kummer.
Und sie weint' und sagte zu dem Bruder:
„Hattet ihr, Johannes, nicht als Jungfrau
Mir ihr Brüder euer Wort gegeben,
Dass ihr häufig mich besuchen wolltet?
Zu mir kommen jeden Mond im Jahre?
Zu mir kommen jede Woch' im Monde?
Aber heute sinds drei Jahrestage,
Und noch seid ihr nicht zu mir gekommen!"
Und von neuem drauf begann die Schwester:
„Sag wovon bist du so grau geworden,
Grad' als wärst im Grabe du gewesen?"

Ihr entgegnete der Knab Johannes:
„Schweige, Schwester, wenn du Gott erkennest:
Denn gar grosses Leid hat mich befallen.
Hab' ich die acht Brüder doch vermählet,
Aufgewartet den acht Schwägerinnen;
Aber als sie all vermählet waren,
Da erbauten wir neun weisse Häuser:
Sieh davon bin ich so schwarz geworden."

Und es giengen hin drei weisse Tage:
Da zur Reise schickte sich Jelitza,
Herrliche Geschenke auch bereitend
Für die Brüder und die Schwägerinnen:
Für die lieben Brüder seidne Hemden,
Für die Frauen Fingerlein und Ringe.
Dringend wehrte sie der Knab Johannes:
„Bleibe, geh nicht mit mir, liebe Schwester!
Warte bis die Brüder dich besuchen."
Aber nicht liess sich Jelitza halten,
Fertigte die herrlichsten Geschenke.
Es erhob sich nun der Knab Johannes
Und mit ihm sein Schwesterchen Jelitza.
Aber als sie nah dem Hause waren,
Stand beim Hause eine weisse Kirche.
Da begann der Knab Johannes also:

„Warte hier ein wenig, liebe Schwester,
Bis ich nach der weissen Kirche gehe:
Als den mittlern Bruder wir vermählten,
Hab' ich dort den goldnen Ring verloren:
Lass mich suchen, lass mich, meine Schwester!"

Und es gieng ins Grab der Knab Johannes.
Stehen blieb sein Schwesterchen Jelitza,
Und sie wartete des Knaben lange,
Harrte lang: dann gieng sie ihn zu suchen.
Bei der Kirche fand sie frische Gräber,
Viele; aber wo der Knab verschieden,
Schneidend Weh durchfuhr sie an der Stätte.
Eilig schritt sie nun zum weissen Hause.
Aber als sie nahe kam der Wohnung,
Horch, da schrie ein Kuckuck aus dem Hause;[20])
Doch es war kein grauer Kuckuck drinnen,
Sondern ihre greise Mutter war es.
Als Jelitza jetzt der Thüre nahte,
Rief sie also aus dem weissen Halse:
„Arme Mutter, öffne mir die Thüre!"
Aus dem Haus antwortete die Mutter:
„Gehe du von hinnen, Pest des Herren!
Todt sind meine Söhne alle neune:
Willst du auch noch ihre greise Mutter?"
Aber ihr entgegnete Jelitza:
„Arme Mutter, öffne mir die Thüre!
Nicht die Pest des Herren ist hier draussen:
's ist dein liebes Töchterchen Jelitza."
Drauf die Pforte öffnete die Mutter,
Und sie schrie und ächzte wie ein Kuckuck.
Fest umschlingend sich mit weissen Armen,
Sanken Beide todt zur Erde nieder.[21])

Dass Gott selbst den todten Johannes zur Schwester schickt, ist nur eine fromme Umkleidung des unchristlichen Gedankens; wir werden nachher in einem altdänischen Liede eine ähnliche wiederfinden. Reich an einzelnen schönen Zügen ist dieses serbische Gedicht; aber im Ganzen hat die Erzählung Lücken und Mängel. Es ist nicht recht motivirt warum Johannes seine Schwester zur Mutter bringt (die Brüder hatten ihr ja nur versprochen sie fleissig zu besuchen) und warum auch die Mutter

20) Die Slawen verstehen den Ruf des Kuckucks als einen Weheruf: er beklage damit die Vergänglichkeit des Frühlings; vgl. ein böhmisches Lied in der Königinhofer Handschrift v. Hanka u. Swoboda S. 174.

21) Talvj I, 160—164. Original in Wuks Samml. I, 300, no. 404.

ohne durch vermessenen Frevel das Widernatürliche veranlasst zu haben mit dem Leben büssen muss. Das ist im griechischen Liede alles besser und verständlicher.[22])

„O Mutter mit neun Söhnen du und mit der einen Tochter,
Die du im Finstern badetest, ihr Haar bei Lichte flochtest,
Und die du schnürtest vor der Thür im hellen Mondenscheine,
Weil man aus Babylon geschickt um ihre Hand zu werben,
O gieb sie, Mutter, gieb sie doch, Areten, in die Fremde,
Damit auch ich zum Trost sie hab' auf meiner langen Reise."
„Du bist verständig, Constantin; doch jetzo sprichst du thöricht:
Ob Freud', ob Leid sie träfe dort, wer sollte sie mir bringen?"
Er aber ruft zum Bürgen Gott, die Heiligen zu Zeugen,
Ob Freud', ob Leid sie träfe dort, er wollte sie ihr bringen.
Da kam das Unglücksjahr heran, und die neun Söhne starben.
Und auf der Leiche Constantins zerrauft ihr Haar die Mutter:
„Steh auf, steh auf, mein Constantin! ich will Areten haben.
Du riefest Gott zum Bürgen ja, die Heiligen zu Zeugen,
Ob Freud', ob Leid sie träfe dort, du wolltest sie mir bringen."
Und er zieht aus um Mitternacht die Schwester dort zu holen,
Und findet sie vor ihrer Thür im Mondenschein sich kämmend.
„Auf auf Arete, mach dich auf! die Mutter will dich haben."
„Oweh, mein Bruder, sag was ists, und jetzt in dieser Stunde?
Wenns Freud' in unserm Hause giebt, will ich in Gold mich kleiden,
Mein Bruder, und wenn Leid es giebt, so komm' ich wie ich stehe."
„'s giebt weder Freude weder Leid: so komm denn wie du stehest."
Und auf dem Wege den sie ziehn, und auf dem ganzen Wege,
Da hören sie die Vögelein wohl singen und wohl sagen:
„Seht seht das schöne Mädchen da, das einen Todten führet!"
„Horch, Constantin, und hörst du nicht was uns die Vöglein sagen?"
„Sind Vögelein: lass singen sie! sind Vöglein: lass sie sagen!"
„Ich fürchte, Bruder, mich vor dir: du duftest so nach Weihrauch."
„Ich gieng erst gestern Abend spät in St. Johannis Kirche:
Da hat mit vielem Weihrauch mich der Priester eingeräuchert.
Thu auf, o Mutter, thu mir auf: da bring' ich deine Tochter."
„Bist du ein guter Geist, so geh, o guter Geist, vorüber!
Mein armes Kind Aret' ist fort nach fernen fremden Landen."
„Thu auf, o Mutter, thu mir auf: ich bin dein Constantinos,
Er welcher Gott zum Bürgen rief, die Heiligen zu Zeugen,
Ob Freud', ob Leid sie träfe dort, er wollte sie dir bringen."
Und als sie öffnete die Thür, flog ihr heraus die Seele.[23])

---

22) Diessmal werden also die Slawen von den Griechen entlehnt haben, während in andern Fällen der Art eher das Umgekehrte anzunehmen ist.

23) Fauriel II, 406—408. Wilh. Müller, Neugriech. Volksl. II, 64—67.

Oben haben wir gelesen wie gestorbene Mütter von den Klagen ihrer verwaisten Kinder aufwachen; aber wie Johannes mit neuem Leben ausgerüstet wird um die Schwester von ihrem Leid zu befreien, so auch die Mütter um ihrer Kinder willen. Sie gehen, da die Liebe nicht sterben konnte, aus dem Grabe heim zu ihren Waisen, die eine harte Stiefmutter vernachlässigt und quält, um sie in nächtlich stiller Kammer liebkosend zu trösten, sie zu säugen und ihnen mit alter Sorgfalt das Haar zu schlichten. So erzählt es ein rührendes deutsches Märchen; die Mutter ist eine von ihrer Stiefmutter erstickte Königinn; zuletzt erkennt der König den Geist seiner Gemahlinn: da erhält sie durch Gottes Gnade das Leben wieder.[24]) Gleichen Inhalt hat ein altdänisches Lied. Herrn Dyrings Frau stirbt und er freit eine andere, ein bös und grimmes Weib. Uebel geht es den sieben Kindern ihrer Vorfahrinn.

Die Kindlein weinten am Abend spät:
Die Mutter es unter der Erde hört'.

Das hörte die Frau die unter der Erde lag:
„Möcht' gehn zu meinen Kindlein fürwahr!"

Die Frau gieng hin vor Gott zu stehn:
„Und darf ich zu meinen Kindlein gehn?"

So lange sie ihn bitten thät,
Bis er ihr hin zu gehn gewährt'.

„Und du sollst kommen zurück wann kräht der Hahn:
Nicht länger darfst du bleiben dann."

Da hob sie auf ihre müden Bein':
Die Mauer zersprang und der Marmelstein.

Als sie durchs Dorf gieng, zu der Stund
Heulten in die Wolken so laut die Hund'.

Und als sie zu dem Burgthor kam,
Stand ihre älteste Tochter daran.

---

24) Märchen d. Br. Grimm I, 64, no. 11. Damit in Berührung steht das Märchen von den drei Männlein im Walde ebd. I, 76, no. 13. Die in eine Ente verwandelte Königinn kommt des Nachts geschwommen und fragt: „Was macht mein Kindelein?" Dann geht sie in ihrer wahren Gestalt hinauf, giebt dem Kinde zu trinken, schüttelt sein Bettchen und deckt es zu: zuletzt schwimmt sie wieder als Ente durch die Gosse fort. Mit der Zeit wird sie entzaubert. Vgl. auch das dürftige schwedische Märchen ebd. III, 406. [Souvestre, les derniers paysans I, 294.]

„Was stehst du hier, liebe Tochter mein?
Und wie gehts den kleinen Geschwistern dein?"

„Ihr seid eine Frau beides schön und fein:
Doch ihr seid nicht die liebe Mutter mein.

Meine Mutter war weiss mit Wangen roth:
Doch du bist bleich und gleich dem Tod."

„Und wie sollt' ich sein weiss und roth?
So lange hab' ich gelegen todt."

Und als sie kam in die Stube gegangen,
Da standen die Kindlein mit Thränen auf den Wangen.

Das eine sie kämmt, dem zweiten 's Haar sie flicht,
Das dritte sie in die Höh hebt, das vierte sie aufricht.

Das fünfte sie setzet auf ihren Schooss:
Sie reicht ihm ihre Brust so süss.

Dann schilt sie den Vater um seine Lieblosigkeit: von da an hatten es die Kinder besser.[25])

Was vermag der Tod gegen ein Wechselgelübde der Liebe und Treue? Die Seele des Verstorbenen gehört nicht ihm allein zu: sie ist einer andern noch nicht dahingeschiedenen verpfändet; und auch den Ueberlebenden kann der Tod des Andern nicht von einem Gelöbnisse entbinden das für die Ewigkeit gegeben ist. Die Liebe ist stärker als der Tod; die Mitternacht ruft den Verstorbenen Wort zu halten, er findet unten keine Ruhe und gönnt keine dem oben zurückgebliebenen, bis er ihm seine Treue gelöst hat, bis auch dieser gestorben und aufs neue mit ihm vereinigt ist. Man erinnere sich jener magyarischen Sage wo die gestorbene Geliebte, den glühenden Treuering am Finger, den sprühenden Kranz im Haar, Mitternachts ihren Bräutigam in den gespenstischen Reigen der Willis hineinreisst, am Morgen aber seine Leiche unter einem Rosenstrauche gefunden wird.[26])

---

25) Wilh. Grimm, altdän. Heldenlieder Balladen u. Märchen S. 147—149. Von der Frau eines Edelmanns die aus dem Grabe zurückkehrt und von neuem manche Jahre mit ihm lebt, aber plötzlich wieder verschwindet als er einmal gegen ihr Verbot geflucht, erzählen Luther in den Tischreden und Andere, nach ihnen die Brüder Grimm in den Deutschen Sagen I, 153 fg.

26) Joh. Graf Mayláth, Magyarische Sagen u. Märchen S. 10. 11. [Nicht sterben können: Kompert, aus dem Ghetto S. 367 fgg. — Rückkehr des unbegrabenen Todten: Sisyphus: Scholiast zu Sophocl. Philoct. 611, vgl. 438.]

Hier kommt, nachdem wir bisher nur Poesien der neueren Zeit haben berühren können, auch eine Sage der alten Griechen in Betracht, die leider nirgend in vollständiger und unverfälschter Ueberlieferung, sondern nur in vereinzelten, zum Theil widersprechenden Beziehungen und schiefen Ausdeutungen auf uns gelangt ist, die Sage von Protesilaus und Laodamia. Protesilaus von Phylace war gleich im Beginn des trojanischen Krieges gefallen: da er, unter allen Griechen der erste, vom Schiffe sprang, hatte ihn wie Homer sagt ein dardanischer Mann[27]), nach Späteren Hector oder Aeneas getödtet.[28]) Hinter sich liess er ein Weib in übermässiger Trauer und ein halbfertiges Haus[29]); die Schriftsteller nach Homer geben jener den Namen Laodamia. Sie aber sehnte sich so sehr nach dem gestorbenen Gatten, Protesilaus so sehr nach dem verlassenen Weibe[30]), dass ihm endlich von dem Gotte der Unterwelt auf kurze Zeit die Heimkehr frei ge-

27) Iliad. II, 701. 702. [XV, 706. XIII, 681.] Nach späteren Berichten war dem der Tod geweissagt, der zuerst den troischen Boden betreten würde (Ovid. Heroid. XIII, 93. 94): Protesilaus kam um, indem er sich entweder aus Heldenmuth aufopferte (Hygin. Fab. CIII), oder indem er dem vorangesprungenen Ulysses arglos nachsprang: Ulysses aber war nicht auf troischen Boden, sondern auf seinen Schild gesprungen (Auson. Epitaph. her. XII aus dem Griechischen). Man brachte sogar den Namen des Protesilaus mit diesem seinem Tode in etymologische Beziehung: es sei eine unbewusste Prophezeiung gewesen, als ihn sein Vater so genannt (Auson. a. a. O.), oder er habe eigentlich Iolaus geheissen und erst nach seinem Tode und seines Todes wegen den andern Namen empfangen (Hygin. a. a. O.): in beiden Fällen soll Πρωτεσίλαος von πρῶτος und ἰλάομαι herkommen Darauf scheint auch Catull anzuspielen 63, 26. 27. ed. Lachm.: *nondum cum sanguine sacro hostia caelestis pacificasset heros.*

28) Hector nennen Ovid. Metam. XII, 67 (vgl. Heroid. XIII, 63 sqq.), Hygin. Fab. CIII und Lucian. Dial. mort. XXIII; den Aeneas Dictys Cret. II, 11; Andre noch Andere: vgl. Schol. Iliad. II, 698.

29) Iliad. II, 700. 701. Weiter weiss oder erzählt Homer von der ganzen Sage nichts. Warum soll hier übrigens δόμος ἡμιτελής nicht seine eigentlichste Bedeutung haben? Ein erst begonnenes, erst zur Hälfte gebautes Haus scheint das Frühe und Unvorgesehene des Todes schön zu bezeichnen. [5. Mos. 20, 5. 28, 30.] Auch Catull sagt 63, 25. 26. *protesilaeam domum inceptam frustra.* Alle andern Erklärungen, z. B. mit οἶκος χῆρος (Posidon. ap. Strab. VII. pg. 454.), ἡμίγαμος (Hesych.) ἄτεκνος (Eustath.) thun den Worten mehr oder weniger Gewalt an.

30) Sie waren erst neu vermählt: Catull. 64, 2. Lucian. l. l. Auson. Edyll. VI, 35. 36. Tzetz. Chiliad. II, 760. hist. LII.

geben wurde.[31]) Als er aufs neue von ihr geschieden, starb ihm bald auch die Gattinn nach, sei es vor Herzeleid, sei es durch Selbstmord[32]): er hatte sie zu sich gerufen.[33]) Auf seinem Grabe wurden noch zu Plinius Zeiten Bäume gezeigt die jedesmal verdorrten sobald sie hoch genug waren um Ilium zu erblicken, dann aber von neuem wuchsen und in die Höhe trieben.[34])

Das dänische Lied von Aage und Else enthält beides, die Unruhe des Todten über den Schmerz der verlassenen Geliebten und die Erfüllung des Wechselgelübdes.

Das war der Ritter Herr Aage:
Der ritt zur Insel weit,
Verlobte sich Jungfrau Else,
So eine schöne Maid,
Verlobte sich Jungfrau Else
Mit rothem Golde werth:
Darnach am Monatstage
Lag er in schwarzer Erd.

31) Properz I, 19, 7 fgg. Aristides t. III. pg. 374 C. und Lucian a. a. O. sprechen nur von seiner, Hygin a. a. O. nur von ihrer verlangenden Sehnsucht. Lucian hat den schönen Zug dass Protesilaus auf Plutos Frage ob er denn nicht aus der Lethe getrunken ihm antwortet: „Wohl: aber meine Liebe war zu gross." Mercur, der Seelenführer, muss ihn auf Proserpinens Rath für die Zeit der Heimkehr mit neuer Schönheit bekleiden. Bei Tzetzes a. a. O. 764 fgg. ist es Proserpina die von Mitleid bewogen ihren Gemahl um Wiederbelebung des Todten angeht. Nach Hygin CIII. CIV. erbat Laodamia seine Rückkehr auf drei Stunden, nach Stat. Silv. II, 7, 121 und Lucian auf einen vollen Tag; von drei Stunden spricht auch Minuc. Felix cap. XI, von einer Nacht Auson. Edyll. VI, 35. 36.

32) Sie hatte nach seinem zweiten Scheiden ein Bild von ihm in Wachs verfertigt, dem sie wie ihrem Gemahl liebkoste und wie einem Gotte opferte; als ihr Vater Acastus es verbrennen hiess, stürzte sie sich in die Flamme nach: Hygin CIV. vgl. CIII. CCXLI. Bei Ovid besitzt Laodamia ein solches Wachsbild schon da ihr Gatte noch lebend, aber auf dem Kriegszuge abwesend ist (Heroid. XIII, 151 sqq.): eine etwas nüchtern erfundene Vorbedeutung seines zukünftigen Scheinlebens. Z. 159 fgg. schwört sie bei seiner Rückkehr (wieder ein ominöses Wort), dass sie ihn, möge er nun umkommen oder am Leben bleiben, überall hin begleiten werde. In späteren Zeiten hat man die ganze Sage von der Wiederbelebung des Protesilaus dahin ausgedeutet, dass sich Laodamia nach seinem Tode ein ihm sehr ähnliches Bild von Holz habe machen lassen und dieses ihr sehr theuer gewesen sei: s. Tzetzes a. a. O. 770 fgg. Tzetzes selber lässt sie sich erstechen so wie sie seinen Tod vernommen (Z. 777 fgg.).

33) Bei Lucian sagt er zu Pluto: „Ich hoffe sie zu überreden dass sie mir hieher folge: so hast du in Kurzem statt eines Todten zwei."

34) Hist. nat. XVI,88.

Da war der Jungfrau Else
    Ihr Herz von Sorgen wund:
Das hörte der Ritter Herr Aage
    Tief unter schwarzem Grund:
Da nahm der Ritter Herr Aage
    Den Sarg auf seinen Rück,
Schwankte zu ihrem Kämmerlein,
    Ihm selbst ein schwer Geschick.

Er klopft' an die Thür mit dem Sarge,
    Weil er keine Haut hatt' an:
„Höre du, Jungfrau Else,
    Thu auf deinem Bräutigam!"
Da sprach die Jungfrau Else:
    „Ich schliess' meine Thür nicht auf
Bis du kannst Jesu Namen nennen,
    Wie du gekonnt sonst auch."

„Jedesmal dass du dich freuest
    Und dir dein Muth ist froh,
Da ist mein Sarg gefüllet
    Mit Rosenblättern roth:
Jedesmal du bist voll Sorgen
    Und dir ist schwer dein Muth,
Da ist mein Sarg gefüllet
    Ganz mit geronnenem Blut.

Es kräht der Hahn der rothe,
    Da will ich fort ins Grab:
Ins Grab müssen alle Todten,
    Da folg' ich mit hinab.
Schaue du zu dem Himmel
    Und zu den Sternlein auf:
Da kannst du schauen wie sachte
    Die Nacht wird ziehen herauf."

Das war die Jungfrau Else:
    Die schaute die Sternlein an;
Ins Grab versank der Todte:
    Gar nimmer sie ihn sah.
Heim ging die Jungfrau Else,
    Ihr Herz von Sorgen wund:
Darnach am Monatstage
    Lag sie in schwarzem Grund.[35])

---

35) Wilh. Grimm, Altdän. Heldenl. S. 73. 74. Original in: Udvalgte danske Viser af Nyerup 1, 210—217.

Man muss die lückenhafte Erzählung so ergänzen, dass Else ihren Bräutigam zum Kirchhof begleitet hat, eben wie in der altschottischen Ballade von Wilhelms Geist Margarete ihrem Geliebten durch die lange Winternacht nachfolgt, bis er in Nebel verschwindet, weil der Tag dämmert und die Hähne krähen.

Es kam ein Geist vor Margrets Thür
  Mit Stöhnen und mit Schrein,
Er drehte und klopfte an ihrem Schloss:
  Sie rief ihm nicht herein.

„Ist das mein Vater Philipp?
  Oder ists mein Bruder Johann?
Oder ists mein Treulieb Wilhelm,
  Von Schottland kommen an?“

„'s ist nicht dein Vater Philipp,
  's ist nicht dein Bruder Johann:
Es ist dein Treulieb Wilhelm,
  Von Schottland kommen an.

O süss Margret, o lieb Margret,
  Ich fleh dich, sprich zu mir,
Gieb mir die Lieb' und Treu zurück,
  Die ich gegeben dir.“

„Deine Lieb' und Treu bekommst du nicht,
  Die geb' ich nimmer hin,
Bis du in meine Kammer kommst,
  Mir küssest Wang' und Kinn.“

„Käm' ich zu dir ins Kämmerlein,
  Ich bin kein irdscher Mann,
Und küsst' ich deinen rothen Mund,
  Dein Ende käm heran.

O süss Margret, o lieb Margret,
  Ich fleh dich, sprich zu mir,
Gieb mir die Lieb' und Treu zurück,
  Die ich gegeben dir.“

„Deine Lieb' und Treu bekommst du nicht,
  Die geb' ich nimmer hin,
Bis du mich über den Kirchhof führst,
  Mich nimmst zur Ehgattin.“

„In einem Kirchhof überm Meer
  Ist begraben mein Gebein:
Der jetzo zu dir spricht, Margret,
  Das ist mein Geist allein.“

Sie streckte aus ihre weisse Hand
Und sprach ihm freundlich zu
„Nimm deine Lieb' und Treu zurück:
Gott schenke dir die Ruh!"

Sie schürzte die Kleider hoch empor
Bis nah an ihre Knie,
Und durch die lange Winternacht
Gieng hinter der Leiche sie.

„Wilhelm, ist Raum zu Haupte dir
Oder Raum zu den Füssen dein,
Oder ist an deiner Seite Raum,
Dass ich da mag schlüpfen ein?"

„Margret, kein Raum ist mir zu Haupt,
Kein Raum zu den Füssen mein,
Auch ist kein Raum zur Seite mir:
Ganz eng nur ist mein Schrein."

Da krähte der rothe rothe Hahn,
Da krähte der graue so hell.
„'s ist Zeit, 's ist Zeit, mein lieb Margret:
Nun geh von hinnen schnell!"

Nicht sprach er mehr zu Margaret:
Mit Stöhnen und mit Schrein
Schwand das Gespenst in Nebel hin
Und liess sie ganz allein.

„O bleib, mein einzig Treulieb, bleib!"
Rief Treu-Margret „o bleib!"
Ihre Wange erbleichte, ihr Auge brach,
Todt lag ihr holder Leib.[36])

Entsetzlicher als in dieser Ballade, wo sich der Todte gleich als solchen kund giebt, gestaltet es sich, wenn der dem Andern unbewusst gestorbene seinen Tod verhehlt und Leben lügt und mit der unheimlichen Freude des Wiedersehens so lange täuscht, bis er endlich als Bote des Todes da steht [Volkslieder aus der Bretagne S. 60 fgg. 235]. Einfach und noch tröstlich ist die Darstellung in einem kuhländischen Liede: in dem Augenblicke wo das Mädchen ihrem Geliebten die Hand reicht ist es

36) Percy, Reliques of ancient english poetry vol. III (Lond. a. Francf. 1791.) pg. 112—114. Herders freiere Uebersetzung ward zuerst in den Fliegenden Blättern von deutscher Art und Kunst gedruckt (Hamb. 1773.) S. 49. 50. Es soll noch eine altenglische Ballade ähnlichen Inhalts geben: s. Wilh. Grimm, Altdän. Heldenlieder S. 506. vgl. Wolff, Halle der Völker I, 30 (250). 45 (ib.).

um sie geschehen und der Tod hat seine Beute; aber es ist ein Segen für sie: nun kommt sie mit ihrem grünen Kränzlein in den Himmel.

Es gieng ein Knäblein sachte
Wohl an das Fensterlein:
„Schön Liebchen, bist du drinnen?
Steh auf und lass mich ein.“

„Ich kann mit dir wohl sprechen,
Einlassen darf ich dich nicht:
Bin schon mit einem versprochen,
Keinen andern mag ich nicht.“

„Mit dem du bist versprochen,
Schön Liebchen, der bin ich:
Reich mir dein schneeweiss Händlein,
Vielleicht erkennst du mich.“

„Du duftest mir ja nach Erde:
Vermeine, du bist der Tod.“
„Soll ich nicht duften nach Erde,
Wenn ich habe drunten gelegen?

Weck' auf deinen Vater und Mutter,
Weck' auf die Freunde dein:
Grün Kränzlein sollst du tragen
Bis in den Himmel hinein.“[37])

Göthens Braut von Corinth gewinnt dadurch an Eindringlichkeit, dass sie zugleich das gespenstische Nachleben des Heidenthums ausdrückt; aber der Hauptgedanke der Dichtung stellt sich nicht rein vor Augen: es ist nicht bloss das Gelübde was die beiden Verlobten zusammenführt, sondern auch der Vampyrismus, und in so fern erscheint der Bräutigam nur als zufälliges erstes Opfer.[38])

„Aber aus der schwer bedeckten Enge
Treibet mich ein eigenes Gericht.
Eurer Priester summende Gesänge
Und ihr Segen haben kein Gewicht;

37) Meinert I, 3.

38) Gerade wie in einer bekannten nordischen Sage bei Saxo Grammaticus (Hist. dan. lib. V. pg. 91 sq.) der verstorbene Asvit seinen Freund Asmund, der sich lebendig mit ihm hat begraben lassen, nächtlicher Weile anfällt, nicht etwa um den Freund sich nachzuziehen, sondern weil die gleichfalls mit begrabenen Thiere, Ross und Hund des Todten, bereits verzehrt sind und nun seiner vampyrischen Gefrässigkeit keine andere Beute mehr übrig bleibt.

Salz und Wasser kühlt
Nicht wo Jugend fühlt:
Ach die Erde kühlt die Liebe nicht.

Dieser Jüngling war mir erst versprochen,
Als noch Venus heitrer Tempel stand.
Mutter, habt ihr doch das Wort gebrochen,
Weil ein fremd, ein falsch Gelübd' euch band?
Doch kein Gott erhört,
Wenn die Mutter schwört
Zu versagen ihrer Tochter Hand.

Aus dem Grabe werd' ich ausgetrieben
Noch zu suchen das vermisste Gut,
Noch den schon verlornen Mann zu lieben
Und zu saugen seines Herzens Blut.
Ists um den geschehn,
Muss nach andern gehn,
Und das junge Volk erliegt der Wuth.

Schöner Jüngling, kannst nicht länger leben:
Du versiechest nun an diesem Ort.
Meine Kette hab' ich dir gegeben,
Deine Locke nehm' ich mit mir fort.
Sieh sie an genau:
Morgen bist du grau,
Und nur braun erscheinst du wieder dort.

Höre, Mutter, nun die letzte Bitte:
Einen Scheiterhaufen schichte du,
Oeffne meine bange kleine Hütte,
Bring' in Flammen Liebende zur Ruh!
Wenn der Funke sprüht,
Wenn die Asche glüht,
Eilen wir den alten Göttern zu.

Die Quelle aus welcher Goethen der Stoff zugeflossen ist, ein fragmentarischer Brief in Phlegons von Tralles Buch von wunderbaren Dingen Cap. I[39]), weiss nichts von einem früheren Verlöbniss der beiden Liebenden, Machates und Philinnion, und erzählt das Ganze nur als einen vampyrischen Spuk.

Aber in gänzlichem Widerspruch mit allen bisher aufgeführten Dichtungen steht das deutsche Lied vom Reitersmann der

---

39) Joh. Meursii Opp. ed. Joh. Lamii vol. VII. col. 80—84. Eine italiänische Sage in Lothars Sammlung (Volkssagen und Märchen der Deutschen und Ausländer S. 224. 225) stimmt mit Phlegon so buchstäblich überein, dass ihre Echtheit sehr verdächtig wird.

sein Grab in weiter Ferne verlässt, zur Geliebten reitet und sie heimführen will.

„Es stehn die Stern' am Himmel,
Es scheint der Mond so hell;
Die Todten reiten schnell.

Mach' auf, mein Schatz, dein Fenster,
Lass mich zu dir hinein:
Kann nicht lang bei dir sein.

Der Hahn der thät schon krähen,
Er singt uns an den Tag:
Nicht lang mehr bleiben mag.

Weit bin ich hergeritten;
Zweihundert Meilen weit
Muss ich noch reiten heut.

Herzallerliebste meine,
Komm setz dich auf mein Pferd:
Der Weg ist Reitens werth.

Dort drinn im Ungerlande
Hab' ich ein kleines Haus:
Da geht mein Weg hinaus.

Auf einer grünen Haide
Da ist mein Haus gebaut
Für mich und meine Braut.

Lass mich nicht lang mehr warten:
Komm, Schatz, zu mir heraus,
Weil fort geht unser Lauf.

Die Sternlein thun uns leuchten,
Es scheint der Mond so hell;
Die Todten reiten schnell."

„Wo willst mich denn hin führen?
Ach Gott! was hast gedacht
Wohl in der finstern Nacht?

Mit dir kann ich nicht reiten:
Dein Bettlein ist nicht breit,
Der Weg ist auch zu weit.

Allein leg du dich nieder:
Herzallerliebster, schlaf
Bis an den jüngsten Tag."[40])

Diesen leeren, Alles aufhebenden Schluss können wir, falls überhaupt das Ganze ein echtes altes Volkslied und nicht wie so manches im Wunderhorn bloss von den Herausgebern unterge-

40) Wunderhorn II, 19. 20.

schoben ist, unmöglich für den ursprünglichen halten: dieser muss gewesen sein wie in allen entsprechenden Dichtungen. Darauf führt auch die Art in welcher hie und da ein Bruchstück eines gewiss nah verwandten andern Liedes vorkommt. In einem niederländischen Blaubartsmärchen singt der Herr der die Jungfrau nach seinem Schloss d. h. dem Tode entgegen führt:

„Der Mond scheint so hell,
Meine Pferde laufen so schnell:
Süss Lieb, reut dichs auch nicht?"[41])

Und bei einer gleich bedeutsamen Gelegenheit lässt Hippel dieselben Zeilen singen: «Am Heck sang ein Bauermädchen ein bekanntes Volkslied in gleich bekannter Melodie, indem sie das Heck öffnete:

„Der Mond scheint hell,
Der Tod reitt schnell:
Feins Liebchen, graut dir auch?"[42])

Die ehemalige weite Verbreitung dieses nun verschollenen Liedes beweist die Wiederkehr ganz ähnlicher fragmentarischer Zeilen in Dännemark und Norwegen:

„Der Mond scheint,
Der todte Mann greint:
Wird dir nicht bange?"[43])

Eben diess Lied und namentlich eben diese Verse sind es nun die im Sommer des Jahres 1773 Gottfr. Aug. Bürgern angeregt haben die Lenore zu dichten. Es wird aus seinem Munde erzählt, er habe eines Abends bei Mondschein ein Bauermädchen singen hören:

„Der Mond der scheint so helle,
Die Todten reiten so schnelle:
Feins Liebchen, graut dir nicht?"[44])

wie es in der Lenore heisst

„Herzliebchen, komm! der Mond scheint hell;
Wir und die Todten reiten schnell" —

---

41) Märchen d. Br. Grimm III, 77. [vgl. Müllenhoffs Sagen 164. Gudrunar hvöt 18. 19.]

42) Lebensläufe in aufsteig. Linie III (Berl. Ausg. v. 1828), 215.

43) Gräters Idunna u. Hermode 1812. S. 60.

44) Bürgers Leben v. Althof in Bürgers Sämmtl. Werken Th. V. (Gött. 1829) S. 204.

und

„Graut Liebchen auch? Der Mond scheint hell;
Hurrah! die Todten reiten schnell.
Graut Liebchen auch vor Todten?"

Die Briefe die Bürger selbst in Betreff der Lenore an seinen Freund Boie geschrieben bestätigen theils, theils ergänzen sie diese Nachricht. «Ich habe» heisst es im ersten derselben vom 19. April 1773, «eine herrliche Romanzengeschichte aus einer uralten Ballade aufgestört. Schade nur, dass ich an den Text der Ballade selbst nicht gelangen kann.» In zwei späteren (vom 18. und vom 20. September) wird jedoch eine vereinzelte Stelle daraus angeführt: «Graut Liebchen?» «Nein: ich bin ja bei dir;» wie nun in der Lenore

„Graut Liebchen auch vor Todten?"
„Ach nein! Doch lass die Todten!"

Und J. H. Voss, der Herausgeber dieses interessanten Briefwechsels, fügt den Bericht hinzu, die Dienstmagd welcher Bürger den Stoff verdankte (sie hiess Christine) habe aus dem alten Liede nur noch die beiden Zeilen

„Der Mond der scheint so helle,
Die Todten reiten schnelle"

und einzelne Worte des Gesprächs gewusst: «Graut Liebchen auch?» «Wie sollte mir grauen? ich bin ja bei dir.»[45])

Wenn so vollgültigen Zeugnissen gegenüber die Herausgeber des Wunderhorns zu dem oben mitgetheilten Liede vom Reiters-

---

45) Morgenbl. f. 1809. No. 141. u. 245. Dazu kommt noch ein Zeugniss A. W. v. Schlegels. „Auch mir hat Bürger auf die Frage ob er kein älteres Lied vor Augen gehabt geantwortet, er habe einige Winke aus einem plattdeutschen Volksliede benutzt. Dieses Volkslied sei ihm aber nie vollständig vorgekommen: eine Freundinn habe ihm nach dunklen Erinnerungen davon erzählt. Nur wenige Zeilen die ihr etwa im Gedächtniss geblieben habe sie ihm vorsagen können, und unter diesen seien folgende gewesen:

Wo lise, wo lose
Rege hei den Ring!

Wie leise, wie lose regte er den Ring: als Wilhelm nämlich in der Nacht vor die Thür der Geliebten kommt. Diess Gespräch ist mir noch so erinnerlich, dass ich die Richtigkeit alles Obigen zuversichtlich verbürge:" Neuer deutscher Mercur 1797. S. 394, Vgl. bei Bürger

„Und horch! und horch! den Pfortenring
Ganz lose leise klinglingling!"

mann bemerken, Bürger habe diess ganze bei Nacht aus einem Nebenzimmer gehört, d. h. auf diesem Wege sei er zu Inhalt und Form seiner Ballade gelangt, so gewinnen sie damit nur, dass sich der Verdacht gegen die Echtheit ihres Liedes von neuem steigert.

Eben so unwahr und keiner weiteren Beachtung werth ist die selbstgefällige Meinung einiger englischen Kritiker, das Original zu Bürgers Ballade sei die oben übersetzte schottische oder die Anm. 36 angeführte altenglische gewesen[46]). Freilich war Bürgern Percys Balladensammlung lieb und werth und für sein Dichten förderlich; freilich ist in den alleräussersten Umrissen die Geschichte hier und dort die gleiche: innerhalb derselben kann jedoch kaum eine grössere Verschiedenheit stattfinden.

Ueberhaupt giebt es für die Lenore weder ein deutsches noch ein ausländisches Original: man darf nur von Gedichten reden die Bürgern eine ganz äusserliche Veranlassung, eine zufällige Anregung gewesen seien, die ihn auf eine passliche Gestaltung und Decoration seines Gedankens geleitet haben. Denn die Lenore hat einen durchaus andern, einen grausenhafteren und trostlosern Sinn als alle bisher aufgeführten Sagen und Märchen und, man kann es mit Zuversicht behaupten, als jenes norddeutsche Volkslied das zu ihr den ersten Anstoss gegeben. Nicht darum nimmt das trügerische Gespenst die Geliebte mit sich, um wenigstens im Tode die Vereinigung zu feiern die ihnen im Leben nicht vergönnt war, sondern es tritt als himmlischer Rächer auf um für Lenorens Frevel, für ihr verzweifelndes Hadern mit Gott ihr junges Leben hin zu opfern:

„Geduld! Geduld! Wenn 's Herz auch bricht,
Mit Gott im Himmel hadre nicht!
Des Leibes bist du ledig:
Gott sei der Seele gnädig!"

Ja zuletzt ist es (und wir können nicht umhin diese Wendung als geschmacklos zu bezeichnen, sie vertauscht das Concrete gegen ein Abstractes, die Person gegen eine Personification), zuletzt ist es nicht einmal der Geliebte, sondern der Tod selbst, der sich in Wilhelms Leib nur gekleidet hat, der Tod in den dieser sich gleichsam verklärt:

46) Wilh. Grimm, Altdän. Lieder S. 506. Val. Schmidt, Balladen und Romanzen S. 18.

Ha sieh! ha sieh! im Augenblick —
Huhu! ein grässlich Wunder —
Des Reiters Koller Stück für Stück
Fiel ab wie mürber Zunder:
Zum Schädel ohne Zopf und Schopf,
Zum nackten Schädel ward sein Kopf,
Sein Körper zum Gerippe
Mit Stundenglas und Hippe.

In neuester Zeit hat ein dramatischer Dichter[47]) den verdienstlichen Versuch gemacht die Lenore zu einer volks- und sagenmässigeren Gestalt zurückzuführen.

In den altdeutschen Blättern 1, S. 202—204 hat Hoffmann von Fallersleben noch folgende Nachträge zu der vorstehenden Abhandlung gegeben.

Zu Anm. 35. Die Geschichte von Aage und Else war überall im Norden einheimisch; ich füge hier das schwedische Volkslied bei.

Klein Christel und ihr Mutter die legten Gold auf die Bahr;
Klein Christel sie weint ihren Bräutigam aus dem Grab hervor.

Er klopft an die Thüre mit den Fingern klein:
‚Steh auf, klein Christel, und lass mich ein!'

„Mit keinem hab ich Verlöbnis gemacht
Und keinen lass ich ein bei Nacht."

‚Steh auf, klein Christel, den Riegel entschieb,
Ich bin der Jungknab, der dir einst war so lieb.'

Die Jungfrau erhebt sich, kommt eilig herfür,
Entschiebt den Riegel und öffnet die Thür.

Sie setzet ihn auf den goldenen Schrein,
Sie badet die Füss ihm im klarsten Wein.

Sie breiten die Polster wohl unter sich her,
Sie kosen so viel, sie schlafen nicht mehr.

Nun aber beginnen die Hähne zu krähn,
Die Todten sie müssen nun heime gehn.

Und die Jungfrau steht auf, beschuht sich alsbald,
Sie folget dem Jungknab durch den langen Wald.

Und als sie den Kirchhof haben erreicht,
Des Knaben Goldhaar plötzlich erbleicht.

---

47) Karl v. Holtei in seinem Singspiel Lenore, zuerst aufgeführt zu Berlin im J. 1828. [Ein früherer Versuch ist der von Kind: Schön-Ella. Leipzig 1825. Hoffmann.]

,Und schau, schöne Jungfrau, wie der Mond da prangt!'
Und der Jungknab schnell vor ihr verschwand.
Da setzt sie sich nieder wohl auf sein Grab:
„Hier sitz ich bis Gott mich rufet ab."
Und Antwort gab der junge Knab:
,Geh heim, klein Christel, geh heim, lass ab!
So manchmal dir hier eine Thrän' entquillt,
So wird mein Sarg mit Blut gefüllt.
So manchmal auf Erden dein Herz sich freut,
So wird mein Grab mit Rosen bestreut.'

Eine andere Uebersetzung in Mohnike, Volkslieder der Schweden. I. Band (Berlin 1830) S. 39. 40. Das Original in Svenska Folkvisor af Geijer och Afzelius. I, 29—31; ein anderer Text das. III, 204—206.

Zu S. 421 unten. Die Herausgeber des Wunderhorns erhielten das Lied zugeschickt, nach Arnims ausdrücklicher Versicherung, Heidelberg. Jahrbücher 1811. Intelligenzblatt no. 21, S. 162.

Zu Anm. 45. Ausser Schlegel liessen sich damahls auch noch andere glaubwürdige Stimmen vernehmen, die uns ein Zeugnis sein können für die deutsche Heimat der Lenorensage und dafür dass Bürger wenig aus der Volkssage und das Meiste aus sich schöpfte. Ein Ungenannter in der Neuen Berlinischen Monatschrift 1799, II. Band S. 389 fgg. entkräftet die Meinungen englischer Critiker, dass nämlich B. aus einer collection of old Ballads (London 1723) den Stoff zu seiner Lenore entlehnt habe, und berührt dann schliesslich die deutsche Volkssage (S. 393): „Hingegen ist es ausgemacht, dass in Niederdeutschland eine Legende dieser Art seit langen Jahren unter dem Volke circuliert hat. Der Schreiber dieser Zeilen, ein Universitätsfreund Bürgers, kann diess aus eigener Erfahrung bestätigen. Als er von Bürgern die Lenore noch in Handschrift zugeschickt erhielt, las er in Meklenburg sie einer gebildeten Frau, die eines Amtmanns Tochter aus dem Hannöverschen war, vor; sie erinnerte sich aus ihrer Jugend des Hauptinhalts derselben sehr deutlich, und namentlich der zwei Reimzeilen: *Der Mond scheint hell; die Todten reiten schnell.* Bürger selbst gestand, dass er aus den gehörten Fragmenten eines plattdeutschen Volksliedes die Veranlassung zu seiner Ballade erhalten hätte: aber wahrscheinlich, aus seinen Aeusserungen zu schliessen, hörte er nicht einmahl so viel davon, als doch noch davon zu hören ist. — Das Geschichtchen ist so alt, dass es sehr wohl weit und breit, und selbst nach England hin, kann herumgekommen sein. Es ist so alt, dass es aus seiner poetischen Form, die es gewiss ursprünglich hatte, jetzt im Munde des Volkes zu blosser Prosa aufgelöst ist, einige wenige Reime ausgenommen. — Herr Cordes berichtet, dass seine Stiefmutter, welche jetzt in ihrem 71sten Jahre zu Rheine im Bisthum Münster, fünf Meilen von Glandorf, lebt, ihm mehrmahls diess Geschichtchen erzählt und versichert hat, es in ihrer Jugend oft gehört zu haben. Auch in Glandorf ist es verschiedenen Personen bekannt, namentlich einem 75jährigen Manne. Der Gang der Erzählung ist folgender: Der Geliebte geht unter die Soldaten. Er wird getödtet und

erscheint Nachts an der Thür seiner Geliebten, wo er leise anklopft. Sie fragt, wer da sei? Dyn Lêf is dâr, lautet die Antwort. Sie geht hinaus, setzt sich hinter ihm aufs Pferd, und sie sprengen im schnellsten Galopp davon. Nun sagt der Geist genau mit den nämlichen Worten:

De Mônd de schynt so helle,
De Doden ryet so snelle.
Fyns Lêfken, gruwelt dy ôk?

Sie antwortet: Wat schol my gruweln! du büst ja by my! Endlich reitet er auf einen Kirchhof. Die Gräber öffnen sich; Pferd und Reiter werden verschlungen; das Mädchen bleibt zurück in Nacht und Finsternis. Sapperment! et schol ên wul gruweln! pflegt der Alte launig hinzuzusetzen."

Hffm.



Karl Friedrich Drollinger.

(Academische Festrede. Basel 1841. 40 Seiten in 8°.)

Es war am vierten des Brachmonats 1743, als mein erster Vorgänger in der deutschen Professur, Joh. Jac. Spreng, das neugeschaffene Lehramt mit einer Trauerrede und Trauerode zum Gedächtniss des ein Jahr zuvor in Basel verstorbenen Dichters Karl Friedrich Drollinger feierlich eröffnete. Seitdem ist über die Welt, ist über Basel ein Jahrhundert dahin gegangen, und hat Grosses wie Kleines verwischt und ausgelöscht und umgestaltet. Die schöne den Baslern eigenthümliche Schrift, eine Erfindung von Joh. Jac. Spreng dem Vater, Schreibmeister am Gymnasium, wird eben jetzt von den Behörden wieder aberkannt; der Markgräfische Hof, der unter Drollingers Augen erbaut und Jahre lang von ihm als Badischem Archivar ist bewohnt worden, findet durch uns eine Bestimmung die mit der früheren wenig mehr gemein hat; die sechzig Gedichte Drollingers, die sechs Hunderte Sprengs sind von der höher gestiegenen Flut der jüngeren Litteratur an die Seite geschwemmt worden, und liegen versandet und vergessen da; beide Namen gehören schon seit langem nicht mehr dem lebendig vertrauten Umgang an, sondern sind, der eine für Deutschland, der andere für Basel, beinahe nur noch Eigenthum der litterarhistorischen Ueberlieferung.

Es hat sich aber, und wer möchte das tadeln? für die academische Feierlichkeit, die alljährlich an dieser Stätte sich wiederholt, fast zur Uebung erhoben, dass aus der Geschichte der Vaterstadt, des Vaterlandes bedeutende Persönlichkeiten oder Zustände dem Enkel vor Augen geführt werden, ihm zum Vorbild und zur

Ermuthigung, den Vätern zum Ruhm, der waltenden Vorsehung zum Danke. So möge denn auch mir, dem für dieses Jahr mit dem Rectorsamte die ehrende Aufgabe geworden ist die höchsten Behörden des Staates und seiner Schulen und alle die Bürger, welche durch Pflicht und Recht oder aus freier Liebe den Schulen befreundet sind, im Namen der Universität dankend zu begrüssen: es möge mir heut eben ein solcher Blick in Basels Vergangenheit gestattet sein, ein Blick auf das Leben und die dichterische Bedeutung jenes Karl Friedrich Drollinger.

Zwar entgeht mir nicht, und ich gestehe es gerne zu, dass diese Schilderung für mich um vieles schwieriger wird, als sie für meinen Vorgänger gewesen. Spreng hatte bei seiner Gedächtnissrede den grossen Vortheil persönlicher Bekanntschaft, ja der vertrautesten Befreundung mit dem Verstorbenen; er hatte den grossen Vortheil, dass auch in dem weiten Kreise seiner Zuhörer wohl Niemand sass, der Drollinger nicht gekannt, nicht geachtet hatte, und mehr als Einer der den Verlust des geliebten Freundes gleich dem Redner mit erneutem Schmerz betrauerte. Solcher gemüthlich fruchtbaren Bezüge muss ich entbehren: mir verbleibt nur die rein objective Betrachtung. Aber ich weiss nicht ob damit der 4. November 1841 wirklich im Nachtheil stehe gegen den 4. Juni 1743. Denn offenbar können wir heute gerechter, wir können unbefangener und wahrhafter sein: heute braucht kein Tadel aus Schonung verschwiegen zu werden; heute wird keine Freundesgunst das Lob übertreiben; heut ist der Eitelkeit des Redners kein Anlass gegeben den Freund und Meister nur deshalb so masslos zu rühmen, damit ein Theil des Ruhmes zurückfalle auf den Freund und Schüler; und was endlich das wichtigste ist, dem Urtheil des heutigen Tages kommt das ganze seit Drollinger verflossene Jahrhundert zu Gute: wir vermögen mit grösserer Sicherheit zu erkennen, welche historische Bedeutung dieser Dichter gehabt, welchen Platz in dem Stufengange der deutschen Litteratur er eingenommen, welche Vorfahren, welche Nachfolger er in demselben besessen habe; wir können auf Grund der Ereignisse und der Erfahrungen eines Jahrhunderts den Werth der hier in Rede stehenden Rechnungssätze genauer bestimmen, und so in dem Hausbuche der Baslerischen Culturgeschichte das Blatt, welches Drollinger betrifft, einer nochmaligen Ueberrechnung unterwerfen. Das Resultat [illegible] einer solchen wird um

vieles günstiger, dem heimatlichen Stolze noch um vieles erfreulicher sein als alle lobpreisenden Ausrufungen Sprengs: denn so erst kann und wird sich ergeben, dass zu den Schriftstellern, welchen die deutsche Litteratur ihre letzte und höchste Erhebung verdankt, auch unser Drollinger, zu den Städten, welche in der litterarischen Geographie als Ausgangspuncte neuer Bewegungen und Umwälzungen zu nennen sind, auch unser Basel mit gehöre. So glaube ich für den heutigen Vortrag die Theilnahme Ihrer Vaterlandsliebe ansprechen zu dürfen, und hoffe und erbitte mir von dieser diejenige Nachsicht, deren ich, nicht gewohnt als öffentlicher Redner aufzutreten, im vollsten Maasse bedarf.

Karl Friedrich Drollinger war geboren zu Durlach am 26. Christmonats 1688, Sohn eines strengen, liebevollen, zärtlich geliebten Vaters, welcher damals das Amt eines Badischen Rechnungsrathes bekleidete. Bald nachher jedoch ward derselbe zum Burgvogte in der Herrschaft Badenweiler ernannt, und so geschah es, dass unser Drollinger, nachdem Erziehung und Unterricht im elterlichen Hause vollendet waren, im Jahre 1703 nach dem freundlich benachbarten Basel herüberzog um sich an hiesiger Universität nächst weiterer Betreibung derjenigen Wissenschaften, welche der philosophischen Facultät zugewiesen sind, namentlich dem Studium der Rechte zu widmen, letzterem unter väterlicher Leitung des Professors Joh. Jac. Battier. Die bescheidene Bedächtlichkeit, welche Drollinger durch sein ganzes Leben begleitete (sein Wahlspruch sei gewesen «Eile mit Bedacht!») liess ihn die Bewerbung um den Grad eines Licentiaten beider Recte bis zum Jahre 1710, freilich erst seinem 22. Lebensjahre, hinausschieben; er erlangte denselben mit rühmlicher Vertheidigung einer staatsrechtlichen Dissertation *de Praescriptionibus inter gentes.* Mit diesem Beschluss seiner academischen Studien war jedoch sein Aufenthalt in Basel nicht beschlossen: er sollte unsrer Stadt für immer erhalten werden: darin trafen die Wünsche seiner treu anhänglichen Liebe mit dem Willen seines Landesherrn zusammen, der ihm, zuerst als blossem Registrator, worauf aber bald die Namen höherer Rangstufen folgten, endlich der eines Hofrathes und geheimen Archivars, die Ueberwachung des Archivs und der übrigen Schätze des Baden-Durlachischen Hauses anvertraute, welche seit der Einäscherung Durlachs durch die Franzosen (1689) in dem Markgräfischen Hof zu Basel verwahrt wur-

den. Er pflegte dieses Amtes mit treuestem Diensteifer; getrieben und unterstützt von persönlicher Neigung für die Alterthümer der Sprache und der Kunst, insbesondre für die Numismatik, brachte er nach und nach das Archiv, die Bibliothek, die Münzsammlung, die Kunstkammer aus dem Zustande wüster Verwirrung, in welchem sie ihm übergeben worden, zur saubersten wohlthuendsten Ordnung und Uebersichtlichkeit, und veranlasste zuletzt noch den festen und prächtigen Neubau des Palastes, den wir noch heut als eine der schönsten Zierden unsrer Stadt und als nicht den unschönsten Theil unsers neuen Spitales betrachten. Und sonst auch fand er mehrfache Gelegenheit die Liebe zum Fürsten und zum Heimatlande zu bethätigen. So bei den Ansprüchen die Baden-Durlach auf einige Aemter in Würtembergischem Besitze machte; der Streit hatte schon lange Zeit unentschieden geschwebt: Drollingers staatsrechtliche und archivarische Gelehrsamkeit wendete ihn endlich zu Gunsten Badens.

Recht von Herzensgrunde aber war er doch der Stadt zugethan, hieng an der Stadt mit den tiefsten und zartesten Wurzeln seines Lebens fest, die seine Jugend gebildet hatte, und nun seine Mannesthätigkeit umschloss. Hier hatte er seine liebsten, zum Theil schon im Knaben- und Jünglingsalter gewonnenen Freunde, hier einen August Johann Buxtorf, Pfarrer zu St. Elisabethen, mit welchem seine poetischen Uebungen, einen Benedict Stähelin, Professor der Physik, mit welchem seine Liebhaberei für die Botanik, einen Joh. Rud. Huber, mit welchem als einem geschickten Maler seine kenntnissvolle Neigung zu den schönen Künsten ihn noch inniger verband; und auch ausserhalb dieses engern Kreises trat dem frommen, gelehrten, emsig thätigen, überall mit Rath und That behilflichen Manne eine Liebe und Verehrung entgegen, welche ihn vergessen liess, dass er von Geburt hier nicht zu Hause sei, welche ihm Zeugniss gab, dass er, der Fremde, dennoch in den Herzen Aller das Bürgerrecht geniesse. Die Gerichtshöfe trugen kein Bedenken ihn gelegentlich um Rathschläge und Gutachten anzugehen, und die Regierung freute sich bei etwanigen Misshelligkeiten mit dem Badischen Hofe jedesmal in Drollinger einen eben so wohlmeinenden als geschickten Vermittler zu finden. «Mehrentheils,» sagt Spreng, «mehrentheils pflegt man in den freien Städten, und also auch hier, die Fremden mit stolzen oder scheelen Augen anzusehen.

Ganz anderst ergieng es unserm Wolseligen. Kinder und Greisen, Reiche und Arme stunden vor Ihm auf. Jedermann wollte Ihn kennen, lesen und hören; Jedermann konnte auch zu diesem Glücke gelangen, und seiner Zuneigung versichert sein, der nur Künste, Tugend und unser Vaterland liebte. Kaum hatte ein solcher Dessen edles Herz geprüfet, so fand er Ihn, aus helvetischer Eigenliebe, auch würdig, ein Miteidsgenoss und ein nicht geringer Teil Basels zu sein. Dessen Ehre war allso unsere eigene und unsers Vaterlandes Ehre.» «Schwärlich geht die Afterrede und Tadelsucht irgendwo mehr im Schwange, als allhier; und schwärlich wird sich auch der Unschuldigste unter uns berühmen können, dass er von selbiger immerfort verschohnet geblieben. Gleichwol hat unser Drollinger, und vielleicht der einige Drollinger, diesen Ruhm mit Sich in das Grab genommen, dass Ihm nicht nur von seinen hiesigen Nebenbürgeren die Acht- und Dreyssig Jahre hindurch, die Er unter ihnen zugebracht, nichts Ungleiches nachgeredt worden, sondern auch, dass Keiner derselben jemals Dessen Namen anderst, als mit sonderbarer Achtung und Verehrung, angezogen.»

Deshalb mag man auch gerne glauben, was eben derselbe Redner von dem trauervollen Schrecken erzählt, der ganz Basel ergriffen habe, da am ersten Brachmonats 1742 ein plötzliches Dahinscheiden dem Leben Drollingers und seinen langjährigen Leiden am Halbkopfwehe, der schmerzlichen Frucht seines archivarischen Fleisses, ein Ende setzte. «So bald erfuhr kein Bürger diese betrübte Zeitung, dass er solche nicht in der Bestürzung Allen, die ihm vorkamen, und diese sie hinwiederum ihren Nachbarschaften kund machten. Allso flog das eilige Gerüchte von Hause zu Hause, von Strasse zu Strasse, dass von selbigem, und zugleich von Leide und von Klagen, inner wenigen Stunden die ganze Stadt erfüllet war. Dergleichen Exempel, wenn wir solche Fürsten und gekrönte Häubter nur ausnemen, deren Stand und Fall uns sehr nahe gehen muss, versichert in Basel noch von keinem Fremden jemals erhöret worden.»

So ward ihm sein längst gehegter, oft geäusserter Wunsch erfüllt: er fand die letzte Ruhestätte in seinem theuren Basel; «ein ganzes Volk,» heisst es bei Spreng, begleitete die Leiche, die Leiche seines «getreuen Rahtes und Bürgers;» Brüder und Bruderssöhne (Weib und Kind hinterliess er nicht) setzten ihm

einen Denkstein; und ein Jahr nach dem Begräbnisstage erneuerte die Antrittsrede des ersten öffentlichen Professors der deutschen Beredsamkeit und Poesie das trauernde Gedächtniss des Freundes und Lehrers, des Begründers der deutschen Gesellschaft in Basel, «des helvetischen Opitz.»

Diese Seite Drollingers, sein litterarisches Leben und Streben, ist uns jetzo noch übrig insbesondere zu schildern. Um ihn jedoch von dieser Seite, ihn inmitten seiner Zeitgenossen, recht ins Auge fassen und beurtheilen zu können, müssen wir uns fürs erste auf einen weiter zurückgelegenen Standpunct begeben, und von da aus nach und nach wieder heranzutreten suchen.

Bekanntlich ist der sogenannte Vater der deutschen, d. h. der neueren deutschen Poesie Martin Opitz, ein Schlesier. In der That bezeichnet auch sein Name und bildet seine Zeit, das zweite Viertel des siebenzehnten Jahrhunderts, eine Hauptepoche der deutschen Litteraturgeschichte: denn in ihr ward zu dem stolzen Gebäude, dessen Aufführung unsre Väter mit angeschaut haben, der erste Grund gelegt. Das sechzehnte Jahrhundert hatte wohl die Sprache festgestellt, aber nicht die Litteratur: dazu war diese Sprache noch zu jung, die barbarische Verwirrung des abtretenden Mittelalters noch zu nah, der Einfluss der neugewonnenen Lateingelehrsamkeit noch zu wenig in die gebührenden Schranken zurückgewiesen, noch zu schroff der Zwiespalt zwischen der Poesie der Gelehrten und der Poesie des Volkes. Opitz war es, der in Gemeinschaft theilweis noch begabterer Freunde zuerst in dieses Chaos Maass und Ordnung brachte, und die gährenden Elemente hier sonderte, dort verknüpfte. Maass und Ordnung, das war sein grosses, aber auch sein einziges Verdienst: er wusste der Aufgabe, die der neuen Litteratur gestellt war, nur noch von Seiten der Form beizukommen; wie denn auch das hervortretendste Ergebniss seiner Thätigkeit eine Umwälzung der Metrik war, diejenige Art der Verskunst, welche noch heute gilt. In die Tiefen aber des Inhaltes, des Stoffes, der Gesinnung griff er nicht. Arm an eigener Kraft und Fülle, wie er war, bedurfte er einer Anlehnung für die neugeschaffene Kunst; er suchte sie nicht in dem Volke der Heimat: denn diesem war er als Gelehrter entfremdet; er suchte sie im Auslande, in der antiken Litteratur, in der französischen, in der niederländischen. Daher die Pedanterei welche auch an den empfundensten Liedern der

besten Dichter jener Zeit wie ein böser Mehlthau hängt, und selbst ihrem religiös-sittlichen Ernste gewöhnlich etwas Schiefes giebt; daher die Nüchternheit, welche die Empfindung überhaupt selten aufkommen lässt, und sich lieber begnügt mit kühlen Reflexionen. Und dennoch konnte diese Poesie die des Volkes erdrücken; dennoch ward der Gegensatz, der zwischen Gelehrsamkeit und Volksmässigkeit bis dahin bestanden hatte, nunmehr so gelöst, dass der lebendige Gesang des Volkes, der alles besass was zum Dichten erforderlich ist, nur keine Form, bis nah ans Verschwinden zurückgedrängt wurde, und an seine Stelle als einzig anerkannte Herrinn die Poesie der Schreibenden und Lesenden trat. Aber diese hatte das Uebergewicht formeller Ausbildung. Ein historischer Wink, für jeden welcher meint, die Form sei Nebensache und wolle eben nicht viel bedeuten.

So besass nun Deutschland eine Poesie worin der religiöse Sittenernst der Reformationszeit, die Eleganz der Franzosen, die Sauberkeit der Niederländer und die rhetorische Kunst des griechisch-römischen Alterthums eine seltene Verbindung feierten. Indessen waren all diese Eigenschaften doch mehr nur Aeusserlichkeiten oder Negativitäten, und bald musste sich ein Verlangen regen nach Ausfüllung derselben, nach sinnlicher Belebung, nach positiver Anschaulichkeit. Ein richtiges, natürliches, nothwendiges Verlangen: aber auch dabei wiederum griff man fehl, und verlor sich, indem man die künstlerischen Mängel der Opitzischen Dichterschule beseitigen wollte, auf die bejammernswertheste Art gleich weit von Kunst und Sitte. Das Schellengeklingel abenteuerlicher Worte und Reime, womit die sogenannten Pegnitzschäfer den Glanz und Klang der Natur in die Poesie überzutragen suchten, war noch die geringste Verirrung: Andre, an ihrer Spitze Hofmann von Hofmannswaldau, wälzten sich ohne Ekel zu empfinden und ohne Ekel zu erregen in allem Wuste der Fleischlichkeit, weil sie in ihr die vermisste Sinnlichkeit zu finden glaubten; Wollust und Grausamkeit, die gern mit einander gehen, herrschten im Roman und auf der Schaubühne: Neronische Charactere wurden da mit Vorliebe behandelt, in einem Stile der seinen Ursprung theils aus den Tragödien Senecas, theils aus den üppigen Liedern und Schäferspielen der Italiäner genommen hatte. Der Ernst, die sprachliche und sittliche Reinheit Opitzens und seiner Genossen waren dahin; nur die Pedanterie, der alte Erb-

fehler der gelehrten Deutschen, blieb bestehen, so unvereinbar auch gerade sie mit allen Uebrigen scheinen möchte.

Dieser schmähliche Umsturz erklärt sich, sobald man beachtet, zu welcher Zeit er sich ereignete. Er begann mit Beendigung des dreissigjährigen Krieges. So lange der Krieg noch währte, blieben die üblen Wirkungen mehr auf der Oberfläche: den inneren Lebenskern des Volkes erreichten sie kaum: den hatten jetzt noch edlere Leidenschaften inne, religiöse Begeisterung, Vaterlandsliebe, Fremdenhass, männliche Kriegslust. Deshalb war die Zeit des Krieges zugleich auch die Blütezeit der Opitzischen Schule, und deren Hauptstätten lagen gerade in denjenigen Ländern, die von Mord und Brand am schwersten heimgesucht wurden, in den nordöstlichen Provinzen Deutschlands. Als aber der Friede kam und mit dem Frieden die Demüthigung und Zersplitterung des Reiches, da erst kam auch die moralische Entnervung, und die fremden Heere aller Himmelsgegenden liessen auf dem verödeten Schauplatze ihrer Beutelust dio Seuche jeglicher Verworfenheit zurück.

Indessen jeder Rausch nimmt zuletzt ein Ende, und auf den Taumel folgt die Ernüchterung, anfänglich zwar kein Gefühl der angenehmsten Art. So stellte sich mit Ablauf des Jahrhunderts auch in der deutschen Litteratur die ekle Abspannung ein, bei aller Vielschreiberei eine matte, gemüthlose, gesinnungslose Verdrossenheit, und es gab, wie unter ähnlichen Umständen heut zu Tage, auch damals schon eine blasierte Salonslitteratur und der deutschlandsmüden und europamüden Schriftsteller genug. Es konnte nicht fehlen, die deutsche Litteratur hätte an und in sich selbst ersterben, das unterwühlte Fundament des Opitzischen Zeitalters wiederum brechen und sinken müssen, wenn nicht Gott, sichtlich einschreitend, sich erbarmt und mitten in dem wüstesten Elende Quellen der Rettung geöffnet hätte. Aber er erweckte, nachdem die Theologie des siebenzehnten Jahrhunderts zu dogmatisch und polemisch, eben auch zu formell gewesen war um lebendig ins Leben einzugreifen, in Spener und dem Pietismus die practischere Glaubensinnigkeit; er stellte ihr, als Ferment neuer Läuterung und Belebung auch des wissenschaftlichen Geistes, in Leibnitz und Wolff die Philosophie zur Seite. Der Philosophie und dem Pietismus, dem Trieb und Anstoss ihres langsamen, mannigfach erschwerten, aber um so tieferen Wirkens,

schuldet unsre Litteratur die Wiederherstellung dessen, was schon Opitz inne gehabt, und die Hinzuerwerbung derjenigen Güter, die ihm noch gefehlt hatten: ihnen den erneuerten Ernst in Sitte und Religion, und nun endlich zu der Form auch den Inhalt und das Wesen.

Die ersten entscheidenden Merkmale des neuen Um- und Aufschwunges zeigten sich, während noch Günther, der verlorene Sohn eines harten Vaters, wie ein schöner Morgenstern vom Himmel herabsinken musste um seine und seines Zeitalters Sünden zu büssen: die ersten Merkmale des Aufschwunges zeigten sich unmittelbar nach einander an zwei Puncten, die, gleich Polen entgegengesetzt, der eine nördlich, der andere südlich, am äussersten Rande des deutschen Sprachgebietes liegen, zuerst in Hamburg, dann in der Schweiz; in Hamburg, wo die übeln Angewöhnungen einer schon länger dauernden litterarischen Thätigkeit hemmend in den Weg traten, mit geringerm Gewicht: mit stärkerem, nachdrücklicherem in der Schweiz, die seit der Reformationszeit beinahe gänzlich gefeiert hatte, und deshalb nun mit gleichsam ausgeruhten Kräften ans Werk gieng. An beiden Orten war die Bewegung, so erheischten es die Umstände, zugleich practisch und theoretisch: an beiden Orten Poesie in neuem Sinne, neuem Geiste, und neben den Schöpfungen der Kunst zugleich auch die Kritik: aber der südliche Dichter überflügelte den nördlichen, und während die Kritik des Nordens sich noch begnügte mit Epigrammenpolemik, machte die des Südens zu ihrem Zwecke schon die Herstellung einer positiven Kunstlehre. Die Hamburgischen Namen sind Brockes und Wernike: Wernike, der zuerst entschieden, scharf, ohne Scheu dem Unwesen der Poesie mit Epigrammen verneinend entgegentrat; Brockes ein beschreibender Dichter von maassloser Fruchtbarkeit, mit seiner teleologischen Auffassung der Natur, seiner pedantischen Pünctlichkeit in der Registrirung aller Einzelheiten zwar für uns bald langweilig, bald lächerlich, den Zeitgenossen aber und ihrer Förderung durch die sinnliche und doch ehrbare Gegenständlichkeit deren er sich befliss von grossem Werth und Nutzen. Das Schweizerische Gegenbild zu Brockes ist Albrecht von Haller, aber ein eben so viel grösseres Gegenbild, als ein Landschaftsgemälde den Vorzug verdient vor einem Küchenstück, und metaphysische Betrachtungen über die Ewigkeit den Vorzug vor einer weitläuftig gereimten

Auseinandersetzung des Nutzens, welchen die Gewächse eines Mistbeetes für unsre fünf Sinne haben. Wie neben Brockes Wernike, stunden in der Schweiz neben Haller als Vertreter und Träger der Kritik die beiden Züricher Joh. Jac. Bodmer und Joh. Jac. Breitinger. Wenn schon diese auch bei ihnen sich gern in polemischer Form geltend machte, wie denn ihr Streit mit Gottsched, dem anmaasslichen Wortführer der principlosen Poesie und Poetik, zu den besprochensten Begebenheiten unsrer Litteraturgeschichte gehört: so hatte sie doch hier dem Wesentlichen nach eine entschiedene Richtung in das Positiv-theoretische. Frei von ausländischen Einflüssen waren allerdings auch sie noch nicht, und auch sie nicht frei von mancherlei Fehlern und Missgriffen. Aber während die norddeutschen Dichter dieser Uebergangsepoche es noch vorzogen, ihren Geschmack an der französischen Litteratur zu berichtigen, und Canitz z. B. ziemlich abhängig erscheint von Boileau, Hagedorn von La Fontaine, suchten die Kritiker von Zürich, mit dem Dichter von Bern darin übereinstimmend, ihre Muster und Beweisstellen lieber bei den tief-ernsten Engländern, bei Milton und Pope, und die Lehren des Aristoteles galten ihnen bereits mehr, als wie Boileau die Poetik des Horaz in sein Französisch umgegossen hatte. Von Aristoteles hatten sie namentlich den Grundsatz, das Wesen der Kunst, auch das der Dichtkunst beruhe in Nachahmung der Natur: das Ungenügende dieses Satzes, das Bedenkliche seiner Consequenzen leuchtete ihnen nicht ein, obschon eine zweite, ihnen eben so wichtige, an sich noch um vieles schiefere Lehre durch die Schwierigkeit ihrer Vereinbarung sie hätte stutzig machen sollen, die Lehre nämlich, dass der Zweck der Dichtkunst Erleuchtung des Verstandes und Besserung des Willens sei. Der nachahmenden Natürlichkeit wegen und wegen der darauf beruhenden Forderung der Einfachheit sagten sie sich allmählich vom Gebrauche des Reimes los, dieses altgewohnten characteristischen Schmuckes der modernen Poesie, und empfahlen durch Lehre und Beispiel die reimlosen Formen Englands und des griechisch-römischen Alterthums; und wiederum ihretwegen stellten sie unter allen Gattungen der Poesie das Epos obenan, als die einfachste schmuckloseste Nachahmung der Wirklichkeit; von besonderem Werth aber war ihnen die Fabel, weil ja hier neben dem epischen Elemente noch ganz unzweifelhaft die moralische

und verständige Belehrung vorkommt. Hierin war ihnen Aristoteles keine Autorität mehr, der wie billig die krönende Vollendung der Kunst des Wortes im Drama erblickt; hierin galt ihnen auch die historische Erfahrung nichts, und eben so wenig die auf der Erfahrung beruhende Divination: sonst hätte ihnen auffallen müssen, dass weder Opitz, ihr wegen seiner Reinheit und Lehrhaftigkeit so hoch empfohlener Opitz, weder er noch einer der Seinigen sich auf das Epos eingelassen, dass sie dagegen mit Vorliebe sich dem Drama zugewendet hatten; sonst hätte ihnen vielleicht auch vorgeahnt, was die Folgezeit bethätigen sollte, dass vor der neueren Litteratur als ihr Ziel, als ihre characteristische Aufgabe nächst der Prosa das Drama liege, nachdem das Epos mit der Poesie des Volkes längst schon dahingeschwunden ist.

Also die Kunsttheorie der Zürcher auch nicht frei von Fehlern und Missgriffen: indess schon ihr blosses Vorhandensein war der gröste, der fruchtbarste Gewinn. Bis dahin hatte Deutschland nichts der Art besessen: denn so reich auch das siebzehnte Jahrhundert, Martin Opitz voran, und ebenso der Beginn des achtzehnten an Lehrbüchern der Poesie gewesen, von Kritik, von wahrer Theorie zeigte sich in all diesen keine Spur: sie giengen nur auf Aeusserlichkeiten der Form, waren die Wirkung und zugleich die immer wieder erneute Ursache des oberflächlichen, bloss formellen Treibens jener Dichterschulen. Jetzt dagegen ward, und jetzt zuerst mit wahrhaft wissenschaftlicher Behandlung solcher Gegenstände, auf Inhalt gedrungen, auf eine Fülle des Stoffes, entnommen aus geistiger oder sinnlicher Wirklichkeit, auf eine Darstellung die einfach, natürlich, dem Stoffe angemessen wäre. Auch das Moralprincip der neuen Kritiker war in seinen Wirkungen nur ein Segen für die Litteratur: unter anderen Umständen, als damals walteten, hätten sie es vielleicht selbst nie aufgestellt: damals aber galt es die strengste Reaction gegen die Sittenlosigkeit, und man konnte sich des Erfolges dann nur sicher glauben, wenn man einstweilen nicht ABC sagte, sondern BCA, nicht das Schöne zuerst und dann als nothwendig mit darein begriffen das Gute und das Wahre forderte, sondern zuerst das Gute, dann das Wahre, dann auch das Schöne.

Was aber ganz besonders das Auftreten dieser Männer zu einem historischen Wendepuncte macht, ist das enge genealogische Verhältniss ihres Strebens und Treibens zu den nächstfolgenden

Haupterscheinungen und Hauptpersönlichkeiten der deutschen Litteratur. Denn wenn der Glaube an einen Gott im Himmel und eine Tugend auf Erden nun in Klopstocks Munde die Worte rauschender Begeisterung fand; wenn Wieland seine jungen Flügel an ehrwürdigen Geschichten des biblischen Alterthums übte; wenn Lessing kam um das Schwert der Kritik neu geglättet und geschärft zu erheben, um den Deutschen endlich eine Prosa zu schenken, endlich eine Schaubühne zu erbauen; wenn diese drei, jeder in eigenthümlicher Richtung, Klopstock als lyrisches Gemüth, Wieland als epische Phantasie, Lessing als didactischer Verstand, den Kreis der deutschen Litteratur siegreich in alle Fernen dehnten: so hatte jeder von ihnen mehr oder minder unmittelbar, zum Theil sogar durch persönliche Einwirkung, die erste Lehre, die erste Erweckung von den schweizerischen Kritikern empfangen; so hatten diese zuerst die Bahn gebrochen, diese in der Poesie Glauben und Sitte wiederum zu Ehren gebracht, diese den Epiker Englands als höchstes Muster hingestellt, diese zuerst für Dinge der Litteratur die Waffe wissenschaftlicher Erörterung geschmiedet. Das sollte die Schweiz, das sollte Deutschland nicht vergessen. Mit gerechter Freude blicken wir darauf hin, wie unsre Litteratur, die älteste der ganzen nachrömischen Welt, zugleich auch die jüngste derselben ist; wie ihre Anfänge um Jahrhunderte, um ein Jahrtausend weiter zurückreichen als die Anfänge der italiänischen und der spanischen, der englischen und der französischen Litteratur; wie sie noch einmal ein goldenes Zeitalter hat feiern dürfen, nachdem das goldene Zeitalter der italiänischen und der spanischen, der englischen und der französischen Litteratur längst schon verrauscht gewesen; wie also wenigstens auf dem Gebiete des geistigen Lebens das germanische Volk diejenige Stellung einnimmt, die ihm inmitten der germanisierten Welt gebührt. Mit Stolz und Freude blicken wir darauf hin: gedenken wir aber auch derer, welche mit wehrhafter Hand die Pforten dieser letzten Herrlichkeit geöffnet haben. Das Jahr 1840 ist durch mehr als ein Jubelfest bezeichnet worden: die ganze Nation hat ein neues Jahrhundert der Buchdruckerkunst, das preussische Volk die gleichmässig durch Jahrhunderte getrennten Regierungsanfänge dreier Fürsten gefeiert: dass aber im Jahre 1740 die schweizerischen Kritiker ihre entscheidendsten Schritte vorwärts thaten, dass in jenem Jahre das

goldene Alter unsrer Litteratur mit kühner Plötzlichkeit hervorsprang in die Weltgeschichte, diese säculare Erinnerung ist uns, sogar uns hier in der Schweiz, sogar den Zürchern entgangen. Noch aber darf es auch heute nicht zu spät sein sie aufzufrischen: nennen wir heute denn mit Dank und Ehren die Namen jener Ahnen; und auch Drollinger sei mit genannt: denn er stand mit in der Reihe der Vorkämpfer, und es soll sein Schade nicht sein, dass er beim Sturme der Königsburg in der Bresche schon gesunken ist.

Jetzt lassen Sie uns das Streben und die Leistungen dieses einen, uns zunächst angehörigen Mannes zum Gegenstande besonderer Betrachtung machen: jetzt, da wir den Boden kennen gelernt haben in welchem er wurzelte, die Luft in welche er hineinwuchs, vermögen wir es mit grösserer Sicherheit.

Was sich schon vermuthen liesse, wird von Spreng ausdrücklich berichtet: in den Anfängen seiner Poesie hatte sich Drollinger auch noch an die Dichter der bösen Zeit gehalten, an Hofmannswaldau und an Lohenstein, den neronischen Tragiker des siebenzehnten Jahrhunderts; erst da er durch seinen Freund, den Professor der Rechte Nic. Bernoulli, mit Bessers Schriften bekannt geworden, wandte er sich grundsätzlich von Jenen ab, und suchte von Besser und Canitz zu lernen was von ihnen zu lernen war. Er wandte sich grundsätzlich ab: er vernichtete all seine Jugendversuche, er eiferte nun selbst gegen die sittenlosen und, wie auch er sie nennt, die verstiegenen Poeten: gleichwohl sind die Nachwirkungen der ersten Schule wenigstens im Stil auch der späteren Gedichte noch immer wohl bemerkbar: dieser ist keineswegs gänzlich frei von einer gesuchten Ungewöhnlichkeit, von einer zu hoch angeschwellten Anschauungs- und Ausdrucksweise: Fehlern die Lohensteins Namen sprichwörtlich gemacht haben. Viel weniger merklich ist Bessers Einfluss, wenn gleich Spreng einen solchen namentlich behauptet; jedenfalls war er bloss negativer Art: was hätte sich auch ein Drollinger Positives von diesem Dichter aneignen können, der doch nur ein andrer Hofmannswaldau war, freilich abgemattet und aus der schwülen Studierstube versetzt in die kühle Zugluft des Hofes; dem sein Herausgeber alles Ernstes und ganz der Wahrheit gemäss nachrühmen durfte, er habe «in seinen Versen so gewöhnliche und natürliche Redens-Arten gebrauchet, dass sie in ungebundener Rede weder natürlicher noch eigentlicher sein können,

ja der Poesie sich zu keinem andern Zwecke beflissen, denn nur dadurch zu einer desto geschicktern Schreibens-Art in ungebundener Rede zu gelangen.» Etwas andres vielmehr ist es, was noch vom frühern Geschlecht und von der älteren Mitwelt her an Drollinger hängt, während er auch darüber selbst schon spottet: ich meine die Gelegenheitspoesie, die dienstwillige Verherrlichung von Alltagsereignissen in leeren oder gar unwahrhaften Phrasen.

„Ists möglich, dass ihr eüre Leyer
Bey einer ieden Kirchweih trillt?
Ists möglich, dass von solchem Feüer
Eüch nur die kleinste Ader schwillt?
Crispinus freiht: Glück zu dem Orden!
Susanna starb: Genad ihr Gott!
Johannes ist Magister worden:
Ich wünsch ihm bald Verdienst und Brot.
Da habt ihrs. Bei so schlechten Wundern
Fällt wahrlich mir nichts bessers ein.
Soll etwas meinen Geist ermuntern,
So muss es etwas grössers seyn.“

So Drollinger selbst: und von ihm selbst giebt es mehr als ein Leichen- und Gratulationsgedicht von viel weiter ausgedehntem Inhalte als bloss so einfachen Glücks- und Abschiedswünschen.

Erörtern wir jedoch statt solcher Rückstände des Alten lieber was unverkümmert neu an ihm ist, worin er sich entschieden als Mitbegründer eines neuen Lebens zeigt, seinen Antheil an der vorher geschilderten Umwälzung und Hebung der Litteratur.

Seine Stellung in dieser wird am richtigsten bezeichnet sein, und es ergiebt sich eine merkwürdige Uebereinstimmung seiner äusseren Lebensverhältnisse und seines litterarischen Wirkens, wenn man ihn, der von Geburt kein Schweizer, und doch in der Schweiz, in einer Grenzstadt derselben eingewohnt war, als ein Mittelglied auffasst zwischen Deutschland und der Schweiz, zwischen der Hamburgischen Polemik und der Zürcherischen Kritik, als ein Mittelglied zwischen Brockes und Haller, jedoch so, dass er letzterem um ein gutes Theil näher zu stehen kommt. Er war ein Wiederklang von Brockes, aber verschönt und vergeistigt; von Haller ein starker Vorklang, dessen Herold, man könnte sagen ein Haller vor Haller.

Mit dem Hamburger Dichter gemein hat der Baslerische, ein eifriger und gelehrter Blumenliebhaber, die Freude an de-

taillierter Naturschilderung zum Lobe Gottes, der auch für die irdische Glückseligkeit seiner Menschen so mild und weise gesorgt habe: aber er wagt sich, wie bei sonst verschiedener Tendenz nach und mit ihm Haller, schon an die grösseren Anschauungen mehr umfassender Landschaftsgemälde; und wie er den Bedürfnissen und der Lust der niederen Sinne keinen so freien Spielraum vergönnt als Brockes, und der Natur lieber bloss das Gesicht und das Gehör entgegenträgt als auch den Geruch und den Geschmack: so sucht und findet er auch in den Bildern der Natur häufig schon erhabnere Bezüge als bloss die der gemeinen Nützlichkeit. Von der Spielerei mit mahlerisch klingenden Worten, die bei Brockes gar nicht selten ist, und diesen Dichter rückwärts an die Pegnitzschäfer anknüpft, von der Beleidigung der Kunst durch solche Nachahmung der Natur ist Drollinger gänzlich frei.

Aber nicht bloss in seinem Anschlusse an Brockes zeigt sich Drollinger mit dem älteren, norddeutschen Theile der litterarischen Bewegung verbunden. Schon vorher ist bemerkt worden, dass da zu Lande das einmal rege gewordene Bedürfniss nach Läuterung des Kunstgeschmackes vorzüglich bei den Franzosen Trost gesucht habe, bei deren Dichtern, deren Theoretikern, namentlich bei Boileau: das Beispiel der Höfe und zahlreiche Colonien französischer Flüchtlinge wiesen von dort aus nach Frankreich hin als dem Mutterlande aller feineren Bildung in Kunst und Sitte. Der gleiche Zug tritt uns, jedoch schon in gebührend untergeordnetem Maasse, auch bei Drollinger entgegen, insofern auch dieser einige Stücke von Boileau und La Motte ins Deutsche übertragen hat: aber nur einige wenige, und dem Lobe das er der correcten Eleganz Boileaus und den Verdiensten zollt welche sich derselbe als Nachfolger Horazens um die Poetik erworben habe, ist bereits ein schalkhafter Spott beigemischt. «Wie oft» schliesst eine grössere dem Lobe Boileaus gewidmete Stelle in dem poetischen Sendschreiben an Spreng,

„Wie oft nicht hat er uns beschämt,
Nur, weil er jenes Kunstgewebe
Mit Frankreichs Spitzen neü verbrämt!“

Bedeutender, selbstkräftiger, mehr mit ganzem Herzen bei der Sache ist Drollinger da, wo er die Schweizerische Seite der neuen Bewegung vertritt, wo er ein Vorläufer Hallers ist und

ein Verbündeter der Kritiker von Zürich. Auf dieser Seite liegen vor allem seine drei Oden Lob der Gottheit, über die Unsterblichkeit der Seele und über die göttliche Fürsehung: Stoffe zugleich religiöser und metaphysischer Natur, wie sie durch Leibnitz und Wolff, besonders durch des ersteren Theodicee, Lieblingsgegenstände des damaligen Denkens geworden waren, dergleichen auch Haller, der fromme philosophische Naturforscher und Dichter, mit characteristischer Vorliebe wählte. Aber Drollinger war darin selbständig, von Haller unabhängig; so mannigfach auch die Wärme dieser Dichtungen, die sich oft bis zu loderndem Feuer erhebt, und die von aller Begeisterung nirgend gestörte Folgerichtigkeit des logischen Zusammenhanges an Hallers lehrhafte Poesie erinnern mögen: so hat doch beide nur der gleiche Strom getränkt, die gleiche himmelher brausende Lebensluft berührt, und der Zeit nach Drollingern früher als Haller; wie Spreng bezeugt, «selbiger sang später, obschon Er der Welt durch frühern Druck bekannt worden.»

Auf demselben Gebiete, innerhalb derselben Art von Lyrik bewegte sich Drollinger auch mit seinen Verdeutschungen einiger Psalmen, obwohl ihm nicht entgieng, dass er damit noch der Ungewohnheit und dem Widerwillen mancher Zeitgenossen verletzend entgegentrat; wie es denn in dem schon erwähnten Sendschreiben heisst:

„Noch Eines muss ich Dir gestehn;
Ich weiss nicht, darf ichs wol entdecken;
(Die kluge Welt wird sehr erschrecken:)
Ich finde Davids Psalmen schön. —
Man sprach: Ein Psalm ist keine Sache.
Da fuhr ich aus: Du arme Rott,
Du rühmst dich doch der Göttersprache,
So singe, kannst dus, auch von GOtt.
Umsonst! du kreüchst in deiner Pfütze.
Wer zu dem nidern Schlamm verbannt,
Der steigt nicht bis ans Reich der Blitze,
Wo David seinen Donner fand.“

Bestrebungen britischer Philosophen, welche neben der neuen Metaphysik Deutschlands, nicht gerade in freundlicher Verschwisterung einhergiengen, hatten die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf jenes Volk hingewendet, und so eine vertrautere Bekanntschaft auch mit dessen anderweitigem Leben und Treiben in Wissenschaft und Kunst eingeleitet: diese aber einmal eingeleitet,

musste sich bei dem Sinne der jezt in Deutschland erweckt war, und bei dem tief gehenden Einklange deutscher und englischer Volksthümlichkeit alsbald die innigste Zuneigung begründen. Daher die entschieden englischen Sympathien der neuen Kritik und Poesie im Gegensatze zu den bereits veraltenden französischen; daher auch bei Drollinger neben den Resten französischen Einflusses überwiegender Einfluss Englands, Vorliebe besonders zu Pope und mehrfache Uebersetzungen aus demselben, unter denen die bedeutendste und umfangreichste der Versuch von den Eigenschaften eines Kunstrichters ist, in ungebundener Rede, nicht wie das Original in Versen.

Es ist jedoch nicht bloss diese gemeinschaftliche Sympathie, welche Drollingers engen Zusammenhang mit der Schweizerischen Kritik beurkundet: er theilte als die nothwendig mit dazu gehörige Kehrseite auch die Antipathien derselben, und griff, in ihrem Sinne verwerfend, anstreitend, Neuerungen vertheidigend, nach dem Maass seiner Kräfte mit in den Schwung der Ideen und der Thatsachen. Seiner spottenden Polemik gegen die verstiegenen Poeten und die Gelegenheitsdichterei ist vorher bereits gedacht worden; und wenn er eben dieselbe nicht auch gegen Gottsched wendet, wenn dieser ihm noch ein Mann ist «den Phöbus kennt und liebet,» so wollen wir darin nur eine schonende Berücksichtigung der Zuvorkommenheiten finden die Gottsched ihm erwiesen: die Deutsche Gesellschaft zu Leipzig, deren Vorsteher der letztere war, hatte ihn im Jahre 1733 seiner Ode auf die Gottheit wegen zu ihrem Mitgliede ernannt. Zudem bezeichnet er Gottscheden in Einem Athemzuge mit jenem Lobe doch schon als einen Mann der Vergangenheit, und verwundert sich in verbindlicher Weise über einen Fortschritt, den derselbe gemacht habe. Er spricht da (es ist wiederum in dem Sendschreiben an Spreng) vom Reime:

„O möchte doch ein deütsches Ohr
Sich von dem Schellenklang entwöhnen!
Die Zürcher-Mahler gehn uns vor,
Und wagen sich mit freyen Töhnen
Vor unsrer Musen eckeln Chor.
Selbst Gottsched hat es jüngst gewagt,
Ein Mann den Phöbus kennt und liebet.
Doch, was mich inniglich betrübet:
Der Beyfall bleibt ihm noch versagt.“

Sonst hatte Drollinger sehr wohl den Muth sich der Dicta-

tur des Professors von Leipzig zu entziehen, und trug kein Bedenken dessen grammatischer Gesetzgebung zum Trotze gelegentlich Worte zu gebrauchen, die ein Preusse oder Meissner schwerlich für gut preussisch oder meissnerisch würde erkannt haben, z. B. von serbenden Blumen zu sprechen und von gehöhlten Teicheln; so dass wir einige Stellen seiner Briefe an Gottsched, wie z. B. «Ein gebohrener Schwabe zu seyn, und seine meiste Lebenszeit in der Schweiz zugebracht zu haben, sind wol nicht die Umstände, welche zu einer reinen deütschen Poesie vieles beytragen können» oder «Es gehet aber bey einem betagten Schwaben schwär her, den alten Sauerteig völlig auszufegen, und hat er Zeit und Mühe dazu vonnöhten:» dass wir also diese und dergleichen Phrasen wohl eben auch nur als Phrasen schuldiger Briefhöflichkeit ansehen dürfen.

Wahrhaft ergötzlich aber und so schlagend, als das bei einseitiger Polemik möglich ist, sind Drollingers Ausfälle gegen den Reim und den seit Opitz oder vielmehr seit Weckherlin so allbeliebten französisch-deutschen Alexandriner. Er hat dieser «Tyranney der deütschen Dichtkunst» ein eigenes satirisch-klagendes Gedicht gewidmet; das ich nicht umhin kann Ihnen vollständig mitzutheilen.

„Ihr Musen helft! Der Verse Tyranney
Ist allzu schwär. O macht uns endlich frey!
Uns plagt ja schon mit seinem Schellenklang
Der Feind von Geist und Witz, der Reim, zu lang,
Der, von den rauhen Barden ausgeheckt,
Die strenge Herrschaft bis auf uns erstreckt.
Was schreibt doch noch der deütsche Dichter-Chor
Für eine Versart sich zur Strafe vor;
Ein Doppelvers, erdacht zu unsrer Pein!
Zu gross für Einen und für Zween zu klein.
Je mehr er hat je mehr ihm stets gebricht.
Zwelf Füsse helfen ihm zum lauffen nicht.
Ihn macht dem Ohr kein Wechsel angenem,
Und kein geschicktes Mass dem Sinn bequem.
Er trabt betrübt daher mit schwärem Schritt.
Ein gleicher Tact bestimmt ihm jeden Tritt.
Beym Sechsten stellt auch, wenn er lauffen will,
Das strenge Reimgesätz ihn immer still.
Vernunft und Witz entweicht vor seinem Zwang,
Und findt ihn bald zu kurz, und bald zu lang;
Und, wenn sein Tic und Tac beständig schalt,

Gleich einer Glocke, so entschläft man bald.
Schau, wie so oft ein Dichter ängstlich ringt,
Bis nach den Regeln ihm ein Vers gelingt!
Er martert sich, verdreht, versetzt, verschränkt;
Der Sinn wird schwach; die Sprache wird gekränkt.
Ein Einfall fliesst. Doch kan er nicht bestehn.
Warum? Zween Füsse fehlen noch zu Zehn.
Was ist zu thun? Ein Flickwort kömmt herbey,
Dass die geschworne Zahl nur richtig sey.
Die Zahl ist ganz. Das Werk will doch nicht fort.
Der Abschnidt fällt nicht recht auf seinen Ort.
Nach langer Müh gebihrt man eine Brut,
Von Wind und Luft erfüllt, für Geist und Blut.
Und ist sie nicht an Kraft und Geiste leer,
So zeigt ihr Leib den Zwang nur desto mehr.
Was Wunder! dass der Britten feiner Ohr
Ein Reimgebäude sich vorlängst erkohr,
Das, nicht so sehr vom Regelzwang beschränkt,
Sich nach des Dichters Wunsch bequemer lenkt,
Bald hier, bald dort den Abschnidt wechselnd stellt,
Und, wie die Regung will, so laüfft, als hält."

Der behaglich-scherzende Ton dieses Spottgedichtes, die Mässigung in welcher Witz und Laune sich hier geltend machen, müssen jeden überraschen der die sonstige Unbeholfenheit jener Zeit grade in Witz und Spott und Laune kennt. Die gleichen Vorzüge sind Drollinger aber sonst auch eigen, und seine wenigen Fabeln und Epigramme stellen sich dadurch in ihrer Art den Oden würdig zur Seite. Wie übrigens das eben verlesene Gedicht selbst schon die Form der in ihm empfohlenen italiänisch-englischen Versart hat, so ist auch eins der zierlichsten unter den beschreibenden, die Unschuldige Frühlingslust, des Versuchs wegen wirklich in reimlosen Versen abgefasst.

Bei der geringen Anzahl der Gedichte Drollingers, bei der grossen Verschiedenartigkeit in Stoff und Darstellung die innerhalb dieser geringen Anzahl besteht, ist es schwer für uns, von seinem Wirken ein ganzes, vollkommenes, durch organischen Zusammenhang anschauliches Bild zu gewinnen, und ich fühle sehr wohl wie es auch mir nur gelungen ist verstreute Stücke zu geben. Gleichwohl ist ihm eine so bedeutende Stelle in der Geschichte unsrer Litteratur zugewiesen worden; gleichwohl hat er in Basel, in der Schweiz, in Deutschland thatsächlich eine tief eingreifende, lang andauernde Wirkung geübt, und nah und fern

nicht bloss bei Zeitgenossen die vollste Anerkennung gefunden. Brockes, der Dichter Hamburgs, begrüsste den lebenden, beklagte den verstorbenen; Bodmer in seinem Trauergedichte rechnete ihn zu den Wenigen, die Deutschlands Stolz und Rettung seien. Man erwäge jedoch, dass in Zeitaltern wie damals eines über Deutschland gieng, schon ein einziges Gedicht für ein Ereigniss gelten kann, wie ja auch die Leipziger bloss um des Lobes der Gottheit willen Drollinger zu ihrem Mitgliede ernannten; und dass für die Schweiz, namentlich aber für Basel, die lückenhafte Vereinzelung seiner dichterischen Productionen ergänzt wurde durch den persönlichen Verkehr, durch die stille Eindringlichkeit täglichen Redens und Handelns, durch die Fülle und das Gewicht eines ganzen wohlgeführten Menschenlebens. Basel aber hat damals, in jenen über Wohl und Wehe der Litteratur entscheidenden Tagen durch Drollingers Verdienst eine ehrenvoll einflussreiche Stelle behauptet: es stärkte die Zuversicht der Zürcher, und gab ihrem Schaffen einen gewichtigen Nachdruck, dass sie in Basel, der altberühmten Universitätsstadt, sich von zahlreichen Bekennern gleicher Grundsätze unterstützt wussten; dass sich hier, zwar erst nach Drollingers Tode, aber aus dessen Freunden, und dem Wesen nach schon von ihm begründet, eine Deutsche Gesellschaft bildete, die im Sinne der neuen Zeit und für deren Zwecke thätig war. Und nicht bloss einzelne Männer hatte er gewonnen, nicht bloss einen gelehrten Clubb bilden helfen: ganz Basel lernte, wenn Spreng zu glauben ist (und warum nicht?) Interesse für die wiedererstehende Litteratur empfinden. «So gar auch bey unserm Frauenzimmer begonnte man seit den Drollingerischen Zeiten eine neüe Lehrbegihrde, einen neüen und bessern Geschmack wahrzunemen. Vorhin musste sich dasselbige bald scheüen, belesen zu seyn, und eine Erkänntniss von bündigen Schriften zu haben. So bald aber einige Gedichte von unserm Poeten zum Vorscheine kamen, macht sich ein Geschlechte, wie das Andere, ein auserordentliches Vergnügen, und gleichsam ein Verdienst, daraus, selbige mit eigener Hand abzuschreiben, dem Gedächtniss und Gemüthe einzuprägen, und bey Gelegenheit schickliche Stellen daraus anzubringen.»

Ein Basler jedoch vorzüglich hat die ganze Richtung seines Lebens durch Drollinger empfangen, und eine Wirksamkeit nach dessen Sinne bis auf ein zweites Geschlecht, bis in die Jüng-

lingsjahre Isaac Iselins fortgepflanzt: es ist dieses der eben wieder genannte Johann Jacob Spreng, der ein Jahr nach Drollingers Tode die nahrhaftesten Früchte von dessen Leben erndtete, Früchte welche in erneuter Aussaat auch mir noch zu Gute kommen sollten, die Berufung an die neu gestiftete Professur der deutschen Beredsamkeit und Poesie. Freilich ist nicht zu läugnen, dass Spreng als Dichter trotz all seiner Fruchtbarkeit weit zurück stehe hinter seinem Lehrer und Vorbilde, dass er auch als berathender Freund nicht zum besten auf diesen möge zurückgewirkt haben: die Spuren seiner eiteln Zudringlichkeit liegen jedem vor Augen in der Ausgabe von Drollingers Gedichten, die er und der Pfarrer Buxtorf im J. 1743 besorgt haben: indessen wir verdanken ihm eben diese Ausgabe; wir verdanken seiner Gedächtnissrede die Nachrichten über Drollingers Leben; wir verdanken seinem jugendfrischen Muthe den kecken Ausspruch manches Urtheils über litterarische Zustände und Persönlichkeiten, welches Drollinger, obschon eigentlich der erste Urheber solcher Ansichten, doch bei seiner bedächtlich schonenden Weise nicht gewagt hätte in alle Welt hinauszuwerfen. So in der Zuschrift die rückhaltlose Auflehnung gegen Gottsched; so in einer Anmerkung zu Popens Kunstrichter das nachdrücklich characteristische Wort «Der Anlass kan sich geben, da man keinen Vorgänger hat, und selbsten muss Vorgänger seyn.»

Woher nun — diese Fragen drängen sich uns bei der jetzt erreichten Beendigung unsres Weges auf — woher die Errettung der deutschen Litteratur, die Begründung eines neuen goldenen Zeitalters gerade durch schweizerische Kräfte? Woher nach Jahrhunderte langem Stillschweigen dieses laute Auftreten der Schweiz gerade damals? Fragen, so unabweisbar sie sind, so schwer dennoch zu beantworten. Es liegt auch hier einer von jenen zahlreichen Fällen vor uns, wo die gewöhnliche Pragmatik sich als ungenügend, wo sich für ganze Völker und deren Geschichte als gültig erweist was Göthe schön von einzelnen Menschen sagt, dass immer noch etwas Anonymes dabei sei. So weit die benennbaren Grössen ausreichen, wird die Erklärung folgende sein; sie ergiebt sich ziemlich von selbst, sobald man den Character jener Umwälzung, ihre Vorgänge und Umstände zusammenhält mit der Volks- und Landesart der Schweiz und deren damaligen Geschichtsverhältnissen.

Die deutsche Litteratur war bis an den Rand des Unterganges zurückgesunken durch Sittenverderbniss, den unkriegerischen Nachlass des dreissigjährigen Krieges; die Schweiz hatte letzterer wenig berührt, sie empfand auch in sittlicher Beziehung weniger von dessen Folgen: so konnte diesem Stamme vor allen übrigen des deutschen Volkes die Wiederherstellung der Litteratur am sichersten anvertraut werden: er brachte zu dem reinen Werke noch die unentweihtesten Hände. Den treibenden tragenden nährenden Grund der neuen Frühlingswelt gewährte die Erfrischung und Vertiefung des geistigen Lebens durch den Pietismus und die Philosophie: sie bereiteten den Weg der allein aus all dem Jammer führen konnte, den Weg neuer Religiosität und neuer Wissenschaftlichkeit. Den Schweizern aber war durch die Gunst ihres einfacheren Cultus, ihres von äusserem Formenwesen nicht so behelligten Bekenntnisses neben der Glaubensstrenge auch die Innigkeit des Glaubens unverloren geblieben, oder doch nicht in solchem Grade wieder entfremdet worden als den übrigen Deutschen; und die wissenschaftliche Richtung fand namentlich in Zürich, dem alten Sitze eines gediegenen Humanismus, einen Anknüpfungspunct, wie kein anderer Ort ihn besser darbot. Insofern war, da doch die Litteratur zum Behufe neuer besserer Erziehung noch einmal in den Religionsunterricht und die Gelehrtenschule sollte und muste geschickt werden, dafür die Schweiz, wo nicht das fähigste, doch ein wohlbefähigtes Land: hatte der Boden auch eine Reihe von Menschenaltern hindurch brach gelegen, so war das für die neue Ansaat wahrlich kein Schade; konnte dieser Theil Deutschlands von Opitz an bis über ein Jahrhundert nach ihm sich auch nur dreier des Nennens werthen Dichter rühmen, Simlers, Grobs und Reinholds von Freientahl, so brauchte er sich dafür auch keines Klai, keines Hofmannswaldau, keines Lohenstein zu schämen, und hatte nicht die Mühe diese erst wieder zu verwinden; ja der älteste jener drei Schweizer, Johann Wilhelm Simler, dessen Werke 1653 in Zürich bei einem früheren Joh. Jac. Bodmer erschienen sind, kann vielleicht auf das heilsame Moralprincip der Zürcherischen Kritiker als erster Ahnherrr nicht unbegründete Ansprüche machen: denn er hatte schon in ausgesprochenem Gegensatze zu den deutschen Dichtern seiner Zeit die Lehre hingestellt: «Das absehen eines rechtschaffnen Christenlichen Poeten sol fürnemlich gerich-

tet seyn auf den nutzen; und die belustigung. Auf den nutzen dergestalt, dass des Allerhöchsten Ehre durch seine Gedichte befördert; der nächst und er selbs erbauet: auf die belustigung; dass seine Verse nicht allein lieblich klingen, sonder auch von solchen erfindungen und worten seyen, dass dadurch auch der kluogen verstand belustiget und geschärffet werde.»

Endlich ist noch ein Moment zu beachten. Gleich bei der ersten Regung neuen Lebens, in Hamburg, hatte die Poesie aus dem richtigen Bedürfnisse sinnlicher Anschaulichkeit nach landschaftlichen Stoffen gegriffen: auch deshalb traten alsbald die Schweizer hinzu, und lösten Hamburg ab, und nahmen das Werk in ihre Hände. Denn Landschaftlichkeit jeglicher Art ist zu allen Zeiten eines der Hauptmerkmale unsrer Provincialpoesie gewesen: wie bei den Minnesingern des Mittelalters, wie im siebenzehnten Jahrhundert bei Simler, so auf Anregung des Hamburgischen Dichters nun bei Haller und Drollinger, so in allen folgenden Jahrzehenden bis auf unsre Tage bei Gessner, Salis, Usteri, Hebel, Fröhlich. In welchem Lande sonst hat auch diese Richtung der Poesie so viel natürlich nothwendiges? in welchem sonst gewährt eine grosse und anmuthige Natur so den verschönernden Hintergrund alles Lebens?

Ich kann nach diesem Versuche pragmatischer Begründung die Rednerstätte nicht verlassen, ohne von der ruhmreichen Vergangenheit den Blick noch auf Gegenwart und Zukunft zu wenden, mit Empfindungen, ich weiss selber nicht ob des Hoffens, ob der Furcht und des Zweifels, sicherlich aber der reinsten treuesten Liebe.

Wohl ist die Poesie, die vor sechs Jahrhunderten schon mit segentriefendem Fittich über diesen Gauen geschwebt hat, wohl ist sie ihnen auch heute noch nicht entflohen, und die Schweiz ist wie in der Wissenschaft so auch in der Dichtkunst mit Namen geschmückt, deren Glanz vor keinem des nachbarlich verwandten Nordens erbleicht. Denn es fliessen hier der Kunst noch unerschöpfte, stäts unerschöpfliche Quellen in einer grossen Vorzeit, in einer reichen Natur, in einem durch freiere Verfassung entfesselten Geistesleben. Aber verhehlen wir es uns nicht: jene Namen stehen verlassen, vereinsamt da; dem Rufe des Dichters antwortet nur spärlich jenes Verständniss, jene Anerkennung, jene Begeisterung, die allein seine Brust zu unermüdetem Sange

stärken und lüften mögen, wie das Echo des Waldes die Nachtigall' zu immer neuen, immer schöneren Liedern reizt. Die Poesie ist hier nur wenigen noch ein Schmuck des Lebens, noch wenigern ein Lebensbedürfniss. Was aber ist es, das diesem schönen Lande den alten Gast zu entfremden droht? Drei tief einfressende Uebel: die Schweiz theilt sie mit der gesammten jetzigen Welt: aber auf keinem Lande lastet ihr Druck so schwer als auf der Schweiz: dieser eng begrenzte Bund, so viele noch enger begrenzte Freistaaten er in sich schliesst, eben so viele Heerde bietet er auch jenen Uebeln dar um ihr verzehrendes Feuer zu entzünden. Unglaube, Radicalismus, und ein im irdischen Stoff gefangener Gewerbsfleiss: wo diese drei, wo auch nur eins von diesen zu unbestrittener Herrschaft gelangt ist, da muss es der Poesie unheimlich werden; da graut ihr; da verstummt, da entflieht jede Liederkehle wie aus verpesteter Luft. Oder sollte die Kunst sich noch einmal herabwürdigen zur Hochzeitsgratulantinn und zur Klagefrau der Leichenbegängnisse? sollte sie, die freie, von der Unfreiheit sich dingen lassen um mit täglich neuen Variationen die Marseillaise aufzuspielen? Denn solche Dienste möchte man ihr da vielleicht noch abfordern, und höchstens solche. Da sei aber Gott vor! Nein, wünschen wir, die mit noch undurchbrochenem Damme ein ruhiger Hafen birgt, wünschen wir nicht bloss, hoffen wir auch das Beste! Noch hat vor der Zeit, die Gottes ist, kein Werk der Lüge, der Lüge weder des Unrechtes noch der Glaubenslosigkeit, Stand gehalten; allgemach wird auch der Gewerbsmaterialismus der besseren Einsicht weichen müssen, dass der Stoff dem Geiste diene, nicht der Geist dem Stoffe, und es wird jener Wissenschaft, mit der allein die Poesie sich verbündet, an deren Hand sie vor einem Jahrhundert die Laufbahn ewigen Ruhmes betreten hat, zu freier Entwickelung der Raum fürder nicht verkürzt, nicht verkümmert werden.

Lessing's „Nathan der Weise."

Academische Festrede.

(Aus: Protestant. Monatsblätter für innere Zeitgeschichte. Herausgegeben von Gelzer. Sechster Band, 1855, S. 232—256.)

Es sind jetzt hundert Jahre verflossen, seit der grosse Mann, dem Deutschland nach Jahrhunderte langer Vorbereitung und nach dem letzten schlimmsten Irrthume die Wiederherstellung und die endliche vollere Schöpfung seiner Dramatik verdankt, seit Lessing den Weg dieser Neuerungen in bezeichnender Weise mit dem Trauerspiel «Miss Sara Sampson» eröffnet hat. In bezeichnender Weise: denn mit diesem Werke zuerst erblicken wir das deutsche Drama, das eben noch, zumal durch die Lehre und das Beispiel Gottsched's, in verderblicher Abhängigkeit von Frankreich gestanden hatte, dem natürlich verwandteren, besser befruchtenden Einflusse Englands zugewendet, und erblicken nach dem heroischen Trauerspiele, das man bis dahin allein besessen, hier den ersten und gleich einen wohlgelungenen Versuch des bürgerlichen Trauerspiels.

Indem ich hiermit Ihre Gedanken auf eine Säcularerinnerung hinlenke, kann jedoch nicht meine Absicht sein, ausführlicher nur von diesem einen, noch weniger von den sämmtlichen Dramen Lessing's mit Eingänglichkeit zu handeln; jenes dürfte nicht lohnend genug erscheinen und dies eine reichlicher zugemessene Zeit in Anspruch nehmen, als der heutige Festanlass vergönnt. Lassen Sie mich allein von dem letzten in der ganzen Reihe, nur von demjenigen Drama sprechen, mit welchem Lessing als Dichter von seiner Laufbahn und zugleich aus einem Leben wieder abgetreten ist, das, so reich es Jahrzehnte hindurch

an Saaten wie an Ernten gewesen, dem Danke der Nachkommen immer noch zu schnell verflossen scheint: von Nathan dem Weisen also, dem dramatischen Gedicht des Jahres 1779. Denn dieses ist mit so reichen Fäden, wie keines sonst, in das ganze Getriebe der Zeit und ihrer Litteratur verwoben, keines sonst auch in so lebendiger Fortwirkung noch für unsere Zeit bedeutsam. Daher möchten Sie die Wahl des Stoffes wohl gerechtfertigt finden und mir gern für eine Stunde die Aufmerksamkeit, um die ich bitte, schenken; aber ich muss auch um Ihre Nachsicht bitten, wenn ich bei der Fülle dessen, was hier in Betracht kommt, nicht Alles mit dem gleichen Maasse des Verweilens betrachten, wenn ich oft nur den Schluss, noch öfter, damit Ihrer Geneigtheit selbst die weitere Verfolgung bleibe, nur den Anfang einer grösseren Gedankenreihe geben kann.

Fassen wir, noch absehend von allem Anderen, nur den Geschichtsgang unserer schönen Litteratur ins Auge, so tritt uns da schon dieses Drama gleich als einer der Steine, die jeweilen die Hauptabschnitte eines Weges bezeichnen, und tritt es uns ausserdem recht als ein Denkmal der ernsten Redlichkeit entgegen, womit Lessing, dessen Art es sonst doch war, vorwärts — vorwärts zu drängen, da, wo es nöthig schien, auch die Bewegung wieder gesucht hat einzuhalten. Zumal er, er selber war es, der durch seine Lehrsätze und durch die begleitende eigene Uebung den sogenannten Sturm und Drang erweckt hatte, jene wild umwälzende Aufregung, die um das Jahr 1770 über die gesammte deutsche Litteratur und namentlich über das Drama hereinbrach. Wir zwar jetzt erkennen darin die segenbringenden Schauer eines Frühgewitters; wir wissen, dass Goethe und Schiller darin erwachsen, dass sie aus der Anarchie als die Könige hervorgegangen sind. Den Aelteren aber unter den Zeitgenossen durfte der Tumult wohl unbehaglich sein, und doppelt unbehaglich für Lessing, nicht bloss, weil seiner Besonnenheit solches Treiben widerte, viel mehr noch, weil er sich sagen musste, dass eben er es war, dessen Lehren man so missverstand und missbrauchte, ja dass vielleicht das Meiste nur der folgerecht weiter gehende Gebrauch seiner Lehren war. Bereits in der Hamburgischen Dramaturgie, zu einer Zeit, da der Sturm nur noch seine Vorboten schickte, hatte Lessing die Dichter Deutschlands ermahnt, nicht mit den falschen Regeln der Franzosen sich aller

Regeln überhaupt zu entschlagen, nicht jegliche Regel als eine Pedanterei zurückzuweisen, die das Genie beenge. Aber das Genie verachtete die Warnung; jetzt erst kamen Lenz und Klinger und Friedrich Müller und die Anfänge Goethe's. Lessing erschrack und ward aufmerksam auch auf sich und dachte daran, wie zunächst er selbst wieder einlenken möchte. Es geschah mit dem Nathan. Und in der That, die Richtung, in welche er dieses Drama, leider sein letztes und das einzige der neuen Richtung, stellte, wie weit lag sie ab von jener, die er selbst bisher verfolgt und die nun ihm nach, allerdings mit weiteren Irrpfaden links und rechts, die Dichter des Sturmes und Dranges wandelten! Von der «Miss Sara Sampson,» vom Jahre 1755 an hatte er, im Widerspruch der Natürlichkeit gegen die französische Unnatur und mit der Einseitigkeit, die jedem frisch auftretenden Widerspruch eigen ist, die Tragödie von der Höhe des Heldenliedes zum bürgerlichen Trauerspiel herabgestimmt, hatte später in «Minna von Barnhelm» das nothwendige Seitenbild hierzu, die in Tragik hinüberfliessende Komödie, das rührende Lustspiel, aufgestellt, hatte die Minna und die Trauerspiele, weil Verse im Drama unnatürlich seien, in prosaische Form gefasst, und Alles das war der Vorgang und die Grundlage für den Sturm und Drang gewesen, nur dass die Klinger dann am natürlichsten zu dichten meinten, wenn ihr Dichten auch mit der Kunst, ja mit der Sitte sich im geradesten Widerspruch befand: das Alles aber war in Nathan dem Weisen nicht mehr so, das Alles ward grundsätzlich und mit der That hier zurückgenommen und um so nachdrücklicher gegen den Missverstand und Missbrauch der Jünger Verwahrung eingelegt.

Einmal der Stoff. Ich darf Nathan den Weisen als meinen Zuhörern allen bekannt voraussetzen, so dass, auch wo der Inhalt vielleicht der Erinnerung ferner gerückt sein sollte, einige Worte genügen werden, ihn wiederum nahe zu bringen, — Worte, in die Herder ihn so kurz und treffend zusammenfasst: «Eine dramatische Schicksalsfabel. Ein Tempelherr wird nach Palästina geworfen, er weiss selbst kaum, wie; gefangen und allein begnadigt, er weiss selbst nicht, warum. Es entdeckt sich, einer Aehnlichkeit wegen, die er mit einem Bruder des Sultans habe, sei dieses geschehen; die Sache kommt ihm und dem Sultan aus dem Gedächtniss. Er rettet ein Judenmädchen aus dem Feuer

und weiss nicht, warum; kommt dadurch in Bekanntschaft mit Nathan, den er kennen zu lernen nie Lust hatte, mit der Geretteten selbst, deren geistige und körperliche Bildung ihn mit einer Art Liebe überrascht. Der Jude zögert; der Patriarch, ein Klosterbruder, der Sultan kommen ins Spiel; es entdeckt sich endlich, dass Recha des Tempelherrn Schwester, dass beide des Sultans Bruderkinder, dass beide Religionen nahe verwandt sind und der Jude ihr aller Wohlthäter gewesen.» Ereignisse also und zum grösseren Theil auch Personen, die allerdings wie in einem bürgerlichen Trauerspiel erfunden, dem Dramatiker nicht geschichtlich überliefert sind; dennoch liegt auf dem Ganzen ein Schein der Geschichte und solcher Geschichte, wie das höhere Drama braucht; es sind welthistorische Umstände und Zustände, die den tragenden Grund des Ganzen bilden, die Zeit der Kreuzzüge, Jerusalem als Herrschersitz der Ungläubigen, innerhalb der heiligen Stadt unterworfene und geduldete Gemeinden der Juden und der Christen, ausserhalb die Heere des Abendlandes und der stets noch fortkriegende Orden der Tempelherren, und eine Person doch hebt sich von diesem Grunde auch mit welthistorischem Namen ab, der Sultan Saladin. So verhält sich hier, und mit der gleichen Berechtigung, die freie Dichterschöpfung zur Geschichte, wie anderswo die Sage zur Geschichte sich verhält. In der Miss Sara Sampson, in Emilia Galotti war mit diesen und den anderen italiänischen und englischen Namen wohl eine geographische Anberaumung, aber eine Anberaumung und Gestaltung von irgendwie geschichtlicher Art war damit nicht gegeben, und der allerdings bedeutungsvolle Geschichtsbezug der Minna von Barnhelm betraf doch nur den engeren Kreis der nächsten und noch gegenwärtigsten Zeitbegebenheiten.

Schon durch den Stoff also überragt Nathan die früheren bloss bürgerlichen Trauerspiele und all die früheren Dramen Lessing's; er überragt dieselben auch von Seiten der Form, ich meine der Form, die für Gedichte bezeichnend ist, der metrischen. In den Anfängen seiner Dramatik hatte Lessing, gleich den Anderen, sich dem eintönigen Geschlepp des Alexandriners unterworfen, häufiger dann und bald mit grundsätzlicher Ausschliesslichkeit er, der Meister der Prosa, auch hier der Prosa sich bedient; jetzt, der meisterlos wilden Prosa des Sturmes und Dranges gegenüber, wandte er sich von der vermeintlichen Na-

türlichkeit zu den Forderungen der Kunst zurück und schrieb den Nathan wiederum in Versen, nicht jedoch wieder in den Alexandrinern Frankreichs, sondern in der Versart des höheren englischen Trauerspiels, in dem reimlosen jambischen Verse, der, ähnlich dem Trimeter der Griechen, sich über die Sprache des Alltaglebens genug erhebt, um poetisch zu sein, und doch demselben nahe genug bleibt, um mit dem Scheine der Wirklichkeit zu täuschen. Freilich war Lessing nicht der Erste im Gebrauche dieser Versart; es hatten sich ihrer schon Andere dicht vor ihm, wie Brawe, wie Cronegk, es hatten sogar schon Dramatiker des sechzehnten Jahrhunderts sich derselben bedient, aber diese wie jene waren damit vereinzelt und spurlos stehen geblieben; um einer so tief eingreifenden Neuerung den Erfolg zu sichern, dazu bedurfte es eines Mannes wie Lessing, eines Werkes, wie Nathan war. Und so ist die Geschichte der deutschen Verskunst wohl befugt, erst hier den Anfang zu machen, wenn sie von dem reimlosen Jambus als der Versart spricht, die seitdem für alle Werke der höheren Dramatik die geltende Form gewesen und nur in Dramen von sonst auch zweifelhaftem Kunstwerthe wieder gegen die Prosa, nur von Dichtern wie Kotzebue wieder gegen den Alexandriner ist vertauscht worden. Wer aber weiss, wie eng in der Poesie Gehalt und Form mit einander verbunden sind, wer erwägt, wie unkünstlerisch und ein Widerspruch gegen sich selbst ein Gedicht in Prosa ist, der wird auch den Fortschritt, den in diesem Bezug unser Drama dem Nathan Lessing's verdankt, seiner ganzen Bedeutung nach verstehen. Und übersehen wir nicht: dass Lessing noch sein letztes Dichterwerk in die volle Gedichtform brachte, war nicht bloss eine künstlerische, es war zugleich, und wir wollen das noch höher schätzen, eine sittliche That, eine That des Muthes, der nicht fragt, welche Meinung herrsche, und noch mehr der Verleugnung seiner selbst. Darum aber hat sie auch gefruchtet.

Lessing, der in all den auf Anlass des Nathan geschriebenen Briefen und so auch in der Ankündigung und der Vorrede die Stellung desselben innerhalb der schönen Litteratur nur vorübergehend, beinahe gar nicht berührt, weil ihm andere Dinge dabei wichtiger und redenswerther waren, Lessing selbst versichert einmal, er habe die Abfassung in Versen nur darum vorgezogen, weil der orientalische Ton, den er doch hie und da habe angeben müssen,

in Prosa zu viel auffallen dürfte, also nur des Stoffes und der durch den Stoff verlangten Darstellungsart wegen. Indess noch viel mehr und eigentlich mit Nothwendigkeit ging die künstlerisch höhere Formgebung aus dem höheren Gedankengehalt hervor, um dessentwillen allein er auch den Gehalt an Stoff so aus höheren, aus Lebenskreisen von welthistorischer Bedeutung gegriffen hatte.

Zwar eine Idee in dem Sinne, wie sonst die Kunstlehre dieses Wort gebraucht, ein Gedanke, der mit der Fülle unbestrittener, unbestreitbarer, ewiger, göttlicher Wahrheit dem Stoffe so organisch innewohnt wie dem Leibe die Seele, eine Idee ist hier nicht sowohl vorhanden, als nur der Zweck, einen noch streitigen Satz erst zu beweisen, und die Geschichte dient als Mittel zu dem Zwecke; es ist eine dramatische Lehrdichtung; Lessing wollte damit, wie er in einem Briefe sich ausdrückt, auf seiner alten Kanzel, dem Theater, predigen. Etwas der Art, mehr oder weniger etwas Zweck- und Lehrhaftes hat freilich Alles, was Lessing als Poet, auch was er als Dramatiker geschaffen; denn überall schuf er mit der Berechnung und der Rechenschaft der Theorie, und als gölte es nur, deren Sätze im Beispiel zu verwirklichen, überall mit Kritik und zum Behufe der Kritik. Das seine stolz-bescheidene Selbstbeurtheilung am Schluss der Hamburgischen Dramaturgie: «Man erweiset mir manchmal die Ehre, mich für einen Dichter zu erkennen. Aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freigebig folgern. Nicht Jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt und Farben verquistet, ist ein Maler. Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neueren Erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewusst, dass ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschliesst; ich muss Alles durch Druckwerk und Röhren aus mir heraufpressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig sein, wenn ich nicht einigermassen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken.» Im Nathan aber gesellt der Kritik sich noch Polemik bei, so dass hier wieder Lessing sagen muss, es

sei diess sein Stück «mehr die Frucht der Polemik als des Genies,» und während die früheren Gedichte doch nur von der Kritik der Dichtkunst selbst an das Licht gefördert sind, ist dies zugleich Fragen dienstbar, die zu der Kunst in keinerlei Bezug mehr stehen, ist eine Waffe des Krieges um Fragen der Glaubenslehre. Mithin, wenn die drei Hauptziele des Lessingschen Wirkens die Kunst des Alterthums, die deutsche Dramatik und die Theologie sind, so wird hier auf zwei dieser Ziele mit einander hingewirkt. Das aber giebt, falls Jemand sich die Litteraturgeschichte abgelöst von der übrigen Geschichte des geistigen Lebens denken mag, Nathan dem Weisen eine Bedeutung auch ausserhalb der Litteraturgeschichte. Und beinahe dürfte man hier solch eine Scheidung treffen. Denn die Darstellung auf der Bühne, die eigentlich letzte Probe und Vollendung jedes dramatischen Gedichtes und dessen wahre Einführung in die Litteratur, ist diesem Gedicht erst um Jahrzehnte nach seiner Entstehung, erst im Jahre 1801 zu Theil geworden, durch das Theater zu Weimar, unter Schiller's aufopfernder Leitung, unter Mitwirkung Goethe's. Bis dahin war es und ist auch seitdem meist insofern nur ein Gegenstand, für die Einen des Beifalls und der Bewunderung, für die Anderen des Unwillens und des Widerwillens gewesen, als Lessing auch in ihm und auch in ihm mit einer Polemik, deren Schärfe die um das Schwert gewundenen Myrten nicht verdecken, seine Ansicht über die Religion und über die Religionsverschiedenheiten niedergelegt hat. Lassen Sie nunmehr auch uns auf diese Seite, die Hauptseite des Gedichts, unser Augenmerk richten. Zu dem Ende ist aber ein Rückblick bis auf den Gipfelpunkt des Mittelalters nöthig.

Der Verlauf der Kreuzzüge hatte die Christenheit nach und nach in eine innerlich ganz veränderte Stellung zu den morgenländischen Feinden gebracht; immer mehr hatte der Glaubenshass, der dunkle Hintergrund der religiösen Begeisterung, sich gelichtet; der Tapferkeit, der Duldsamkeit, all den menschlichen Tugenden eines Saladin konnten selbst, die um Sieg und Leben mit ihm kämpften, die Anerkennung, ja Bewunderung nicht versagen; es ging sogar, weil man einen so edel gearteten Feind ungern verloren gab, im Abendlande die Erzählung, ein gefangener Franzose habe ihm das Ritterthum ertheilt; und obschon der Sprachgebrauch noch lange zwischen Mohammedanern und

Götzendienern keinen Unterschied machte und die Einen wie die Andern Heiden hiess, so war doch, wer nicht gar zu blind bei dem Altüberlieferten blieb, von der Meinung zurückgekommen, dass die Mohammedaner in der That auch Götzendiener wären und Mohammed ihr Hauptgötze; man erkannte die Gemeinsamkeit des Glaubens an den einen Gott, und Mohammed ward etwa nur unter die Ketzer noch gerechnet. Dem gegenüber in dem inneren Streite, der das Abendland erregte, in dem Streite der zwei Schwerter, des geistlichen und des weltlichen, hatten die Treulosigkeit und die gewaltthätige Anmaassung der Päpste Irrung und Zweifel unter die Christenheit selbst gesät. In wie schmerzlich bittere Klagen ergiesst sich darüber das Dichtergemüth Walther's von der Vogelweide! Kaiser Friedrich, als er das christliche Königthum in Jerusalem wieder aufrichtete, fand dort bei den Christen selbst nur Feindschaft und Verrath, und Treue nur bei dem Sultan, wie bei den Sarazenen seines Heimathreiches. Angesichts all solcher Umstände wird es begreiflich, dass ein Zeitalter, dem es mitten in dem lodernden Kampf der Parteien nicht gegeben war, die Dinge und Gedanken von den Personen und den Inhalt des Glaubens von dessen kirchlicher Gestaltung abzusondern, dass die hohenstaufische Zeit das Verhältniss des Christenthums und des Islams und, indem man die Dreiheit vervollständigte, des Judenthums mit Gleichgültigkeit, mit Zweifel, mit Verbitterung hat betrachten lernen. Schon um das Jahr 1217 konnte sich der Dechant des Stiftes zu Lüttich äussern, er würde, wenn er ein guter Jude oder Heide, d. h. Moslem, wäre, niemals ein Christ werden, und zwölf Jahre später, im Kreuzheere Kaiser Friedrich's, auf dem Boden des Gelobten Landes, singt ein deutscher Dichter, wiederum Walther von der Vogelweide:

„Kristen, juden und die heiden
jehent, daz diz ir erbe sî:
Gott müez ez ze rehte scheiden
durch die sîne namen drî.
Al diu welt diu strîtet her:
„„wir sîn an der rehten ger:
reht ist, daz er uns gewer.““

Und anderswo:

„Wer mac den strît gescheiden
under kristen, juden, heiden

wan got, der si geschaffen hât
und alliu dinc ân iemens rât?
der wiste wohl ir aller strît,
ê ers geschüefe, und ouch ir nît."

Dem Kaiser selbst aber ward in einem Ausschreiben Gregor's IX vom Jahre 1239 die Behauptung in den Mund gelegt [Joh. Vitod. pag. 7], Moses, Christus und Mohammed, alle drei seien Betrüger gewesen und nur darin unterschieden, dass zwei von ihnen in Ehren, der dritte mit Schmach sein Ende genommen. Wir lassen dahingestellt, ob Friedrich II wirklich (er selber widersprach dem aufs bestimmteste), ob Simon von Tournay, Professor zu Paris, oder wer sonst damals diese frevelhafteste Rede zuerst gewagt habe; dass sie gewagt worden ist, dass sie unter den Völkern umlief, so viel ist jedesfalls bezeugt [Berthold S. 44], zugleich aber auch so viel gewiss, dass die verrufene Schrift de tribus impostoribus, die den Frevel im Sinne des Atheismus ausführt, weder Friedrich II, noch überhaupt seinem Zeitalter, sondern frühestens erst der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts angehört. Möglich wäre sie allerdings auch schon im dreizehnten gewesen; denn nehmen wir den ganzen fort und fort hinunterschreitenden Stufengang, die kirchliche Lehre: «Der einzig wahre Glaube ist der durch Christum geoffenbarte,» den Gedanken Walther's: «Jede der drei Religionen kann die wahre sein, aber Gott allein weiss, welche,» die Behauptung, die man Friedrich II beigemessen: «Alle drei sind falsch und die Offenbarungen jeder ein betrügerisches Vorgeben,» endlich den Satz des Buches de tribus impostoribus: «Es ist kein Gott; denn die Offenbarungen, die von ihm zeugen sollen, widersprechen einander und sind Betrug;» nehmen wir diese ganze Reihenfolge, so dürfte der letzte Schritt kaum grösser erscheinen, als die ihm vorangegangenen; er ist nur die rückhaltlose und, wenn man will, nothwendige Vollendung.

Die zuerst und noch zunächst abweichende Anschauung, die zwar das Christenthum bereits in Ungewissheit zieht, aber noch stehen bleibt bei der Gewissheit eines Gottes und der Möglichkeit einer Offenbarung, diese immer doch religiöse Anschauung hat, wie bei uns der grösste Lyriker des Zeitalters sie vertritt, in ebendemselben anderswo auch die epische Einkleidung gefunden. In einer italiänischen Novellensammlung, die noch aus

dem dreizehnten Jahrhundert herrührt, der ältesten dieser Litteratur, den sogenannten Cento novelle antiche, wird als 73. Erzählung Folgendes vorgetragen: «Der Sultan, als er Noth um Geld hatte, ward Raths, Anlass gegen einen reichen Juden in seinem Lande zu suchen und ihm dann sein Vermögen, das übermaassen gross war, fortzunehmen. Er beschickte den Juden und fragte ihn, welches der beste Glaube wäre, und dachte: ««Wenn er sagt: der jüdische, so werde ich sagen, dass er gegen den meinigen sich vergehe, und wenn er sagt: der sarazenische, so werde ich sagen: warum denn hältst du den jüdischen fest?»» Der Jude, als er die Frage des Herrn gehört, antwortete so: ««Herr, es war einst ein Vater, der drei Söhne hatte, und er hatte einen Ring mit einem kostbaren Stein, dem besten der Welt. Jeglicher von jenen bat den Vater, dass er bei seinem Tode ihm den Ring liesse. Der Vater, als er sah, dass ihn jeder wollte, berief einen geschickten Goldschmied und sprach: Meister, mache mir zwei Ringe, genau so wie dieser, und setze in jedweden einen Stein, welcher diesem gleiche. Der Meister machte die Ringe so genau, dass Keiner den rechten erkannte, ausser der Vater. Er beschickte die Söhne, einen nach dem andern, und gab jedem insgeheim den seinigen, und jeder glaubte, den rechten zu haben, und keiner wusste die Wahrheit, ausser ihr Vater. Und so sage ich dir von den Glauben, deren drei sind. Der Vater droben weiss den besten, und die Söhne, das sind wir, jeder meint den rechten zu haben.»» Da, als der Sultan hörte, wie jener sich herauszog, wusste er nicht, was sagen, um Anlass zu suchen, und liess ihn gehen.» Mit dem Sultan ist nach dem anderweitigen Sprachgebrauch dieser alten Novellen Saladin gemeint. Boccaccio, der in seinem «Decamerone» ausführlicher und gewandter, wie er es vermag, die Erzählung wiederholt, setzt diesen Eigennamen selbst; der Jude aber heisst bei ihm Melchisedech. Die ganze Parabel hat, eben als Parabel schon, und auch abgesehen von der Anknüpfung an Saladin, etwas Morgenländisches; in der That begegnen wir einer ähnlichen Einkleidung desselben, nur noch mehr ausgedehnten Gedankens bereits einige Jahrhunderte früher, um das Jahr 1000, in dem Schah Namê des persischen Dichters Firdusi; es ist eine von den märchenhaften Geschichten, in welche da das Leben des grossen Alexander sich verzweigt. Ein Schah von Hind hatte im Schlafe ge-

sehen, wie vier Männer mit Gewalt an einem Tuche zogen und doch das Gewebe nicht zerrissen; ein frommer Einsiedler aber erklärt das Traumgedicht also: «Du sollst wissen, dass dies Gewebe den Glauben und die Gotteslehre bedeutet, und Viere sinds, die nach jeder Seite sie fassen und ergreifen. Dorther ist ein Nambarer gekommen, vom Blachfeld der Reiter, mit Lanzen bewehrt, ein reiner Mann guter Sitte, in dem Gottes Glaube stark geworden, der Glaube des Volkes, das zum Feuer betet. Der andere Glaube ist der des Musi, den du den jüdischen nennst, der da sagt, ausser dem seinigen sei es nicht ziemlich, auf einen andern zu hören. Der dritte ist jener heitere, den die Griechen bekennen, der Leben giesst in's Herz des Padischah. Zum vierten wird ein reiner Glaube sich kund geben und das Haupt der Seinigen von der Erde erheben.» So mag denn auch die Allegorie von den drei Ringen ihren Ursprung innerhalb des Islams genommen haben und eine Art von Einräumung sein, zu der das Gewissen sich getrieben fühlte. Das christliche Abendland jedoch ist von der Glaubensgleichgültigkeit, die darin sich aussprach, nicht bloss, wie wir gesehen haben, theilnehmend berührt, es ist ebensowohl davon verletzt worden. Die Gesta Romanorum, eine Novellensammlung von etwas höherem Alter, als die Cento novelle antiche, und zum Behuf der Erbauung aufgezeichnet, in Deutschland, aber auf Lateinisch, haben bereits eine Erzählung, die offenbar nur eine christliche Berichtigung der morgenländischen Parabel ist. Sie lautet nach einer Verdeutschung schon des Mittelalters: «Ein König hatte drei Söhne und einen edeln Stein. Nun stritten darum die Brüder unter einander. Doch hatte der Vater einen lieber denn die anderen und desshalb liess er machen drei Ringe, und in zwei Ringe liess er legen zwei Gläser, die gleich waren dem edeln Stein. Und den Ring mit dem edeln Stein gab er dem liebsten Sohn; den andern zwein Söhnen rufte er und gab jeglichem einen Ring. Und da sie von dem Vater kamen, da wähnte jeder, er hätte den Ring mit dem guten Stein. Das hörte ein weiser Meister und sprach: ««Wir wollen versuchen, welcher Ring Krankheit vertreibt; derselbe ist mit dem guten Stein.»» Das thaten sie, und zwei von den Ringen wirkten nichts; nur der dritte Ring vertrieb Krankheit. Da erwies sich, dass der Vater den lieber hätte, dem er den Ring gegeben hatte. Nun, bei den drei Söhnen verstehen

wir drei Völker, die Gottes Söhne sind durch die Schöpfung: das sind Juden, Sarazenen und Christen. Es ist aber offenbar, welchen Sohn er lieber hat gehabt: demselben gab er den besseren Ring, der die Blinden erleuchtet, Krankheit heilt und die Todten erweckt; aber bei den Ungläubigen sind nicht solche Zeichen noch Kräfte, wie der Psalter spricht: ««Wir haben nicht Zeichen gesehen, und darum glauben wir nicht.»» Noch mehr: um noch entschiedener, als diese Umänderung es thut, die ja den Juden und Sarazenen immer noch einen Antheil an der Liebe des Vaters und ein Liebeszeichen von ihm belässt, um die Ungläubigen noch entschiedener von den an Christum Gläubigen zu sondern, ist für die Gesta Romanorum noch eine zweite, sonst in der Einrichtung des Stoffes wieder ähnliche Geschichte erfunden worden. «Es war ein edler König, weise und reich; der hatte ein gar liebes Weib zu einer Hausfrauen, die da nicht gedachte an die Treu ehelicher Liebe, und neben ihrem Herrn gewann sie mit Ehebruch von einem andern Mann drei Kinder, die doch beständig waren dem König widerstrebend und an nichts ihm gleich. Darnach empfieng sie von dem Könige ein Kind und gebar das und zog es. Darnach geschah, dass der König nach seinen vergangenen Tagen starb und sein Leib gelegt ward in einen edeln Sarg und nach seinem Tod die vier Söhne um das Reich stritten. Nun war ein alter Ritter, der etwann war gewesen innerster Rath des Königes; der sprach zu den vornehmsten Herren und Pflegern des Reichs: ««Ihr Herren, hört meinen Rath: und gefällt euch das wohl, dass wir unsers Königes Leib nehmen aus dem Sarg, und seiner Söhne jeglicher habe einen Bogen mit einem Geschoss, und welcher tiefer schiesse in den Leib des Königes, desselben sei das Reich?»» Der Rath gefiel ihnen allen wohl, und die vier Söhne gruben den Vater aus und banden ihn an einen Baum. Der erste schoss, und der verwundete ihm die rechte Hand gar sehr; darum prahlte er, dass er allein Herr wäre des Reichs. Der andre lenkte den Schuss näher und traf ihn in den Mund: der wollte noch gewisser sein des Reichs. Der dritte traf ihm das Herz: der wollte aber der Nächste sein ohne allen Streit und gewisslich das Reich besitzen. Der vierte, da er zu dem Leichnam ging, der seufzte sehr und sprach mit klagender Stimme: ««Das geschehe nimmer an mir, dass ich meines Vaters Leib lebend oder todt je beleidige!»»

und küsste ihn, todt wie er war. Da er das geredet hatte, alle Landherren des Reichs mit aller Gemeine des Volkes, mit einer Stimme, erkannten ihn den rechten Erben des Reiches und setzten ihn auf den königlichen Sessel, und die andren drei wurden aller Würde beraubt, weil sie falsche Erben waren, wie ihr ungetreues Herz wohl erzeigte.» Wir errathen die nun folgende Auslegung auf Gott und die Heiden, die Juden, die Ketzer, die guten Christen.

So weit im Mittelalter, im 13. und 14. Jahrhundert, diese Gedanken und Bilder der Glaubensgleichgültigkeit und des Glaubenshasses.

Als sodann die neuere Zeit gekommen, als die Kirchenbesserung, wenn schon bei weitem nicht bis zum vollen Ende, beendigt war, da alsbald trat mit lieblos starrem Trotze das Bekenntniss der Lutheraner nicht bloss zu dem katholischen, sondern selbst und noch viel mehr zu dem der Reformirten in eben ein solches Verhältniss feindseliger Zurückweisung, in welchem das römische Christenthum des Mittelalters zu den Juden, den Mohammedanern und den ketzerisch Abgefallenen gestanden hatte. Da, im Jahre 1613, konnte es denn auch geschehen, dass Martin Rinckart, derselbe, der unser deutsches Te deum laudamus aus einer Stelle des Jesus Sirach, das schöne Lied «Nun danket Alle Gott,» gedichtet hat, dass leider ebenderselbe, freilich damals noch eher ein Jüngling denn ein Mann, ein Drama verfasste, welches die letztangeführte alte Erzählung von den ungleichen Söhnen und ihrem Erbstreit auf den Gegensatz hier der Lutheraner, dort der Katholiken und der noch schlimmeren Reformirten übertrug. Man gestatte mir, den Titel, da schon er für den Sinn des Gedichts bezeichnend ist, in seiner ganzen Weitläuftigkeit anzugeben: «Der Eislebische Christliche Ritter. Eine neue und schöne geistliche Comödia, darinnen nicht allein die Lehre, Leben und Wandel des letzten deutlichen Wundermanns Lutheri, sondern auch seiner und zuvörderst des Herrn Christi zweier vornehmsten Hauptfeind, Pabsts und Calvinisten, sowohl als anderer vielfältige Rath- und Fehlschläge, auch endlicher in Gottes Wort offenbarter und gewisser Ausgang bis an den nunmehr bald zukünftigen Jüngsten Tag, beides nach schöner poetischer und verblümter Art und denn auch historischer richtiger Wahrheit in drei Rittern, Brüdern Pseudo-Petro, Martino und

Johanne, als die um ein Erbschaft und Testament streiten, abgemahlet und aufgeführet durch Martinum Rinckart, Diaconum zu Eisleben in der Neustadt, agiret aber vom Gymnasio daselbst post ferias caniculares.» Der König ist hier Immanuel genannt; er stirbt, während seine drei Söhne sich in der Fremde befinden, Pseudo-Petrus in Wälschland, Martinus in Eisleben, Johannes, der jüngste, in der Schweiz; also der Pabst und Martin Luther und Johann Calvin. Gegen das Testament des Vaters setzt Pseudo-Petrus, der zuerst wieder heimkommt, sich die Krone auf und übt grausame Herrschaft. Es kommt auch Martin; er mahnt den Bruder an des Vaters Willen, aber umsonst. Indem sie noch desshalb im Streite sind, kehrt auch Johann zurück. Er will das Testament verdrehen; dann ersinnt er zur Scheidung des Zwistes noch ein anderes Mittel. Er stellt den Leichnam des Vaters als Ziel eines Wettschiessens auf: wer zunächst an das Herz treffe, solle Herr des ganzen Reiches sein. Pseudo-Petrus fällt dem Vorschlage bei, Martinus in Liebe und Ehrfurcht widersetzt sich. Neu beginnender Streit. Da, um den einzig treuen Sohn vor dem Andrange der Brüder zu erretten, erscheint allen dreien im Gesicht der Vater und bringt über Pseudo-Petrus und Johannes alle Pein, dem frommen Martinus aber Lohn und Herrschaft.

Dieser ingrimmige Hass, nicht einmal von Glauben gegen Glauben, sondern von Bekenntnissform gegen Bekenntnissform, dieser Hass, und was ihn erzeugt hatte, die Verknöcherung des Geistes und die Ertödtung der Liebe durch den Buchstabendienst, wir wissen, wie das Alles, der Friedenspredigt Arndt's und Andreä's trotzend, das siebzehnte Jahrhundert entlang fortgedauert und fortgewuchert hat (die schmerzvolle Frage des edlen Friedrich von Logau:

«Luthrisch, Päbstisch und Calvinisch, diese Glauben alle drei
Sind vorhanden: doch ist Zweifel, wo das Christenthum dann sei»),

und wissen auch, wie es im achtzehnten nach der einen Seite hin die Herzen eines Spener und eines Zinzendorff, die der Kirche gern ein Sauerteig gewesen wären, zur Absonderung von der Kirche genöthigt, nach der andern aber jeglichem Unglauben ein breites wüstes Feld, um sich darin anzubauen, hat überlassen müssen. Denn gegenüber dem Pabstthum, das neu auf lutheranischem Boden erwachsen war, hatten Zweifel und Frevel in dem Zeit-

alter Friedrich's II von Preussen die gleiche, wenn man es so nennen darf, Berechtigung, als ein halbes Jahrtausend vorher in dem Zeitalter Friedrich's II von Sicilien dem Pabstthum Roms gegenüber. Und wie in den Ländern deutscher Zunge, so in dem andern Hauptsitze der protestirenden Bekenntnisse, in England. Swift, der in jener einst viel bewunderten Satire, dem Märchen von der Tonne, die gehässige Dichtung unseres Rinckart wieder aufgefrischt hat, nur dass Martinus ihm die anglikanische Kirche bedeutet und Johannes die der Presbyterianer, Jonathan Swift und der freche Feind alles Christenthums, Bolingbroke, waren Zeitgenossen. Ich enthalte mich, so nahe sie auch sich aufdrängt, einer Vergleichung dessen, was, ungewarnt durch solche Vorgänge der Geschichte, ungewarnt durch eigene schwere Erfahrung, die evangelische Kirche unserer Tage mit stolzem Muthwillen sich zu Schulden kommen lässt.

In solch eine Zeit nun, mitten in solche Zustände hinein war Lessing gesetzt, und ich brauche, da Jedermann das Leben und Wirken des stets denkwürdigen Mannes kennt, nicht zu sagen, welchen Platz er eingenommen. Zwar nicht neben Klopstock, noch weniger aber neben Wieland. Schon in den Dingen des äusseren Lebens vermochte es Lessing nicht, oder vermochte er es nur unwillig, sich einer bindenden Form zu fügen; als Student studirte er Alles, nur nicht, was er sollte, und erst am Ende des Mannesalters nahm er ein Amt auf sich. Mehr noch hasste sein Geist die Trägheit und die Einschränkung. Namentlich mit durch ihn, der nicht gewillt war, sich in ein System zu verschliessen, durch ihn, und die zu ihm standen, ward in die Philosophie das eklektische Verfahren eingeführt, das den Raum zwischen Wolf und Kant ausfüllen und Letzterem den Weg bereiten sollte. Ihm war es Bedürfniss, ihn beglückte es, überall unermüdlich, unersättlich zu forschen, und er besass im Forschen eine Tapferkeit, die vor keinem Hemmniss erschrak, die selbst da, wo Anderen ein Zweifel nicht erlaubt schien, den Zweifel suchte, um ihn durchzukämpfen. So denn auch und so zumal auf dem Gebiet der Lehre von den göttlichen Dingen; denn hier zumal war seiner Zeit, und nicht erst seiner Zeit, der wissenschaftlich frei sich bewegende Geist abhanden gekommen. Lassen wir uns, um Lessing als Kritiker auch in der Theologie zu würdigen, nicht beirren durch den Missbrauch, den Leichtsinn und

Frevel, und den die aufklärerische Seichtheit mit seinem Namen getrieben hat und heute noch treibt: er selber war für alles das zu redlich, zu ernst, zu tief, zu grossartig in seiner Empirie, bei all der Strenge und Schärfe seines Geistes doch zu bedürftig der Liebe, bei aller Ungläubigkeit zu fromm. Nicht bloss die Wissenschaftlichkeit, auch den frommen Sinn, auch die Liebe vermisste er bei den Bekennern und den Lehrern des Christenthums. Schon als Jüngling hatte er einmal seinen besorgten Eltern heimgeschrieben: «Die Zeit soll lehren, ob der ein besserer Christ ist, der die Grundsätze der christlichen Lehre im Gedächtnisse und, oft ohne sie zu verstehen, im Munde hat, in die Kirche geht und alle Gebräuche mitmacht, weil sie gewöhnlich sind, oder der, der einmal klüglich gezweifelt hat und durch den Weg der Untersuchung zur Ueberzeugung gelangt ist oder sich wenigstens bestrebt, dazu zu gelangen. Die christliche Religion ist kein Werk, das man auf Treu und Glauben von seinen Eltern annehmen soll. Die Meisten erbten sie zwar von ihnen so, wie ihr Vermögen, aber sie zeigen durch ihre Aufführung auch, was für rechtschaffene Christen sie sind. So lange ich nicht sehe, dass eins der vornehmsten Gebote des Christenthums, seinen Feind zu lieben, besser beobachtet wird, so lange zweifle ich, ob diejenigen Christen sind, die sich dafür ausgeben.» Darum konnte er noch in dem Streite mit Götze das schöne Gespräch von dem Liebestestament des Johannes schreiben, darum aber auch von eben diesem Streite so tief im Herzen sich gekränkt fühlen und mit solcher Verbitterung des Gemüths aus demselben hervorgehen.

Diese Stellung nun und schon der volle Anklang dieser Stimmung sind es, in denen Lessing, nachdem er bereits um Jahre vorher den Plan gefasst und den Entwurf gefertigt, vom Jahre 1778 auf 1779 seinen Nathan gedichtet hat, mitten also im vollen Feuer des Krieges, der von den wolfenbüttler Fragmenten war entzündet worden, und als eine der Schlachten dieses Krieges, nach Lessing's eigenem Urtheil als eine der grössten und entscheidendsten. Noch während der Arbeit liess er gegen seinen Bruder die Aeusserung fallen: «Ich glaube, dass ich gewiss den Theologen einen ärgern Possen damit spielen will, als noch mit zehn Fragmenten.» Sein Bruder erwartete desshalb und Freunde fürchteten, es würde das Drama eine Satire auf die Theologie und die Theologen werden; das freilich wies der

Dichter zurück, und wirklich hat er auch weder die Sache, um die es sich handelte, noch die Gegner, noch sich so entwürdigt. Den ersten Anstoss aber (das berichtet wiederholendlich Lessing selbst) hatte ihm jene Novelle von den drei Ringen, so wie Boccaccio sie erzählt, gegeben; mit dem Rahmen, in welchen die Gleichnissrede dort gefasst ist, empfing er bereits die Person des Sultans und des Juden und die Zeit und die Räumlichkeit, kurz, all die Hauptbedingnisse seiner Handlung, mit der Gleichnissrede selbst den Brennpunkt, in den sich Alles, was sonst vereinzelt ausgesprochen wird, zusammenfindet, die Quelle, von der all das Andere nur einzeln abfliessende Tropfen sind.

Und in welchem Sinne hat Lessing die Parabel, in welchem Sinne das ganze um sie her gewachsene Drama verstanden und gemeint?

Oft, ja gewöhnlich wird Nathan der Weise in guten Treuen so gelesen, dass er die Duldsamkeit gegen Andersgläubige lehren solle, dass er somit, nur höher und weiter gefasst, ein Seiten- und Gegenstück wäre zu dem vorher erwähnten Drama altlutherischer Unduldsamkeit und eine Art Wiederholung «der Juden,» jenes älteren, schon im Jahre 1749 von Lessing geschriebenen Lustspiels, das nur dies eine Volk gegen den gewohnten Hass vertheidigt. Man dürfte für solch eine Betrachtungsweise darauf sich berufen, dass auch Herder, auch Goethe den Zweck des Dichters und die Bedeutung des Gedichtes so betrachtet haben. Denn auch Herder nennt dasselbe «einen Kranz von Lehren der schönsten Art, der Menschen-, Religions- und Völkerduldung,» und Goethe preist «das darin ausgesprochene göttliche Duldungs- und Schonungsgefühl.» Gleichwohl scheint diese Auffassung unrichtig. Wir nennen Toleranz, dass man den Andern in den Abweichungen seines Glaubens und seiner Glaubensübung unbehelligt, so lange er selbst es will, gewähren lasse, entweder weil die Abweichungen so gross sind, dass jeder Versuch, sie anders als durch Ueberzeugung aufzuheben, ein Eingriff in das innerste Heiligthum der Freiheit wäre, oder weil es wesentlich keine, weil es so unwesentliche Abweichungen sind, dass selbst ein Versuch, die Ueberzeugung umzustimmen, zum Ueberfluss gehörte, wie Goethe, hier besser zutreffend, sagt:

„Das Unser Vater ein schön Gebet;
Es dient und hilft in allen Nöthen:
Wenn einer auch Vater unser fleht,
In Gottes Namen, lasst ihn beten!"

In dem einen aber wie in dem andern Fall ist es nothwendig, dass der Duldsame selbst einen bestimmten Glauben besitze und ihn übe; denn nur so wird eine Abweichung möglich, welche Duldung anspricht; es kann z. B. ein Staat die Juden nur insofern dulden, als er selbst ein christlicher Staat ist, nicht jedoch, wenn er sich über Christenthum und Judenthum gleichsam unparteiisch hinwegsetzt. Ist aber diess der Begriff der Toleranz in Glaubenssachen, so giebt Lessing's Nathan gewiss kein Vorbild dafür, keine Anleitung dazu. Denn es müsste, um solches zu gewähren, das Gedicht der das Ganze beherrschenden Gesinnung nach selbst auf dem Standpunkte des Christenthums oder meinethalb auch dem des Judenthums oder des Islams stehen; es müssten in ihm wenigstens Christen und Juden und Mohammedaner vorkommen, die wirklich Christen, Juden, Mohammedaner wären und dennoch die Anderen, Jeden in seinem Glauben, anerkennten und beliessen. Von all dem aber hat das Drama nichts: gleich Nathan, die Hauptperson, wo ist er so in Wirklichkeit ein Jude, dass er als Jude Duldung üben, als Jude Duldung erfahren könnte? Das Einzige, was in diese Richtung mag gezogen werden, ist die eine Gestalt des Patriarchen, insofern sie das abschreckende Beispiel einer in alle Bosheit hineingewachsenen Unduldsamkeit giebt.

Der Sinn des Dramas ist nicht dieser; das hätte sich dem aufmerksameren Blicke schon aus den Zeit- und Lebensverhältnissen ergeben sollen, in denen Lessing dasselbe verfasst hat, mitten in der anti-götzeschen Fehde, die ja nicht um den Grundsatz der Duldung ging. Und Lessing selbst auch deutet als Grund und Ziel der Arbeit ganz etwas Anderes, nämlich die Fragen eben jenes Streites an, wenn er in einem Briefe an seinen Bruder sagt: «Die Theologen aller geoffenbarten Religionen werden freilich innerlich darauf schimpfen, doch dawider sich öffentlich zu erklären, werden sie wohl bleiben lassen,» und wieder dann in dem einen Bruchstück der unvollendet und ungedruckt gebliebenen Vorrede: «Nathan's Gesinnung gegen alle positive Religion ist von jeher die meinige gewesen.» Das Ge-

dicht ist lediglich ein Zeugniss und Erzeugniss des Deismus, jenes Glaubens, der auch einen einigen Gott bekennt, aber sich damit nur auf die Vernunft und den Verstand des Menschen, auf das eigene Denken und Erfahren gründet, jede höhere Offenbarung dagegen verwirft nnd all solchen Offenbarungen den gleichen Werth und Unwerth beimisst. Am anschaulichsten das in dem Keime, aus welchem das Drama sich entwickelt hat, der alten Parabel. Von den drei Ringen ist zwar nach der Meinung der Eigenthümer ein jeder der echte, in Wirklichkeit jedoch nur einer, und welcher eine, das weiss auf Erden Niemand; ja vielleicht (so wendet zum mindesten Lessing die Erzählung) vielleicht ist kein einziger mehr der echte. Judenthum, Christenthum, Mohammedanismus, eines davon mag der wahre Glaube sein; aber ob dieser eine gerade das Christenthum, das ist der Zweifel, den die Erzählung nicht erledigt und den sie als gleichgültig unerledigt lässt. So wohl musste es Lessing thun, die Indifferenz des Deismus, die sich von seiner Zeit an ununterbrochen nur bis in die zweite Hälfte des sechzehnten, ja zunächst nur bis an den Beginn des laufenden achtzehnten Jahrhunderts zurückverfolgen liess, diese freiere, menschlichere Ansicht der Glaubensdinge, noch unbefleckt von grobem Materialismus, noch unbemengt mit atheistischer Verirrung, schon im Mittelalter und da unter solchen Umständen, in solcher Räumlichkeit, in der Heimath und dem frühesten Grenzlande der drei Religionen, ausgesprochen zu finden, dass dem Ausspruche damit gleichsam der Werth einer authentischen Erklärung verliehen war.

Aus diesem Sinne des Gedichtes erklärt sich auch ein gemeinsamer Hauptzug zweier seiner Hauptcharaktere. Der Deismus, für den die christliche Lehre von der Gnade und der Erlösung nicht vorhanden ist, muss die Vervollkommnung des inneren Menschen einzig im Verdienst der eigenen Tugend und, damit das kein blosses Wissen und Wollen des Rechten sei, in einer werkthätigen Bewährung derselben, vorzüglich also im Wohlthun suchen; er trifft darin mit der gesunkenen Kirche des Mittelalters überein, die ja auch auf die guten Werke einen höheren Ton als auf den Glauben gelegt und gern die Heiligung vertauscht hat gegen die Werkheiligkeit. Darum galt wohlthätig und freigebig, mit einem Wort milde zu sein im Mittelalter für die höchste aller Tugenden und ward noch mehr als selbst

die Ritterlichkeit von einem Fürsten gefordert, an einem Fürsten gerühmt; aller Tadel verstummte und aller Hass erlosch, wo nur diese Tugend und gar mit Verschwendung geübt ward. Zumal darum war Saladin selbst bei den Christen hochgeehrt, und seine Milde blieb noch manches Menschenalter hindurch auch in Deutschland sprichwörtlich. So kehrt denn auch Lessing diesen Charakterzug des Sultans in besonders hellem Lichte hervor, durch Handlung wie durch Rede; die kurztreffende Selbstbezeichnung: «Hier fällt es mir doch nur durch die Finger,» wiederholt und deutet auf einen Spruch zurück, den unser Walther uns von Saladin überliefert, die Hände eines Königs sollten durchlöchert sein. Und ebenso verschwenderisch im Wohlthun und im Schenken ist Nathan; um so weniger nun steht er als Jude, um so mehr als ein Mensch auf dem Gipfel menschlicher Tugend da. Selbst den Namen hat Lessing in Bezug hierauf gewählt. Bei Boccaccio heisst der von Saladin angesprochene Jude Melchisedech, anderswo aber bei demselben Novellisten kommt ein Nathan vor, der das Ideal der Freigebigkeit, der so freigebig ist, dass er zuletzt einem Nebenbuhler selbst sein Leben schenken will. Und Nathan bedeutet ja so viel als Geber oder eigentlich: er giebt.

Ist nun aber von den Lehren der Duldung, die so Mancher sich aus dem Nathan nimmt, wirklich nichts darin enthalten? Wohl: insofern das Gedicht die Glaubensgleichgültigkeit lehrt und die Glaubensgleichgültigkeit ein Verfahren beobachtet, das der Duldung ähnlich sieht, mag man wohl auch sagen, dass hier Duldung gelehrt werde. Indessen ist eine Duldung solcher Art sehr von dem verschieden, was uns vorher als das eigentliche Wesen dieser schönen Tugend entgegengetreten ist. Die wahre Duldung lässt dem anderen Glauben, dem anderen Bekenntniss seine Berechtigung; die Gleichgültigkeit, weil ihr der andere Glaube ebensoviel Recht oder ebensoviel Unrecht hat, gewährt ihm Gleichberechtigung: eine Toleranz, die im Staate nur dann zu verwirklichen wäre, wenn es gelänge, denselben aus aller Geschichte wegzuheben und ihn frisch auf den abstracten Begriff zu zimmern. Solch eine Duldung nun um des gleichen Rechtes oder gleichen Unrechts willen kommt allerdings im Nathan oft genug zu Worte und oft genug mit einer so weit gehenden Selbstentäusserung, dass Einer dem Andern seinen Glauben preisgiebt, Einer dem Andern willfährig und zuvorkommend einräumt, wie

sein eigener Glaube vielleicht ein Irrthum und wohl noch mehr und Schlimmeres als bloss ein Irrthum sei. So z. B. im zweiten Acte. Der Tempelherr:

„Wisst Ihr, Nathan, welches Volk
Zuerst das auserwählte Volk sich nannte?
Wie, wenn ich dieses Volk nun, zwar nicht hasste,
Doch wegen seines Stolzes zu verachten
Mich nicht entbrechen könnte, seines Stolzes,
Den es auf Christ und Muselmann vererbte,
Nur sein Gott sei der rechte Gott? Ihr stutzt,
Dass ich, ein Christ, ein Tempelherr, so rede?
Wann hat und wo die fromme Raserei,
Den bessern Gott zu haben, diesen bessern
Der ganzen Welt als besten aufzudringen,
In ihrer schwärzesten Gestalt sich mehr
Gezeigt als hier, als itzt? Wem hier, wem itzt
Die Schuppen nicht vom Auge fallen — doch
Sei blind, wer will! Vergesst, was ich gesagt,
Und lasst mich!

Nathan.

Ha! Ihr wisst nicht, wie viel fester
Ich nun mich an Euch drängen werde. Kommt!
Wir müssen, müssen Freunde sein. Verachtet
Mein Volk, so sehr Ihr wollt. Wir haben beide
Uns unser Volk nicht auserlesen. Sind
Wir unser Volk? Was heisst denn Volk?
Sind Christ und Jude eher Christ und Jude
Als Mensch? Ach, wenn ich Einen mehr in Euch
Gefunden hätte, dem es gnügt, ein Mensch
Zu heissen!

Tempelherr.

Ja, bei Gott! das habt Ihr, Nathan;
Das habt Ihr. Eure Hand! Ich schäme mich,
Euch einen Augenblick verkannt zu haben."

Aber es steht bedenklich um die Toleranz der deistischen Gleichgültigkeit. Nicht begründet auf einen Glauben, der im Gefühl der eignen Beseligung auch des unvollkommeneren Glaubens Anderer schont, nicht auf dem unwandelbaren Grunde jener Liebe, die des Glaubens Vollendung ist, beruhend, sondern allein auf dem trüglich schwankenden des Verstandes, wird die Duldsamkeit des Deisten immer nur so weit reichen, als der Verstand jedesmal zugeben mag, dass die eigne Ueberzeugung auch ein irre gehendes blosses Meinen, dass die des Andern vielleicht die richtige sein könne. Immer jedoch und überall mag der Ver-

stand das nicht zugeben, ja er wird in seinem Stolze das nur selten; daher die Erscheinung, die nur auf den ersten flüchtigen Anblick überrascht, dass gerade die Herolde und Vollstrecker der deistischen Duldsamkeit oft zugleich am allerunduldsamsten sind. Wie launisch in dieser Beziehung hat die Handlungsweise des grossen Friedrich und Joseph's II abgewechselt, und mit welchem Brandgeruche beinahe eines Ketzergerichtes predigte Joh. Heinr. Voss die Duldung!

Noch weiter hierin. Es ist eine bekannte Thatsache, dass die leidenschaftlichsten, duldungslosesten Feinde eines Glaubens gerade die zu sein pflegen, die ursprünglich demselben angehört, dann aber ihn verlassen haben. Nicht anders die vom Christenthum abgefallenen Deisten. Sie können sich mit Jugendlichkeit für die Götter Griechenlands begeistern, sie empfinden Schauer der Ehrfurcht vor der ägyptischen Priesterweisheit: das Christenthum ist ihnen nur eine Anstalt freudeloser Verdumpfung, ein Gewebe der Pfaffen, betrogener Betrüger; sie müssen sich ausweisen durch eine so entschiedene Sprache, sie müssen sich selbst überreden und die innere Stimme überschreien. Und dieser Hass, zum mindesten doch ein Vorurtheil gegen den Christenglauben, es geht als bitterer Geschmack auch durch den ganzen Nathan, und falls das Gedicht auch Duldsamkeit gegen Juden und Mohammedaner lehrte, gegen das Christenthum zeigt und lehrt es nur Unduldsamkeit. Gern würde darin die Verehrung nur einen vorübergehenden Einfluss des götzeschen Haders erkennen, und sie mag und darf das auch, soweit es bloss einzelne, besonders zugeschärfte Aeusserungen gilt. Aber es handelt sich um mehr als bloss dergleichen Einzelheiten: die ganze Anlage, die älter als die Ausführung in der Zeit jenes Streites ist, trägt das Gepräge solcher Feindseligkeit. Ueberblicken wir nur die Reihe der Personen, durch welche neben den idealisch edlen Vertretern des Judenthums und des Islams die Christenheit vertreten wird. Da ist, schlecht bis zur Schurkerei, der Patriarch; gutmüthig, aber voll Aberglaubens, beschränkt und aus Beschränktheit wohl auch des Schlechten fähig, Daja; «die gute Haut» sodann, «die fromme Einfalt,» wie er heisst, der Klosterbruder, in welchem sich aber, damit er so redlich gut sein könne, neben all der einfältigen Frömmigkeit schon etwas von der höheren Weisheit Nathan's regt; er sagt zu diesem:

„Kinder brauchen Liebe,
Wär's eines wilden Thieres Lieb' auch nur,
In solchen Jahren mehr als Christenthum.
Zum Christenthume hat's noch immer Zeit.
Wenn nur das Mädchen sonst gesund und fromm
Vor Euern Augen aufgewachsen ist,
So blieb's vor Gottes Augen, was es war.
Und ist denn nicht das ganze Christenthum
Auf's Judenthum gebaut? Es hat mich oft
Geärgert, hat mir Thränen gnug gekostet,
Wenn Christen gar so sehr vergessen konnten,
Dass unser Herr ja selbst ein Jude war."

Und wieder zu Nathan:

„Ihr seid ein Christ. Bei Gott! Ihr seid ein Christ.
Ein bess'rer Christ war nie.

Nathan.

Wohl uns! Denn was
Mich Euch zum Christen macht, das macht Euch mir
Zum Juden."

Endlich, die Einzigen unter den Christen, die zugleich edel von Gemüth sind und hoch stehen an Geist, der Tempelherr und Recha, Ersterer zwar im Christenthum erzogen und mit dem Schwert ein Verfechter desselben; aber er giebt es mit Geringschätzung, ja mit Hohn an die allgemeine Menschlichkeit dahin; Recha zwar getauft, aber was sie vom Christenthume weiss, das weiss sie allein durch die boshaft-gutmüthige Schwätzerin Daja; erzogen ist sie in einem menschlich verklärten Judenthume; und zuletzt gehören beide gar nicht zur Christenheit; ihr Blut und ihr Geist und ihre Tugenden sind das Erbtheil eines türkischen Vaters.

Dieser so beflissenen Zurücksetzung des eigenen, ihm angeborenen, ihm anerzogenen Glaubens gegenüber hat Lessing mit desto grösserer Vorliebe das Judenthum behandelt, der Beste, der Weiseste, der wirklich Frömmste unter Allen, die das Drama zeigt, ist ein Jude, ist Nathan. Es mag hierin noch immer jener Duldungsgedanke wirken, der ihn dreissig Jahre früher getrieben hatte, das Lustspiel «die Juden» abzufassen; als noch frischere Einwirkung mag die Freundschaft des ebenso gemüths- als weisheitsvollen Mendelssohn in Anschlag zu bringen sein; der Hauptgrund aber liegt doch anderswo. Einmal darin, dass allerdings zwischen Judenthum und Deismus der schmalere Zwischenraum

zu überspringen ist; desshalb auch sind die deistischen Reden Nathan's weniger leidenschaftlich, weniger höhnisch und gehässig, als z. B. die des Tempelherren. Sodann, was damit sich verbindet, in der geschichtlichen Bedeutung, die Lessing, als er sein Drama entwarf und schrieb, noch der Offenbarung durch Mose eingeräumt hat. Jetzt noch war ihm das Judenthum nicht bloss der älteste, sondern auch der reinste, der verhältnissmässig echteste Glaube an den einen Gott; die Juden sind, wie Recha es einmal verbildlicht, auf den heiligen Berg der Offenbarung hinauf, die Anderen wieder davon hinabgestiegen. Ganz dieser Anschauung gemäss nimmt Nathan, wie er unter Allen im Stück der Bejahrteste ist, so inmitten der verschiedenen Religionen gleichsam den Platz des Familienhauptes ein: «Recha's wahrer Vater,» sagt der Tempelherr einmal,

„Recha's wahrer Vater
Bleibt, trotz dem Christen, der sie zeugte, bleibt
In Ewigkeit der Jude. Wenn ich mir
Sie lediglich als Christendirne denke,
Sie sonder alles das mir denke, was
Allein ihr so ein Jude geben konnte:
Sprich, Herz, was wär' an ihr, das dir gefiel'?
Nichts! Wenig!"

So steht denn auch der Tempelherr als der Bruder Recha's zu deren Erzieher in einem Kindschaftsverhältniss; Nathan selbst betrachtet es so:

„O meine Kinder, meine Kinder!
Denn meiner Tochter Bruder wär' mein Kind
Nicht auch, sobald er will?"

Und ebenso hat die Christin, die Pflegerin Recha's, unter Nathan's hausväterlichen Schutz Zuflucht genommen.

Blicken wir auf den Gang der bisherigen Erörterung zurück, so wiederholt sich von selbst, womit wir begonnen haben, das Urtheil, dass in Nathan dem Weisen die Poesie der Lehre dienstbar gemacht, die dramatisirte Geschichte nur das Werkzeug eines Zweckes, die Dichtung nicht so das natürlich mitgewachsene Kleid einer Idee zu nennen sei, wie nach der Sage der Alten Minerva schon gerüstet aus dem Haupte des Göttervaters hervorgesprungen. Es ist Tendenzpoesie. Jedesmal aber, wo die Dichtkunst Zwecke verfolgt, die ausserhalb ihrer Natur und ihres Bereiches liegen, wird sich das, mehr oder minder empfindlich,

irgendwie an ihren Werken rächen. Und es hat auch an Nathan dem Weisen sich gerächt und den und jenen Verstoss wider die Kunst des Dramas, Verstösse so im Ganzen wie im Einzelnen, nach sich gezogen. Ich denke an die Verhältnisslosigkeit, womit der Derwisch zuerst einen grossen Theil der Zwiegespräche für sich in Beschlag nimmt, dann aber plötzlich und gänzlich aus dem Stück verschwindet; an den bänglichen Schluss, welcher den Tempelherrn die brennende Leidenschaft seiner Liebe zu Recha mit einem Male gegen die bloss brüderliche Zuneigung vertauschen lässt; an die überall mehr dialektische und rhetorische als eigentlich dichterische Handhabung des Dialogs und Monologs; an den Widerspruch, den bereits Schiller in seiner geistreichen Schrift über naive und sentimentalische Dichtung angedeutet hat, zwischen dem ernsten Sinn und Gehalte der Handlung und den wesentlich komisch gearteten Mitteln, wodurch dieselbe vorwärts bewegt, verwickelt und entwickelt wird. Aber ich begnüge mich gern, damit Ihre Geduld nicht allzu sehr ermüdet werde, mit solcher bloss kurz hervorhebenden Aufzählung, wie ich eben desshalb schon früher, wo von dem metrischen Verdienst des Gedichtes die Rede war, der metrischen Mängel lieber gar nicht erwähnt habe, und gestatte mir ein etwas längeres Verweilen nur bei dem einen Punkte noch, in welchem der Kern und Keim des ganzen Drama's liegt, und welcher darum auch aus unserer Betrachtung wohl immer neu hervorblicken darf.

Also die erste Anregung zum Nathan hat Lessing von einer Novelle des Boccaz empfangen. Da ist Saladin auch in Verlegenheit um Geld, und indem er sein Absehen auf einen geizigen Juden richtet, meint er, es werde Gewalt erforderlich sein; um hierzu den Vorwand zu finden, stellt er die verfängliche Frage über die drei Religionen; denn er erwartet, der Jude werde sich gegen den Islam erklären und so einen Anlass, ihn zu bestrafen, geben. Aber geschickt umgeht dieser mit der Gleichnissrede von den drei Ringen die Falle, die ihm gelegt ist, und dem Sultan bleibt nur übrig, sich in Güte mit ihm über sein Bedürfniss zu verständigen. Da ist somit die Erzählung der Parabel wohlbegründet. Lessing nun hat nicht umhin gekonnt, sie gleichfalls anzubringen; aber mich dünkt, ihm sei das nicht geglückt, sie störe bei ihm die Anlage des Gedichtes, und es müsse Jeder, der das Ganze ins Auge fasst, den Eindruck haben, als stocke

da, wo dieses Zwiegespräch eintritt, die Handlung. Denn der Jude Lessing's ist nicht geizig: zwar Al-Hafi, der Derwisch, möchte aus Beweggründen der Freundschaft ihn halb und halb dafür ausgeben, aber Saladin glaubt dem nicht, da er zugleich vernimmt und glaubt, wie weise, wie mildthätig, wie tugendhaft überhaupt der Jude sei; auch liegt Gewalt zu brauchen weder in der Art, noch in der Absicht des Sultans. So bringt ihn nur das Zureden der Schwester dahin, jene Frage zu thun, und Beider Zweck dabei ist nur die Befriedigung einer Neugierde. Das wäre für jedes, das ist nun gar für ein dramatisches Gedicht höchst müssig, und es erscheint in noch höherem Grade müssig, wenn man den Fall annimmt (und Saladin musste auch den als möglich setzen), dass Nathan nicht so befriedigend, nicht so gewinnend, dass er etwa ganz als Jude geantwortet hätte; Saladin konnte auch dann nicht anders handeln, als es nun geschieht; er würde auch dann nicht Gewalt gebraucht, er würde auch dann die gewünschten Gelder empfangen, das Drama würde auch dann denselben weiteren Verlauf als nun haben nehmen können. Diese Müssigkeit stört um so mehr, als gerade an dieser Stelle der ganze Gedankengehalt sich einen, hier als am Mittelpunkt des Gedichtes sich in schärfster Gestaltung gleichsam zuspitzen sollte. Einzeln, für sich genommen, ist die Erzählung meisterhaft, als ein Glied des Ganzen aber nicht; denn sie ist kein Glied, sondern nur eine unorganische Einschaltung. Aber Lessing hatte die Bedeutung derselben von vornherein in ungehöriger Weise aufgefasst; konnte er doch an seinen Bruder schreiben: «Ich glaube, eine sehr interressante Episode dazu (zu der Novelle nämlich des Boccaz) erfunden zu haben, dass sich Alles sehr gut soll lesen lassen;» damit ist, gleichviel wie das Wort Episode zu verstehen sei, jedesfalls die Erzählung der Parabel für die Hauptsache des Ganzen, all das Uebrige dagegen und die eigentliche Handlung für bloss eine Nebensache erklärt.

In solcher Art bietet Nathan der Weise, selbst wenn man ihn lediglich von dem künstlerischen Standpunkt aus betrachtet, keineswegs die volle Befriedigung dar, eben wie es tiefer im Gemüthe unbefriedigt lässt, dass all den edelgestimmten Menschen auf der Bühne zuletzt so gar nichts bleibt, als ihre guten Werke und deren Bewusstsein, und dem Zuschauer, dem Leser nichts als eine Verneinung. Begreiflich ist daher, was uns Goethe be-

zeugt und was anderswo noch unmittelbarer bezeugt ist, dass Schiller, wie überhaupt keine Liebe zu Lessing's dramatischen Arbeiten, ja theilweise Widerwillen gegen dieselben, so namentlich am Nathan kein Wohlgefallen empfunden, dass «die frostige Natur,» wie er es selbst nennt, dieses Stückes auf sein warmblütiges Herz nur abstossend gewirkt hat. Aber sind dafür nicht der Anderen genug, die, unbeirrt durch die künstlerischen Gebrechen, auch von dem Sinne des Gedichts befriedigt, ja angezogen und gefesselt werden und über sich selbst und Andere sich dadurch erhoben fühlen, sind deren nicht von jeher bis auf heute genug gewesen? Hat nicht Platen, der an den Dichtern seines eigenen Jahrzehnts so selten etwas zu loben wusste, diesem Gedicht eines abgelaufenen Jahrhunderts das höchste Lob gegönnt?

„Deutsche Tragödien hab' ich in Masse gelesen; die beste
Schien mir diese, wiewohl ohne Gespenster und Spuk.
Hier ist Alles, Character und Geist und der edelsten Menschheit
Bild, und die Götter vergehn vor dem alleinigen Gott."

Und hat nicht erst in allerjüngster Zeit ein norddeutscher Schulmann, Eduard Niemeyer zu Crefeld, es natürlich und selbstverständlich gefunden, dass der Nathan sogar ein Schulbuch werde, und zum Besten des Schulgebrauches einen ganzen Band voll Commentars darüber drucken lassen?

Freilich wohl; wir haben jedoch schon vorher gesehen, welchem Missverstande bei den Meisten das Drama unterliege, wie in bewundernswerther Harmlosigkeit es herkömmlich sei, aus einem Buche, das von dem schneidendsten Misston einer unduldsamen Gehässigkeit durchzogen ist, gerade die Duldung, diese Pflicht der christlichen Liebe, herauszulesen. Solchen aber, denen mit Ernst jede Religionsoffenbarung eine Kette der Knechtschaft dünkt und die sich entledigt fühlen, sobald sie in die Kette knirschen, Solchen mag allerdings dies Gedicht wie ein Evangelium der Erlösung klingen. Da geschieht es dann wohl, und wir nehmen Gleiches oft in dieser Richtung wahr, dass dieselben, die kühn gen Himmel trotzen, vor menschlichem Ansehen sich in Trägheit beugen und nachbeten, wo wahrlich doch nicht vorgebetet wird.

Beteten aber Solche unserem Gotthold Lessing wirklich nach, ihm selbst weiter nach, und nicht bloss, stehen bleibend, diesem seinem Nathan! Denn, mit Zuversicht lässt es sich be-

haupten, das ganze Drama, nicht bloss Einzelheiten, sondern Haltung und Sinn des Ganzen würden anders, wesentlich anders ausgefallen sein, wenn es nur um etwa zwei Jahre später wäre von Neuem oder zuerst gedichtet worden. Lessing's Geist war so hoch und gross und darum auch so demüthig, dass er nicht, wie kleinere Menschen gerade in dergleichen Dingen nur zu gern thun, das einmal Erfasste eigensinnig und selbstgenügsam festhielt; ernst, eifrig, redlich arbeiteten die Gedanken in ihm fort, und schon im Jahre 1780, dem nächsten schon nach Vollendung des Nathan, dem letzten noch vor seinem Tode, schrieb er sein Werk über die Erziehung des Menschengeschlechts, reicher an Gehalt als an Umfang und, wenn man will, sein letztes, sein Vermächtniss gleichsam. Hier denn lässt er, die sonst der Deismus weislich nicht befragt, auch der Geschichte ihr Recht widerfahren; in dem ganzen Gange aber der Weltgeschichte erkennt er hier eine fortschreitende Erziehung der Menschheit durch Offenbarungen Gottes und erkennt es an, dass der menschlichen Vernunft die Offenbarung zu Hülfe und zuvorkomme, und erkennt als erste Offenbarung die durch Mose an und als die zweite das Christenthum, in diesem die höhere Stufe, und wenn auch nicht die letzte, auf welche die leitende Hand Gottes den Menschen habe stellen wollen, so doch die vorletzte, die auf ein neues, ewiges Evangelium, das in den Urkunden des Christenthums selbst verheissene, ihn vorbereite. Es ist klar, dass mit dieser weiter emporgestiegenen Anschauung der Dinge die Anschauung, die Nathan dem Weisen zu Grunde liegt, nicht mehr kann vereinigt werden; nun ist ja das Christenthum nicht mehr mit der Geltung des gleichen Werthes oder Unwerthes neben den mosaischen Glauben, sondern mit dem höheren Werthe eines geschichtlichen Fortschrittes über denselben geordnet, der Islam aber als gänzlich unberechtigt bei Seite gelassen. Wenn Lessing nun aus einem der früher erwähnten Gleichnisse hätte ein Drama dichten wollen, so würde ihm nicht mehr zunächst bei der Hand die Novalle Boccaccio's, wo der christliche Ring auch unecht sein kann und der mohammedanische auch echt, viel näher würde ihm nun jene der Gesta Romanorum gelegen haben, in welcher sich durch Vorzüge höherer Kraft einzig der Ring des Christenthums als echt erweist.

So das mögliche Drama vom Jahre 1781, und gewiss, wäre nur Lessing seinem Volke länger vergönnt worden, der Mann, der stark und ehrlich genug war, mit Nathan dem Weisen die litterarischen Irrungen früherer Jahre zurückzunehmen, hätte stark und ehrlich auch wieder den Nathan und die Irrungen gegen das Christenthum zurückgenommen.

Gedächtnissrede auf Ludwig Uhland.

Vorgetragen bei der Uhlandfeier zu Basel, den 13. Januar 1863.

(Aus Gelzers protest. Monatsblättern, 21. Band, 1863. S. 1—20.)

„Wie ein herbstdurchschütterter Strauch
Ist das zagende Vaterland,
Wie in Blättern sich regt ein Hauch,
Löst er Einem das Lebensband."

Dieses Herbstgefühl, wie Rückert es so ergreifend ausspricht, drängt sich jedem Sohne, jedem Freunde des deutschen Volkes (und es sollte das deutsche Volk so viele Freunde zählen, als es wahre Freunde auch der anderen Völker giebt), drängt Jedem sich auf, wenn er all die herben Verluste nachrechnet, die seit wenigen Jahren Deutschland Schlag auf Schlag getroffen haben, wenn er die Besten in Staat und Kirche, in Kunst und Wissenschaft Einen nach dem Anderen dahinscheiden und hinter ihnen zurückbleibend welch einen spärlichen Nachwuchs Solcher sieht, die befähigt wären, das Leben und die Entwickelung des Volkes fortzuführen. Wahrlich, es ist, als stände Deutschland in dem Herbst eines Weltjahres, als wäre der Frühlingsmuth, wo er noch sich regen mag, nur eine jener Täuschungen durch die Sonne, die niedersinkend noch einmal lächelt, durch das Laub der Bäume, das sich im Welken bunter färbt, als gienge das Geschlecht, das bleibt, und das Geschlecht, das kommt, einem Winter entgegen ohne Licht und Wärme, ohne Männer, ohne Thaten.

«Wie in Blättern sich regt ein Hauch, löst er Einem das

Lebensband.» Und auch dem ist es nun gelöst, der wie keiner von allen, welche lebten, der Dichter des Volkes war, einem Dichter, in dessen Verehrung und Liebe wir Aelteren alt geworden sind und unsere Jugend heranwächst, Ludwig Uhland. Sein Tod hat die gesammte deutsche, hat auch die ausserdeutsche Welt, so weit sie Kunde von deutschen Dingen und Sinn für Mannes- und Dichtergrösse besitzt, mit Schmerz erfüllt: könnte da die Schweiz, könnte Basel ohne das Mitgefühl der Trauer bleiben, die Schweiz, die der Lieblingsboden seiner jährlichen Wanderungen, deren Geschichte und deren Dichtung ein Lieblingsgegenstand seines Forschens war, deren Helden, den Tell, auch er besungen, unser Basel, das auch schon seiner schmucklos schönen Beredsamkeit hat lauschen dürfen, in dessen Mauern er so oft und gern geweilt, ja einst eine Stätte dauernder Wirksamkeit sich gewünscht hat? Vereinigen denn auch wir uns, um mit dem Antritt eines neuen Jahres, nachdem er an der Neige des vergangenen nicht minder uns als seiner Heimat ist genommen worden, dem Namen Ludwig Uhland's ein Fest der schmerzlich dankenden Erinnerung zu weihen, mit Liedern und nur solchen Liedern, die er gedichtet, denen aber die schwesterliche Tonkunst den volleren Flügelschlag ihres Wohllautes geliehen hat, mit dem gesprochenen Worte, das kurz und wahrhaft, wie es einem Uhland ziemt, sein Bild und seinen Werth vergegenwärtigen möchte, das Bild und den Werth zumal des Dichters: als Dichter gehört Uhland voll und gleichmässig Allen, auch den Frauen, auch der Jugend an, als Gelehrter mehr nur den Mitforschenden und als Mann des politischen Kampfes zuvörderst denen, auf deren Seite er stand und focht.

Was aber giebt mir das Recht, hier und heute das Wort zu führen? Ich kann wohl keine Berechtigung dazu aufweisen, aber einer Verpflichtung dazu bin ich mir bewusst und mehrfacher Verpflichtung. Auch in meine Jugend hat wie ein heller Morgenschein sein Lied hereingeleuchtet, auf der Bahn meiner Wissenschaft ist er auch mir ein Vorgänger und Meister gewesen, und die entscheidendsten Wendepunkte seines wie meines Lebens sind durch gegenseitige Berührungen bezeichnet. Derselbe Frühling des Jahres 1833, der mich (ein Menschenalter ist seitdem verflossen) meinen Geburtsort Berlin für immer mit Basel vertauschen liess, führte mich, eben auf der Wanderung hierher,

auch nach Tübingen um Uhland's willen; ich hatte ihm Grüsse meines Lehrers und Freundes Lachmann und dessen Wolfram von Eschenbach zu überbringen; mir selber ward als Gegengabe dafür und als Gastgeschenk der eben erschienene sechste Druck von Uhland's eigenen Gedichten; ich fühle noch heute, wie mir dabei die Hand vor Ehrerbietung und Freude zitterte, und danke noch heute meinem Gott, dass eben damals eine Freundschaft ihren Anfang genommen, die auf mannichfachste Art sich erweisen und bewähren sollte. Noch in demselben Jahre. Uhland hatte sein Lehramt in Tübingen niedergelegt; zugleich war der Bestand der hiesigen Hochschule durch den unseligen Ausgang unserer bürgerlichen Wirren in Frage gestellt: da ward mir (nach so vielen Jahren darf ich es wohl erzählen) aus Württemberg her der Wunsch, der auch der Wunsch Uhland's selber war, eröffnet, dass ich ihm auf dem erledigten Lehrstuhl folgen möchte; ich hielt es jedoch unter jenen Umständen für geboten, in Basel auszuharren, und that die erforderlichen Schritte nicht. Und so ist mir zwar die stolze Freude entgangen, der academische Nachfolger eines Uhland zu sein, dafür blieb mir das Grössere aufbewahrt, ihm selbst noch die letzte, freilich nur noch halb empfundene Freude seines irdischen Lebens bereiten zu helfen, durch die neue, ihm zugeeignete Ausgabe der Gedichte Walther's von der Vogelweide. Er hatte schon, da das Buch ihm nur erst angekündigt war, auf seinem Krankenlager davon geträumt und halb träumend davon gesprochen; endlich kam es; mit freundlichem Lächeln ergriff er das Weihegeschenk der Liebe und schaute es sich blätternd an, musste es aber, und Wehmuth überzog sein Angesicht, bald wieder zur Seite legen. Tags darauf war er gestorben. Und heute gestatten Sie mir, von dem Leben und Wirken meines seligen Freundes zu sprechen!

Von seinem Leben, seinem äusseren Leben, kann und darf ich nur in Kürze berichten; es war dasselbe nicht sonderlich bewegt durch bunte Abwechslung, und das Einzige, was Anlass zu grösserer Ausführlichkeit geben könnte, die Art, wie es zu wiederholten Malen mit dem öffentlichen Leben der engeren und der weitern Heimat sich verflocht, bleibt heute schicklicher unausgeführt.

Johann Ludwig Uhland war am 26. April 1787 zu Tübingen geboren, aus einer Kaufmanns- und Gelehrtenfamilie; sein

Vater war Secretär der Universität, sein Grossvater, damals noch lebend, Professor der Theologie und Ephorus des theologischen Stiftes. Im Jahre 1802 trat der eben erst fünfzehnjährige Knabe schon aus dem Lyceum der Vaterstadt zu der hohen Schule derselben über und 1805 in die juristische Facultät; Neigung und eigene Wahl jedoch hatten ihn dies Studium nicht ergreifen lassen. Um so weniger drängte es den Hang zur Dichtkunst, dem er von jeher gefolgt war, in ihm zurück; Freunde, die er jetzt für sein ganzes Leben sich gewann, wie namentlich Justinus Kerner, der Mediciner, theilten und stärkten dies sein Streben, und schon von 1806 an zeigte er sich, zunächst nur in Musenalmanachen, öffentlich als Dichter. Zugleich erweckte die Poesie des Mittelalters und des Nordens, die er aus dem Nibelungenlied, aus Waltharius und Saxo Grammaticus kennen lernte, die Begeisterung des Jünglings, und so, nachdem er die letzten Förmlichkeiten seines Faches abgethan und 1808 die Prüfung zum Anwalt, 1810 die zum Doctor der Rechte bestanden hatte, begab er sich für beinahe ein Jahr nach Paris, um dort nach dem Wunsche des Vaters den Code Napoléon, aber auch nach seinem eigenen die altfranzösischen Gedichthandschriften zu studieren: eine Arbeit voll von Beschwerden, wie nur seine jugendliche Frische und Freudigkeit sie zu überstehen vermochte; er musste sich gewöhnen, abwechselnd mit der linken Hand zu schreiben, damit indessen (denn der Bibliotheksraum war ungeheizt) die rechte über einem Kohlenbecken wieder warm und beweglich würde. Ein Ergebniss dieses Pariser Aufenthalts war die in Kürze gehaltvolle Abhandlung über das altfranzösische Epos, von 1812, demselben Jahre, wo er sich in Stuttgart niederliess, um zuerst im Ministerium der Justiz, dann frei als Rechtsanwalt zu arbeiten, wo er aber auch im Vereine mit Freunden und Kunstgenossen den Poetischen Almanach wie 1813 den Deutschen Dichterwald herausgab. Und schon 1815, erst achtundzwanzigjährig, sehen wir ihn auf der langhin sich erstreckenden Höhe seines Lebens angelangt. Da wurden zuerst in selbständiger, fast auch schon vollständiger Sammlung seine Gedichte gedruckt, und in seinem Heimatland begannen Ereignisse, die seinem Sinn, seinem Dichten, seiner ganzen Wirksamkeit eine neue, von da an nie mehr aufgegebene Bahn eröffnen sollten. Gegenüber der Regierung, die zwar den Verheissungen des Bundes-

tages gemäss dem Lande eine Verfassung geben wollte, aber eine solche, die einzig der Ausfluss königlicher Gnade war, erhob sich die Stimme derer, die vor Allem die Anerkennung und Wiederherstellung der alten landständischen Rechte, wie sie bis auf die Franzosenzeit bestanden hatten, forderten und jede neue Verfassung als ungültig bezeichneten, welche nicht mit diesen Ständen vereinbart sei. Und vornan unter diesen Kämpfern für das «gute alte Recht» stand Uhland mit seinem rechtlichen und geschichtlichen Wissen und Gewissen; die Waffen aber, die er brauchte, waren zumeist die des Dichters, waren Lieder, und diesen, wie sie auf einzelnen Blättern das Land durchflogen, hier ermuthigten, dort mahnten und warnten, fiel ein grosser Theil des endlich errungenen Sieges zu. Württemberg erhielt im Jahre 1819 eine Verfassung, die auf sein alteinheimisches Recht begründet und durch Vertrag zwischen König und Volk geschaffen war; unter den Abgeordneten des letzteren zu dem Vereinbarungswerke hatte Ludwig Uhland, der inzwischen dreissig Jahre alt und somit wählbar geworden, mit gesessen. Und er fand, ohne ihn gesucht zu haben, den lohnenden Dank, der ihm zwiefach gebührte: Stuttgart begieng den allgemeinen Freuden- und Ehrentag mit der ersten Aufführung seines Herzogs Ernst von Schwaben, der schon 1817 verfasst, an diesem Tage aber vom Dichter mit einem eigenen Prolog begleitet war, und dem sich gerade jetzt ein sinnverwandtes zweites Drama, Ludwig der Bayer, zugesellte; die Wahlkreise des Landes wetteiferten fortan, den muthigen und einsichtsvollen Vertreter von Freiheit und Recht in die neue Ständeversammlung zu berufen, und ich weiss nicht, ob die schwer erlangte Vermählung mit der Geliebten seines Herzens im Jahre 1820 nicht auch noch als ein Preis seiner bürgerlichen Verdienste zu betrachten sei. Ernst und fleissig und tapfer (denn schon ja kam von Karlsbad her die Reaction) lag er den vom Lande ihm anvertrauten Pflichten ob, daneben aber mit frischem und nun erst mit rechtem Eifer auch den Studien unserer alten Dichtung: Zeugniss dessen seine Schrift über Walther von der Vogelweide von 1822 und die Anerkennung, zu welcher selbst die Regierung sich gedrungen fühlte: sie ernannte ihn im Jahre 1830 zum Professor, zum ausserordentlichen Professor der deutschen Sprache und Litteratur in Tübingen. Er sollte jedoch dieses Amt, so sehr damit einem

Bedürfniss seines Innern und schon frühe gehegten Wünschen entsprochen war (schon 1818 und 1819 hatte er in Preussen, in Baden, auch hier in Basel, aber überall vergeblich, eine Stelle der Art gesucht), — er sollte, mit so viel Lust und Erfolg er ihm auch vorstand, es doch nur kürzeste Zeit bekleiden; 1833, da er wieder als Abgeordneter gewählt war, das Ministerium aber dem unbequemen Widersacher den Urlaub verweigerte, dessen er als Staatsdiener jetzt bedurfte, verlangte er lieber die Entlassung von der Professur, und es ward ihm dieselbe, wie der amtliche Ausdruck lautete, «sehr gern» ertheilt. So war es, indem er den früheren Anwaltsberuf nicht wieder aufnahm (seinem Haushalt fehlten auch so die Mittel nicht), es war von jetzt an nur der Beruf eines Landtagsgliedes, der ihn noch öffentlich beschäftigte, und auch von diesem trat er nach sechs Jahren fruchtloser Abmühung zurück und entzog sich gleich den meisten Uebrigen von der freisinnigen Seite des Hauses jeder ferneren Neuwahl. Die volle Musse, die ihm damit geworden, blieb nicht so unfruchtbar; der Alterthumskunde kam sie wohl zu Statten: auf die Sagenforschung des Jahres 1836, den Mythus von Thôr, folgte jetzt, 1844, unter beständigem Suchen und Prüfen und Ordnen langsam ausgereift, die erste und noch die einzige wahrhaft wissenschaftliche Sammlung deutscher Volkslieder. Aber die Kämpfe der Zeit und sein eigener Muth gönnten ihm keine zu lange Ruhe; schon bei der Germanistenversammlung von 1846 hatte ihn Frankfurt mit flammender Beredsamkeit aussprechen hören, was nur noch in der Tiefe grollend alles Volk bewegte; es kam der Ausbruch des Jahres 1848, und wiederum Frankfurt sah ihn als Vertrauensmann und als Abgeordneten und vernahm, da es um die Kaiserwahl sich handelte, aus seinem Munde das Kernwort, nur der sei der deutschen Krone würdig, der mit einem Tropfen demokratischen Oeles gesalbt sei. Wir wissen, wie Alles damals in hohen Wogen gieng; wie bald aber auch in den hohen Wogen Alles wieder scheiterte; Uhland in seiner Treue, seinem Rechtsgefühle hielt auch nach dem Schiffbruche noch aus und war Einer der Hundert, die, nachdem sie hatten Frankfurt räumen müssen, den Reichstag in der Hauptstadt Württembergs fortsetzten, dann aber auch hier und mit Waffengewalt auseinander getrieben wurden. Nicht gebrochenen, nicht verbitterten Herzens (davor bewahrte ihn das

Gleichmaass des Gemüths), nur noch stiller, noch bescheidener und nüchterner in seinem Hoffen kehrte er abermals und nun für immer in die Ruhe am eigenen Herd zurück, in das stattliche Haus an der Neckarbrücke mit dem anmuthig aufgestuften Garten, der immer weiter und schöner auf den blitzenden Fluss und die grünen Auen und die wald- und schlossgekrönten Berge der Alp hinüber blicken lässt, kehrte heim und lebte fortan nur seiner Gattin und den Freunden und der Wissenschaft. Das Jahr 1856 und die folgenden brachten uns, zum Theil aus dem unvollendeten zweiten Bande der Volksliedersammlung vorweggenommen, eine Reihe der schönsten Abhandlungen über Volksdichtung und Sage, Arbeiten, die nicht bloss auf dem Schreibtische gewachsen waren; denn Uhland machte es sich stets zur Pflicht, auch die Orte und die Gegenden, auf die es bei seinen Studien irgend ankam, durch wiederholten Besuch und genaueste Betrachtung sich selbst zu veranschaulichen, wie er beispielshalber einmal in den Vogesen die Schlucht erforschte, vor welcher Walthari mit Gunthari und Hagano gekämpft hat; leider sind die Untersuchungen, um derentwillen er nun auch häufiger als schon früherhin die geliebte Schweiz bereiste, über Tell und den Drachentödter Winkelried, nicht bis zur Ausführung gediehen. Die treue Gefährtin aber auf dieser wie auf allen seinen Wanderungen war die Gattin, einst der gefeierte Schmuck seiner Gesänge, jetzt, wir können nicht sagen: die Stütze seines Alters (denn das Alter mit seinen Schwächen tastete ihn nicht an), aber die theilnehmende Zuschauerin von Allem, was er in Geist und Herz bewegte. Kinder belebten die Stille des Hauses nicht, auch nicht mehr der in früheren Jahren liebend besorgte Pflegesohn; nur die wenigen Freunde und Fachgenossen, die ein kleiner Ort wie Tübingen bieten konnte, giengen ab und zu, noch seltnere von auswärts, da Tübingen etwas seitab von den grossen Heerstrassen liegt. In solcher Zurückgezogenheit des Lebens, die zeitweise beinahe zur Einsamkeit ward, musste sich die ganze Eigenart Uhland's immer entschiedener ausprägen und befestigen. Er ist nie ein Mann von vielen, noch weniger von grossen Worten gewesen; schlicht und unscheinbar wie sein Aeusseres, das weder den Dichter noch den Forscher verrieth (nur in dem treuen Blick und, wenn es ihm warm um das Herz ward, in dem sonnigen Leuchten seines Auges brach die Tiefe des Gemüths hervor),

ebenso unscheinbar und schlicht war auch meist sein Reden, war sogar unbeholfen und stockte häufig, und wo sich die Neugier an ihn drängte, wo man gar massenhaft die Huldigung zur Schau trug, da aus bescheidener Befangenheit (zuweilen war es vielleicht auch Schalkheit) schwieg er gänzlich, schwieg mit Beharrlichkeit Stunden lang. Aber wenn der Augenblick ihn ergriff und ihm die Sache gross genug war, konnte ebenderselbe auch vor horchenden Hunderten eine schwungvoll rauschende und Aug' in Auge mit einem Freunde die strömendste Beredsamkeit entwickeln, und solch ein Gespräch mit ihm that wohl; noch so warm, verlor er nie das Maass und die Milde, und obschon er z. B. war, was die Sprache der Parteien einen Grossdeutschen nennt, hörte er doch, wenn solche Zeitfragen zur Erörterung kamen, mit Friedfertigkeit auch den Kleindeutschen an. Darum hat er nie, auch bei vorübergehender Entfremdung nie auf die Dauer, einen Freund verloren und Jeden, der ihm näher trat, sich zum Freunde gemacht; an den Genossen der Jugend aber hing er mit rührender Treue. Ein Liebeswerk an deren Einem bereitete ihm selbst den Tod, früher, als sonst zu befürchten schien, denn noch über die Siebzig hinaus hatte sein gedrungener Leib die Kraft des Mannes bewahrt und er war immer noch wie je ein rüstiger Fussgänger und Meister im Schwimmen. Aber das winterliche Begräbniss seines Freundes in Weinsberg, Justinus Kerner's, bei dem er nicht fehlen wollte, dies zuerst legte auch in ihn, der sein Leben lang nie eines Arztes bedurft, den Keim der Krankheit und des Todes; mehr und mehr schwand die ehemalige Frische, und nach langen, zuletzt den schmerzvollsten Leiden, aber noch gestärkt und getröstet durch den Genuss des heiligen Abendmahles, schied er dahin am 14. November 1862. Zwei Tage darauf, eines Sonntags, fand die Beerdigung statt, feierlich durch die Theilnahme gesammter Universität und Bürgerschaft, der Kammer der Abgeordneten, des Schwäbischen Sängerbundes und zahlreicher von nah' und fern herbeigeeilter Freunde; die obersten Behörden des Landes, dessen getreuester Sohn, dessen Zierde und Stolz der Verstorbene gewesen, hielten sich zurück, wie auch kein Ordenszeichen auf seinem Sarge lag; hatte er doch, wohlberechtigt dazu, die Verdienstkreuze der Könige von Preussen und von Bayern abgelehnt; aber Bänder in den Farben Deutschlands waren der Schmuck des Sarges.

„So schlummert er den tiefen Schlummer:
Sein Lied umweht noch jedes Ohr;
Doch nährt er stets den herben Kummer,
Dass man den Herrlichen verlor.“

Sprechen wir jetzt von diesem seinem Lied, von dem Dichten Uhland's! Die Eigenthümlichkeit desselben ist begründet und schon vorangedeutet in seinem Leben und der Art seiner Lebensführung, wie beides in freilich dürftiger Abschattung Ihnen nun vor Augen liegt, ist bestimmt worden durch die Zeitumstände, unter denen er erwuchs und reifte, durch den Geist und Sinn, der ihm als Pfund verliehen war, und durch die Ziele, auf die auch seine Wissenschaft sich richtete.

Die früheste Jahrszahl, die man bei den Gedichten Uhland's, so weit sie gedruckt sind, weiss, ist das Jahr 1804, sein eigenes siebzehntes Jahr; die Jugend seines Lebens, die Jugendanfänge seines Dichtens fielen somit noch ganz hinein in die Zeit der tiefgreifenden Aufregung, in welche die deutsche Litteratur durch die neue Romantik versetzt war; er empfing auch von dieser her den ersten Anstoss, aber zu eigener weiterer, höher und tiefer gehender Bewegung. Merkwürdig, wie sich damit Verhältnisse wiederholten, die unmittelbar vorher schon einmal dagewesen waren! Auf Klopstock und Lessing und Herder, die im Nordosten Deutschlands die Litteratur wieder hergestellt hatten, war deren Vollendung durch Goethe, den Franken, und den Schwaben Schiller gekommen; jetzt auf die Romantiker des Nordostens folgten als die grössten Dichter, die es seitdem gegeben, wiederum ein Franke und ein Schwabe, folgten Rückert und Uhland, beide in der romantischen Schule, beide jedoch nicht so darin gebildet, dass sie deren Schüler geblieben wären; sie sind wohl aus derselben hervor-, zugleich aber darüber hinausgewachsen, ebenso wie Goethe und Schiller über die Sturm- und Drangperiode ihrer Jugend.

Wir haben heute nur Uhlands Stellung zu den Romantikern zu betrachten.

Was die Romantiker von den Dichtern vor und neben ihnen unterschied, war ihre Vorliebe für das Mittelalter, für dessen Kunst, dessen Gläubigkeit, dessen ganzes Leben, zumal wie dies Alles bei den romanischen Völkern zur glänzendsten Blüte sich entfaltet habe; während sie aber demnach beflissen waren, die

ganze bunte Mannichfaltigkeit der italiänischen und spanischen Verskunst durch Uebersetzung und Nachahmung auf deutschen Boden zu verpflanzen, war sonst ihr eigenes Dichten am liebsten formlos und verlor Halt und Gestalt unter den Ueberschwänglichkeiten bald der Empfindung, bald der Phantasie; denn auch dazu schienen die Vorbilder des Mittelalters zu berechtigen. Gesinnung und Zweck der Romantiker waren reactionär, und das nicht allein in litterarischen Dingen, höchst revolutionär aber auch hier die Mittel, mit denen der Reaction gedient ward, vernichtende Verachtung alles Neugearteten und Hass und Hohn gegen Jeden, der nicht ihr Feldgeschrei brauchte.

Wie ganz anders dieses Alles bei unserm Dichter! Wohl schlägt auch er noch zuweilen in jenen Liedern, die er dem Recensenten in den Mund legt, den Ton der litterarischen Polemik an, aber wie harmlos erklingt hier der Spott, und wie schnell ist er wieder verklungen, schneller bei ihm als bei seinem Freunde Kerner, der noch einen ganzen Band, die Reiseschatten, damit hat füllen können! Und wohl mag auch er der romanischen Maasse sich bedienen; seine assonierenden Verse, seine Sonette und Ottaven und Decimen gehören nicht zu den schlechtesten; ja, er fügt denselben in Roland und Alda noch ein sonst unversuchtes altfranzösisches Maass hinzu; aber sichtlich viel wohler ist ihm, wo er sich in den einfacheren, vertrauteren Dichtungsformen der Heimat bewegt, in Formen, die vielleicht auch schon das Mittelalter erfunden und angewandt hat, aber das Mittelalter Deutschlands. Denn überhaupt ist sein Verhältniss zur Mittelalterlichkeit und zur Deutschheit ein wesentlich anderes als das der Romantiker.

Uhland wuchs in dem Deutschland unseres Jahrhunderts auf, er war, als die Napoleonische Herrschaft Alles erdrückte, schon alt genug, um den Druck mit Ingrimm zu empfinden, und noch jung genug, um sich mit zu begeistern, als Blücher's Vorwärts! ertönte, als das Joch wieder abgeworfen und Vaterland und Freiheit zwei gleichbedeutende Namen wurden. Und er stand inmitten solcher Ereignisse mit der Kraft seines schlichten Sinnes, mit redlichem, wahrhaftem Herzen, mit der Fülle des Gemüths, das nicht nur in flüchtigen Augenblicken schön empfindet, sondern treu in geheimen Tiefen fort und fort die heiligen Gluthen hegt, und seiner Liebe zu Deutschland gab erst das den sicheren Grund und die feste Gestalt, dass er auch und zuvör-

derst sein Heimatland Schwaben und seinen Heimatsort Tübingen liebte. Darum, wie er denn selbst sein öffentliches Leben mit einem Kampf für die Rechte des württembergischen Volkes begonnen hat, war ihm das Vaterland und dessen Freiheit nicht bloss ein Dichtertraum, sondern etwas lebendig Nahes, in Wirklichkeit Gegenwärtiges; darum auch, mit wie grosser Liebe er als Forscher und selbst als Dichter zurück in das Mittelalter blicken mochte (denn die Ferne der Zeit wie die im Raume umgiebt, was sie vor Augen stellt, mit einem weihevollen Duft und Schimmer), wie gern er desshalb zumal für die erzählenden Gedichte den Stoff oder doch die Gestalten und die Einkleidung von dorther holte, seinen Sinn hielt das Mittelalter darum nicht gefangen, es nahm vielmehr dieser das Mittelalter für sich und seine Anschauung und für die Gegenwart selber in Besitz. Mit Ehrfurcht und Andacht weilt Uhland's Poesie bei den Helden und den Heldengedanken der Vorzeit oder fasst auch anmuthvollere Bilder in deren Rahmen; aber wenn sie von Taillefer erzählt, der aus niederem Dienste sich emporschwingt zum Ritter und ritterlichen Sänger, von dem Königssohne, der um die Schäferin wirbt, nicht wissend, dass auch sie ein Königskind ist, von Eberhard dem Rauschebart, dem ein Hirt das Leben rettet und die Bauern den hoffärtigen Adel bezwingen helfen, wer kostet nicht hier schon überall jenen Tropfen demokratischen Oels heraus? Und in all den besten Gedichten, nicht bloss denen, die Uhland selbst ausdrücklich vaterländische nennt, auch in den meisten und besten der übrigen, wer fühlt sich da nicht ein Herz voll Vaterlandsliebe entgegenschlagen, ein gut schwäbisches, gut deutsches Herz? Neben dieser Deutschheit seines Dichtens, Deutschheit in den Stoffen wie in der Art der Auffassung und Darstellung, verschwinden ganz die spanisch-italiänischen Fremdartigkeiten, die nur hie und da noch von der Romantik aus wie ein verlorenes Streiflicht hereinfallen; noch weniger hat vor ihr jene katholisierende Empfindelei bestehen können, mit der sich die Romantiker aus der evangelischen Welt zurück in das Mittelalter und aus Deutschland fort nach Spanien sehnten. August Wilhelm v. Schlegel hat späterhin selbst naiv genug eingestanden, sein und seiner Freunde Christenthum sei nur ein poetisches gewesen; so aber verstand das aufrichtige Herz unseres Dichters weder die Poesie noch das Christen-

thum: er zeigt eine schlicht wahrhafte Frömmigkeit. Aber kaum darf man sagen, er zeige sie; sie ist so innerlich, so innig eins mit seinem ganzen Wesen, dass sie wohl all sein Dichten still durchzieht gleich einer Art Ader, welche die Wärme und die Farbe des Lebens spendet, dass sie es tränkt mit einer Keuschheit und heiteren Unschuld, die Uhland wie Wenige sonst zu einem Dichter für die Jugend macht; zu eigener einzelner Aeusserung jedoch hat sich seine Frömmigkeit nur schwer und nur selten entschlossen, und nirgends wird er zudringlich damit und stellt sie zur Schau mit tönendem Erz und klingender Schelle. Ueberhaupt ist nichts bei Uhland Schönthuerei und blosse Redensart; er prunkt weder mit übersüssen Worten von der Liebe noch mit grossen hohlen von Vaterland und Freiheit; er sagt nirgends mehr, als er in der That empfindet, und ich meine, solcher Einklang von Dichtung und Wahrheit sei für die erstere kein Schade gewesen.

Diese Schlichtheit, Einfachheit, Wahrhaftigkeit lässt die Uhlandische Poesie nun allerdings nicht so, wie namentlich die Jugend es liebt, durch Blendung und Bestechung wirken, um so fester jedoch hält sie, wen sie einmal gewonnen hat, und um so sicherer gewinnt sie; denn sie gewinnt allmählich, wie der Strahl der Frühlingssonne, der sich wärmer und wärmer der Erde ans Herz legt. Ein rechter Jüngling verspürt es bald, wie verwandt ihm dieser Dichter ist, dessen Lied ja wie aus dem Born einer ewigen Jugend quillt und der, in dem Gesang der Jünglinge, selbst so freudige Worte von den Freuden der Jugend und so ernste von ihrer Heiligkeit gesprochen hat. Wie gern auch lernen schon unsere Kinder das kindlich-heitere Lied vom Apfelbaum! Das Lob der Unmündigen aber ist für einen Dichter kein verächtliches Lob.

Und nun gar das Volk, die Jugend, die Kindheit der Nation! Wir sind nicht arm an Dichtern, an Dichtern und auch Prosaikern, deren Absicht es ist, für das Volk zu schreiben, und die zu dem Ende einen Ton anstimmen, der sittlich roh und künstlerisch unschön ist. Dergleichen Volksmässigkeit aber hat das Volk stets abgelehnt; auch in ihm wohnt das Bedürfniss, durch die Kunst gehoben zu werden, und jene Absicht, weil es sie merkt, verstimmt es. Uhland hat eine solche nie gehabt, und dennoch, welcher unter all den Dichtern Deutschlands hat

so wie er volksmässig gedichtet, welcher unter allen so wie er gesungen, dass alles Volk ihm nachsingt, unverkürzt das ganze Lied, nicht bloss der Weise wegen die Anfangsstrophe, während es die übrigen vergessen hat, ihm nachsingt, auch ohne zu wissen und zu fragen, wer denn eigentlich der Dichter sei, ganz wie es jene Lieder singt, die schon seit Jahrhunderten von Geschlecht zu Geschlecht sich vererbt haben? Spät Abends durch die Gassen der Stadt, früh Morgens, wenn die Wanderung beginnt, auf der Landstrasse ertönt aus dem Munde der Gesellen das Lied von dem guten Kameraden und das von den drei Burschen, die über den Rhein ziehen, und von da an aufwärts, wo auch auf höheren Stufen der Bildung Herz und Mund noch besaitet sind für den Volkston, überall da der Gesang Uhlandischer Lieder. Das macht, er hat den Volkston nicht in der Gemeinheit gesucht; er hat ihn überhaupt nicht gesucht, er trug ihn schon in sich, er brachte nicht die Mängel und Makel der Volksmässigkeit, wohl aber alles das, was ein bevorzugendes Merkmal derselben ist, schon mit zum Dichten, Tiefe und Zartheit, Einfalt und treffende Kürze und neben solchem Gehalt noch diejenige Melodie der Form, die von selber Gesang wird, die der Musik als dem Echo des dichterischen Wortes ruft. Darum auch hat sich die Tonkunst vielleicht keines Dichters mit so grossem Eifer und zugleich mit so vielseitigem Glück bemächtigt, als das hier geschehen ist, und gern und dankbar nennen die Freunde der zwei Schwesterkünste neben dem Namen Uhland's die Namen Kreutzer, Silcher, Schumann, Mendelssohn, eben die, welche die heutige Gedächtnissfeier des Dichters zum tönenden Reigen um ihn sammelt und von ihm geleitet an uns vorüberziehen lässt. Der Tonkünstler aber möchte hier jedesmal der beste sein, der auch seinerseits die einfachere Weise des Volksgesanges trifft, der nicht mit vollerer, reicherer, höherer Kunst den Dichter zu überholen strebt, sondern sich bescheidet, ihm nachzufliegen wie eine Lerche der anderen. Denn nicht mit der Nachtigall und der königlichen Pracht ihres Gesanges, nur mit der Lerche möchte ich unsern Dichter vergleichen, die von dem Acker des horchenden Landmannes aus ihr kunstloseres, aber wie schönes Lied freudig schmetternd hinauf in das ruhige Blau des Himmels trägt. Aber ach! nach dem Frühlinge, den sie einst verkündigt, nach dem Morgenlicht, dem sie entgegen-

er weiss ihnen nicht, wie Uhland vermöge seiner auch epischen Kraft, einen rechten Halt zu geben; seine Lyrik wurzelt immer noch mit zu vielen Fasern in dem alten Boden der Romantik. Und ausser den Romanzen und Liedern noch eine Art von Gedichten, die bei Uhland eine Hauptart ist, findet sich weder bei Schwab noch bei Kerner und auch sonst in neuerer Zeit nur selten vor (in älterer hat sie Joh. Heinr. Voss und von jeher das Volk), so dass wir sie als eine Besonderheit Uhland's zu bezeichnen und auszuzeichnen haben: ich meine jene, mit welchen der Dichter nicht seinen eigenen Empfindungen Ausdruck giebt, sondern denen einer fremden Person, an deren Stelle und in deren Seele er sich versetzt, wie des Schäfers Sonntagslied, des Knaben Berglied, einige der Wanderlieder und das der Geliebten des Schmiedegesellen. Man mag dergleichen mit einem kurzen Wort mimische Dichtung nennen; nach dem Beispiele Uhland's hat dann Wilh. Müller dieselbe viel und mit breitester Ausführung geübt.

Endlich ein letzter Zug der Vergleichung zwischen Uhland und seinen Freunden, der zugleich einer der wesentlichsten Züge zu dem Bild seines dichterischen Werthes ist: während bei Schwab der Ernst, bei Kerner die Schwermuth herrscht und fast jede andere Stimmung ausschliesst, bewegt sich Uhland mit gleicher Freiheit und Leichtigkeit unter all den Stoffen und durch all die Töne hin, die dem Lied und der Romanze und dem mimischen Gedicht nur irgend zustehen, durch all die Farben, in denen sich ein reicheres Gemüth ausstrahlen mag; die Freude wie die Wehmuth, die schalkhaft scherzende Laune wie der männliche und selbst ein düsterer Ernst, Alles findet hier sein Wort, und wenn es in des Sängers Fluch von dem Greise und seinem Sohn heisst:

„Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu' und Heiligkeit;
Sie singen von allem Süssen, was Menschenbrust durchbebt,
Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt“

so hat damit Uhland selber auf den weiten Bereich seines eigenen Gesanges hingewiesen. Eins aber zieht sich überall hindurch als der Grundton, der immer und immer wieder hervor und oft auch für sich allein erklingt, der Sinn für die Grösse und noch mehr für die reizende Anmuth der Natur, für diejenige namentlich, mit der sie in ihrer Jugendzeit, dem Lenz, sich schmückt.

Es ist aber diese Mannichfaltigkeit in Stoff und Ton um so bewundernswerther, da der Gedichte Uhlands gar nicht so viele sind; nicht so wie Rückert schüttet er unerschöpfliche Füllhörner aus oder mäht wie dieser gleich ganze Blumenfelder, immer doch in einer Richtung wandelnd; das Kleinod, das wir die Gedichte von Ludwig Uhland nennen, ist eben ein Kleinod, nur ein Büchlein. Um so leichter jedoch hat daraus solch ein Schatz für Alle werden können, so weit die deutsche Zunge klingt.

Mit den bisher besprochenen Gedichtarten ist das Gebiet bezeichnet, innerhalb dessen die eigentliche und eigenthümliche Begabung Uhlands waltet, die Grenze seines Berufs, wie theilweis schon er selbst sie erkannt und betrachtet hat. Jedoch nur theilweis. Wir besitzen von ihm, zunächst den Liedern an die Seite tretend, auch Sinngedichte in dem antiken Maasse des Distichons. Für diese nun liegt allerdings kein Tadel darin, dass sie nicht spöttisch geschärft, nicht satirisch zugespitzt seien; es darf ja auch rein lyrische Epigramme geben, und vielleicht die schönsten des griechischen Alterthums sind nur von solcher Art; aber den Sinngedichten Uhlands mangelt meist die Gedrungenheit des witzigen Ausdrucks, die allein der kurz abgerissenen, gleichsam bruchstückartigen Empfindung Reiz und Bedeutung verleihen kann, und oft schon die Gedrungenheit der Empfindung selbst. Ferner, um auf die andere Seite, auf die erzählende Poesie, zu blicken, Graf Eberhard der Rauschebart war bereits ein starker Schritt von der Romanze aus, die Kürzeres und gern auch Selbsterfundenes und mit lyrischem Anhauch erzählt, nach dem Epos hin, das geschichtliche oder sagenhafte Ueberlieferungen in länger gezogenem, inhaltvollerem Verlaufe vorträgt; bis zum Epos selbst und wirklich ist aber Uhland nicht gelangt, das war zu langathmig für den, der nur gewohnt war, Lieder und Romanzen zu dichten; eines, ein humoristisches von Fortunat und seinen Söhnen, das durch bunte Fülle des Stoffes hätte anziehend, durch Tiefe des Sinnes hätte bedeutend werden können, hat er begonnen, um es gleich nach dem Beginn wieder liegen zu lassen.

Und auch die Form des Dramas, diese höchste unter allen, in denen sich die Poesie gestaltet, ist von Uhland versucht worden mit Ernst von Schwaben und Ludwig dem Bayer. Beide

zwar beseelt die edelste, die deutscheste Sinnesart; von Allem, was gethan und gelitten wird, ist die Treue der Kern, Freundestreue, Muttertreue, Treue der Gattin, Treue gegen das Vaterland, und dieser gesellt und eins mit ihr die Liebe zur Freiheit, Empfindungen, wie sie auch der Kern von Uhlands eigenem Leben sind, wie sie jedoch in keinem seiner Gedichte sonst so voll und ganz und gross sich äussern. Insofern würde, wer Ludwig Uhland liebt, ihn liebt gerade auch um des sittlichen Gehaltes seiner Dichtung willen, diese zwei Dramen nur ungern missen. Gleichwohl sind in künstlerischer Beziehung deren Mängel unläugbar. So musterhaft auch im Herzog Ernst der geschichtliche Stoff dramatisch zusammengedrängt und so wohl abgerundet das ganze ist, der Ausführung der einzelnen Glieder gebricht das Ebenmaass; Ludwig der Bayer aber ist, allerdings manchem der historischen Schauspiele Shakespeare's darin ähnlich, weniger ein Drama als ein Epos in Gesprächsform, und er könnte ebensowohl Friedrich von Oesterreich heissen; denn auch dieser steht als Hauptperson da. Und wohl zu beachten, den Ludwig, das noch minder gelungene, hat Uhland später als den Ernst verfasst: ein Rückschritt also und recht ein Beweis, dass die Dramatik nicht seines Bereiches war. Bei alledem wollen wir es der deutschen Bühne nicht eben zur Ehre noch zum Vortheil anrechnen, wenn der Herzog Ernst auf ihr ein Fremdling ist, und keine Entschuldigung darin suchen, dass Uhland hier fast noch schlichter als in seinen Liedern und Romanzen und nicht mit jenem Glanz und Schwung der Rede spreche, an den seit Schiller das höhere Drama sich gewöhnt hat. Die Theatervorstände thun sonst nicht so spröde, aber die Zeit, wo Herzog Ernst, dieses Trauerspiel der Freundes- und Freiheitsliebe, zuerst in die Welt hinaustrat und für immer seinen Platz auf der Bühne hätte nehmen sollen, war die, welcher die Klage Platen's gilt:

„Ja, in einer Stadt des Nordens, die so manches Uebels Quell,
Giebt man Clauren's Albernheiten und verbietet Schiller's Tell."

Wir haben die Schranken kennen lernen, die der dichterischen Wirksamkeit Uhlands durch Gabe und Beruf gezogen waren; fassen wir jetzt noch die Abgrenzungen durch die Zeit ins Auge! Uhland hat nicht, wie Andere es vermögen oder doch thun, den ganzen Raum seines Lebens, nicht wie Goethe zwei Menschenalter mit dichterischen Schöpfungen angefüllt, sondern

er nur die Hälfte eines Menschenalters. Begonnen hatte er, wie uns bekannt, etwa im Jahre 1804, und schon im Jahre 1819 oder, wenn wir ein hervorstechendes Werk als den Markstein bezeichnen wollen, mit Ludwig dem Bayer war das Ende der Laufbahn erreicht, von da an schwieg sein Dichtermund und that sich nur noch selten und nur zu wenigen Worten auf. Was aber war es, das ihn, den erst Zweiunddreissigjährigen, schon verstummen liess? War es, wie man anzunehmen gewohnt ist, sein Eintritt in die Thätigkeit eines Ständemitgliedes? Denn allerdings geschah dieser in demselben Jahre 1819. Indess gerade ihn hätte das am wenigsten stören oder ihn gar lähmen können: hatten doch eben erst seine Vaterländischen Gedichte dargethan, dass seine Poesie nicht vor den grossen Gedanken, welche die Zeit bewegten, zurückwich. Nein, wenn wir die spärlichen Dichtungen, die nach dem Jahre 1819 noch aus seiner Feder geflossen sind, vorurtheilslos betrachten, so entgeht uns kaum, dass sie meist eben nur aus der Feder geflossen, nur selten noch gleich den früheren mit vollem Drange und leicht und frisch dem Gemüthe selbst entquollen sind, und abermals drängt sich uns das Bild der Lerche auf, die einen kurzen Sommer hindurch ihr Lied erschallen lässt und dann verstummt. Uhland aber in seiner redlichen und wahrhaften Art, als er erkannte, dass der Sommer seines Gesanges ausgieng, beschied sich mit Gelassenheit; er wollte nicht erringen, was nicht mehr frei und von selbst geschah, und mochte nur, wie etwa auch die entfliehende Lerche thut, hie und da in verlorenen Tönen sich noch einmal versuchen. So erfüllte sich an ihm selber, was er einst, vorahnend oder vorausbedenkend, dem heranwachsenden Dichtergeschlechte zugerufen:

„Singst du nicht dein ganzes Leben,
Sing doch in der Jugend Drang!
Nur im Blüthenmond erheben
Nachtigallen ihren Sang.“

Der redlichen Selbstbeschränkung ist aber auch hier der Lohn und Segen nicht entgangen: seit Uhland nicht mehr dichtete, gerade da erst wurden seine Gedichte jenes Kleinod Aller, und es drängten sich, nachdem zwischen den ersten Ausgaben noch halbe Jahrzehnte gelegen, die späteren immer schneller, alljährlich und noch gehäufter, so dass wir jetzt, die diebischen Nachdrücke des Auslandes nicht einmal mit eingerechnet, bereits

die fünfundvierzigste zählen. Es ist, als thäte es dem Volke wohl, den Kanon dieser seiner Lieblingslieder schon seit Langem so festgestellt zu wissen.

Zu dichten hörte Uhland im Jahre 1819 auf, aber nicht, weil die Geschäfte eines Mitgliedes der württembergischen Kammer all sein Denken in Anspruch genommen und seine Kraft erschöpft hätten. Es war das so wenig der Fall, dass vielmehr gerade jetzt eine andere Wirksamkeit erst recht ihren Anfang nahm, die wissenschaftliche auf dem Gebiete des deutschen und verwandten Alterthums; diese, seit dem Aufenthalt in Paris und dessen nächsten Ergebnissen für einige Zeit zurückgewichen, brach nun wieder stark und voll hervor, um bis zu dem Ende Uhlands eine Stellung im Vordergrund seines Lebens zu behaupten. Indem aber Uhland so das Saitenspiel mit dem Griffel vertauschte und von der Poesie zur Forschung übergieng, gieng er doch zu nichts wesentlich Anderem und Neuem über; es blieb der dichterische und deutsche Sinn, nur dass sich derselbe jetzt nicht mehr in das Gewand des Liedes, sondern in das der Gelehrsamkeit kleidete; vordem hatte dieser sein Sinn die Blüthe der Poesie getrieben, jetzt trug er Früchte der Wissenschaft. Darum trat Uhland auch nie als Grammatiker an das Alterthum heran; was er ergriff, musste sein Gemüth unmittelbarer erfüllen können, musste wurzeln können in seiner Heimatsliebe, musste verwandtschaftlich an sein eigenes Dichterinneres und seine Empfindung für die Natur anklingen; es mussten das Gegenstände sein wie das Leben und Dichten Walther's von der Vogelweide, der einst ebenso wie er von Lenz und Liebe und Vaterland gesungen und ebenso den Volkston zart veredelt hatte, wie der Mythus des Donnergottes, der sich mit Feinheit Zug für Zug auf Naturanschauung zurückführen liess, wie das Volkslied, dieser Gegenklang seines eigenen Liedes, wie endlich die Sagendichtung namentlich seiner schwäbischen Heimat und selbst seines Heimatsortes. Und nicht, dass dieser gemüthliche Grundzug seiner Forschungen deren wissenschaftlichen Ernst und Werth beeinträchtigt hätte: er verband damit wie nur je ein Gelehrter Deutschlands den strengsten, gründlichsten, ungenügsamsten Fleiss; ja es ward deren Werth dadurch nur noch erhöht, denn derselbe Zug des Gemüthes liess ihn auch hier seinen redlichen und zugleich so milden Sinn bewahren und bewähren; er be-

fleckte sich nie mit den Gehässigkeiten, von denen dies Studiengebiet sonst verunreinigt wird, und diente mit sittlicher Würde nur der Wissenschaft, nicht sich. Desshalb, wenn auch sein dichterisches Schaffen seit Jahren, seit Jahrzehnten schon beendigt und seine Mitwirkung an den Dingen des Staates mochte abgebrochen und abermals abgebrochen sein, war dennoch sein Name nicht wie der eines Todten, dessen man bereits vergisst, und es wäre zum Heil der Wissenschaft und des Vaterlandes diesem treuen und ergiebigen Forscherfleiss eine Fortdauer noch auf lange hinaus zu wünschen gewesen; gern prophezeite auch menschliche Berechnung eine solche: Gott hatte es anders verhängt, und wie schon früher der Dichtermund sollte sich nun auch der Mund der Weisheit und nun für immer schliessen.

Aber noch einmal: der Name Uhlands ist nicht wie der eines Todten und sein Dasein unter uns nicht mit seinem letzten Hauche verweht: «er ist den Lebenden vereinet.» Die Sage erzählt, wie da, wo Götter und göttlich heilige Menschen gewandelt sind, eine blumenumsäumte Spur hinter ihnen bleibt, und wo sie in einem grossen Augenblicke gestanden, ihre Fussstapfe für alle Zeiten in den Boden gedrückt ist. Nicht anders Uhland. Noch immer trägt unser deutscher Liedersang das Gepräge, das vor nun einem halben Jahrhundert er ihm gegeben, und auch in Zukunft wird nur eine neue Barbarei es austilgen können; nimmer verwächst der Weg, auf welchem er aus dem schwülen Dickicht der Romantik hinübergeschritten ist zu der hellen, frischluftigen Aue der Volksmässigkeit; schon an den Melodien, in denen sich hier wie ein Vogel des Himmels die Musik am liebsten wiegt, wird derselbe stets erkennbar bleiben und stets erkennbar in der Wissenschaft sein Mitwirken an ihr, stets dankbar das deutsche Volk: wenn es dereinst seine höchsten Güter errungen hat, Uhland hat ihm vorangerungen mit Wort und Werk, mit Thaten und Leiden. Er ist gestorben ohne Stolz auf so viel Grosses, den Stolz kannte seine fromme Seele nicht; aber er konnte in dem Bewusstsein eines rein und gut geführten Lebens, konnte in dem Bewusstsein sterben überall da, wo ein freies Herz mit Freudigkeit dient, treu gedient zu haben, konnte sterben in der Zuversicht, einzugehen in den ewigen Frühling, den er über dem Vergänglichen dieser armen Erde geahnt und auch sich gehofft hatte.

„Wohl blühet jedem Jahre
Sein Frühling mild und licht,
Auch jener grosse, klare,
Getrost! er fehlt dir nicht:
Er ist dir noch beschieden
Am Ziele deiner Bahn;
Du ahnest ihn hienieden,
Und droben bricht er an.“

Wer aber, als er von hinnen gieng, in seine Seele hätte blicken und da lesen können, mit welchen Ahnungen und Hoffnungen er gieng für das, was ihm sein Erdenleben hindurch so nahe und warm am Herzen gelegen, für sein Volk und sein Vaterland! O sicherlich, wie das Herz und das Leben Uhlands vor uns steht, hätte man nur Worte eines noch immer ungebrochenes Muthes gewahrt, Worte wie jene schönen, die mir einst in gleich hohem Alter Ernst Moritz Arndt geschrieben: «Ich wenigstens will mich im grünen Rock begraben lassen, weil ich die glücklichste Hoffnung für mein herrliches tapferes Volk mit in die Erde nehmen werde; nicht, als solle sie mit mir begraben werden, denn auch ich werde dort nicht begraben.» Wollen wir auf einen so unsterblichen Hoffnungs- und Frühlings- und Jugendmuth nicht auch das Lied auslegen, das wir heute noch in dem gesteigerten Wohllaut des Gesanges vernehmen sollen?

„O legt mich nicht ins dunkle Grab,
Nicht unter die grüne Erd' hinab!
Soll ich begraben sein,
Lieg' ich ins tiefe Gras hinein.

In Gras und Blumen lieg' ich gern,
Wenn eine Flöte tönt von fern
Und wenn hoch oben hin
Die hellen Frühlingswolken ziehn.“

Die irdische Wirklichkeit hat ihm den Tod im Frühling und solch ein Frühlingsgrab versagt; Frühling und Sommer und Sommergesang waren längst dahin, als man Ludwig Uhland hinab auf den Gottesacker trug, und der erste Reif und Schnee fielen auf ein noch unbegrüntes Grab. Während aber dort unter bescheidenem Hügel ein bescheidenes, ein frommdemüthiges Herz verwest, soll ein Denkmal, stolz von Stein und Erz, die Stätte

seiner Geburt und seines Lebens und seines Sterbens zieren, ein Denkmal, nicht ihm gesetzt, sondern den Gütern, für die er gestritten und gelitten hat, sondern dem Danke, den sein Volk und jedes Volk ihm schuldet, das sein Lied beseligt. Und noch der späte Enkel wird dorthin wallen und die immergrünen Kränze des Bürgers, des Forschers, des Dichters auf die Stufen niederlegen.

Leipzig. Druck von Grimme & Trömel.

INHALT.

